Deutsche Rundschau

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band VII.

(April — Mai — Juni 1876.)

47445
99

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

AP
30
D4
Bd.7

Inhalts-Verzeichniß

zum

siebenten Bande (April — Juni 1876).

		Seite
I.	Heinrich Homberger, Der Leitstern. Novelle. II. (Schluß.)	1
II.	G. Nachtigal, Reisen im östlichen Nord- und Central-Afrika. I. Meine Mission nach Bornu	45
III.	Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. I.	67
IV.	Oscar Schmidt, Die Anschauungen der Encyclopädisten über die organische Natur	82
V.	* * * *, Die Lage im Orient. I. II.	97
VI.	Robert Zimmermann, Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von M. Bernays	120
VII.	Rudolph Genée, Karl Gutzkow's Rückblicke	122
VIII.	Bruno Meyer, Die deutsche Kunst im Elsaß	126
IX.	Julius Rodenberg, Königin Luise	130
X.	Das provisorische Statut der königlichen Akademie der Künste zu Berlin	134
XI.	A. W. Ambros, Die Concert-Saison in Wien	141
XII.	Friedrich von Sybel, Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich. II. III. (Schluß.)	148
XIII.	Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. I.	163
XIV.	J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. I.	189
XV.	Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. I.	208
XVI.	* * * * Die Lage im Orient. III. (Schluß.)	225
XVII.	L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten	233
XVIII.	W. Roßmann, Ueber Schliemann's Troja	252

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. II. 273

XX. Siegfried Kapper, Montenegro. I. II. 285

XXI. Erich Schmidt, Scherer's Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert 294

XXII. Karl Laubert, Neuere französische Literatur 299

XXIII. Karl Frenzel, Die Theater 305

XXIV. Louis Ehlert, „Tristan und Isolde" in Berlin . . . 314

XXV. Wilhelm Oncken, Napoleon III. am 5. und 6. Juli 1870 319

XXVI. Mittheilung der Kaiserlich Königl. Akademie der bildenden Künste zu Wien 324

XXVII. Literarische Neuigkeiten 325

XXVIII. Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. II. 329

XXIX. J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. II. 354

XXX. H. M. Richter, Das Bild Friedrich's des Großen in der gleichzeitigen öffentlichen Meinung und Literatur Oesterreichs 370

XXXI. Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. II. 382

XXXII. Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. III. 400

XXXIII. Siegfried Kapper, Montenegro. Tagebuchblätter. III. IV. V. 414

XXXIV. Robert von Mohl als Lehrer und Staatsmann . . . 426

XXXV. Ferdinand Cohn, Insectenfressende Pflanzen 441

XXXVI. Memoiren einer Idealistin 457

XXXVII. Friedrich Kreyssig, Aus und über Amerika und England 460

XXXVIII. Ed. v. H., Haeckel's Korallenbuch 467

XXXIX. Joseph Bayer, Das Stadttheater in Wien 468

XL. A. W. Ambros, Weltliche und geistliche Musik in Wien 472

XLI. Karl Frenzel, Die Faust-Aufführungen in Weimar . 478

XLII. Zwei russische Publicisten der Neuzeit 485

XLIII. Literarische Neuigkeiten 491

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 7. April 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Heinrich Homberger, Der Leitstern. Novelle. II. (Schluß.)	1
II.	G. Nachtigal, Reisen im östlichen Nord- und Central-Afrika. I. Meine Mission nach Bornu	45
III.	Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. I.	67
IV.	Oscar Schmidt, Die Anschauungen der Encyclopädisten über die organische Natur	82
V.	* * * *, Die Lage im Orient. I. II.	97

Literarische Rundschau:

VI.	Robert Zimmermann, Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von M. Bernays	120
VII.	Rudolph Genée, Karl Gutzkow's Rückblicke	122
VIII.	Bruno Meyer, Die deutsche Kunst im Elsaß	126

Berliner Chronik:

IX.	Julius Rodenberg, Königin Luise	130
X.	Das provisorische Statut der königlichen Akademie der Künste zu Berlin	134

Wiener Chronik:

XI.	A. W. Ambros, Die Concert-Saison	141

Volkswirthschaftliche Rundschau:

XII.	Friedrich von Sybel, Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich. II. III. (Schluß.)	148

Der Leitstern.

Novelle

von

Heinrich Homberger.

(Schluß.)

Die Pause, welche unser Erzähler machte, benutzte ich zu einer Frage: „Ihr habt uns nun berichtet, wie die Amerikanerin den Kopf des Modells zerstörte. Doch wie verhält es sich damit, daß wir den Marmor selbst ganz ähnlich verstümmelt fanden?"

Aber Emilio antwortete nur, daß wir uns gedulden möchten, und fuhr dann fort:

— „Als Marco mir von dem sonderbaren, und wie mich bedünkt, fast grausam zu nennenden Vorfall Kunde gab, brach er in Thränen aus, in Thränen der Wuth, und meinte, daß es nur Gerechtigkeit gewesen wäre, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und durch eine blutige That diesen Mord — denn ein Mord sei es — wett zu machen; allein der Anblick ihrer Schönheit, ihrer furchtbaren Schönheit habe ihm die Glieder gelähmt, daß er nichts Anderes thun konnte, als ihr in die teuflischen Augen schauen. Ich suchte ihn zu beruhigen und zeigte ihm, welchen Vortheil er aus dem geschehenen und nicht mehr abzuändernden Falle ziehen müsse. Der Oberst könne sich nicht weigern, den von seiner Tochter verübten Schaden zu ersetzen," sagte ich.

„Das ist klar," rief er aus.

„Und ein Thor wärest Du," fuhr ich fort, „wenn Du die Gelegenheit nicht wahrnähmest, Dir eine bessere Bezahlung zu verschaffen als den Wucherpreis, um welchen Du die Statue an den Händler veräußert hast."

Auch das leuchtete ihm ein.

Als ich nun aber mit ihm Rath halten wollte über die Summe, die er vernünftiger Weise als Entschädigung fordern dürfte, und die Meinung aussprach, es sei nur billig und klug, in die Berechnung die Tausende von Lire einzuschließen, welche er an den Obersten und dessen Gesellschaft im Spiel verloren, da fuhr er mich zornig an: ob ich ihn für einen Genuesen oder Hebräer halte?

Tags darauf kam er wieder zu mir.

„Gewiß, was Lucia gethan, ist nicht weniger als ein Mord," rief er aus, „aber die furchtbare Eifersucht, von welcher sie verzehrt wird, entschuldigt viel." Und nun sprach er von der qualvollen Verlegenheit, in welcher sie sich befinde, und daß sie ihn gern um Verzeihung ihrer Missethat bäte und doch nicht den Muth habe zu fragen, wie sie dieselbe sühnen könnte.

„Du hast sie also gesehen?"

„Nein! Das ist es ja eben; kein Wort läßt sie verlauten. Ich muß ihr das Reden erleichtern und werde sie besuchen."

Er ging denn auch nach der Via del Cocomero, fand aber die Wohnung des Obersten verschlossen und hörte, daß Vater und Tochter verreist seien und vor Ende des Monats nicht zurück sein würden. Ueber diese Abwesenheit hätte nun Marco sich nicht zu wundern gebraucht, denn es schickt sich für vornehme Leute, zu Anfang des Mai die Stadt zu verlassen und den Monat auf dem Lande zu verbringen. Aber Marco dachte nicht daran, sich so die Abreise zu erklären. Er war in großer Aufregung, als er mir davon wie von einem überaus merkwürdigen Begebnisse sprach. „Es ist kein Zweifel, sie fürchtet meine Rache — darum flieht sie vor mir."

„Aber sie könnte sich wenigstens in einem Briefe entschuldigen," wendete ich ein.

„Siehst Du nicht, daß sie zu stolz ist, als daß sie ihre Eifersucht gestände? Und welche andere Entschuldigung gäbe es für ihre That?"

Da die Signori Marco's ungeduldiges Gemüth bereits kennen, wird es sie nicht wundern, daß er nicht ruhte, bis er den Aufenthalt der Amerikaner herausgebracht hatte. Das hielt übrigens nicht schwer; denn auch zu vielen Leuten, welche von den Del Monte nur durch Hörensagen wußten, war die Aufsehen erregende Nachricht gedrungen, die alte Marchesa habe die Fremden, über welche so mancherlei Gerüchte umgingen, zur Villeggiatur auf ihr Schloß in Val di Chiana eingeladen. Daß bei den Volls so mancher vornehme Signore aus- und einging, das wunderte Niemanden. Aber unsere florentinischen Damen nehmen's etwas genauer mit solchen fremden Herrlichkeiten, und um so genauer, je schönere Töchter die Fremden haben. Wie hätte sich da Florenz nicht wundern sollen, als die Marchesa Del Monte, die stolzeste Gentildonna, diesen Abenteurern, welche im besten Falle doch nur ahnenlose Republikaner waren, ihr Haus öffnete! Da nun Marco es in seiner Ungeduld nicht lange aushielt, so schrieb er an die Signorina Lucia und schickte den Brief nach Castel Del Monte. Sie könne sich wol denken, schrieb er, daß er Mancherlei auf dem Herzen habe, aber es dränge ihn zumal, ihr zu sagen, daß es nichts gebe, was er nicht verzeihen könne, wenn er darum gebeten werde. Darauf bekam er sofort eine Antwort, welche ihn aber freilich nicht um Vergebung bat. Vielmehr wollte es mich bedünken, als ob die Schreiberin an nichts Anderes gedacht hätte, als zu verhüten, daß Marco in seiner Ungeduld nach dem Schlosse komme. Es hieß darin, er möge sich um Alles nicht einfallen lassen, einen Besuch abzustatten. Die Marchesa habe eine verwerfliche Abneigung gegen demokratische Künstler, und es sei nur billig, daß, wer Gast der Marchesa sei, nicht eine ebenso ver-

werfliche Vorliebe für solche begabte Plebejer an den Tag lege. Man möge also ein Herz, welchem die Pflicht der Dankbarkeit für die großmüthigste Gastfreundschaft obliege, nicht zwingen, einen Vergleich anzustellen zwischen dem liebenswürdigsten der kleinen Marchesi und dem liebenswürdigsten der großen Künstler.

Nachdem Marco mich den Brief hatte lesen lassen, rief er aus: „Wie sie das hochnäsige Volk verachtet! Und wie wenig sie ein Hehl macht aus ihrer Liebe zu mir! Nun begreife ich nicht mehr, wie ich ihr jenen Ausbruch ihrer Leidenschaft habe verargen können. Oder meinst Du, daß sie wol wußte, was sie that, und daß sie es darauf anlegte, mich in die vortheilhafte und angenehme Lage zu versetzen, in welcher ich mich nun befinde?"

Als er sah, daß ich ihn nicht verstand, fuhr er fort: „Nimm an, Lucia wünscht, daß ich von ihrem Vater ihre Hand begehre. Da ich jede Genugthuung für mein zerstörtes Werk zu fordern berechtigt bin — und mit Geld kauft man einen Künstler meines Werthes nicht ab —, so muß mich der Oberst mit den üblichen Bedenken und Schwierigkeiten verschont halten. Kein Zweifel, daß nicht er, sondern ich ein Zugeständniß mache, und so ist's in der Ordnung, denn nichts empört mich so sehr wie der Gedanke, daß solch ein Barbar die Miene annehmen könnte, als stünde es bei ihm, den Antrag eines Mannes wie ich mit Ja oder Nein zu beantworten."

Ich traute meinen Ohren nicht, und die Signori werden mir zugeben, daß, um so das letzte Bischen gewöhnlichen Menschenverstandes verlieren zu können, man eben ein Genie sein muß. Aber ich wußte aus Erfahrung, daß er auf die Einwendungen eines so mittelmäßigen Bildhauers wie ich doch nicht achten würde, und statt aller Antwort fragte ich nur: „So ist's also ein- für allemal aus zwischen Dir und Assunta?"

„Ist es meine Schuld?" erwiderte er heftig. „Wer findet sich getäuscht, sie oder ich? Ich, der ich hoffte, in ihr die Frau gefunden zu haben, die ich immer gesucht, die Frau, die ich nicht aufhören würde, zu lieben! That ich nicht das Meinige, keinen Mangel an ihr zu entdecken? Habe ich ihr etwa zu dem schönen Leib den unbedeutenden Kopf gegeben?" Mir schien's, als suchte er sich in Zorn zu reden gegen die Sposina, aber es gelang ihm nicht. Denn wider seinen Willen wurde er ernst, ja, es kam eine wirkliche Betrübniß über ihn; er seufzte auf und versicherte mich, manchmal bedünke es ihn, als könne er keine Andere, auch Lucia nicht, je so lieb gewinnen, wie er Assunta lieb gehabt, wie er sie noch habe. „Aber was ist da zu wollen, ich kann nicht zwei heirathen." Und nun brach er in Verwünschungen aus über den Unverstand unserer Gesetze, welche nicht einmal einem Künstler erlauben, mehr als eine Frau zu nehmen. Uebrigens solle ich nicht glauben, daß Assunta die traurige Nothwendigkeit, in welcher er sich befinde, nicht zu würdigen verstehe, oder daß sie ihm zürne, weil er, gezwungen, zwischen ihr und der Amerikanerin zu wählen, sich für diese entscheiden müsse. Im Gegentheil, sie selbst habe ihm den Entschluß vorgeschrieben und dargethan, welch' ein großes Herz sie besitze. Eben darum beklage er's so sehr, daß es nicht angehe, eine Frau blos um ihres Herzens willen zu heirathen. Er habe sie denn auch nicht im Zweifel gelassen, wie hoch er von ihr denke,

und wie er ihr Benehmen nicht anders auffasse, als daß sie, nicht weil ihre Liebe zu ihm geschwunden, sondern weil dieselbe uneigennützig und großartig sei, ihn nicht zum Gatten begehre; sie wisse, daß man sich in der Ehe zu genau kennen lerne, und sei einer Meinung mit den weisesten Männern aller Zeiten und Länder, welche die Ehe mit Recht für den Tod der Liebe erklärt hätten. Und weit entfernt, daß sie beide nun aufhören würden, einander zu lieben, dürften sie der frohen Gewißheit leben, daß keine allzulange Bekanntschaft, keine Uebersättigung, keine Veränderung, wie sie das Alter und der körperliche Verfall unabwendbar mit sich bringe, jener Liebe etwas anhaben könne, die unsterblich in ihrer beiden Herzen brennen werde, gleich jenem ewigen Feuer, dessen Hut die tiefsinnige Weisheit unsrer Vorfahren den vestalischen Jungfrauen anvertraute.

„Das Alles hast Du ihr gesagt?" fragte ich.

„Das habe ich ihr geschrieben in meiner Antwort auf den Brief, worin sie mir ihre Vermählung mit Odoardo ankündigte."

Nun müssen sich die Signori erinnern, daß in dem Briefe Assunta's zwar wol von einer Heirath, die sie vorhabe, die Rede war, aber ganz unbestimmt und ohne daß sie einen Namen genannt hatte. Es fiel ihr ja nicht ein, im Ernste an Diesen oder Jenen zu denken. Dennoch geschah es, daß sich damals mit wunderbarer Schnelligkeit die Nachricht verbreitete, der Menschenfeind Odoardo habe auf's Neue um sie gefreit und sie habe ihn jetzt erhört. Diesen Odoardo habe ich schon einmal im Verlaufe meiner fürwahr gar zu langen Erzählung erwähnt. Nun, da ich auf ihn zurückkomme, wünschte ich, es kurz zu machen und nichts weiter von ihm sagen zu müssen, als daß er ein wohlhabender Edelmann war oder vielmehr ist, denn er lebt ja noch, aber jetzt freilich nicht mehr hier in Florenz, sondern in tiefster Einsamkeit auf seinem Gute in der Maremma. So kurz ich mich aber auch fassen möchte, ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne daß ich einer Bemerkung Ausdruck gebe, die sich mir öfter aufgedrängt hat: daß es nämlich nicht genügt, als Signore geboren zu sein, um ein glückliches Leben zu führen. Sollte man nicht annehmen, daß, wer der grausamen Nothwendigkeit des Arbeitens überhoben ist, lauter gute Tage haben müsse? Aber in der That verhält es sich keineswegs so, und wenn ich mich umschaue unter den wohlgestellten Leuten, die ich theils persönlich zu kennen die Ehre gehabt oder noch habe, theils aus der Ferne zu beobachten mir angelegen sein ließ, so kann ich nicht daran zweifeln, daß es gerade im Stande der Signori eine erkleckliche Anzahl von Leuten, sowol Männer wie Frauen, gibt, welche, da sie keine Sorgen zu haben brauchen, sich solche machen. Und so bestätigt sich auch hier wieder meine Ansicht, daß das Gute und das Schlimme im Leben der meisten Menschen sich verhält wie zwei Hälften, die man nur von einander abziehen muß, um zu finden, daß die Rechnung aufgeht. Odoardo war solch ein Signore, dem es schlecht ging, weil es ihm zu gut ging; vielleicht litt er an der Leber, wie das ja bei reichen Leuten fast immer der Fall ist. Seine Jugend soll sehr lustig gewesen sein; aber er freilich meinte hinterher, so traurig wie zwischen sechzehn und vierundzwanzig sei ihm später kein Jahr mehr verflossen. Er war erst in der Mitte der Zwanzig, da wollte er nichts mehr davon wissen, Tag für Tag in die Cascinen zu fahren, und am

Abend in den Logen der Pergola den Damen aufzuwarten; uns, die wir keine Signori sind, dünkt dieses müßige und glänzende Leben gar verführerisch; schade, daß man nicht tauschen kann. Wie gern würde Odoardo, so sagte er einmal zu mir, seine ganze Herrlichkeit hergegeben haben, wenn ich ihm dafür meine geringe Uebung im Modelliren hätte schenken können. Er wollte schlechterdings noch etwas Anderes sein als ein Signore, wollte eine Beschäftigung, einen Beruf haben, und nun begann er bald Das, bald Jenes. Eine Zeit lang trieb er Astronomie und legte sich zu dem Zwecke auf der Terrasse seines Hauses ein Observatorium an; dann kam ihm plötzlich der Gedanke, er sei zum Architekten bestimmt, und sofort entwarf er einen neuen Plan für unsre Domfaçade; es war einer der dreiundneunzig Pläne, welche im Jahre 1862 öffentlich ausgestellt worden sind; nachher verlegte er sich auf die Geographie und gründete eine Monatsschrift, die, wie leider so viele italienische Zeitschriften, nicht über den ersten Jahrgang hinaus gelangte. Allein obwol das Alles kostspielig genug war, er hatte keine rechte Freude daran, und das bewies mir, daß, wer als Signore geboren ist, wohl daran thut, sein Vergnügen in Dingen zu suchen, die man nicht gelernt zu haben braucht, wie zum Beispiel im Halten von Pferden und Tänzerinnen, — oder wenn man ernsten Charakters ist, nun, so lasse man sich in das Parlament wählen oder zum Präsidenten eines gemeinnützigen Vereines. Aber an all' dem hatte Odoardo keinen Spaß, und er schimpfte auf die ungenügende Erziehung, welche die italienischen Signori zu erhalten pflegten, — als ob man, um Signore zu sein, erzogen zu werden brauchte — und bei meiner Ehre, er gab sich eine unglaubliche Mühe und schwitzte in seiner großen Bibliothek, um nachzuholen, was er früher nicht gelernt hatte! Aber wer wüßte nicht, daß zwar der Wolf das Fell wechselt, nicht aber der Mensch seine Haut, und hat Einer nicht in der Jugend das Arbeiten gelernt, so wird er, falls er sich nicht unnöthige Schmerzen machen will, das Müßiggehen als sein Geschäft ansehen. Das that Odoardo nicht, vielmehr quälte er sich ab und bedachte nicht, daß zwar der Schädel der Kinder offene Nähte hat, daß aber uns Großen der Kopf ein- für allemal zugewachsen ist und daß wir damit freilich wider die Mauer rennen können, aber ob auf diese Weise etwas Neues hineingeht, das ist eine andere Frage. Weil ihm nun nichts gelingen wollte, wurde Odoardo ein Menschenhasser, erklärte, auf Erden gebe es nichts als Trug und Eitelkeit, und auf hundert Schelme komme noch kein Viertel von einem Biedermann. In der Gesellschaft von Seinesgleichen ließ er sich nicht sehen, und daran that er wohl, denn er kleidete sich nun nachlässig, hielt keinen Wagen mehr und nur einen einzigen Diener und verwendete all' sein Geld darauf, bald einen armen Jungen auf seine Kosten unterrichten zu lassen, bald einem Künstler, den er für begabt hielt, eine Bestellung zu geben. Doch was diesen letzteren Punkt betrifft, so ging er immer fehl, denn er besaß keinen natürlichen Geschmack, und wenn nur Einer pfiffig genug war, ihm einzureden, daß er Tag und Nacht sich keine Ruhe gönne, so war Der seines wohlbezahlten Auftrags sicher. Marco hätte ein noch viel größeres Genie sein dürfen, er hätte nie einen Auftrag von Odoardo bekommen, darauf will ich schwören; die Beiden hatten sich vom ersten Tage an nicht leiden mögen; als aber der Liebeshandel Marco's mit Assunta offenbar

wurde, da gerieth Odoardo in schreckliche Wuth, nannte Marco mit Namen, die ich nicht wiederholen will, und wir hatten große Mühe, das Duell, für das schon die Stunde angesetzt war, zu verhindern. Erst dieses sonderbare Benehmen Odoardo's klärte uns auf, warum er, der alle Gesellschaften mied, für das Haus Ascanio's eine Ausnahme machte. Wir hatten bisher den Grund in Odoardo's unglücklicher Liebe zur Kunst gesucht, oder darin, daß er uns Künstler von seiner allgemeinen Menschenverachtung ausschloß. Aber nun zeigte es sich, daß er noch für etwas Anderes als die Kunst eine unglückliche Liebe nährte, und daß wir mit Unrecht geglaubt hatten, er halte die Bildhauer und Maler im Großen und Ganzen für bessere Menschen; in Wahrheit war es nur die eine Assunta Vanutelli, für welche er eine ebenso maßlose Achtung und Verehrung hegte, wie er alle übrigen Männer und Weiber geringschätzte. Daß auch er einer von den Vielen gewesen, welche Assunta hatten heirathen wollen, und daß ihm dieselbe freundlich ablehnende Antwort geworden war wie den Anderen, das kam jetzt an den Tag, indem Marco ihn fragte, woher er sich das Recht anmaße, den Beschützer und Vormund der Sposina zu spielen; da erwiderte er in seiner großen Aufregung, daß er zwar nur ein abgewiesener Freier Assunta's sei, daß aber seine Gefühle für sie darum sich nicht verändert hätten noch je verändern könnten, und das gebe ihm das Recht, sie zu beschützen gegen einen gewissenlosen Weiberjäger. Odoardo bildete sich nämlich ein, Marco müßte alle Kunst und Mühe eines erfahrenen Verführers aufgeboten haben, um die sittsame Assunta in seine Netze zu locken; und erst als Assunta selbst ihm bekannte, daß sie aus eignem unwiderstehlichem Triebe Marco's Freundin geworden, da sah er, wie lächerlich es war, daß er ihr einen Schutz hatte bieten wollen, welchen sie verschmähte, und er verfiel in eine noch tiefere Schwermuth und Schwarzseherei als bisher, und kam nur noch ein einziges Mal nach dem Villino, und das eine Mal blos, um der Sposina zu sagen, daß, wenn sie je seines Rathes oder Beistandes bedürfen sollte, sie auf ihn rechnen könne. Obwol er also seit nahezu einem Jahre die Sposina nicht mehr gesprochen hatte, behauptete nun plötzlich das Gerücht, er werde sich nächstens mit Assunta vermählen. Wie dieses Gerücht entstanden, — ich könnte sagen, daß ich es nicht wisse. Aber die Signori kennen ja nun doch bereits hinlänglich meine Frau Isabella, um ihr zuzutrauen, daß, wenn sie etwas unter die Leute bringen will, es unter die Leute kommt. Eben darum suche ich ja vor ihr meine Zunge zu hüten, aber sie hat nun einmal die Gabe, mir den letzten Soldo aus dem Beutel und das bestverwahrte Geheimniß aus dem Herzen zu ziehen, und so hörte sie denn auch durch mich von jenem verstellten Absage- oder Abschiedsbrief Assunta's an Marco, und sofort wußte sie, daß der Bräutigam, von welchem in dem Briefe stand, Odoardo, der Menschenhasser, sein müsse. Umsonst versicherte ich ihr, daß es der Sposina nie so wenig um eine Heirath zu thun gewesen sei, als jetzt, und daß, wenn sie in dem Briefe an Marco dennoch von einer solchen gesprochen, sie es geflissentlich erfunden habe, damit ihr gewesener Geliebter sich fernerhin keine Gedanken ihrethalben mache. Isabella, gleich allen Weibern, welche Euch vorjammern von dem Unglück ihrer Ehe, liebt das Ehestiften über Alles; sie antwortete mir, daß, wenn Assunta nicht daran dächte, Odoardo's Frau zu

werden, sie sehr unrecht habe, nicht daran zu denken, und daß man ihr, ob sie wolle oder nicht, auf den rechten Weg helfen müsse. Nun gibt es bekanntlich kein besseres Mittel, einen Mann und eine Frau in Ehren oder Unehren zusammenzubringen, als wenn alle Welt schwört, sie seien schon ein Herz und eine Seele. Doch gerade Assunta war die letzte, sich durch das Gerede der Leute erschrecken und zwingen zu lassen; mehr aus Unverstand denn aus Schamlosigkeit hütete sie ja ihren Ruf weniger, als es viel schlechtere Weiber zu thun pflegen, und da ihr Oheim Ascanio sie fragte, ob es richtig sei mit Odoardo, und wie das auf einmal gekommen, da erwiderte sie: „Wie könnt Ihr nur solche Fabeln glauben, Oheim! Odoardo denkt nicht mehr an mich, und wenn er's thut, so ist's mit Haß und Verachtung." Indessen hierin irrte sie sich, wie Ascanio selbst bald erfuhr, denn der Alte, welcher anfänglich ihren Handel mit Marco begünstigt hatte, — ungefähr wie invalide Soldaten nichts lieber hören, als daß es noch Krieg in der Welt gibt, oder wie alte Mazzinianer ihre Söhne und Enkel anstacheln, geheime Secten zu gründen, — — als ob heutzutage, da jede Rednerbühne und jede Druckerei ein Leuchtthurm der Aufklärung ist, der Fortschritt es noch nöthig hätte wie ehemals, sich maulwurfsgleich im Dunkeln voranzuwühlen! — — Doch wohin verlockt mich schon wieder die Genugthuung, die ich empfinde bei dem Gedanken, dem, wenn auch noch nicht goldenen, doch bereits silbernen Zeitalter der Freiheit anzugehören!? — — ich sage also, Ascanio, der alte Satyr, schmunzelte zwar, wenn ihm ein möglichst gepfeffertes Histörchen zu Ohren kam, und ob das lockere Vöglein Assunta hieß und seine Nichte, das hätte bei ihm wenig verschlagen, aber als er merkte, wie unklug Assunta sich anstellte, und daß sie keine lüsterne Turteltaube, sondern eine thörichte Amsel war, da hörte das Ding auf, ihm zu gefallen, und er sagte geringschätzig, die passe nur für die heilige Ehe, und es war ihm nun recht, daß mit Marco die Sache zu Ende, und als das Gerede mit Odoardo aufkam, da mochte er wol denken, der sei der rechte Mann für Assunta, und trotz der Antwort, welche die Sposina ihm gegeben, suchte er Odoardo auf und befragte ihn über seine Gesinnungen. Odoardo erwiderte ihm, daß jenes Gerücht auch zu ihm gedrungen, und daß er es um so weniger begreife, als er ja nichts habe thun können noch wollen, um sich das Herz Assunta's geneigter zu machen. Aber er gestehe, daß er heute nicht anders gesonnen sei als früher, daß er Assunta nach wie vor für die einzige Frau halte, welche keine Falschheit zu begehen vermöge, — wenigstens kenne er keine sonst, — und darum, wenn Assunta sich entschließen könnte, die Seine zu werden, so würde er nach nichts weiter fragen, sondern sich, statt für den verlassensten und unseligsten, für den glücklichsten aller Menschen halten. Diese Antwort Odoardo's hinterbrachte Ascanio sofort seiner Nichte, und ich möchte vermuthen, daß Assunta in ihrem Innern doch ein Bischen gerührt war; denn wer empfände nicht einige Dankbarkeit für eine treue Zuneigung, die sich gleich bleibt, ob man ihr einen Lohn gewährt oder nicht! Und Assunta besaß ja ein zärtliches Gemüth. Aber sie ließ nicht merken, daß ihr Odoardo's Worte den geringsten Eindruck machten, und sagte nur, sie wünsche, nicht mehr davon reden zu hören. Allein Ascanio gab sich nicht so leicht zufrieden; er war sein Leben lang ein kluger Mann gewesen, auf seinen Vortheil bedacht, bei aller Liebe zur

Kunst und Geselligkeit zäh in Geldsachen, und nicht wenig ehrgeizig. Seine Nichte an einen Edelmann zu verheirathen, der Plan kitzelte ihn. Doch das fiel bei ihm weniger in's Gewicht, als daß gerade um diese Zeit Assunta nicht im Stande war, ihm das halbjährige Kost- und Miethgeld zu zahlen; denn obwol sie ihm den Haushalt führte, so hatte sie doch nicht anders als für ihr Geld bei ihm leben wollen, und er, der wie gesagt sein mühsam erspartes Vermögen zusammenhielt, war ihr darum noch einmal so gut gewesen. Jetzt aber kam's an den Tag, daß Assunta sich um Marco's willen zum Fenster hinausgestürzt hatte und nun auf dem Pflaster stand, nackt und bloß wie eine Seele, welche gen Himmel fährt. Das war eine Neuigkeit für Ascanio. Per Bacco! Der war nicht der Meinung, daß man wohl daran thue, sich noch bei lebendigem Leibe auszuziehen und alles irdische Gut dahinzugeben. Das thäten nur die Padri Franziscaner, und auch die nur in Worten, pflegte er zu sagen, und er gerieth nun in eine bittere Stimmung, der er öfter Luft machte, als vielleicht recht war; wie wenn Assunta nicht ihr, sondern sein Vermögen verschwendet hätte, so that er und jammerte, daß sie ihn, der sein Leben lang an nichts Anderes gedacht, als sich ein sorgloses Alter zu schaffen, nun in's Elend bringe; und er sehe schon, daß, um sie Beide zu ernähren, er in seinen letzten Tagen wieder zu Hammer und Meißel greifen müsse, und seine Hände zitterten doch und er könne schwerlich noch so viel verdienen, als der letzte Handlanger. So mußte die arme Sposina in ihrem großen Herzeleid auch noch die stacheligen Reden Ascanio's hören, und ich glaube, wenn sie gewußt hätte, wohin, sie wäre von ihrem Oheim fortgelaufen. Aber sie besaß ein viel zu empfindliches Gemüth, als daß sie sich leicht unter fremde Leute traute; auch klagte sie mir, daß sie so gar unwissend und ungeschickt sei und nimmermehr ihr Brod zu erwerben verstünde. Weil ich sie nun in solcher Bedrängniß sah, glaubte ich sie mürbe und dachte: Isabella hat recht; man muß sie auf den Weg ihres Glückes führen und nöthigenfalls stoßen, und ich antwortete, daß die Weiber auf der Welt seien, um Männer zu nehmen und Kinder zu bekommen, und sie brauche es nicht zu bedauern, daß sie, wie sie sage, nichts wisse und nichts arbeiten könne; denn zu heirathen und Kinder aufzuziehen, dazu sei sie noch jung genug, und ich hoffe, daß sie sich diesmal nicht besinnen werde, bis es wieder zu spät sei; was sie denn Besseres sich wünschen könne als den Signore Odoardo, der, obwol in den Vierzigen und ein Bischen gelb von Farbe, doch ein vollkommener Gentiluomo, reich und freigebig sei, und was seine gelbe Gesichtsfarbe betreffe, so habe ich oft gehört, daß es für einen Hagestolz noch ein besseres Mittel gebe gegen eine zu große Leber als die Bäder von Montecatini, nämlich eine brave Frau; freilich ärgern dürfe sie ihn nicht, aber dessen sei ja bei ihr keine Gefahr. So redete ich ihr zu, und in Wahrheit, ich verleugnete ein wenig meine Grundsätze bezüglich der großen Frage der Gleichheit des weiblichen Geschlechtes, denn eigentlich bin auch ich der Meinung, daß man in einem Jahrhundert wie dem unsern jeder Frau das Recht lassen sollte, für sich zu wählen, ob sie etwas Ordentliches lernen oder ob sie heirathen will; gar Manche würde vielleicht als Arzt oder Professor nicht soviel Schaden anrichten wie als Ehefrau, und dabei wäre auch in Betracht zu ziehen, daß sich der Schaden auf Viele vertheilte, also auf einen

Jeden nur ein Bischen käme, während, wenn meine Frau Xanthippe heißt, ich unglücklicher Sokrates das ganze Unheil zu tragen habe. Die Signori lächeln und denken: nicht Jedem werde aufgespielt, wie einem gewissen Emilio. Das weiß ich, das weiß ich. Aber wo stand ich in meiner Erzählung? Ja, dabei, daß ich der Sposina nun eifrigst zu Odoardo zuredete, gerade wie ich ihr früher zugeredet hatte, Marco nicht loszulassen. Ach, sie hatte ihn nicht losgelassen — ich meine, in ihrem Herzen — das sah ich wol, und daß, so lange sie noch mit solcher Standhaftigkeit bei dieser verzweifelten Leidenschaft beharrte, sie eher jede Todsünde begehen als Odoardo heirathen würde. Daß Marco sich nicht allein von ihr entfernt, sondern ihre durchsichtige Lüge, als wolle sie einen Andern heirathen, für Ernst genommen, ja belobt und als einen Beweis ihrer großen, uneigennützigen Liebe zu ihm selber ausgelegt hatte, selbst das machte sie nicht geneigter, die Hilfe anzunehmen, die sich ihr aus ihrer schlimmen Lage bot und die ihr, wenn sie nicht so ganz verblendet gewesen wäre, als das seltenste Glück hätte erscheinen müssen. Ascanio hatte es einzurichten gewußt, daß sie sich eines Tages mit Odoardo zusammenfand, unvermuthet und gegen ihren ausdrücklichen Willen; ihre Verlegenheit war keine geringe, aber sie konnte nicht hindern, daß Odoardo ihr übles Aussehen und ihre Betrübniß gewahrte und daß er ihr in rührender Weise Trost zusprach, und da er dabei kein böses Wort gegen Marco äußerte, so zeigte sich seine unglaubliche Großmuth nur um so deutlicher. Aber sie wollte nicht verstehen, was er ihr anbot, indem er zwar verhüllt aber doch klar genug von seiner unveränderten Freundschaft und Achtung redete. Als er von ihr wegging, war er überzeugt, daß ihm nichts zu hoffen blieb, und er sagte zu Ascanio, daß er diese Anhänglichkeit an einen Schurken, der sie verrathen, zwar beklage, daß sie aber nur um so herrlicher sich von dieser Welt der Lüge und der Liebllosigkeit unterscheide. Und obwol er nichts hoffte, besuchte er nun wieder das Villino fast täglich, um durch sein Gespräch die arme Sposina von ihrer Trauer abzuziehen. Aber selbst das gelang ihm nicht; ihre Gedanken waren fort und fort bei Marco. Von mir wollte sie wissen, ob der Tag der Hochzeit mit der Amerikanerin schon festgesetzt worden. Ich hätte ihr nun sagen können, daß Marco noch nicht einmal verlobt sei, außer in seiner Einbildung. Aber es schien mir nützlich, sie auf alle Weise in dem Gedanken zu bestärken, daß Marco und sie nun einander fremd bleiben müßten, und so leid sie mir that und obwol ich ihr den Schmerz hätte ersparen mögen, so erzählte ich ihr doch, was mit dem Modell des „Leitsterns" geschehen war, und daß Marco über die Zerstörung, welche Lucia angerichtet, mehr Freude als Verdruß empfunden, weil er darin einen Beweis gesehen habe von Lucia's Eifersucht und großer Liebe. Als nun aber bei dieser meiner Erzählung die hellen Thränen aus Assunta's Augen hervorbrachen, fühlte ich solches Mitleid mit ihr, daß ich nicht anders konnte als schnell hinzusetzen: „Darum glaube ich aber doch, Signora Assunta, und weiß es auch aus seinem eignen Munde, daß er im Grunde seines Herzens euch mehr liebt als die Amerikanerin und daß er, wenn ihr ebenso oder auch nur halb so reich wäret, Euch den Vorzug gäbe." Da hätten die Signori sehen sollen, welch ein Lächeln über die eingefallenen Wangen der

Sposina ging; ihre Augen erglänzten, sie drückte mir die Hand und rief: „Ich danke Euch, Emilio! Ja, so ist es: wenn ich reich wäre — —;“ sie brach ab und schaute ganz glücklich drein, als ob ich ihr wunder welche Freudenbotschaft verkündigt hätte. Wie ich so gewahrte, daß ich mich von meinem Mitleid hatte zu weit führen lassen, suchte ich meinen Fehler gutzumachen und fuhr fort: „Gewiß, er liebt Euch noch, und ebendarum wird er immer wieder zweifelhaft, ob er nicht Euch und die Armuth wählen und jener Anderen und ihren Schätzen entsagen soll. Freilich, er müßte dann auch seinem großen Ehrgeiz und hohen Streben entsagen —“

„Nimmermehr darf er das,“ unterbrach sie mich.

Nun hatte ich sie auf dem richtigen Punkte und sagte: „Wohl, dann führet die Absicht aus, die Ihr selbst ihm angekündigt: gehet ihm mit Eurem Beispiel voran, heirathet Odoardo, — das wird allen seinen Zweifeln ein Ende machen.“

Da wurde sie nachdenklich und bei mir selber belobte ich mich ob meiner Geschicklichkeit. Zu Ascanio aber sagte ich an dem Tage: „Was zahlt Ihr mir Mäkelgeld, wenn ich's doch noch fertig bringe, daß sie Odoardo nimmt?“

So überzeugt ich aber war, daß, wie nun einmal die Sachen standen, man der Sposina keine größere Wohlthat erweisen konnte, als indem man sie zwang, ihr neues Glück in's Auge zu fassen und mit keinem Blick mehr rückwärts zu schauen, — trotzdem empfand ich etwas Aehnliches wie beim Hören einer zwar erwarteten aber dennoch erschreckenden Todesnachricht, als ich bald darauf in Marco's Studio tretend ihn dabei betraf, wie er eben mit der Raspel die letzten Striche that an dem Kopf des Marmors, — ich meine den Marmor, den ihm Assunta geschenkt für die Ausführung des Leitsterns, — und nun zeigte die nahezu vollendete Statue statt der Züge der Sposina die Züge der Amerikanerin. Lucia's Büste hatte dabei statt des verstümmelten Gipses als Modell gedient. Als Marco meine Bestürzung gewahrte, rief er: „Ich wundere mich über Deine Verwunderung. Wer hat besser als Du vom ersten Augenblicke an den Irrthum erkannt, dessen Opfer ich wurde, als ich einer bloßen Aehnlichkeit zu lieb mich zu einer so geistlosen Nachahmung der Natur verleiten ließ.“ Marco hatte es also endlich doch aufgegeben, die vollkommene Schönheit in einem einzigen Geschöpfe finden zu wollen; nun setzte er auf den Körper der Sposina den Kopf Lucia's. Als sich Marco so vor mir eines Fehlers schuldig bekannte, welchen ich in meiner Mittelmäßigkeit niemals hätte begehen können, wäre ich wol befugt gewesen, einige Genugthuung zu zeigen. Allein mehr als an meinen Triumph dachte ich an Assunta und wie es sie schmerzen würde, wenn sie erführe, daß ihr Bild sich in das einer Anderen verwandelt hatte.

„Man muß die Veränderung vor Assunta geheim halten,“ sagte ich.

„Meinst Du?“ antwortete er. „Ich glaube, Assunta besser zu kennen. Die ist keines von den gewöhnlichen Weibern; die weiß, wie ein Mann meiner Art geliebt werden muß und daß ein großer Künstler sich seiner erhabenen Sendung schuldet. Ich sage Dir, Assunta ist mir dankbarer, wenn ich an ihr als wenn ich an mir selbst eine Untreue begehe.“

Und nun erzählte er mir, er habe die veränderte Statue zu einem Geschenk

bestimmt für Lucia, und zwar hatte er sich's so ausgedacht, daß in dem Augenblicke, da Vater und Tochter voll Bewunderung und Dankbarkeit vor der Statue stünden, er seine Werbung vorbringen würde. Ich erinnerte ihn daran, daß er die Statue bereits an den Händler verkauft hatte.

„Ich kaufe sie zurück und zahle jeden Preis," antwortete er und fügte hinzu, daß das unermeßliche Vermögen Lucia's ihn davor bewahren werde, noch einmal ein Werk seiner Hand in so schimpflicher Weise zu verschleudern. „Auch das Geld, das ich der guten Assunta schulde, drückt mich," fuhr er fort, „und ich bin froh, daß ich so bald im Stande bin, es ihr zurückzuerstatten."

„Odoardo verlangt keine Mitgift," versetzte ich.

Die Signori bemerken die Spitze dieser meiner Aeußerung. Marco bemerkte sie nicht. „Gewiß," sagte er, „sie thut eine günstige Heirath. Aber ich glaube, zu ihrer Ehre glaube ich, daß sie immer nur mich und mich allein lieben wird."

Darin würde er, fürchtete ich, nur zu recht haben. Allein so nothwendig es mir schien, nichts unversucht zu lassen, was Assunta mürbe machen und ihr diese zwecklose Treue aus der Brust reißen konnte, so fehlte mir doch der Muth, ihr auch noch von der Veränderung zu erzählen, welche Marco mit dem „Leitstern" vorgenommen. Ich sprach darüber mit meiner Frau und meinte: wenn ich auch das der Armen sagen müßte, so käme ich mir vor, als ob ich das Messer, das ihr bereits im Herzen stäke, noch darin herumdrehte.

Aber Isabella statt aller Antwort machte nur ihr Feldscherergesicht — so pflege ich eine von ihren Mienen zu nennen, und ich bilde mir etwas ein auf den Ausdruck, er trifft wahrhaftig zu. Uebrigens ist es ja bekannt, daß es nichts Grausameres gibt als das Weibsvolk unter einander, und so wunderte ich mich denn gar nicht, als die Sposina in weniger als ein paar Stunden Alles wußte: daß der „Leitstern" nun das Antlitz der Amerikanerin trug und daß Marco die Statue seiner neuen Braut schenken würde. Die Wirkung übertraf bei Weitem, was ich hatte vermuthen können. Odoardo kam an dem Tage nach dem Villino; da ließ ihm Assunta durch ihren Oheim sagen, sie könne ihn heute nicht sehen; aber sie sei ihm dankbar für seine unveränderliche Freundschaft und er möge sagen, wie sie ihm diese Dankbarkeit beweisen solle; wozu er sie für gut finde, dazu wolle auch sie sich für gut halten. Sie war mürbe. Ascanio aber, welcher sie doch bisher so sehr gedrängt und gequält hatte, wurde nun mit einem Male bedenklich und sagte zu mir: „Wenn ich wüßte, daß sie wirklich von Marco das Geld zurückbekommt — — sie mag immerhin bei mir bleiben. Ich werde doch mein Bruderskind nicht ohne Noth von mir stoßen!"

Unterdessen war nicht nur der Monat Mai vergangen, sondern auch der größere Theil des Juni, und die Amerikaner ließen noch immer auf ihre Rückkehr warten. So lange Marco an der Statue zu thun hatte, verwand er seine Ungeduld, obwol er auf seine Briefe an die Signorina lange keine Antwort erhielt. Dann aber kam doch eine, worin es hieß, man hoffe, ihm bald etwas mittheilen zu können, das ihn freuen werde. Marco verstand dies wieder, wie's ihm paßte, und arbeitete mit einem Eifer, einem Eifer: die erfreuliche Mit-

theilung der Signorina sollte nicht der Vollendung der Statue zuvorkommen. Endlich war der Marmor fertig, und nun dünkte es ihm Zeit, daß Lucia und ihr Vater zurückkehrten. Da aber seine Briefe neuerdings unbeantwortet blieben, so fragte er in Via del Cocomero nach; die im Hause zurückgelassene Beschließerin des Obersten erzählte ihm — und obwol ich nicht zugegen war, meine ich zu sehen, wie sie dabei mit den Augen zwinkerte —, sie erzählte, daß der Besuch bei der Marchesa Del Monte sich verlängere und daß die Signorina wöchentlich zweimal nach Arezzo fahre, um sich von dem Erzpriester des Domes in unsrer allerheiligsten katholischen Religion unterweisen zu lassen, und auch von den guten Manieren des Fräuleins sei die alte Marchesa bereits sehr entzückt. Mehr wollte die Beschließerin nicht sagen; sie hatte ja auch genug gesagt. Aber bekanntlich gibt es keinen schlimmeren Tauben, als den, der nicht hören will. Statt sich warnen zu lassen, erklärte Marco das Alles für Altweibergeschwätz, und als ich nun nicht mehr an mich hielt und herausfuhr: „Isabella hat längst prophezeiht, daß die Signorina Lucia und der Marchesino —," da ließ er mich nicht ausreden, sondern nannte mich eine Elster, die jede Albernheit wiederhole, und wir schieden in Unfrieden. Immer ungeduldiger muß er in diesen Tagen geworden sein, in denen ich ihn nicht sah; denn eben jetzt begann der Kunsthändler nach der Statue zu fragen; die Frist für die Ablieferung war um. Da eines Abends finde ich in der Chronik der „Gazzetta del Popolo" — — ich habe das Blatt aufgehoben und werde die Stelle mit der Erlaubniß dieser Signori jetzt vorlesen." —

Hier holte unser beredtsamer Freund eine alte Zeitung aus der Tasche, entfaltete sie und las daraus Folgendes vor:

„Obgleich es nicht unsere Sitte ist, mit unzarter Hand den Schleier wegzuziehen von Dingen, die sich noch im Heiligthume der Familie vor der zudringlichen Neugier der Welt verbergen, so können wir uns doch nicht die Freude versagen, als die Ersten eine Neuigkeit zu verzeichnen, welche mit wachsender Bestimmtheit in den vornehmen Kreisen unsrer Gesellschaft wiederholt und deren Bestätigung von allen Denen mit Ungeduld erwartet wird, welche in dem Glanz und der Blüthe unseres Patriciats ein hervorragendes Element des Ruhms und Gedeihens unsrer theuren Stadt ersehen. Es handelt sich um eine erlauchte Heirath, welche, so wird uns von wohlunterrichteter Seite mitgetheilt, demnächst den einzigen noch übrigen Sprößling einer der ältesten und gefeiertsten unsrer aristokratischen Familien verbinden soll mit einer ausländischen Dame, deren seltene Schönheit und bezaubernde Liebenswürdigkeit allen Theilnehmern der Festlichkeiten des vergangenen Winters noch frisch im Gedächtniß ist. Der Signor Cavaliere Francesco Saverio dei Marchesi D.. M..... ist unsrer ganzen Stadt theuer als ein junger Mann, der, auch wenn er nicht einen so alten in den Annalen des florentinischen Ruhmes vielgenannten Namen trüge und sich durch eine solcher Herkunft würdige, ächt edelmännische Haltung auszeichnete, seinen vortrefflichen Anlagen und Kenntnissen stets und überall eine hervorragende Stellung verdanken würde. Zu dem Lobe der Signorina L. B. etwas zu sagen, verbietet uns die Rücksicht, welche man der Schüchternheit einer jungen Dame schuldet. Wer immer das Glück genossen hat, nicht blos

aus der Ferne die Reize dieses engelhaften Gesichtes, dieser himmlischen Gestalt zu bewundern, sondern in ihrer holden Nähe zu weilen, der weiß, wie sehr die Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche ihre seltene Person schmücken, sie der hohen socialen und, wir dürfen wol sagen, historischen Stellung würdig machen, die sie künftig inmitten unsrer ersten Gesellschaft einzunehmen berufen ist. Auch verzeihe man, wenn wir hervorheben, daß durch die Reichthümer, womit das Glück sie begünstigt hat, sie in den Stand gesetzt wird, die Traditionen der Pracht, der Freigebigkeit und einer edlen Gastfreundschaft, welche mit dem Hause der Marchesi D.. M..... seit Jahrhunderten unzertrennlich verbunden sind, auf's würdigste zu pflegen und fortzusetzen. Ein anderer Umstand, welcher aus Gründen des bescheidenen Stolzes und einer, wie uns dünkt, zu weit getriebenen Verachtung der weltlichen Vortheile bisher nicht zu weiterer Kunde durchgedrungen, aber für alle, die mit der Genealogie der großen europäischen Adelsgeschlechter vertraut sind, keinem Zweifel unterliegt, ist dieser, daß hinter dem so einfach klingenden Namen B. sich die erhabene Herkunft von einer der ältesten, mit dem Herzogshute gekrönten Sippen des katholischen Irland verbirgt. Wir hoffen, bald in die Lage gesetzt zu sein, die Nachricht, welche wir heute mit der dem Familiengeheimniß geschuldeten Zurückhaltung blos leise andeuten, in feierlicher und ausdrücklicher Weise bestätigen und so, während wir sonst an dieser Stelle nur zu häufig von Unglücksfällen und Missethaten reden müssen, einmal ein dem öffentlichen Wohl dienendes Ereigniß zur allgemeinen Genugthuung verkündigen zu dürfen."

—„Als ich dies las in der Chronik der „Gazzetta del Popolo",— fuhr Emilio fort, indem er das Blatt mit der ihm eigenen, etwas umständlichen Sorgfalt zusammenlegte, glatt strich und wieder einsteckte — als ich dies las, da dachte ich zuerst nichts als: wenn Isabella nicht das verdammteste Spürnäschen dieser Welt ist, so will ich nicht ihr Mann sein — welche Redensart übrigens die Signori nicht zu buchstäblich nehmen müssen, da ich meiner Treu' manchmal alles Andere lieber sein möchte als ihr Mann. Mein zweiter Gedanke aber war Marco und in welche Wuth er gerathen würde, wenn er die „Gazzetta" zu Gesicht bekäme, und daß, obwol er mich eine Elster genannt, ich ihn von einem tollen Streich abhalten müßte, und ich beschloß, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, daß, weil's in der „Gazzetta" stehe, es immer noch nicht wahr zu sein brauche. Und wer will das leugnen? Wenn Alles, was in den Zeitungen geschieht, wirklich sich zutragen müßte, so wäre die Welt nicht groß genug. Aber ich mache das den Zeitungsschreibern nicht zum Vorwurf: wenn die blos die Wahrheit sagen wollten, so möchte ich wissen, wer sie ihnen Tag für Tag abnehmen und auch noch Geld dafür ausgeben würde! — — ei, ei, daß ich doch die Seitensprünge nicht lassen kann! Als wenn ich diesen Signori, welche der so erleuchteten alemannischen Nation angehören, etwas Neues sagte, wenn ich sage, daß man mit der Wahrheit nicht weit kommt, in den Zeitungen so wenig als in der Bildhauerei oder — wenn es mir erlaubt ist, auch von gemeinen Dingen zu reden — als in der Kunst des Schneiders oder Koches; überall gehört ein Bischen Zuthat und Aufputz dazu, ein Bischen Idealismus, und wer den nicht hat, und doch die Menschen zu Kunden braucht, der endet am Bettel-

stab, ich geb's ihm schriftlich — — Doch richtig, da haben wir's wieder, immer gerathe ich aus einem Gedanken in den anderen, der gar nichts damit zu thun hat; daran ist meine philosophische Ader schuld, und wie meine Frau, weil sie mit der scharfen Witterung begabt ist, ihre Nase in allen Töpfen hat, so kann ich nun einmal das Philosophiren nicht lassen, und oft betreffe ich mich darüber, daß ich meine beste Zeit verliere und über Dinge nachdenke, die mir weder heiß noch kalt machen. Und sicher: wenn ich weniger mit der Denkwuth behaftet wäre, so würde ich ein größerer Künstler geworden sein; denn daß zu einem Genie ein schönes Bischen Gedankenlosigkeit, um nicht zu sagen Leichtsinn gehört, — nun, das sehen wir ja bei Marco." —

Hier verstummte Emilio plötzlich, und in seinen Mienen malte sich etwas wie Bestürzung. Offenbar hatte diesmal der übervoll rinnende Strom seiner philosophischen Ader den Faden seiner Erzählung völlig hinweggeschwemmt und er fand ihn nicht wieder ohne unsere Hilfe.

— „Ja, ganz recht! Am nächsten Morgen ging ich also in aller Frühe zu Marco; aber ich fand ihn weder in seiner Wohnung noch im Studio. Er war bereits fort, fort auf dem Weg nach Castel Del Monte — ich konnte nicht daran zweifeln. Und doch hatte die Signorina ihm nicht umsonst so streng verboten, sie zu besuchen während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse. Hätte Marco das Verbot beachtet, nun, so würde sie vermuthlich den Marchesino bekommen haben, Marco aber hätte seinen Schaden im Stillen gegessen, und im Stillen verdaut man ihn immer; so lange es nicht in den Mund der Leute kommt, ist ja kein Unglück ein Unglück. Aber so ein Genie findet nie im rechten Augenblick die rechte Thür. Als Marco nur noch zwei Schritte zu machen hatte, um ein berühmter Mann zu werden, da setzte er sich hin, eine Hand in der andern, und that nichts; nun aber, da's so leicht gewesen wäre, nicht zu verrathen, daß er zum Besten gehalten worden, da machte er den großen Lärm, davon ganz Florenz widerhallte, und — was trug's ihm ein, daß er mit seinem eigenen Spiel auch das der Amerikanerin verdarb?

Nun bin ich dazumal nicht mit auf Schloß Del Monte gewesen, und ob ich mit voller Genauigkeit und in der richtigen Folge werde Alles angeben können, was sich dort zutrug, wie soll ich's verbürgen? Allein da diese Signori in ihrer großen Geduld und Nachsicht mir ja auch bisher gestattet haben, im Verlauf meiner, ach! weit über Gebühr langen Erzählung Manches deutlich zu beschreiben, als ob ich selbst es miterlebt hätte, während ich in Wahrheit davon doch nur aus den Reden Anderer weiß, so werde ich mir erlauben, auch das, was bei den Del Monte geschah, so zu schildern, wie — nun wie die Geschichtschreiber thun, deren ganze Kunst ja darin besteht, sich zu stellen, als ob sie's mit angesehen hätten, auf welchem Knie Cäsar vor der Kleopatra lag, während, ich will wetten, keiner von den gelehrten Herren die Hand auf dem Herzen sagen kann, wie er selber sich ausgenommen, als er seiner Frau zum ersten Mal in die Backe kneipte. Uebrigens, wie gesagt, der Lärm war groß in Florenz, drei Wochen lang sprach man von nichts Anderem, Dieser wußte diesen, Jener jenen Umstand zu erzählen, es bildeten sich Parteien, die einen gaben den Amerikanern, die anderen der Marchesa und ihrem Sohne Recht, Manche billigten sogar das Benehmen Mar-

co's, und da, wo Parteien über einander herfallen, die Wahrheit immer an den Tag kommt, weil die Schwarzen die Lügen der Weißen und die Weißen die Lügen der Schwarzen aufdecken, so glaube ich nach all' dem Gerede für und wider sehr wohl zu wissen, wie die Dinge eigentlich gegangen sind.

Vor Allem muß ich nun erwähnen, daß die Marchesa Del Monte — sie ist seitdem verstorben und liegt in einer ihr gehörigen Kirche bei Montelupo begraben; der Bildhauer Calesini hat ihr Denkmal gearbeitet: Sarkophag mit Reliefmedaillons im Styl des Cinquecento, ein treffliches Werk, welches wieder einmal darthut, daß, wenn unser Italien nur will, der Primat der Kunst ihm immer gehören wird — — also die Marchesa Del Monte war eine Erzcodina — ja, jetzt müßt' ich schon wieder diesen Ausdruck erklären — — ach, was ist das Erzählen eine weitläufige Kunst! — ich beschränke mich zu sagen, daß unsere Reactionäre nicht nur Malven, sondern auch Codini genannt werden, weil, wenn sie auch in Wirklichkeit keine Zöpfe, Code, mehr tragen, sie doch so hinter der Zeit zurück sind, als ob sie sie noch trügen. Also die Marchesa war eine solche Codina, sehr stolz, sehr fromm, die nie vergaß, daß — ihr Vater war toscanischer Gesandter in Rom gewesen — der Papst sie mit eigener Hand getauft hatte. Die Signori werden sich nun leicht vorstellen können, wie es der Marchesa gefiel, als ihr einziger Sohn in die Schlingen der Signorina Lucia gerieth, die für sie doch nur eine namenlose Republikanerin war und eine Ketzerin obendrein. Allerdings lebte der Oberst auf großem Fuß, und daß er bei dem Bankhause Fenzi viel Geld stehen hatte, war kein Schwindel. Indessen ob es so mörderisch viel gewesen ist, als die Leute damals wissen wollten, möchte ich bezweifeln, dem Neu-Yorker Spielhause zum Trotz, woher die Herrlichkeit stammte. Denn bekanntlich pflegt jeder Reichthum sich zu verdoppeln in den Mäulern Derer, die nichts Anderes davon haben, als daß sie darüber reden. Immerhin, Geld hatte sie, die Signorina Lucia, hübsches, baares Geld, und daran fehlte es natürlich den Del Monte so gut wie fast allen diesen alten Familien, welche unzählige Güter und Häuser und Silberzeug und Bedienten und Pferde und Schmeichler und wie das Mitesserpack sonst heißt, zu haben pflegen, aber am Ende des Vierteljahres, wenn sie die Steuern zahlen sollen, da hapert es. Und so lange noch der Mann, das Haupt der Familie, lebt, da findet sich's noch, da macht er Schulden; aber ist er todt, so will die brave Wittwe wieder einholen, was der Herr Gemahl hat fortlaufen lassen, und nun wird gespart und zusammengehalten, und weil man doch im Sommer das Ansehen des Hauses wahren und ein paar Gäste einladen muß, so wird im übrigen Jahr mager gegessen auch an Tagen, die kein Freitag und kein Samstag sind. Das war also auch der Fall der Marchesa Del Monte, und eben weil's bei ihr in ihrem Palaste hier in Florenz so karg zuging, hatte ihr Söhnchen seine Abende lieber beim Obersten zugebracht, und die Signorina hatte nicht gelitten, daß er wie die Anderen sein Geld im Spiel verlor — es wäre ohnehin nicht viel gewesen — dafür aber, daß sie ihm also sein knappes Taschengeld beschützt hatte, sollte er zum Danke ihr Mann werden. Und der Marchesino verlangte sich nichts Besseres; denn wie gesagt, er war so vernarrt in sie wie Jeder, auf dessen Verstand sie's anlegte. Als aber der Marchesino seiner Mutter davon sprach, da erschrak die zu

Tode, und ließ ein Triduo beten, damit ihr der Schmerz und die Schande einer solchen Mißheirath erspart bleibe. Und ich wette, als nachher Marco die Absichten der Signorina vereitelte, da meinte die gute Marchesa, das Messelesen hab' es gethan. So abergläubisch sind nun einmal diese Paolotti — — ich bitte um Entschuldigung, unsere Reactionäre werden auch Paolotti genannt, weil sie so gewiß dem Verein des heiligen Vincenzo da Paola angehören als ich, wenn ich ein Künstler bin, mich für die Idee der Republik begeistere — für die Idee der Republik sage ich, denn, wie die Signori schon bemerkt haben, ich für meine Person gehöre nicht zu den kopflosen Hitzbolden, die nicht einsehen, daß in der Praxis Manches anders sein muß als in der Idee. Und so habe ich stets der Ansicht gehuldigt, daß man einstweilen einen ehrlichen Versuch machen soll mit der Monarchie und — — Da haben wir's! da haben wir's! Ich wollte also sagen, es gereicht der Marchesa zur Ehre, daß sie sich durch das Geld des Obersten, so gut sie es auch brauchen konnte, nicht verführen ließ; dagegen, daß sie meinte, eine heilige Messe könnte bewirken, daß ihr Sohn die schöne Amerikanerin nicht mehr schön fände, das gereicht ihr wiederum nicht zur Ehre, und so zeigt es sich, wie in jedem Menschen gute und übele Eigenschaften neben einander vorkommen, und meistens, glaube ich, halten sie sich das Gleichgewicht oder doch beinahe. Ich rechne es aber zu den guten Eigenschaften der Marchesa, daß sie eine vorsichtige Frau war, welche wußte, daß jedes Ding beim rechten Ende angefaßt sein will und daß, wer läuft, nicht einhalten kann, wo er möchte. Ueberhaupt ziehen wir Florentiner die Klugheit der rohen Gewalt vor und denken: Besser dreimal messen als einmal schneiden. Und deshalb, so wenig der Marchesa die Schwiegertochter gefiel, welche ihr Sohn ihr zudachte, so hütete sie sich doch, mit ihm zu streiten und die Wunde anzufassen, welche sie schließen wollte, und als er verlangte, daß der Oberst und seine Tochter auf's Schloß geladen würden, da lud sie sie ein und dachte wol bei sich: Kein Staunen dauert länger als drei Tage, und an dem Wein, den man im Hause hat, berauscht man sich nicht. Und wirklich schien ihre Rechnung zuzutreffen. Soviel ist sicher, je länger die Gäste auf dem Schlosse blieben und der Marchesino das Glück hatte, den unschuldigen amerikanischen Engel von Nahem zu bewundern, desto weniger wollte er daran, sich zu erklären und ihre Hand zu verlangen. Und ich schließe daraus, daß ein Mädchen, welches geheirathet sein will, wohl daran thut, mit Dem, der sie heirathen soll, vor der Hochzeit nicht allzuviel zusammen zu sein. Zum Heirathen ist der Idealismus erst vollends unentbehrlich. Meine Isabella hat das dazumal richtig verstanden. Die Signorina Lucia war gewiß nicht ohne Witz; aber daß sie sich auf das Schloß einladen ließ und gar nicht einmal merkte, warum die Marchesa sie immer wieder so freundlich bat, doch noch eine Woche zu bleiben und noch eine, das beweist mir, daß florentinische Schlauheit noch etwas feiner einfädelt als amerikanische Schelmerei. Ja, wir Anderen, wir Anderen sind nicht umsonst die Enkel des Messer Niccolò Machiavelli. Immer ungeduldiger wurden Vater und Tochter und ließen sich keine Mühe verdrießen. Der Oberst legte eines Tags der Marchesa einen Stammbaum vor, um zu beweisen, daß die Bolls aus gar vornehmem Holze geschnitzt seien; auf diesem Stammbaum war des Obersten Großvater ein Herzog gewesen, ein

irländischer Herzog, der in Amerika seinen Titel abgelegt hatte. Die Marchesa verneigte sich vor dem Signor Duca, aber sie sagte nicht, daß die Urenkelin eines Herzogs würdig sei, einen Marchese zu heirathen. Dann vernahm die Signorina Lucia Nachts im Schlaf eine wunderbare Stimme, welche sie aufforderte, zu dem katholischen Glauben ihrer irländischen Ahnen zurückzukehren. Die fromme Marchesa fuhr mit dem frommen Kinde nach Arezzo, und der Erzpriester des Domes erklärte natürlich die Stimme für die der heiligen Lucia, der Patronin des Fräuleins. Ja, diese Pfaffen — sie sind die Krankheit, an der unser armes Italien leidet!" —

Diesen Ausruf that Emilio mit solchem Nachdruck, daß uns sofort ein gewisses Bangen befiel. Vergebens nickten wir zustimmend, um weiteren Betrachtungen über die Krankheit Italiens vorzubeugen. Unser Freund meinte nun einmal, daß uns seine Ansichten über so bedeutsame Dinge wie Religion und Freiheit, Kirche und Staat nicht vorenthalten bleiben dürften. Er begnügte sich denn auch keineswegs, seiner gründlichen Abneigung gegen die Pfaffen — diese Erwürger der Menschheit, wie er sie nannte — schonungslosen Ausdruck zu geben und zu schwören, daß sie allein die Schuld trügen, wenn Italien aufgehört habe, an der Spitze des Fortschritts zu marschiren, wenn es mit Scham und Eifersucht bekennen müsse, daß andere, minder begabte Nationen ihm zuvorgekommen seien. Wir waren bereit, dies Alles zuzugeben; aber Emilio wollte nicht blos wohlfeilen Beifall; er lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die tieferen Schwierigkeiten des Problems. Das eben gebe ihm soviel zu denken, daß in einem freien Lande gegen diese freiheitsmörderische Bande nichts zu machen sei. Ob sie auch die schlimmsten Giftmischer seien, man könne ihre heilige Bude nicht schließen. Die Freiheit bestehe für Alle, sonst wäre sie nicht die Freiheit, und eine Verfolgung im Namen des Lichtes sei noch viel gehässiger als eine Verfolgung im Namen der Finsterniß. So komme es, daß wie diese gefährlichsten Gegner der Freiheit früher ihr Unwesen trieben, weil sie die Macht besaßen, sie es auch heute noch treiben könnten, weil die Freiheit die Macht besitze, dieselbe aber nicht gegen sie brauchen dürfe, indem die Freiheit ja sonst gegen den Grundsatz der Freiheit verstieße. Ja, so gehe es, wenn man Grundsätze habe! rief Emilio mit verzweiflungsvoller Geberde, und in einem tiefsinnigen Wortspiel, welches sich zum Glück im Deutschen wiedergeben läßt, meinte er: nach Grundsätzen handeln, heiße eben eher zu Grunde gehen, als sie bei Seite setzen. Indessen Emilio war nicht der Mann, wegen der Schwierigkeit eines Problems an der Welt zu verzweifeln. Er tröste sich, sagte er weiter, mit dem Gedanken, daß der Fortschritt nicht der Fortschritt wäre, wenn man ihn aufhalten könnte, und daß also auch diese Pfaffen ihm keine Fesseln anlegen würden. Vielmehr rathe er ihnen in ihrem eignen Interesse, sich mit dem Geiste des Jahrhunderts zu vergleichen. Wenn sie der Wissenschaft und Aufklärung ehrlich die Hand böten, so könnten sie zwar nicht Alles und für immer, aber doch viel von ihrem Plunder noch auf lange hinaus retten. Beharrten sie dagegen in ihrem verblendeten Widerstande, so werde man, das sehe er voraus, im Lager des freien Gedankens die Geduld verlieren und die wissenschaftliche Forschung gleichsam mit Dampfkraft bis zu einem Punkte treiben, wo die Frage, ob es einen Gott gebe, nicht länger für eine offene gelten könnte.

Hier hielt Emilio in seiner mit besonderem Eifer vorgetragenen Rede inne und schaute uns einigermaßen mißtrauisch an. Es fiel ihm vielleicht bei, daß wir Anstoß nehmen möchten an der von ihm mit solcher Kühnheit eröffneten Perspective, und als höflicher Italiener wollte er unsere Gefühle nicht verletzen. Er lenkte ein oder setzte doch vorsichtig hinzu, daß er für seinen Theil ein solches unversöhnliches Vorgehen der Wissenschaft auch nicht billigen würde; denn das sei doch wol über allen Zweifel erhaben, daß es Etwas gebe — Etwas — Etwas, das sich nicht näher bezeichnen lasse, und, so sehr er im Allgemeinen Klarheit und Bestimmtheit der Sprechweise liebe, so sei er doch im gegenwärtigen Falle der Meinung, daß es keinenfalls schaden könnte, jenes Etwas auch fernerhin Gott zu nennen, indem gerade dieses Wort sich zu der verschiedensten Deutung eigne und also einem Jeden gestatte, sich Das dabei zu denken, was er wolle.

Ob es unserem Freunde mit dieser geschickten und scharfsinnigen Wendung zu Gunsten des bestehenden Sprachgebrauches Ernst war, ließ sich nicht leicht erkennen. In seinen Mienen lag etwas wie ein Lächeln und zugleich schaute er uns durchdringend an, als wenn er ausforschen wollte, ob er uns seine innersten Gedanken über die Religion der Zukunft anvertrauen dürfe. Sehr behutsam versicherte er, seine Ansichten seien ebenso maßvoll als weit; — maßvoll, indem er gegen einen in vernünftigen Schranken gehaltenen Glauben nichts einzuwenden habe; aber Alles, was darüber hinausgehe, müsse er für Unsinn erklären, an dessen Stelle nach seinem Dafürhalten erleuchtetere Anschauungen zu treten hätten. Und zwar nicht nur bei den Männern! setzte er mit wachsendem Nachdruck hinzu. Auch die Weiber müßten dem alten Aberglauben entzogen werden; die praktischen Vortheile, die es haben solle, sie darin zu erhalten, könne er nicht zugeben: seine Frau Isabella laufe alle Woche zur Beichte, aber dümmer sei sie darum noch nicht geworden und sanfter auch nicht.

Der philosophische Gatte der Signora Isabella mochte seine Gründe haben, immer denk- und erörterungslustiger zu werden, je spätere Stunden die Glockenthürme von San Jacopo und Santo Spirito verkündigten; — zog er ja so den Augenblick hinaus, da er unter das eheliche Dach zurückkehrte. Allein wir glaubten nachgerade einige Ungeduld verspüren zu dürfen und baten ihn, die Spannung zu bedenken, in welche er seine Hörer versetzt, und jetzt mit so wenigen Abschweifungen als ihm irgend möglich dem Ausgang seiner Geschichte zuzuschreiten.

Emilio schlug sich vor den Kopf, bat uns, ihm in's Wort zu fallen, so oft er sich wieder auf Seitenwege verliere, und da wir von dieser Erlaubniß mehrfach Gebrauch machten, so durften wir uns hinterher dem tröstlichen Glauben hingeben, daß er mit dem letzten Theil seiner Erzählung immerhin noch etwas langsamer zu Stande gekommen sein würde, wenn wir uns diese Störungen seines gemächlichen Gedankenganges nicht erlaubt hätten.

„—Um mich also kurz zu fassen, so gerührt die Marchesa gewesen sein muß über das Wunder, womit die heilige Lucia ihr Haus begnadete, und so gern sie mit ihrem Gast wiederholte Fahrten machte nach Arezzo zu ihrem geistlichen Berather, dem Erzpriester, — weiter ging, scheint es, die Rührung und der gute Wille der frommen Dame nicht; ja, als, wie auch erzählt wird, das

arme Fräulein immer ernsthafter und andächtiger wurde und endlich einmal in der Gegenwart des Marchesino die Absicht aussprach, den Schleier zu nehmen, da soll die Marchesa sie entzückt in die Arme geschlossen und ihrem Sohne anbefohlen haben, fortan die weltlichen Gespräche mit der Signorina zu meiden. Das Spiel stand schlimm für die junge Dame. Aber ihr Vater hatte schon auf manche schlechte Karte gewonnen und gab auch jetzt die Partie nicht auf. Seit einem Monat wohnten er und die Tochter auf dem Schlosse; sie konnten nicht wohl lange mehr dableiben; versicherten sie sich nicht in diesen letzten Tagen des Marchesino, so war Alles verloren. Da wendete denn der Oberst ein Kraftmittel an und beinahe hätte es gewirkt, wie die Signori sehen werden.

Eines Tages saß man zusammen — die Marchesa, ihr Sohn, die Amerikaner und andere Gäste —, da brachte der Oberst das Gespräch darauf, daß in seinem amerikanischen Vaterlande kein Mann sich so leicht erlauben dürfe, zu scherzen mit der Ruhe und dem Rufe einer jungen Dame; ihr Bruder, ihr Vater oder sonst ein Ehrenmann nehme sich ihrer an und wehe dem Elenden — — und nun gab der Oberst einige amerikanische Geschichten zum Besten, Geschichten von leichtfertigen jungen Herren, welche unerfahrene Mädchen bloßgestellt und dafür durch eine Kugel in den Kopf, oder einen Stich in die Brust ihren gerechten Lohn erhalten hätten; auch komme das eigentliche amerikanische Duell in solchen Fällen gern zur Anwendung. Einer der Anwesenden fragte, was es für eine Bewandtniß habe mit einem eigentlichen amerikanischen Duell, aber die Marchesa suchte das Gespräch abzulenken und die Gäste sahen, daß sie blaß und unruhig geworden war. Nur der Oberst bemerkte nichts und fuhr fort, einen neuen Fall zu erzählen, welchen er selbst vor Jahren erlebt hatte, wie er ausdrücklich hervorhob: einer Schwester seiner verstorbenen Frau, einem wunderschönen Mädchen von tadellosem Rufe und aus einem der besten Häuser von Neu-Orleans, hatte ein übermüthiger Geck in solch beharrlicher, die Aufmerksamkeit herausfordernder Weise seine Huldigungen dargebracht, daß die ganze Stadt nicht anders dachte, als er werde sie heirathen; dann aber hatte der Bursche, unter dem Einflusse seiner noch hochmüthigeren Familie, sich anders besonnen und die gekränkte junge Dame erlag bald ihrem Grame und dem Stachel der unverdienten übeln Nachrede; doch die Rechnung des Missethäters ging nicht so leicht auf, wie er gemeint; denn Jemand — ein sehr naher Freund des Obersten — wechselte mit ihm ein paar Schüsse, und als der Bursche erst im Sande lag mit dem Kopf wider die blutige Erde, da hatte er's satt, den jungen Damen verliebte Augen zuzuwerfen. Am Schlusse dieser Geschichte zog der Oberst einen Revolver aus der Tasche und sagte leichthin: er habe Grund anzunehmen, daß das die Waffe sei, womit sein Freund das Unglück jener Dame rächte — — da ging ein Schauder über die Gesichter der Anwesenden, der Marchesa aber wurde so übel, daß sie, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, den Speisesaal verlassen und sich in ihre Zimmer zurückziehen mußte. Mehrere Tage lang blieb sie da, unsichtbar für ihre Gäste, welche, ich weiß nicht ob viel oder wenig verwundert waren, als sie am dritten oder vierten Morgen nach der aufregenden Erzählung des Obersten in der neuesten, von Florenz angelangten Nummer der „Gazzetta del Popolo" die Neuigkeit lasen von der bevorstehenden Heirath des

Cavaliere Francesco Saverio dei Marchesi D.. M.... mit der Signorina L. B. Wie die Nachricht in die Zeitung gekommen, das ist nie recht aufgeklärt worden. Die Partei der Del Monte hat nachmals immer versichert, kein Anderer als der Oberst selbst habe sie hineinsetzen lassen, frecher, lügnerischer Weise, die Nachricht sei eben nichts gewesen, als eine neue Art Brandbrief, wodurch die arme kranke Marchesa vollends eingeschüchtert und überwältigt werden sollte; in Wahrheit habe die Verlobung ihres Sohnes, von welcher die Zeitung als von einem fertigen Dinge sprach, weder damals bestanden, noch würde die Marchesa, und wenn man ihr den Revolver auf die Brust gesetzt hätte, jemals ihre Einwilligung gegeben haben. Indessen eine andere Erzählung lautet, daß der Anblick der Mordwaffe die für das Leben ihres einzigen Sohnes zitternde Dame in der That willfährig gemacht habe, und das klingt wahrscheinlicher, denn die Marchesa als eine vorsichtige Frau mag wol des Satzes eingedenk gewesen sein: besser den Finger verlieren, als die ganze Hand; nach dieser anderen Erzählung soll die Marchesa noch an dem Abend, da der Amerikaner seine grausige Geschichte aufgetischt, ihn zu sich in ihr Schlafzimmer haben bitten lassen, um Alles mit ihm in's Reine zu bringen; und noch so erschrocken sei die arme Frau gewesen, daß sie, die sonst in Geldangelegenheiten doppelt vorsichtig zu sein pflegte, kein Wort verlor über die Mitgift; wol aber habe der Oberst ihr versprechen müssen, daß er, so lange er noch auf dem Schlosse weilte, den Revolver nicht mit sich herumtrüge, denselben vielmehr ihrem Intendanten zur Verwahrung übergäbe. Und zu diesem ausdrücklich angegebenen Umstande stimmt es, daß, wie wir gleich sehen werden, der Oberst in der That seine Waffe, als er sie hätte brauchen können, nicht bei sich führte — was bei allem Unglück wieder ein Glück für Marco war. Wie die Signori bemerken, in dieser ganzen Sache ist von dem Marchesino am wenigsten die Rede, und er hätte doch, so sollte man meinen, eine Hauptrolle spielen müssen. Indessen, so unbestimmt und selbst widersprechend die übrigen Einzelheiten erzählt werden, insoweit waren alle Zeugen der Vorgänge auf Castel Del Monte einig, daß sie von dem Marchesino nichts zu berichten wußten, als er sei immer mit Allem zufrieden gewesen, was seine Mutter und die Signorina Lucia und der Oberst und sein Revolver und die „Gazzetta del Popolo" von ihm wollten oder nicht wollten. Er war eben ein Muttersöhnchen, von einer Kammerfrau und einem Hauscaplan erzogen, und es ergibt sich hieraus, daß der in unsrem armen Italien leider noch so große Einfluß der Pfaffen auf die Erziehung — —"

Hier sahen wir wol nicht ohne Grund eine längere Betrachtung über die große Frage der Laienschulen voraus und waren unhöflich genug, durch eine nicht mißzuverstehende Geberde unseren Freund Emilio an sein Versprechen zu erinnern. Er schlug sich wieder vor den Kopf und fuhr fort:

„— Ich für meinen Theil glaube und möcht' es beschwören, daß die Heirath zu Stande gekommen wäre ohne unseren Marco. Die Signori mögen selbst urtheilen. Sie erinnern sich, daß Marco, sobald er jene Nachricht in der Zeitung gelesen, sofort nach dem Schloß Del Monte eilte. Er hätte da nicht zeitiger oder unzeitiger — je nachdem man die Sache ansehen will — eintreffen können. Es war am Vorabend des für die Abreise der Amerikaner angesetzten

Tages, und was immer auch später die Del Monte und ihr Anhang behauptet haben mögen, das steht fest, daß die übrigen damals auf dem Schlosse anwesenden Gäste meinten, die Signorina reise plötzlich so schnell ab, weil es sich bei vornehmen Leuten nicht schicke, daß Braut und Bräutigam unter einem Dache wohnen. Bekanntlich je vornehmer die Leute sind, desto eher denken sie bei Allem gleich das Schlimmste, woraus man schließen darf — — Verzeihung, Signori, Verzeihung! Richtig ist, daß die Signorina noch immer alle Glückwünsche der übrigen Gesellschaft ablehnte, aber man fand dies in der Ordnung, weil doch die ersten Glückwünsche der Marchesa gebührten; die aber war seit ihrer plötzlichen Erkrankung noch nicht wieder unter ihren Gästen erschienen. Doch für diesen Abend hatte sie versprochen, herunterzukommen, und allgemein nahm man an, daß sie komme, um die große Nachricht, welche den Gegenstand aller leisen Gespräche bildete, laut und förmlich zu bestätigen. In der That waren die Zimmer glänzend erleuchtet; die Gäste, vermehrt durch einige neuangekommene, hatten sich wie zu einem Feste angekleidet; die Signorina strahlte vor Schönheit, als sie in den Saal trat; der Marchesino überreichte ihr einen prachtvollen Strauß und zeigte sich mit einem Male wieder sehr verliebt; der Oberst trug seine Uniform — es sei die Uniform der Republik Honduras, erklärte er Jemandem, der sich über das viele Gold und den sonderbaren Schnitt des Rockes wunderte —; auch eine Menge Kreuze und Sterne trug er, was für den Abkömmling der irländischen Herzöge allerdings besser paßte als für einen Landsmann Washington's und Franklin's. Kurz, nichts fehlte, als endlich auch die Marchesa erschien, sehr blaß, sehr angegriffen, aber mit den berühmten Diamanten der Del Monte geschmückt. Man bildete einen Kreis; es war ein feierlicher Augenblick, dessen die Anwesenden bis auf die kleinsten Umstände eingedenk blieben. Die Signorina Lucia sah bescheiden zu Boden, ihr Vater, dessen Arm sie genommen hatte, schaute desto stolzer um sich; der Marchesino bückte sich, um das Spitzentuch aufzuheben, welches die Signorina, vielleicht weil sie gar verlegen und verwirrt war, fallen ließ; als er das Tuch mit einer tiefen Verbeugung zurückgab, küßte er ihre schöne Hand; man murmelte beifällig, und nun waltete plötzlich tiefes Schweigen, das Schweigen der Erwartung; alle Augen waren auf die Marchesa gerichtet, welche sprechen wollte, aber nicht gleich das rechte Wort zu finden schien. Da, noch ehe die Marchesa etwas gesagt, wendeten sich auf einmal die Blicke der Thüre zu, welche nach dem Vorzimmer führte; rasche Schritte nahten draußen — wol ein verspäteter Gast; die Thüre öffnete sich: „Signor Marco Fabbroni!" meldete der Diener. Man blickte erstaunt auf; die Signorina Lucia that einen Schrei und verbarg sich halb hinter ihren Vater; der Marchesino aber ging mit der hochmüthigen Artigkeit der Leute seines Gleichen auf den staubbedeckten Eindringling zu. „Darf ich fragen, was uns die Ehre —?" Aber Marco ließ sich so wenig von dem Herrn des Hauses aufhalten, als ihn die Diener in den Vorzimmern aufgehalten hatten. Den Marchesino bei Seite schiebend, trat er, stürzte er auf die Signorina zu. Sein Antlitz sei leichenblaß gewesen — so beschreiben ihn die Zeugen des seltsamen Begebnisses —, aber seine Augen glühten wie die eines wilden Thieres und auch seine Stimme röchelte oder brüllte mehr, als daß sie menschlich sprach.

„War's Euer Wille oder zwingt man Euch?" so schrie er die zitternde Signorina an.

„Ist kein Diener da, den Narren hinauszuwerfen?" rief der Oberst.

„Ein Narr, der war ich — der bin ich nicht mehr. Rühre mich Keiner an! Ich will reden und zeigen, daß ich kein Narr bin. Mein gehört sie — — laßt mich reden — laßt mich reden —"

„Laßt ihn reden!" rief nun auch die Marchesa den herbeieilenden Dienern zu. Sie war erst zu Tode erschrocken, hatte sich aber schon erholt und betrachtete den ihr völlig unbekannten Menschen mit einer Neugier, in welche sich vielleicht etwas wie eine unklare Hoffnung mischte.

In diesem Augenblick beging die Signorina eine Thorheit, eine große Thorheit. Statt abzuwarten, was Marco gegen sie anbringen konnte, meinte sie ihm zuvorkommen zu müssen, warf sich vor der Marchesa nieder und rief: „Meine ganze Schuld ist meine Leidenschaft für Euren Sohn; — ich wußte nicht, ob ich ihm je gehören durfte, aber meiner eingedenk bleiben sollte er; — für ihn war die Büste bestimmt; ich wollte, daß sie ähnlich würde, und beging die Unvorsicht — —"

Da wurde sie aber von Marco unterbrochen. „Darum also kamst Du? Darum — — Heuchlerin, Heuchlerin! erkennst Du dies Eisen? Thu' Deine heuchlerischen Augen auf und sag': erkennst Du dies Eisen? —" Indem er so schrie, hatte Marco den Meißel aus der Tasche gezogen und schwang ihn wüthend und drang auf sie ein, und ohne Zweifel hätte er ihr die Spitze ebenso in's Antlitz gebohrt, wie sie dazumal in den Kopf des „Leitsterns", wenn der Oberst sich nicht zu ihrem Schutze zwischen sie und Marco geworfen hätte. So erhielt der Vater statt der Tochter den wüthenden Stoß, in die rechte Hand erhielt er ihn, durch und durch ging der Stich, sein Blut überströmte ihn, die Tochter, Marco selbst. Es muß schlimm ausgesehen haben in dem glänzenden Saal: die Damen lagen in Ohnmacht; die Herren, die Diener bemühten sich um den Obersten, um die Damen; der Marchesino stand da mit großen Augen und offenem Munde und rief ein über das andere Mal: „Welch ein Drunter und Drüber! welch eine ernsthafte Geschichte!" Marco hätte ungehindert aus dem Saal, dem Schlosse fliehen können, aber er blieb stehen so versteinert, als er vorher wild gewesen, und wartete so zu sagen ab, bis der Oberst hinausgetragen worden und man nun auch an ihn dachte. Geduldig ließ er sich wegführen und als Gefangenen in einem kleinen Raume des Schlosses einschließen.

Indessen seine Haft dauerte nicht lange. Man sagt, die Marchesa habe mit eigner Hand am nächsten Morgen sein Gefängniß geöffnet und ihn sogar mit Geld versehen wollen für den Fall, daß er durch Flucht außer Landes sich den Gerichten zu entziehen gedächte. Das Geld habe Marco nicht angenommen, ebenso habe er sich trotz der dringenden Aufforderung der Marchesa geweigert, ihre Neugier zu befriedigen und deutlicher zu erzählen, was zwischen ihm und der Amerikanerin vorgefallen war. Doch alles dies kann ich nicht verbürgen; das aber steht fest, daß Marco am andern Morgen das Schloß Del Monte verließ und daß er's nicht hätte verlassen können ohne der Marchesa Zuthun. Sie muß also nicht sonderlich gegen ihn erzürnt gewesen sein, und ich würde dem

Scharfsinn dieser Signori Unrecht thun, wenn ich noch lang und breit sagen wollte, warum sie ihm seine doch gewiß höchst verdammenswerthe Aufführung zwar ohne Zweifel sehr verargte, aber doch auch sehr leicht verzieh. Ich stelle mir vor, daß auf der einen Seite die fromme Dame die größte Betrübniß empfand, weil in ihrem Hause das Blut ihres Gastes vergossen worden; daß aber auf der andern Seite sie hundert Rosenkränze betete dafür, daß der Oberst in seiner jetzigen Schwäche und Wehrlosigkeit die Finger lassen mußte von Revolvern und andern Waffen. Und wer will behaupten, die Marchesa habe sich gefreut, weil die Ehre der Signorina Lucia durch Marco einen ebenso schlimmen Riß bekommen, als ihres Vaters Hand? Aber wenn sie sich darüber freute, daß nicht ihr Sohn, sondern ein Anderer dem Ruf der jungen Dame wehe gethan, wer möcht' es ihr verübeln? Der Tod der Wölfe ist das Heil der Lämmer, mag die Marchesa gedacht haben, und daß besser der Sünder für den Gerechten leide als umgekehrt. Jedenfalls fand sie mit einem Male all ihren Muth wieder, und die Amerikaner müssen's gemerkt und eingesehen haben, daß sich nun die Partie nicht mehr gewinnen ließ. Denn trotz der Wunde und Schwäche des Obersten reisten sie noch in derselben Woche ab. Nicht als die Braut des Cavaliere Francesco Saverio dei Marchesi D.. M.... verließ die Enkelin der irländischen Herzöge das Schloß. Still ging sie an der Seite ihres Vaters die große Freitreppe hinunter; er trug den Arm in der Schlinge und schritt mühsam; sie mußte ihm in den Wagen helfen. Weder die Marchesa noch der Marchesino waren bei der Abreise sichtbar, und das ist ihnen von manchen Leuten verdacht worden, welche sagten, das Fräulein sei nun doch einmal nahe daran gewesen, die Marchesina Del Monte zu werden. Allein eben dieses wollten ja die Del Monte nicht mehr zugeben und hätten am liebsten geleugnet, daß sie überhaupt je einen Oberst Boll gekannt. Die Sache gab zu endlosem Hin- und Widerreden Anlaß. Für die Amerikaner erklärten sich die gesammten Mazzinianer und Garibaldiner unserer Stadt, und die Signori begreifen warum. Eine Partei muß nun einmal Partei ergreifen für ihre Leute und die, die sie dazu rechnet, ohne zu untersuchen, wie sich eigentlich die Dinge verhalten, und so konnte auch die florentinische Demokratie sich nicht anders als auf die Seite des amerikanischen Republikaners stellen und durfte nicht darnach fragen, ob der Oberst sich eigentlich für einen irländischen Herzogssohn ausgegeben und seine Tochter an einen Marchese hatte verheirathen wollen. Die große Mehrheit der Stadt aber hielt es mit den Del Monte schon darum, weil diese Florentiner, die Amerikaner aber Amerikaner waren, und auch das ist eine Art zu fühlen, die ich nicht mißbilligen kann, ich meine dieses entschlossene Eintreten für die eignen Landsleute gegen das Ausland. Sehr scharf sprachen sich gegen die amerikanischen Abenteurer, wie sie nun fast allgemein hießen, die Herren aus, welche mit dem Obersten gespielt und mit der Tochter getanzt hatten, und so sieht man, daß in den Menschen, ob sie auch noch so lange ein Auge zugedrückt, doch zuletzt immer die besseren Gesinnungen obsiegen, und daß sie sich nicht ewig an den Mahlzeiten von Leuten satt essen mögen, von denen man nicht weiß, wie sie zu ihrem Gelde gekommen. Den größten Eifer gegen die Amerikaner zeigte aber wol die „Gazzetta del Popolo"; als ob sie nie ein Wort zu ihren Gunsten gedruckt hätte,

so beklagte sie nun, daß es solchem Gelichter gelungen, sich in hochangesehene Häuser einzuschleichen. Und hier müssen mir die Signori immerhin noch eine Bemerkung von allgemeiner Wichtigkeit gestatten: nämlich wie die Wahrheit in den Zeitungen doch so viel leichter triumphirt, als in den Büchern, weil ein Zeitungsschreiber das, was er sagt, nicht mit seinem Namen unterzeichnet und also die Falschheiten, welche er in die Welt gesetzt hat, immer widerrufen kann, während ein Bücherschreiber — nun, den möcht' ich sehen, der, da er sich einmal auf dem Titelblatte genannt, nicht in alle Ewigkeit die Irrthümer verföchte, welche in seinem Buche stehen! Verzeihung, Signori, — ich selbst komme mir manchmal, wenn ich so an Alles und Jedes meine Bemerkungen hänge, wie eine Bestie vor, welche keinen Stein im Wege unbeschnobert lassen kann. Nun aber werde ich mir Gewalt anthun und frisch darauf lostraben, bis wir an unserem Ziele stehen. Und weil es lauter trübselige Dinge sind, die ich noch zu berichten habe, so möchte ich die Signori einladen, sich vorher noch einmal mit mir zu freuen, daß es mit den Amerikanern dieses Ende nahm. Denn den Triumph der Moral zu sehen, zu sehen, wie es den Schlechten schlecht geht, das ist ja doch für den wohldenkenden Menschen die höchste Freude. Der Oberst versuchte zwar, sich in Florenz zu halten; aber er fand nun keine andere Gesellschaft mehr als ein paar Republikaner, welche jedoch kein Geld zu verspielen hatten, vielmehr hofften, daß er mit einer gehörigen Summe die nächste Expedition gegen den Papst unterstützen würde; und da er davon nichts wissen wollte, so gaben auch sie ihn auf; er aber verkaufte den Palazzo in Via del Cocomero und zog fort von hier, ich glaube nach Nizza, wo die Signorina Lucia einen vornehmen Russen geheirathet haben soll, der, heißt es, sich bald darauf wieder von ihr trennte. Weiter habe ich von diesen Volks nichts zu berichten, und ich bin froh, nun endlich der Spannung Eurer Signorie ein Ende machen zu können und zu dem versprochenen traurigen Ausgang meiner Erzählung zu gelangen.

Einen oder zwei Tage, nachdem Marco nach Castel Del Monte gereist war, und noch ehe sich hier in Florenz die Kunde verbreitet hatte von dem, was dort geschehen, kam der Kunsthändler, der Käufer des „Leitsterns", zu mir. Der Mann war in ziemlicher Aufregung. Es sei ihm zu Ohren gekommen, sagte er, daß Marco sich erlaubt hätte, den Kopf der Statue zu verändern, das sei gegen die Bedingungen ihres Handels, und er wolle seine Waare so, wie er sie gekauft und theuer bezahlt, und nun sei dieser Roßtäuscher — damit meinte er Marco — nicht einmal zu finden, sei vielleicht gar mit der Statue auf und davon, und er, der sein gutes Geld dafür gegeben, habe das Nachsehen. Ich suchte den Mann zu beschwichtigen und versicherte, daß das Werk durch den neuen Kopf nur gewonnen habe, und wenn Marco verreist sei, so werde er voraussichtlich bald zurückkehren, und übrigens die Statue befinde sich im Studio, und warum er nicht hingegangen sei, sich davon zu überzeugen? Darauf erwiderte er, daß er dort gewesen, eben um seine Waare wegzuschaffen und in sein eigenes Haus zu bringen. Allein er habe das Studio von innen verschlossen gefunden und auf sein Pochen und Rufen habe drinnen die Stimme einer Frau geantwortet, daß sie nicht öffnen werde, daß sie sich nicht wegführen lasse, daß sie sich um

Alles nicht wegführen lasse. Da seien ihm die Haare zu Berg gestanden, denn im ersten Augenblick dachte er, daß die Stimme der Statue gehören müßte. Dann aber habe er sich ausgelacht, und nun sei der Schuster, der im Vorderhaus wohne, herbeigekommen und habe ihm erklärt, die Frau, die sich da drinnen befinde, müsse verrückt sein; denn sie sitze nun im Studio seit vierundzwanzig Stunden, und man höre sie stöhnen und mit sich selbst reden, mit Mühe habe man sie dazu gebracht, etwas zu essen; auch sei ein alter Mann, der ihr Oheim zu sein scheine, dagewesen, um sie mit Güte oder Gewalt wegzuführen, aber da habe sie sich eingeschlossen, und nun sei das ganze Haus neugierig, zu sehen, was daraus werden würde. O Sposina, Sposina! dachte ich bei mir, und daß sie, da sie nun doch einmal die Frau Odoardo's werden sollte, in Marco's Studio nichts weiter zu schaffen hätte, und was es wol sein möge, warum sie sich da so närrischer Weise einsperre, und ich beschloß sofort hinzugehen und es an gutem Rath und Zuspruch auch jetzt nicht fehlen zu lassen. Ich sagte also dem Kunsthändler, er möge sich noch ein paar Tage oder bis zu Marco's Rückkehr gedulden, und um ihn vollends zu begütigen, setzte ich ihm auseinander, warum aus tieferen Gründen der Kunst die Statue den neuen Kopf bekommen hätte, und da derartige Leute, obschon sie nur gemeine Wucherer sind, doch immer thun, als ob sie von der Kunst etwas verständen und sich geschmeichelt fühlen, wenn man mit ihnen über idealistische Auffassung, Erhabenheit der Motive oder dergleichen spricht, so wirkte diese Wendung, die ich dem Gespräch gab, und er nickte zu Allem und ging. Ich aber eilte sofort hinüber nach Borgo Tegolaia. Als ich an die Thür des Studio pochte, rief Assunta wieder, daß sie nicht aufmache. Doch da ich meinen Namen nannte, ließ sie mich schwören, daß weder ihr Oheim noch Odoardo bei mir sei, und öffnete.

„Was ist Euch, Signora Assunta?" fragte ich, nicht wenig erschrocken über ihr verhärmtes Gesicht, in welches die wirren Haare hereinhingen.

Sie aber, statt zu antworten, ergriff meine Hand und beschwor mich, ihr zu sagen, ob ich etwas von Marco wisse. Erst gestern sei ihr zu Ohren gekommen, daß die Amerikanerin sich mit dem Marchese Del Monte vermählt habe, und bei dem Gedanken, wie Marco über solche Treulosigkeit außer sich gerathen sein müsse, habe sie ein solcher Schrecken erfaßt, daß sie sofort hierher nach dem Studio eilte, um ihm in seiner Verzweiflung und Zornestwuth zuzureden; aber sie habe ihn nicht getroffen, und nun warte sie seit gestern hier mit steigender Angst, aber er komme nicht, er komme nicht.

Alles das sagte sie in weniger als einer halben Minute mit einer wahrhaft erschreckenden Hast; nun aber ging ihr der Athem aus und sie mußte sich erschöpft niederlassen. Auf die Drehscheibe, welche den „Leitstern" trug, ließ sie sich nieder, und da in Folge der Erschütterung die Statue auf ihrem beweglichen Untersatze eine kleine Drehung machte, so nahm sich's aus, als ob der Kopf — der Kopf der Amerikanerin — sich wie höhnisch dem armen Weibe, das da unten saß, zugekehrt hätte. Und in diesem Augenblicke wäre mir's fast schwer auf's Herz gefallen, daß ich es doch eigentlich gewesen, welcher, freilich aus den trefflichsten Gründen, zuerst Marco aufgeklärt hatte über den Mangel an Styl in dem Antlitz der Sposina. Aber ich beruhigte mich auch

wieder, indem ich erwog, daß Marco sonst in keinem einzigen Falle auf meine Ansichten und Rathschläge den geringsten Werth gelegt, und daß ihm darum offenbar nicht sowol meine Bedenken als die Augen der Signorina Lucia den Kopf Assunta's verleidet hatten. Das Merkwürdigste aber war, daß gerade jetzt, wie ich sie so erschöpft und schmerzenvoll dasitzen sah, ich mich fragen mußte, ob für eine trauernde Mutter Gottes, für eine Pietà, ihr heutiges Gesicht sich nicht doch eignete. Und in meinen Gedanken stellte ich neben die gegenwärtige Assunta jene andere Assunta aus der Zeit, da sie hier diesen Raum mit ihrem Golde zu Marco's Werkstätte hergerichtet hatte. Ja, sie war sehr verändert seit dazumal, sehr verändert sogar, seitdem ich sie zum letzten Male gesehen. Und indem ich mir vorstellte, was sie Alles gefühlt haben mochte in den vierundzwanzig Stunden, die sie nun hier so allein saß, allein mit ihrer Herzensangst, mit ihren Erinnerungen und — mit dem einst von ihr gekauften Marmor, welcher nicht ihre, sondern ihrer Feindin Züge trug, da ergriff mich solches Mitleid, daß ich doppelt glücklich war, mir selbst in meinem Innern sagen zu dürfen: Nein, Emilio mio, an all' diesem Unglücke trifft dich auch nicht die kleinste, kleinste Schuld!

Indessen, so gut Der daran ist, der, um von fremden Schmerzen nicht allzu schmerzlich ergriffen zu werden, sich in die Ruhe des eigenen Gewissens hüllen kann wie in einen weichen Mantel — — unser göttlicher Dante hat das reine Gewissen bekanntlich einen Panzer genannt, aber, mit gefälliger Erlaubniß des erhabenen Poeten, gebe ich meinem Vergleich den Vorzug, denn ein Panzer ist zwar dienlich zum Schutz nach außen, doch nach innen drückt er; ein warm gefütterter Mantel aber liegt sanft auf der Haut, und eben dieses warme Behagen da drinnen scheint mir das Gute an dem guten Gewissen — — keine Angst, Signori! ich weiß, was ich sagen wollte, nämlich, daß ich mir in dem Augenblicke, während ich so vor der gramvollen Assunta stand, mit wahrhafter Genugthuung das Zeugniß ausstellte, das Meinige gethan zu haben, um das gute, aber unkluge Weib vor dem Verderben zu bewahren, welches über sie hereinbrechen mußte und wirklich hereingebrochen war; aber statt, wie vielleicht Mancher an meiner Stelle gethan hätte — und die Versuchung dazu regte sich auch in mir — statt ihr vorzuhalten, wie ich Alles vorausgesehen und sie rechtzeitig gewarnt hatte, wie sie aber verstockt und taub geblieben war, statt dessen suchte ich sie aufzurichten und belehrte sie zunächst über ihren Irrthum. Sie habe sich unnöthiger Weise erschreckt; es sei nicht richtig, daß die Amerikanerin den Marchesino bereits geheirathet; nur daß sie ihn heirathen wolle, heiße es, und auch das könne falsch sein, obwol es in der Zeitung gestanden; und übrigens solle sie endlich einmal sich Gewalt anthun und die Dinge verständig betrachten und, falls Marco wirklich von der Amerikanerin zum Narren gehalten worden wäre, dies nur billig und gerecht befinden und sich eher freuen denn grämen, wenn er, der an mancher Anderen schlecht gehandelt, nun seinerseits die verdiente Strafe empfinge.

Indessen all' Dieses war doch nur wieder in den Wind gesprochen; sie hörte von meinen Worten nur das eine, daß die Vermählung der Signorina und des Marchesino noch nicht geschehen sei. Das sei ihr lieb! rief sie aus und — ja,

das setzte sie ausdrücklich hinzu, die wunderliche Thörin — so sei ja noch nichts verloren für Marco, — und ich glaube, sie würde am Ende noch gelächelt haben über die freudige Kunde, die ich ihr da gab, hätte Marco's lange Abwesenheit sie nicht so sehr beunruhigt.

Ich sprach ihr nun von meiner Muthmaßung, daß jene Zeitungsnachricht ihn nach Castel Del Monte getrieben habe, wo die Amerikanerin weile; sei dies aber also und suche er dort seine besseren Rechte dem Marchesino gegenüber zu wahren, so werde ihm dies nicht in einer Viertelstunde gelingen, und er könne nicht wohl heute schon wieder zurück sein; ihn hier im Studio erwarten zu wollen und darüber Schlaf und Nahrung zu vergessen, das sei schon eher Verrücktheit als Verstand, ganz abgesehen davon, daß es sich für sie, als die künftige Frau Odoardo's, wenig gezieme —

„O ich Aermste, ich Aermste!" unterbrach sie mich da und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

Doch ich ließ mich nicht beirren, sondern setzte ihr auf's eindringlichste zu, versprach auch, daß sie es sofort wissen solle, sobald Marco zurückgekehrt sei, und welchen Entscheid er mitbringe, und so bestimmte ich sie endlich, nach langem, langem Reden, sich mit mir in einen Wagen zu setzen. Als wir auf Bello Sguardo angelangt waren, ging ich zum Scheine nicht mit hinein; dann aber ging ich ihr doch nach, ließ Ascanio rufen und stellte ihm vor, daß es mich bedünke, der Verstand der Sposina hänge nur noch an einem Zwirnsfaden, und daß er ein Auge auf sie haben müsse, damit sie nicht wieder aus dem Villino fortlaufe. Ascanio, der seit gestern so viel Angst und Kümmerniß ausgestanden, als wenn ihm, sagte er, nächtliche Räuber sein Bischen Geld und Geldeswerth fortgetragen hätten, nahm sich vor, sie um keinen Preis hinaus zu lassen, und bewunderte mich, weil es mir gelungen, sie zu überreden, während er vergeblich eine Stunde lang an der Thüre des Studio gerüttelt und mit seinem Schreien das ganze Haus, ja das halbe Borgo Tegolaia in dem Hofe versammelt hatte.

Wie ich nun von dieser Fahrt nach dem Villino Del Medico heimkomme, läuft meine Isabella mir auf halber Treppe entgegen: „Weißt du schon? weißt du schon?"

„Nichts weiß ich."

„Dein Freund Marco — saubere Freunde Deine Freunde! — hat den Oberst Boll umgebracht. Für den Tag, an dem er verurtheilt wird, will ich eine Eintrittskarte haben — hörst Du? und daß Du mir nicht wieder vorschwatzest, Dein Freund, der Kanzler des Tribunals, habe keine Karten zu vergeben!"

„Ich freue mich nur, daß meine Freunde doch zu etwas gut sind," erwiderte ich, war aber, wie sich Eure Signorie wol denken mögen, in keiner kleinen Aufregung. Marco — ein Mörder! Nicht daß ich die Nachricht für sicher genommen hätte, weil Isabella sie mir gab; aber war sie etwa unglaublich? Wenn Marco, wie er's vorgehabt, von dem Obersten die Hand seiner Tochter begehrt, wenn dieser sie abgeschlagen hatte, wenn — —

Während ich mir so ausmale, wie Marco in seiner Wuth den Amerikaner todtsticht und es mir ganz kalt über den Rücken läuft, will Isabella schlechterdings, daß ich sofort zum Kanzler des Gerichts renne —

„Aber bist Du denn des Teufels?" sage ich, und obwol ich für nichts so sehr schwärme als für die Geschwornengerichte — — keine Angst, Signori! was ich sagen will, ist nur dies, daß ich das Recht des weiblichen Geschlechtes, den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, im Allgemeinen gewiß nicht bezweifeln will — aber Isabella war damals in der Hoffnung mit unserem Drittjüngsten, und es ist doch wol noch eine offene Frage, ob, wenn die Mutter solch aufregenden Eindrücken nachläuft, das schuldlose Ungeborene nicht die Anlage zu Raub und Todtschlag in sich aufnehmen kann! — — Indessen in meiner Ungeduld, zu hören, was an Isabella's Nachricht wahr sein möge, und froh, gleich wieder fort zu können — das Ausgehen wird mir nicht immer so leicht gemacht — eile ich weg, und richtig, an allen Straßenecken rufen schon die Zeitungsjungen die eben erschienenen außerordentlichen Nummern der Blätter aus. „Die mysteriöse Mordthat in Val di Chiana!" so schreien sie, und „Liebe und Rache" und andere solche haarsträubende Wortschaften, deren die Presse sich bedienen muß, um ihre Pflicht zu erfüllen und die Aufmerksamkeit des Publicums immer neu zu wecken. Und wer wollte leugnen, daß Dank diesen erfindungsreichen Anstrengungen heutzutage Alles, von den Schändlichkeiten der Könige und Minister bis zu den verborgensten Geheimnissen des Familienlebens, sofort vor das Forum der öffentlichen Meinung gelangt? — Ich gehe weiter, und wie ich an das Café L'Italia komme, wimmelt's außen und drinnen von Leuten, welche über die mysteriöse Mordthat reden. Man hört, daß ich Marco's Freund bin, man schaart sich um mich, man will von mir wissen, was ich weiß, mehr, als ich weiß, und so genieße ich zum ersten Mal in meinem Leben die Genugthuung, eine ganze Versammlung an meinen Lippen hängen zu sehen. Ja, es ist etwas Wundervolles um die Beredsamkeit, besonders wenn man, wie ich damals im Café L'Italia, allein das Wort hat. Ueber eine Stunde sprach ich, immer neue Dinge fielen mir ein, Dank der durch den Beifall genährten Begeisterung, und ich sah, daß, wenn man nur günstig gestimmte Hörer vor sich hat, das Uebrige von selbst kommt. Hinterher that es mir allerdings leid, daß es das Unglück eines Freundes hatte sein müssen, was mir die Gelegenheit zu diesem ersten oratorischen Triumphe verschaffte, aber während des Sprechens, ich erinnere mich dessen sehr wohl, dachte ich an nichts Anderes, als wie sich der möglichst tiefe Eindruck hervorrufen ließe. Als sich's am nächsten Tag herausstellte, daß Marco den Obersten blos an der Hand verwundet hatte, war ich natürlich hoch erfreut. Um so mehr freute es mich aber auch, daß ich die Angabe, Marco's Gegner sei todt, sehr glücklich hatte verwenden können zu einem geradezu vernichtenden Ausfall gegen die Todesstrafe. Denn da in der Brust jedes Toscaners der gerechte Stolz lebt, daß wir es sind, die zuerst in Europa die Barbarei des Henkers abgeschafft, so brauchte ich dieses beliebte Thema nur zu berühren, um jubelnder Zustimmung gewiß zu sein, und wol darf man daraus schließen, daß ein Redner nichts Besseres thun kann, als den Empfindungen Ausdruck verleihen, welche seine Zuhörer längst theilten; er wird unfehlbar sein verständnißvolles Publicum mit sich fortreißen; wer es dagegen versucht, festgewurzelte Ueberzeugungen wankend zu machen, nun, der hat sich's nur selbst zuzuschreiben, wenn er über die Wurzelknorren stolpert und zu Falle kommt. Leider hatte ich in meinem Eifer, den

Gegenstand von einem höheren Standpunkte aus zu beleuchten und zu Folgerungen von allgemeiner Wichtigkeit zu gelangen, es versäumt, alles Das zu sagen, was sich zu Gunsten Marco's hätte anführen lassen, und ich kann nicht leugnen, daß der Richterspruch der öffentlichen Meinung eher gegen ihn ausfiel als für ihn. Wer verliert, hat immer Unrecht, sagt das Sprüchwort. Die Signori wissen, daß ich es lieber so ausdrücken möchte: Unrecht hat, wer merken läßt, daß er verloren hat. So sehr ich nun aber bedauerte, daß Marco, wenn er denn einmal sich rächen wollte, es nicht besser angefangen hatte, als indem er sich selbst mit in's Verderben zog, so wenig konnte ich mich der Ansicht Derer anschließen, welche behaupteten, einem Manne stehe es überhaupt nicht zu, sich an einer Person vom schwachen Geschlechte zu rächen. Schwaches Geschlecht! Dem unschuldigen Junggesellen, der das Wort erfunden, möcht' ich — nun, ich will nicht sagen wen auf den Hals schicken! — — Obwol es nun aber nicht viel Gutes war, was man von Marco sprach, — daß man so viel von ihm sprach, hatte doch wiederum auch sein Gutes. Die Aufmerksamkeit der Leute war mehr als je auf ihn gelenkt. Im Teatro Nazionale — einer Bühne, die sich um die Hebung der Volksmoralität ungemeine Verdienste erwirbt — gab man noch in derselben Woche ein neues Stück „Der moderne Pygmalion", welches die verhängnißvolle Leidenschaft Marco's für die Amerikanerin zum Inhalte hatte und sich nur die einzige sehr ansprechende Abweichung von den Thatsachen erlaubte, daß die zwei im letzten Acte unverhoffter Weise doch noch einander heiratheten. Da nun auch noch der Proceß vor den Geschworenen in Aussicht stand, so hatte Marco wieder einmal das Schwierigste am Berühmtwerden, das Bekanntwerden, hinter sich, und wenn er sich nun beim Processe klug benahm, seinen Advocaten gut wählte, vor den Richtern und Geschworenen die nöthige Demuth und Zerknirschung zur Schau trug, so konnte er am Ende gar freigesprochen werden; doch auch im schlimmeren Falle einer Verurtheilung kam er wol, da der Oberst bald geheilt war, mit einer leichten Strafe davon, und hatte er die erst bestanden, nun, ich wette, dann wäre die Thüre seines Studio nicht mehr zur Ruhe gekommen; Hunderte von Damen hätten bei ihm ihre Büste bestellt. Aber Marco bewährte sich richtig wieder als das richtige Genie.

Am Tage nach der ersten Aufführung des „Modernen Pygmalion" kam der Kunsthändler zu mir, diesmal die helle Freude im Gesicht. Nun sei es ja ein Glück, daß die Statue den Kopf der Amerikanerin bekommen habe; das Teatro Nazionale dürfe mit dem neuen Stücke für drei Monate und länger auf ein volles Haus rechnen; um so mehr denke er ein Geschäft zu machen, wenn er nun die Statue ausstelle und es nicht an den geeigneten Zeitungsanzeigen und Empfehlungen mangeln lasse. Ich konnte ihm nicht unrecht geben, und da mir Marco's Vortheil am Herzen lag, so fragte ich ihn, ob er es nicht billig finde, daß die Hälfte des Erlöses der Ausstellung meinem Freunde zu Gute komme, der für die Kosten seines Processes ohnehin solch einen außerordentlichen Verdienst wohl werde gebrauchen können. Der Mann wollte zwar zuerst davon nichts hören, doch endlich verstand er sich dazu, den achten Theil des Reingewinns an Marco abzugeben. Nur bedang er sich dafür aus, daß das Publicum die Statue

zu sehen bekäme in Marco's Studio, als dem Orte wo sich die geheimnißvollen Vorgänge zwischen Marco und der Amerikanerin zugetragen, — ein Umstand, der nicht verfehlen werde, die Neugier und den Zulauf der Leute vollends zu steigern. Ich, der wie gesagt nur Marco's Nutzen im Auge hatte, bedachte, daß in dieser Weise die Kosten der Ausstellung um ein Erhebliches gemindert würden, und glaubte in der Abwesenheit meines Freundes statt seiner zustimmen zu dürfen. Es erschien denn auch noch an demselben Tage in den verschiedenen Blättern die Anzeige, wonach die Ausstellung am nächsten Montag beginnen sollte; die Ankündigung hob ausdrücklich hervor, der Künstler des „Leitsterns" habe an seiner Arbeit, welche bereits in ihrer früheren Gestalt die Theilnahme aller Kunstfreunde weckte, neuerdings so wesentliche Veränderungen vorgenommen, daß auch Diejenigen nicht versäumen dürften, sie zu sehen, welchen es bei einem derartigen Werke nicht sowol auf seine künstlerische Vollendung ankomme als vielmehr auf die Ereignisse im Leben des Künstlers, denen es seine Entstehung verdanke und in denen es seine tiefste Erklärung finde. Leider — die Signori werden gleich erfahren wieso — wurde unser Plan vereitelt, die Ausstellung fand nicht statt, und ich beklage dies um so mehr, als es sich gerade in diesem Falle so recht klar gezeigt haben würde, was es bedeutet, wenn ein Kunstwerk nicht nur durch seine Schönheit wirkt, sondern auch durch seine Zeitgemäßheit, wenn es sich nicht blos an die Wenigen wendet, die schon zufrieden sind, sobald man ihnen etwas Geschmackvolles zu genießen gibt, sondern auch an die Vielen, welche sonstige Bedürfnisse haben. Wollte die Kunst nur für die Leute von Geschmack auf der Welt sein, per Dio! sie wäre wohl aufgehoben! Nein, nein, einigen trägen Feinschmeckern einen Genuß zu bereiten, damit konnte sich die Kunst in den traurigen Zeiten der Vorrechte und Uebergriffe begnügen. Aber heute liegen ihr höhere Pflichten ob, heute hat sie dem Wohl Aller zu dienen, der Verbreitung gesunder Wahrheiten, der Ausgleichung der socialen Unterschiede. Die Schönheit einer Statue — ich frage mich, ob ich sie überhaupt Dem begreiflich machen kann, der sie nicht auch ohne mich begreift? Aber Allen, Allen würde, wenn es zur Ausstellung gekommen wäre, im Anblick des „Leitsterns" zum mindesten die Nutzanwendung aufgegangen sein, daß man auch des schönsten Gesichtes halber kein Blut vergießen darf. Das leuchtet doch ein, daß wir mit vollem Herzschlag nur Theil nehmen an Dem, woran wir Theil haben, an den lebendigen Interessen, an den treibenden Ideen unserer Zeit, unseres Landes — und da gibt es Leute, welche uns einreden wollen, in der Kunst habe allein Das Werth, was zu jeder Zeit und an jedem Orte genossen zu werden vermöge. Ei, da könnte ich meine Vermählung des Königs und der Italia gleich in's Wasser werfen. Ich verlange ja aber auch gar nicht, daß ein solches Werk Menschen gefalle, denen das Gefühl abgeht für die endlich errungene Einheit Italiens." —

Wieder einmal hatten wir fruchtlose Anstrengungen gemacht, Emilio's Beredsamkeit abzukürzen. Aber so deutlich mußten die Aeußerungen unserer Ungeduld gewesen sein, daß er nun sich an den Kopf faßte und durch den wiederholten schmerzlichen Ausruf, er sei eine Bestie, unsere gerührte Nachsicht erzwang. Dann fuhr er fort:

„— Ob Marco die Zeitungsanzeige bezüglich der Ausstellung des „Leit-

sterns" gelesen hat, oder ob er auch ohne sie nach Florenz gekommen wäre, um die letzte und größte Verrücktheit zu begehen, die ich nun leider von ihm noch zu berichten habe — ich weiß es nicht. Gewiß ist, daß, nachdem er auf Castel Del Monte gethan, was die Signori wissen, und Dank der Marchesa das Schloß ungefährdet hatte verlassen können, er sich einige Tage bei einem Verwandten, dem Pretore von Pontassieve, aufhielt. Und der Pretore als ein Mann, der die Gesetze kannte, wird ihm, denke ich, Rathschläge gegeben haben, durch deren Befolgung er, wenn auch nicht dem Proceß, doch der Strafe hätte entgehen können. Aber was hat bei meinem Freunde Marco jemals guter Rath genützt! Statt sich einstweilen bei dem Pretore in Pontassieve ruhig im Verborgenen zu halten und den Lauf der Dinge abzuwarten, ließ er wieder einmal seiner Ungeduld die Zügel schießen und — — Doch nein! Ehe ich von ihm weiter erzähle, muß ich erst noch einmal auf die Thorheit der Sposina zurückkommen, und auch daß Odoardo sich keineswegs klug benahm, werden Eure Signorie jetzt erfahren. Ach, für Jemand, der sein Bischen Verstand zusammenhält und bald gerade bald in Windungen, je nach der Straße, aber immer sicher geht, — für Den ist's ein eigen Ding, die Vielen, die Vielen zu sehen, welche unterwegs liegen bleiben oder wenigstens einen Arm oder ein Bein brechen. Indessen wenn die Signori sich wundern, daß ich von so vielfachen Thorheiten und thörichten Menschen zu berichten habe, so wollen Sie das Sprüchwort bedenken, welches sagt: die Narren wachsen, ohne daß man sie begießt. Also die Sposina, seit der Nacht, welche sie in Marco's Studio zugebracht hatte, war ganz verstört und verdüstert. Ihr Oheim ließ sie nicht hinaus und alle Die, welche nach dem Villino kamen, waren angewiesen worden, vor ihr kein Wort verlauten zu lassen von Marco's arger That, und da meine Frau Isabella damals ihrer Entbindung nahe war und darum nicht hinauf konnte, und die Sposina keine Zeitung zu lesen pflegte, so erfuhr sie nichts, gar nichts von dem, was vorgefallen. Ihre Unruhe aber, statt abzunehmen, wuchs von Tag zu Tag, und Ascanio bat mich, doch ja so oft als möglich zu kommen und ihr etwas vorzureden; denn sonst werde er sie nicht halten können. Ich ging denn auch fast täglich nach dem Villino, und da ich ihr versprochen hatte, sie von Allem zu unterrichten, was ich über Marco erführe, und sie gar leicht zu täuschen war, so glaubte sie mir, wenn ich ihr meine Märchen erzählte: Marco sei noch nicht zurück, er habe aus Arezzo geschrieben, daß seine Angelegenheit nicht übel stünde, und vielleicht werde er mit den Amerikanern ein paar Wochen in den Bädern von Lucca zubringen. „Wenn ich nur schon wüßte, daß er mit ihnen in Lucca ist! Dann wäre es klar, daß Alles gut geht," so sagte die gute Närrin und verhielt sich zwei Tage lang merkwürdig ruhig, aber am dritten war sie wieder ganz Angst und Zweifel, und ich mußte ihr versprechen, daß ich nach Arezzo an ihn schreiben würde.

Der Signor Odoardo verbrachte jeden Abend auf dem Villino und ließ sie gewähren, wenn sie, während er drinnen mit Ascanio sprach, auf dem Terrazzino oder in der Laube sitzen blieb, an den zwei Orten, wo sie einst die vielen, vielen Stunden mit Marco verplaudert hatte. Er hat ihr auch, glaub' ich, nie einen Vorwurf darüber gemacht, daß sie nach Marco's Studio gelaufen war

und sich da eingeschlossen und weder ihrem Oheim noch ihm selbst geöffnet hatte. Odoardo wußte ja ganz wohl, wie es um sie stand, und in manchem Augenblicke mag er sich wol gesagt haben, daß sie beide sonderbare Verlobte seien. Doch er hegte nun einmal eine so tief gewurzelte Liebe für die arme Thörin, wußte, wie gut er's mit ihr meinte, und mag sich also auch immer wieder gesagt haben, daß sie zuletzt doch jenen Schurken vergessen müsse. Denn einen Schurken, den ärgsten, den die Erde trage, sah er in Marco, aber noch hatte er kein einzig Mal im Gespräch mit der Sposina seiner gedacht, und er hätte weiter Geduld haben sollen und thun, als ob es gar keinen Marco gäbe noch je gegeben hätte. Aber da muß ihm zuletzt doch der Geduldfaden abgelaufen oder die Galle übergelaufen sein — daß er an der Leber litt und von gelber Farbe war, glaube ich gesagt zu haben: eines Tages hielt er's eben nicht mehr aus, sie immer bleicher und magerer werden zu sehen, und auch daß sie wie festgenagelt oben auf dem Terrazzino saß, verdroß ihn, und er rief hinauf, sie möge herunterkommen; sie kam herunter, da brach er los: sie dürfe thun, was sie wolle, er glaube an sie, wie sie an die Heiligen glaube, und wenn er aufhören müßte, an sie zu glauben, so möchte er lieber todt und begraben sein; aber er müsse es ihr sagen, wie ihm dabei zu Muthe sei, daß sie in ihrem reinen Herzen noch Raum habe für den Mörder — —

„Mörder!" schrie Assunta, und ich meine den Blick zu sehen, mit dem sie ihn anschaute.

Ja, es könne ihr ja doch nicht ewig verborgen bleiben, fuhr Odoardo fort, und ein Mörder sei er, wenn auch durch Zufall der Stoß fehlgegangen und nicht Die getroffen, die er treffen sollte.

Ascanio war nicht zugegen bei der unbedachten Rede, aber Assunta brach in einen so furchtbaren Schrei aus, daß er ihn drinnen im Hause hörte. Er stürzte heraus. Wunderbarer Weise war sie plötzlich ganz ruhig geworden und ließ sich von Odoardo erzählen, was sie allein in ganz Florenz noch nicht wußte. Doch ehe er seine Erzählung beendigt, unterbrach sie ihn. Sie wisse genug, rief sie, und es möge Keiner sich einfallen lassen, ihr in den Weg zu treten, und „Marco, ich komme, ich komme!" — auch das rief sie in ihrem Wahnsinn und warf sich einen schwarzen Schleier über den Kopf und eilte die Straße, den Hohlweg hinunter nach der Stadt. Ascanio und Odoardo hielten sie nicht auf, aber wollten ihr folgen; doch sie drehte sich plötzlich um. „Ich will allein gehen; hört ihr, allein will ich gehen." Und da gerade ein Wagen des Weges kam, so nahm sie ihn und befahl dem Kutscher, sie rasch, rasch nach den Murate zu fahren. So heißt ein ehemaliges Kloster — von den eingemauerten Büßerinnen, die, bejammernswerthe Opfer des mittelalterlichen Aberglaubens, da einst wohnten — und heute ist es das Gefängniß unserer Stadt. Assunta meinte, Marco müsse da drinnen sein. Aber der Pförtner des Gefängnisses belehrte sie eines Anderen; die Carabinieri fahndeten nach dem Burschen, sagte er, doch bis heute hätten sie ihn nicht gefunden. Als Assunta den Pförtner herauspochte, war's bereits spät am Abend. Es scheint, daß sie dann die Nacht hindurch in den Straßen umherirrte, ohne zu wissen, wohin sie gehen, was sie thun sollte. Vielleicht auch verbrachte sie die Nacht bei einer Freundin. Jedenfalls nach

dem Villino kehrte sie nicht zurück; sie fürchtete wol, Ascanio oder Odoardo möchten sie hindern in ihrem Vorhaben — das heißt, wenn man es ein Vorhaben nennen kann, daß sie um jeden Preis zu Marco gelangen wollte, und doch wußte sie nicht, wo ihn suchen und wie. Denn jedes Aufsehen mußte vermieden werden, da sonst nicht nur sie, sondern auch die Carabinieri ihn fanden. War es nun aus dumpfer Rathlosigkeit, weil ja jeder Schritt ein Schritt in's Dunkle war, oder war's, weil sie einer geheimnißvollen Anziehung folgte — — auch noch eine der offenen Fragen, die des Hellsehens und Magnetismus! — — ich sage also, ohne recht zu wissen weshalb, rannte sie am andern Morgen in frühster Frühe wieder nach dem Studio — vielleicht nur darum, weil es der Ort war, wo sie Marco zum letzten Mal gesehen. Der alte Schuster im Vorderhause pflegte den Schlüssel zum Studio zu verwahren. Sie trat in die Stube des Alten und — — da mag's ihr gewesen sein, als träumte sie — — auf dem Bette des Schusters lag Marco im tiefsten Schlaf. Sie bezwang ihre Ueberraschung und hütete sich, ihn zu wecken. Er war, so erzählte der Alte, um Mitternacht gekommen und sah so recht aus wie Einer, der auf steinigen Gebirgswegen sich die Stiefel zerrissen. „Gebt mir meinen Schlüssel und verrathet mich nicht," so hatte er zu dem Alten gesagt, aber nicht einmal, bis der Schlüssel gefunden war, konnte er aufrecht stehen bleiben, so müde war er; er sank um auf einen Stuhl, und kaum sitzend war er eingeschlafen. „Da habe ich ihn," schloß der Alte, „auf mein Bett gelegt, und wenn er aufwacht, werde ich ihm zu essen holen. Denn die Polizei ist hinter ihm her, ich weiß es, und solch einem Poveretto hilft ja ein Jeder, der ein Herz im Leib hat. Daß Ihr ihn nicht verrathen werdet, das seh' ich Euch an."

Als Marco aufwachte und die Sposina gewahrte, wendete er sich von ihr ab und sprach erst kein Wort. Sie faßte seine Hand und bedeckte sie mit Küssen; aber er entzog sie ihr und sagte: nicht um sie zu sehen, sei er gekommen; keinen Menschen wolle er sehen, keinen Menschen in ganz Florenz; es sei aus mit ihm, und weil es aus mit ihm sei, solle auch nichts von ihm übrig bleiben; und wenn sie eine Freude genießen wolle, in der sie vielleicht eine Entschädigung finden werde für viele Schmerzen, so möge sie ihm hinüber in das Studio folgen.

Sie gingen hinüber. Wie er die Statue wieder sah, gerieth er in eine fürchterliche Wuth. „Die Heuchlerin! die Heuchlerin! herunter mit der Lügenfratze!" so schrie er. Assunta errieth seine Absicht, entwand ihm den Hammer, womit er den Hieb wider den Kopf des Marmors ausführen wollte, klammerte sich an ihn, beschwor ihn, daß er ihr nicht auch noch den Schmerz anthun möge, das Bild, ihr Bild zu zerstören.

„Dein Bild!" Er brach in Lachen aus.

Eure Signorie werden sich nun vorstellen können, daß Assunta an zärtlichen und rührenden Worten nichts sparte, um ihn von seinem Gedanken abzubringen. Sie wolle nicht leugnen, sagte sie zu ihm, es habe sie betrübt zu hören, daß der „Leitstern" einen andern Kopf bekommen; aber gewiß würde er die Aenderung nicht vorgenommen haben, wenn er sie nicht zum Vortheil der Statue nützlich und nothwendig geglaubt hätte, und sie erinnere sich ja auch wohl, wie er

sie einst darüber belehrt, daß in der Kunst nichts schön sei als das Schöne, und daß nichts erlaubt sei als das Schöne, und wenn er in der Zeit, da sie einander so gar lieb gehabt, auch ihren doch so wenig schönen Kopf habe mit abbilden wollen, so sei das eben ein Irrthum gewesen, den er später eingesehen, als die Liebe seine Augen nicht mehr betrog. Und ob auch mit dem anderen Kopfe, ihr Bild bleibe der „Leitstern" doch; und nicht sowol weil sie ihm zum Modell dabei gedient, als weil es ihn so sehr gerührt habe, wie sie ihm damals von dem armen Weibe gesprochen, welches sie einst bei La Meglia hatte ertrinken sehen. Und er wisse vielleicht nicht, wie ernst es ihr gewesen mit ihrem Worte, daß sie gern untergehen wolle, wenn sie dadurch ihm diene. Und darum möge er auch jetzt nicht falsch von ihr denken, und meinen, daß es ihr eine Freude sein könnte, wenn er sich an seinem Werke vergriffe.

In solcher Weise redete sie zu ihm und hatte Mühe, seine Hände in den ihrigen festzuhalten; denn abermals fuhr er in die Höhe und wollte den Hammer ergreifen und den Marmor zerstören. „Laß mich, laß mich," schrie er; „willst Du, daß ich für alle Zeit zum Gespötte der Menschen werde? Meine Rache mißlang mir; — soll der Bübin gar noch der Ruhm bleiben, daß durch mich ihr heuchlerisches Antlitz auf die Nachwelt kommt? Nicht darum lief ich hierher, in Nacht und Gefahr, der Verfolgung zum Trotz, um nun ihr verfluchtes Abbild zu schonen — — laß mich! sage ich — und ist denn kein Tropfen Galle in Dir, daß Du meinen Haß gegen sie, Deine Feindin, Deine Mörderin, nicht theilst?"

Aber die Sposina schüttelte den Kopf und ließ seine Hände nicht los und sagte immer wieder, daß er seinem — ihrem Werke nichts zu Leide thun dürfe; ja, sie habe auch einen Theil daran, und sie bitte dafür wie eine Mutter für ihr Kind, wenn ihm der Vater grundlos zürnt; — und gewiß, wer das Werk sähe, würde an alles Andere eher denken, als daß er über den Künstler spottete, dem so etwas gelungen, und sie glaube, die Richter selbst müßten ihm seine jähe That verzeihen, wenn sie das Antlitz der Statue schauten und daraus erführen, wie schön die Dame gewesen — —

„Nenne sie nicht schön, nenne sie nicht schön," rief er da. „Ich weiß es jetzt: alle Schönheit lügt — alle Schönheit verkehrt sich in Häßlichkeit — immer kommt die Stunde, da Einem die Augen aufgehen — immer — immer — und nun, da ich weiß, wie sie aussieht, sollte ich dies Lügenbild bestehen lassen — —?"

Diesmal riß er seine Hand los aus der Umklammerung Assunta's; aber kaum hatte er den Hammer gefaßt, so ließ er ihn auch wieder sinken. Ich denke mir: die Sposina muß ihn, da es ihre Hände, ihre Worte nicht mehr konnten, durch ihre Miene zurückzuhalten gesucht haben von dem Werke der Zerstörung, denn plötzlich blieb sein Auge an dem ihren hängen, er stand wie starr, schaute sie an lange, lange und lachte nicht mehr und schrie nicht mehr. „Assunta, Assunta," flüsterte er endlich, „Du allein — Du allein" — — mehr brachte er nicht heraus und sank laut weinend vor ihr nieder. „Es ist keine Zeit zu verlieren," rief er dann, wie von einem Gedanken erschreckt, und hieß Assunta sich erheben und stellte sie — — genau die Stellung des „Leitsterns"

gab er ihr, und sie begriff, daß sie ihm wieder zum Modell dienen, daß der Kopf der Statue wieder ihre Züge erhalten sollte. Sie widersprach ihm jetzt nicht länger, denn es würde doch vergeblich sein, dachte sie, und war schon ganz glücklich, daß er sich eines Andern besonnen und die Statue nicht mehr zerstören, sie nur verändern oder vielmehr wieder zu Dem machen wollte, wozu sie von Anfang an bestimmt gewesen. Aber was Assunta nicht wußte, war, daß man den Marmor nicht handhabt wie den Thon — oder vielleicht wußte sie es wol, denn sie war ja groß geworden unter Marmorarbeitern, aber sie bildete sich ein, was Keiner könne, Marco müsse es können und werde mir nichts dir nichts das Gesicht der Amerikanerin in ihr eigenes ummeißeln. Ich brauche diesen Signori nicht zu sagen, wie sinnlos, wie unmöglich dieses Unterfangen Marco's war. Aber die Sposina stand bewegungslos und wagte kaum zu athmen; das Glück, auf's Neue sein Modell zu sein, habe, so erzählte sie nachher, ihr armes Herz wieder ganz ausgefüllt und alles Uebrige vergessen gemacht; ja, sie könne schwören, in all' der langen oder kurzen Zeit, da sie so stand und den Meißel sachte vorrücken und die Marmorsplitter fallen sah, habe sie mit keinem Gedanken daran gedacht, daß Marco ein verfolgter Flüchtling sei; denn hätte sie daran gedacht, sie würde nicht so ruhig haben dastehen können.

Aus diesem letzten Glücke, welches wie ein holder Schlummer die arme Seele umfing, wurde sie aufgeweckt durch ein fürchterliches Getöse. Sie meinte im ersten Augenblick, ein Donnerschlag sei auf's Haus gefallen; auch den Blitz meinte sie gesehen zu haben. Aber es waren die Funken des berstenden Marmors. Mit zwei wüthenden Hammerschlägen hatte Marco den Kopf der Statue abgehauen; dahin und dorthin sprangen die Stücke; zu einem neuen Hiebe holte Marco aus, um auch den Rumpf zu zerschlagen, aber die Kraft versagte ihm, er warf den Hammer weg, taumelte und mußte sich an dem Torso festhalten, um nicht zu fallen. Assunta stürzte nun auf ihn zu, wollte ihn umschlingen, aber er schleuderte sie von sich ab. „Geh, es ist zu spät," schrie er. „Auch Du bist's nicht mehr. Ich finde in Deinem Antlitz Dein Antlitz nicht mehr. Es ist Alles anders geworden, Alles, Alles. Geh, ich weiß nicht, was mit Dir vorgegangen. Geh, geh und laß mich allein — allein will ich sein, hörst Du!"

Aber sie hörte ihn nicht; ihre Sinne schwanden. Als sie wieder zu sich kam, war Marco fort; nur der Alte aus dem Vorderhaus stand vor ihr und leuchtete ihr mit einem Lichte in die Augen. „Gut, daß Ihr's endlich wieder seid. Hatte schon Angst, daß Ihr mir nie wieder aufwachen würdet."

„Wo ist er hin?" fragte sie.

„Nun, daß er hier nicht bleiben konnte, begreift Ihr doch. Er hat abgewartet, daß es dunkelte und er sich auf die Straße wagen durfte. Jetzt ist er schon außer der Stadt, ich wette."

„Aber wohin, wohin?"

„Ueberall hin, wo es keine Carabinieri und keine Questurini gibt — — Gott der Herr verderbe die ganze Brut! — Aber ob sie auch das Auge des Falken haben und gierige Krallen, für Marco Fabbroni wär' es zu schade; Gott der Herr wird ihn bewahren, daß ihre Krallen ihn nicht packen."

Als das arme Weib sich nicht vom Platze rührte, auch keine Frage weiter

that, sondern nur müden Blickes nach dem kopflosen Bilde stierte, ergriff der Alte sie beim Arm und schüttelte sie. „Nun schlafet Ihr mir nicht wieder ein! Soll ich diese Nacht bei Euch wachen wie die vorige bei ihm? Dazu bin ich zu alt. Auch hat er mir aufgetragen, Euch zu sagen, daß Ihr nach Hause gehen sollet und seiner nicht weiter gedenken!"

Weil Marco es so befohlen, ging Assunta jetzt nach Hause. Sie hatte ja immer Alles gethan, was er von ihr verlangte. Nur daß sie seiner nicht weiter gedenken sollte, war zu viel verlangt.

In den ersten Monaten nach Marco's nächtlicher Flucht hoffte sie auf einen Brief von ihm. Aber der Brief kam nicht, und immer schwerer lastete auf ihr die Angst um sein Schicksal. Daß er der Polizei entgangen war, tröstete sie nicht; was aus ihm geworden, wollte sie wissen. Aber nichts, nichts verlautete von ihm; es hieß nur, daß er sich zwei Tage nach seiner Flucht aus Florenz in Livorno eingeschifft habe, aber ob auf einem Schiff, welches nach der Levante ging, oder ob auf einem der Boote, die zwischen Italien und Frankreich fahren, das wurde damals nicht festgestellt. Als nach einem halben Jahre die Amerikaner Florenz verließen, hätte Marco es wol wagen dürfen, zurückzukehren; man hätte ihn vielleicht gar nicht behelligt, oder wenn selbst etwas wie ein Proceß gegen ihn geführt worden wäre, die Del Monte hätten ihm gewiß im Stillen die königliche Gnade erwirkt. Denn weil sie Codini waren und von der neuen Ordnung der Dinge nichts wissen mochten, würde ihnen erst recht Alles und Jedes zu Liebe gethan worden sein, während über die Undankbarkeit der Regierung gegen die alten Apostel und Märtyrer der Freiheit sich Bücher schreiben ließen. Indessen, wie gesagt, Niemand wußte, wo Marco sich aufhielt, und es konnte also kein Rath, der ihn zur Rückkehr einlud, an ihn gelangen. Aber ich fürchte fast, auch wenn man ihm den Rath hätte geben können, er hätte ihn wieder nicht befolgt. Sein Stolz, sein verrückter Stolz hätte es ihm nicht erlaubt, sich sehen zu lassen vor seinen Mitbürgern, seitdem es offenkundig war, daß ein Frauenzimmer ihn zum Besten gehabt hatte.

Immer schwermüthiger, immer stiller wurde die Sposina. Sie saß nun ganze lange Tage auf dem Terrazzino und schaute die fernen blauen Berge an. Mit ihrem Oheim sprach sie nur das Nothwendigste, und Odoardo, der es bitter bereute, daß er sich zu der unbedachten Mittheilung von Marco's Verbrechen hatte hinreißen lassen, kam zwar täglich nach dem Villino, aber er wagte sich eine Zeit lang nicht einmal in ihre Nähe, geschweige daß er ein Gespräch mit ihr suchte. Nur ich, der es nicht heilsam fand, sie so mit sich allein zu lassen, setzte mich öfters neben sie, und richtig, ich verstand es, so in sie hineinzureden, daß sie erst kurze Antworten geben mußte und dann eine längere und endlich mir ihr letztes Zusammensein mit Marco ausführlich und ganz so berichtete, wie ich selbst es diesen Signori zu berichten jetzt die Ehre gehabt habe. Als sie darauf kam, wie Marco mit schrecklicher Stimme gerufen: Auch Du bist anders geworden, ich kenne Dein Antlitz nicht mehr — da brach sie in ein so herzbewegendes Schluchzen aus, daß ich — ja ich habe nun einmal das weiche, mitleidvolle Gemüth — daß ich mir auch eine Thräne aus dem Auge wischen mußte. Aber wie ich merkte, welches eigentlich der Sinn, ich will sagen der sinnlose Sinn

ihres Schluchzens war — nämlich daß sie sich vorwarf, sie sei nicht Dieselbe geblieben, sie habe sich von ihm losgemacht, habe sich mit einem andern Manne verlobt, und obwol sie es gewiß nicht gern, vielmehr wider ihr Gefühl und Gewissen gethan, so sei doch der verzweifelte Streit und die selbstgesuchte Qual in ihrem Herzen Grund genug gewesen, daß auch ihr Angesicht sich veränderte und er nicht mehr Die in ihr wiederfand, welche sie einst ihm gewesen und welche sie ewig hätte bleiben müssen — — als ich diesen Unsinn hörte, da erkannte ich, daß mit ihr weinen sie nur in ihrer Einfalt bestärken hieße, und daß man besser ihr das abgeschmackte Zeug austreibe. Zuerst versuchte ich's damit, daß ich sagte, sie solle doch ein Bischen mehr Gedächtniß haben und auch ein Bischen mehr Stolz: wer denn zuerst das Beispiel gegeben, sie oder Marco? ob er's nicht gewesen, der ihr für ihre Liebe und ihre vielen, nur zu vielen Opfer mit Treulosigkeit dankte? und ob sie sich nicht schäme, daß sie nun wünsche, ihm treu geblieben zu sein, da er doch mit ihrer Treue und Liebe nichts anzufangen wußte und es vielmehr gut hieß, daß sie auf anderem Wege Fürsorge für sich traf? — allein Assunta schüttelte den Kopf ganz wie dazumal, als ich ihr rieth, Marco nicht loszulassen, und dazumal hatte sie ihn doch gegen meinen guten Rath losgelassen; nun aber, da ich ihr Recht gab, daß sie's gethan, gab sie sich Unrecht — schüttelte den Kopf und sagte wieder, ich verstehe das nicht: wenn Marco's Liebe für sie erkaltete und einer Anderen sich zuwandte, so könne sie's ihm nicht zum Vorwurf machen, so wehe, so grausam wehe es ihr gethan; denn die Liebe sei die Liebe und lasse sich nicht befehlen und gehe den Weg, den sie gehen müsse; aber mit ihr selbst verhalte es sich, ach! ganz anders, ihre Liebe habe sich ja keinen Augenblick von Marco abgewendet, und dennoch habe sie sich's gefallen lassen, daß ein Anderer sie zur Frau nehmen wollte, und sie glaube zwar, daß es nie dazu gekommen, sie vielmehr eher gestorben wäre, aber den Schmerz und Vorwurf und Widerstreit in ihrem zerbrochenen Hirne habe sie verschuldet und habe sich selbst um das Glück gebracht, welches Marco's Rückkehr ihr hätte bereiten können, und sie werde noch den Verstand darüber verlieren, daß er sie nicht einmal mehr tauglich gefunden, sein Modell zu sein wie ehedem — —

Hier fiel ich der Thörin in's Wort und sagte: über die Liebe wolle ich nicht mit ihr streiten, denn das sei ein Ding, von welchem so verschiedenerlei Ansichten in den Köpfen der Menschen durcheinander wirbelten als über die Art, wie man im Lotto setzen müsse, um sicher zu gewinnen, und vermuthlich treffe es bei beiden zu, daß, wie immer man setze, doch nur je der Tausendste mit einer Terne herauskomme, und der gewiß eher aus Dummheit als um seiner besonderen Geschicklichkeit willen, — von der Bildhauerei aber verstehe ich etwas, obwol ich kein Genie sei, und darum könne ich ihr sagen und beschwören, daß es allerdings der Gipfel des Unverstandes wäre, wollte sie darüber den Verstand verlieren, daß Marco ihn verloren; etwas Verrückteres lasse sich nicht denken, als Marco's Versuch, aus dem Kopf der Amerikanerin wieder den ihrigen zu machen; — wenn es ihm damit nicht gelungen, so habe sie daran so wenig Schuld, als das Wasser Schuld habe, wenn der Eimer ein Loch bekommt; zwar wolle ich zugeben, daß ihre Wangen dünner geworden seien und ihre Augen

tiefer lägen als vor einem Jahr, aber kein noch so großes Genie verwandele den fertigen Kopf eines Marmors in einen anderen Kopf, etwa wie der Schneider zur Noth aus einem Rock mit einem gewissen Schnitt einen Rock mit anderem Schnitt herausbringt; und nun gar solch ein Schneiderkunststück im Handumdrehen zurechthauen zu wollen — das würde selbst der göttliche Michel Angelo nicht versucht haben, und doch sei das der einzige Bildhauer gewesen, der ohne Weiteres in den Marmor hineinhieb und wirklich sich meist verhieb, wovon sie sich überzeugen könne, wenn sie die Madonna in San Lorenzo oder den San Matteo hinten im Cortile der Accademia besichtige.

Aber wer nicht nach San Lorenzo ging, war die Spofina. Meine Worte, statt es besser zu machen, machten's nur erst recht schlimm. Sie warf sich nun wahrhaftig vor, daß sie es verschuldete, wenn Marco's heller Geist sich getrübt habe und sein Genie in die Irre gerathen sei. Ja, all' seines Unglückes Urheberin nannte sie sich. Statt auszuharren und ihm den rechten Weg zu zeigen, habe sie die Leuchte — die Signori merken, woran sie hierbei dachte — habe sie die Leuchte erlöschen lassen; um sich selbst in Sicherheit zu bringen, sei sie zurückgewichen, während das Schiff seines Lebens da draußen vom Sturm verschlagen wurde und endlich an den Klippen zerschellte. So klagte sie sich immer schwerer an, und wenn es nicht so sehr spät in der Nacht wäre, so möchte ich wol diesen Signori jetzt die Frage vorlegen, ob, was man Gewissensbisse zu nennen pflegt, nicht als eine Art Krankheit zu betrachten sei, etwas wie ein böser Ausschlag, der den Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt, und je mehr man reibt und kratzt und sich herumwälzt, desto schlimmer wird's. Ich für meinen Theil habe immer gesehen, daß diejenigen Menschen am besten gedeihen und es am weitesten bringen, welche mit sich selbst in Frieden leben und an allen ihren Handlungen nur die schöne und tugendhafte Seite wahrnehmen. Und da nun einmal jede Handlung ihre zwei Seiten hat und es nicht mehr Mühe kostet, die gute zu sehen als die schlimme — ich spreche natürlich von des Menschen eigenen Handlungen, denn was die Handlungen Anderer betrifft, so hält es allerdings ebenso schwer, das Böse daran nicht zu gewahren als das Gute herauszufinden — — ja, was wollte ich sagen? nun eben daß man den Muth und das Selbstvertrauen nicht verlieren soll und ein heiteres Gewissen haben soll und zu den vielen Plagen, die in diesem Leben von draußen kommen, nicht noch andere in sich selbst dazu erfinden soll. Die Signori winken mir wieder! Diamine! da schlägt's wahrhaftig drei Uhr — aber ich denke, die Signori werden nicht darauf verzichten mögen, nun auch noch das Ende Assunta's zu erfahren; also wollen Sie mir noch wenige Augenblicke vergönnen.

Odoardo begnügte sich in dieser Zeit, sie nur von ferne zu sehen, denn bemerkte sie ihn, so wendete sie die Augen ab wie vor etwas, das Verdruß, ja Abscheu erregt. Aber als er vernahm, der Kunsthändler mache entsetzlich viel Wesens daraus, daß seine Statue zerstört worden sei, und schreie und zetere gegen Marco als den schändlichsten Dieb und Beutelschneider, und frage überall umher, ob, wer einen Ehrenmann so heimtückisch um seine wohlerworbene Waare gebracht, nicht noch mehr die Galeere verdiene, als ein Brigante, der die anständigen Leute wenigstens auf offener Straße anfalle, — als Odoardo von

diesen greulichen Reden des Händlers vernahm, da fürchtete er, es möchte etwas davon der Sposina zu Ohren kommen, und wahrhaftig, er kaufte das verstümmelte Werk seines alten Feindes und Nebenbuhlers — nicht weil er es auch noch als Torso geschätzt hätte, davon konnte bei seinem geringen Geschmack wahrlich nicht die Rede sein — sondern nur um der Sposina ein neues Leid zu ersparen, zahlte er dem Händler die dreitausend Lire zurück und die Zinsen dazu und noch etwas mehr, um den Wucherer für den ihm entgangenen Gewinn zu entschädigen. Und er ließ den Marmor nach dem Villino bringen, damit ihn Assunta da sähe, denn der Anblick müßte ihr bei allem Schmerze doch auch wieder eine Art Freude sein. Ascanio und ich glaubten das nicht und sagten, sie würde dadurch nur neu an Alles erinnert werden, aber Odoardo versetzte, sie brauche nicht erinnert zu werden, sie denke ohnehin an nichts Anderes, und er behielt Recht, denn als ihr Auge eines Tags auf den „Leitstern" fiel — er war in dem Raume des Villino aufgestellt worden, wo sie ihrem Freunde Modell gestanden — da umarmte sie den Marmor, stundenlang umarmte sie die Statue, als hielte sie den Freund selbst wieder, und an dem Tage dachten wir, sie könnte doch noch am Ende wieder zurecht kommen, ein so liebliches Roth erblühte plötzlich auf ihren Wangen. Und Odoardo hatte verboten, ihr zu sagen, daß er den Marmor für schweres Geld gekauft. Aber sie erfuhr es doch, denn Isabella lag ja damals nicht wieder in den Wochen, und als nun Odoardo hinauf nach dem Villino kam, ging Assunta auf ihn zu und sprach mit ihm; zum ersten Male sprach sie wieder mit ihm.

„Ihr habt mich lieb," sagte sie, „verzeiht mir."

Das war Alles, was sie an dem ersten Tag zu ihm redete. Doch da sie nun einmal ihre Scheu oder Abneigung gegen ihn überwunden hatte, so schien's ihr ganz recht, daß er fortan täglich wieder mit ihr sprach, und immer drehten sich ihre Gespräche um die Liebe, so daß Ascanio, der sich bei diesem Worte nichts Anderes denken konnte, als was er sich sein ganzes Leben dabei gedacht hatte, einmal schmunzelnd zu mir sagte: „Gebt Acht, Emilio! Da sie Marco nicht mehr haben kann, so kommt's doch noch mit Odoardo in Ordnung; sie wäre ja kein Weib, wenn sie nicht schließlich Einen für besser hielte als Keinen." Ach, es widerstrebt mir fast, dies Wort des alten Satyrs zu wiederholen; und wäre dasselbe auch bei allen Frauenzimmern der Erde richtig gewesen, auf die Sposina angewendet, war es, wie wenn — — ja, da fällt mir mein Lehrer im Modelliren ein, ein sonderbarer Kauz, der wild werden konnte wie ein Thier, wenn Einer mit einer häßlichen Hand ein schönes Marmorwerk betastete; obwol dem Marmor dadurch kein Abbruch an seiner Schönheit geschah, so hätte er doch einst beinahe einen Krüppel todtgeschlagen, der sich in der Tribuna der Uffizien vor die Venus hinstellte und ihre edeln Glieder anfühlte und zu meinen schien, sie seien nicht viel anders geformt als seine eigenen verbogenen Knochen. Ja, so ist es: ein Krüppel sieht aus den Augen eines Krüppels, und ein Satyr denkt sich Apollo selbst mit einem Ziegenschwänzchen, und übrigens, daß ein jeder Mensch sich für ein werthvolles Original und die Andern für seine etwas weniger werthvollen Copien hält, das ist bei Licht besehen eine weise Einrichtung der Natur, und wenn ich damals schon über alle möglichen Dinge meine

Gedanken gehabt hätte, wie ich sie heute habe, so würde ich meinem Lehrer die Antwort nicht schuldig geblieben sein, nämlich daß die völlige Gleichheit unter den Menschen sich nun einmal nicht herstellen lasse; trotz alles Fortschreitens des Fortschrittes würden vermuthlich in alle Ewigkeit die einen schön und mit geraden Gliedern und die andern häßlich und krumm geboren werden, und so müßten doch wol die Krummen wenigstens zum Troste das Recht haben, die Geraden für ihresgleichen zu halten. Und übrigens, um auf Ascanio zurückzukommen, wer will leugnen, daß die Liebe, wie er sie verstand, die eigentlich menschliche, nämlich die zweckdienliche und nothwendige ist! Wir Menschen sind nun einmal Fleisch und Bein, — und was sollte denn aus der Welt werden, wenn wir, statt aus Fleisch und Bein geformt zu sein für den großartigen, in steter Ausdehnung begriffenen Haushalt der Natur, vielmehr einem Museum glichen von lauter erhabenen Kunstwerken, von schönen, aber unfruchtbaren Götterbildern! Per Dio! Da kämen wir weit! Die Assunta Vanutelli mit ihren überirdischen Gefühlen ist schließlich von der Erde verschwunden wie eine Blume, die blos zum Schmuck und Duft blühte — ich meine, ohne daß sie als Frau und Mutter irgend welchen Nutzen und Frucht gebracht hat, während, wenn ein gewöhnliches Weib aus der Welt geht — nehmen wir beispielshalber meine Isabella —, sie in einem halben Dutzend und mehr gesunder Buben und Mädel ihren Beitrag zur Erhaltung und Vermehrung des Menschengeschlechtes hinterläßt. Nein, vor Allem das, was zur Nothdurft gehört; dann erst darf an den Zierrath gedacht werden, und bei all' meiner Hinneigung zum Idealen und obschon ich ihm den Vorzug gebe, den Vorzug im idealen Sinn, der reale Vortritt gehört dem Realen. Ebendarum, so gut ich die ungemeine und allzu erhabene Liebe Assunta's zu Marco zu würdigen verstand — zum großen Unterschied von Ascanio, dem alles Höhere stets verschlossen war —, so hatte ich der Sposina doch von Anfang an gepredigt, das Erste und Nothwendigste bleibe, daß, während sie für ihn sorgte, sie sich selbst nicht vergesse und daß sie ihn darum nicht loslassen dürfe. Und das war es nun, was mich an Assunta's und Odoardo's Gesprächen über die Liebe so sehr erfreute, daß die Sposina in ihrer stets zunehmenden Schwermuth und Verdüsterung mehr und mehr sich zu meinen Ansichten bekehrte. Wol fuhr sie leider fort, in peinigenden Selbstvorwürfen Pfeil auf Pfeil gegen ihr eigenes schon so wundes Herz abzuschießen, und darin verfuhr sie freilich ganz gegen meine Ansicht von Dem, was man seiner eigenen Person schuldig ist; aber wenn ihre Selbstvorwürfe nun so völlig auf meine alten Mahnungen hinausliefen, wie hätte mir das nicht eine Genugthuung gewähren sollen? Ja, nun schalt sie sich, daß sie Marco nicht in der rechten Weise geliebt habe. Sie habe gemeint: wenn sie nur nichts für sich selbst begehre und alles und jedes Glück ihm wünsche und für ihn zum Himmel weine und bete, so sei das genug. Aber es könne nicht genug gewesen sein, da ihm ja statt Glückes Unglück zu Theil geworden. Zur rechten Liebe müsse also noch etwas Anderes gehören, als daß man nichts für sich selbst, Alles nur für den Geliebten wolle — und was das sei, was ihrer Liebe gefehlt haben möge, darüber zerbreche sie sich den Kopf und finde es nicht; sie könne nur sagen, daß etwas in ihrem Herzen immer geflüstert habe: keine, keine wird ihn so lieben

wie du ihn liebst! aber sie habe nicht geglaubt, daß sie darum das Recht hätte, ihn für sich selbst zu behalten und ihn so zu sagen gewaltsam von dem Wege wegzudrängen, wo er selbst sein Glück ersah. Und alle diese ihre Reden schlossen damit, daß sie Odoardo beschwor, sie aus ihren Zweifeln und Aengsten zu erlösen. Allein Odoardo, der kein Denker und philosophischer Kopf war, wußte nichts weiter zu antworten, als daß sie zu gut sei für die Erde, das einzige weiße Lamm unter zahllosen gierigen und grausamen Raubthieren. Hätte sie mir die Frage gestellt, ich würde, so bilde ich mir ein, etwas Verständigeres zu erwidern gewußt haben. Doch nun war Odoardo der Einzige, mit dem sie noch sprechen mochte, und obwol sie auch an vielen Tagen ganz stumm blieb, so verübelte er ihr's nie, im Gegentheil, er war schon über und über zufrieden, daß sie seine Besuche niemals abwies und ihn stundenlang in ihrer Nähe litt. Es kostete ihn vermuthlich keine geringe Ueberwindung, daß er so viel mit ihr von Marco reden mußte, aber es gelang ihm, ja er brachte es fertig, nur Gutes von ihm zu sagen; jeden Tag sagte er etwas neues Gutes von Marco, bis sie endlich lächelte und ihm die Hand reichte. Auch scheute er keine Mühe und keine Kosten, um herauszubringen, was aus seinem alten Gegner geworden sei; allein ein ganzes Jahr verfloß, ohne daß die geringste Spur dahin oder dorthin gezeigt hätte. Da sah denn endlich die Sposina, daß, wenn Odoardo sie immer und immer wieder vertröstete, er's that, um ihr Muth zu machen, daß er selbst aber Marco nun verloren gab. Und so lange sie gehofft hatte, hatte sie mit Odoardo reden und ihm lächelnd die Hand geben können; aber als sie nicht mehr hoffte, da versank sie völlig in schweigenden Gram. Und das zeigte mir am deutlichsten, daß sie für Odoardo so gut wie keine Zuneigung gefaßt hatte, denn bei ihrem zärtlichen Gemüth — hätte sie wirklich etwas für ihn gefühlt, so würde sie um seinetwillen die Kraft gehabt haben, sich ihrem brütenden Schmerze und Dumpfsinn nicht hinzugeben. Zuletzt vergingen Wochen, ohne daß sie mehr als ein paar kurze Sätze sprach. Doch hatte sie eingewilligt, an jedem Abend mit Odoardo einen kleinen Spaziergang zu machen — von der Porta Romana bis zur Porta San Frediano außerhalb der Mauern längs des ausgetrockneten Stadtgrabens, wo man vielleicht einem Seiler, der im Graben seinen Hanf haspelt, aber selten einem andern Menschen begegnet. Still und stumm schritten sie neben einander, und manchmal, an einem besonders schönen Frühlingsabend, wenn drüben in den Cascinen die Musik spielte und tausend Wagen und Reiter sich dort drängten, führte Odoardo seine arme Kranke bis zur Kettenbrücke, und da blieben sie stehen, ohne die Brücke zu überschreiten, und horchten auf die Musik. Doch sobald Assunta merkte, wo sie standen und daß es Trompeten und Posaunen waren, die da so lustig über den Fluß herüber schmetterten, kehrte sie hastig um, als ob sie sich auf einer Uebelthat betroffen. Im Juni mußte Odoardo verreisen; sein lahmer Bruder, der Winter und Sommer in der Maremma lebte, war schwer erkrankt am Faulfieber, und wenn er nicht so lahm und hilflos gelegen hätte unter den wenigen Bauern, die um diese Jahreszeit in jenen schlimmen Gegenden ausharren, so wäre Odoardo gewiß nicht von Florenz fortgegangen. Er schrieb täglich von dort an Ascanio und empfahl ihm, die Sposina wohl zu pflegen und zu bewachen. Doch da sich

nun einmal Assunta an den abendlichen Spaziergang gewöhnt hatte, so wollte sie jetzt auch ausgehen, ohne daß Odoardo da war, sie zu begleiten, und Ascanio dem nichts Schlimmes ahnte, litt es. So ging sie denn eines Abends ganz allein, aber machte nicht Kehrt an der Porta San Frediano oder an der Kettenbrücke, sondern setzte sich am Arno nieder, und die Kinder aus den Häusern der Vorstadt spielten um sie; aber, sagten die Kinder dann aus, die Frau habe nur immer geseufzt und nicht auf sie geachtet. Und dann, als es schon fast ganz dunkel geworden, sei sie aufgestanden, doch statt auf den Damm und die Straße zurückzukehren, sei sie unten dicht am Wasser im Kiese weitergeschritten und die Kinder wollen ihr zugerufen haben, daß da kein Weg sei, aber sie kehrte sich nicht daran. Nun müssen die Signori wissen, daß im Sommer, wenn der Arno seicht ist, die armen Familienväter aus der Vorstadt und dem Borgo San Frediano sich, um ihren Tisch mit einer Fastenspeise zu versehen, auf den Fischfang verlegen, und zwar machen sie's so, daß sie mit bis an die Schenkel aufgestreiften Beinen in den Fluß hineingehen, und einer von ihnen trägt eine Kienfackel und leuchtet damit in das dunkle Wasser; der helle Schein zieht die Barsche und Hechte an, und dann ist's ein Leichtes, mit Stachelstöcken das herbeiwimmelnde Gethier zu spießen. Solch ein Häuflein Fischer stand mitten im Arno, wo derselbe ganz seicht war; aber zwischen ihrem Standorte und dem Ufer, an welchem die Sposina wandelte, lag ein Schlund und starke Strömung, denn der launische Fluß wühlt sich bald da bald dort sein tiefstes Bett. Wie nun die Sposina den Feuerschein sah und die dunkeln Gestalten, die da mitten im Flusse standen, muß sie in ihrem verstörten Geiste gemeint haben, sie schaue — — ich brauche nicht zu sagen, was sie zu schauen glaubte, die arme Närrin, und ging in's Wasser, gerade auf das Licht zu, und die Fischer hörten sie schreien: „Die Flamme! die Flamme!" Aber die Fischer hatten kaum aufgehorcht und sich der Richtung zugewendet, woher die Stimme gekommen, da war schon Alles stumm und sie sahen nichts. Erst zwei Tage später wurde der Leichnam der Sposina bei Signa im hohen Röhricht aufgefunden." —

Selbst Emilio fühlte, daß er, bei seinem traurigen Ziele angelangt, nicht beredter sein konnte, als indem er schwieg. Er schwieg, auch wir saßen ein paar Minuten wortlos, und nur die Stimmen des Flusses draußen sangen und seufzten durch die Nacht.

„Und Marco? und Odoardo?" fragten wir endlich. „Blieb Marco wirklich verschollen?"

„—Nein! die Sposina hatte in ihrem umhüllten Verstand nicht daran gedacht, daß, wie das Sprüchwort sagt, um Albernheiten zu begehen, es nie zu spät ist, und daß man sich den Kopf nicht eher verbinden soll, als bis man sich ihn zerstoßen hat. Sie war zu früh verzweifelt. Bald nach ihrem Tode kam ein Florentiner von einer Reise zurück und versicherte, er habe Marco in Paris auf der Straße getroffen, aber Marco habe nach der andern Seite geschaut und ihn nicht erkennen wollen. Und später kamen auch noch andere Nachrichten, die es ganz sicher machten, daß Marco sich weder um's Leben gebracht noch den Verstand verloren hatte, sondern unter einem angenommenen Namen in Paris lebte, freilich nur im Dienst und Lohn eines französischen Bildhauers als ge-

wöhnlicher Sbozzatore. Und obwol ich nicht denke, daß er's nun noch viel weiter gebracht und sich jemals Ruhm erworben haben würde — — es mag ja auch in andern Ländern Genies geben, ich will's zugestehen, aber daß ein Genie, das in unserem Italien nichts Rechtes geworden, auf dem geizigen Boden des Auslandes blühen und gedeihen könnte, das wird man mir nimmermehr einreden — — dennoch aber trauerte ich, trauerten wir Alle, als wir wieder ein Jahr später von Marco's vorzeitigem Ende hörten. Er vermied in Paris alle italienischen Landsleute, zumal solche, die ihn hier gekannt hatten; doch kam er manchmal nach einer Osteria, die ein Italiener hielt, in irgend einer Vorstadt, deren Name mir entfallen ist. In der Osteria pflegte sich allerlei Volk, mehr Gesindel als anständige Leute, zu versammeln: Modelle und Bänkelsänger und Korallenhändler und Orangenverkäufer. Dieses Volk verübelte es meinem Freunde, daß er so stolz war und kein Wort mit ihnen wechselte, und sie meinten, daß er nichts Besseres als sie selbst sei, er, ein bloßer Sbozzatore. Und eines Tages sprach Marco zum ersten Mal mit einem von ihnen, nämlich mit einem Mädchen aus den Abruzzen, einem Malermodell. Aber der Bruder oder Geliebte des Mädchens nahm das übel und fing Händel mit dem verhaßten Marco an, und Alle gaben dem Kerl Recht und rührten keinen Finger, als Marco die Osteria verließ, der Abruzzese aber ihm mit gezogenem Messer nachstürzte. Marco bekam einen Stich in die Seite und starb im Hospital. — — Wahrhaftig, da schlägt's halb vier! Ich spute mich und sage von Odoardo nur noch kurz, daß er schlechterdings Assunta's Leiche nach seinem Gut in der Maremma verbringen und dort begraben lassen wollte, um wenigstens so viel von ihr bei sich zu haben. Aber Ascanio that's ihm nicht zu lieb; auch für den war sein bischen Leben nun nichts mehr als Trauer um die todte Bruderstochter, und sein Geld und das Villino machten ihm keinen Spaß mehr, und er, der bisher so gut sein hohes Alter getragen, kränkelte und ließ sich, ehe er starb, den Entwurf vorlegen eines prächtigen Grabmales für sich und Assunta. Und wenn die Signori morgen oder wann es sei den kleinen Spaziergang nach San Miniato hinauf nicht scheuen, da oben liegen die Beiden, und der Wächter des Kirchhofes wird Ihnen für ein kleines Trinkgeld gern die zwei Gräber zeigen mit dem aus unserem Studio hervorgegangenen Grabmal. Ja, von meinem Meister Francesco Sarchi rührt der erste Entwurf her, doch habe ich seine Zeichnung in wesentlichen Stücken verbessert, und da Ascanio in seinem Testamente die Summe festgesetzt hatte, welche Sarchi für den Marmor und die Arbeit bekommen sollte, und da die Summe knapp bemessen war, so nahm mein Meister noch den Torso des „Leitsterns" an sich und stellte ihn bei sich auf, zuerst im Studio, dann aber, weil drinnen kein Platz mehr war, im Hofe, und jedesmal, wenn nicht ein Amerikaner, sondern ein kunstverständiger Fremder uns besucht, so zeigt ihm Francesco das verstümmelte Werk und sagt: „Das hat mein bester Schüler gemacht!" und ist auf Marco stolz, während doch Marco nie sich seines Meisters gerühmt, vielmehr im Grunde seines Herzens immer mit Geringschätzung auf den Büstenkneter heruntergesehen hat. Und weil Francesco heute früh — nein, ich muß sagen, gestern früh — ausgegangen war, so habe ich die Ehre gehabt, diesen Signori das Studio und auch Marco's Hinterlassenschaft zu

zeigen und ihnen seine trübselige Geschichte zu erzählen. Sie war lang, überlang, die Geschichte, und ich habe wol die Regel außer Acht gelassen, daß jede Kurzweil kurz dauert, sonst ist sie's nicht, und was das Schlimmste! ich sehe, daß ich die Signori ernsthafter gemacht habe, als es meine Absicht war. Doch, Sie werden mir verzeihen und bedenken, daß ich nur selten zu dem Glücke gelange, eine Nacht so angenehm zu verbringen, und wenn ich's heute nicht besonders gut treffe, so ist Isabella bereits längst wach und sitzt aufrecht im Bette und erwartet mein Heimkommen und — per Dio! es fängt schon an zu tagen. Hoffentlich habe ich die Signori nicht zum letzten Mal gesehen, und ein ander Mal erzähle ich Ihnen etwas, das Sie überzeugen wird, daß nicht alle Florentiner so lasterhaft sind wie Marco und nicht alle unsere Weiber so thöricht wie Assunta." —

Wir blieben noch eine Weile am offenen Fenster stehen. Die Schritte des eilig nach Hause stürzenden Emilio verhallten, als er die Höhe des Ponte a Santa Trinità erreicht hatte und doppelt schnell nach dem jenseitigen Ufer abwärts lief. Nur der Arno rauschte, wie er die ganze Nacht, wie er seit undenkbaren Zeiten gerauscht hatte. Im Osten, über dem Ponte Vecchio, ward es heller; an dem erst noch grauen, dann weißen, dann blauenden Himmel standen zarte Wölkchen völlig bewegungslos; denn der Wind schlief in den Morgen hinein; die Luft hatte sich wenig abgekühlt in der Nacht des Frühsommers, aber rein und durchsichtig war sie wie gestern, ehe es Nacht geworden. Schon jetzt erkannten wir auf's deutlichste die ernsten Linien der schwarz und weiß incrustirten Façade von San Miniato, und in Gedanken erstiegen wir den steilen, düsteren Cypressengang, der hinauf führt. Jetzt zu dieser Stunde ging ihn kein Todter und kein Lebendiger, aber an jedem Abend hatten wir von diesem unserem Fenster aus zwischen den schwarzen, bis zum Boden dichtbewachsenen Stämmen die Fackeln der Leichenträger sich langsam bergan bewegen sehen, — wandernde Lichtpunkte, welche erglänzen und verschwinden und wieder aufglimmen und wieder verschwinden wie Erinnerungen, die zu Grabe gehen. Und indem wir jetzt so standen und hinaufschauten, und das ernste, blasse, von schweren Furchen durchzogene Antlitz der Kirche in dem weißen Morgen wieder auf uns herabblickte, da brauchten wir keinen Führer. um zu dem Grabe zu gelangen, dem Grabe da oben auf dem nun bald von der Sonne beglänzten Bergkirchhof, wo Assunta Vanutelli die Ruhe gefunden, die hier unten im Leben zu finden sie, so scheint es, zu thöricht gewesen.

Reisen im östlichen Nord- und Central-Afrika.

Von

Dr. G. Nachtigal.

I. Meine Mission nach Bornu.

Es war am 17. Februar 1869, als ich vor den Thoren der Stadt Tripolis, da, wo ihre Gärten sich scharf gegen den wüsten Sandgürtel absetzen, welcher sie umgibt, in einer reizenden Gruppe von Maulbeer-, Orangen- und Olivenbäumen mein kleines Lager aufschlug. Gerhard Rohlfs, der glückliche Afrikareisende, hatte sein Zelt eben daselbst errichtet. Er sollte meine Expedition entlassen und schien mit seinen Erfolgen und seinen freundschaftlichen Wünschen meinem Unternehmen die glücklichste Vorbedeutung zu verleihen. Bald erschien auf Pferden und Eseln Alles, was die europäische Gesellschaft der Stadt aufbringen konnte. Mein piemontesischer Koch Guiseppe hatte schon seit drei Tagen zum letzten Male seine culinarischen Fähigkeiten für europäisch gebildete Gaumen zu bethätigen versucht; ein Musikcorps war requirirt worden, und bis gegen Abend blieben wir zusammen bei Musik und Tanz, tranken reichlich auf König und Vaterland, auf mich und meine Erfolge, auf Diejenigen, welche vor mir dieselbe Straße gezogen und glücklich heimgekehrt waren, und weihten ein stilles Glas Denen, die fern von der Heimath ihrem Streben das Leben geopfert hatten.

Auf der Grenze der Wüste hatte ich mir so noch einmal die Heimath vor Augen geführt, Deutschen, Engländern, Italienern, Franzosen, Holländern und in ihnen Europa noch einmal die Hand gedrückt, noch einmal ein Bild europäischen Lebens, von dem ich auf so lange scheiden sollte, zu reicher, nachhaltiger Erinnerung in mich aufgenommen.

Still war die Nacht, welche dem lauten, heiteren Tage folgte und welche einer noch stilleren Zukunft vorherging. Wenig schlief ich und fast schweigend wechselte ich mit Gerhard Rohlfs am nächsten Morgen den letzten Händedruck, bestieg mein Kameel und zog still und ernst in den Sand hinaus mit wehmüthiger Erinnerung an Das, was ich verließ, an Die, welche ich liebte und ehrte in der Heimath und die ich so lange nicht wiedersehen sollte — aber auch mit

freudiger Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr und dem festen Willen, meinem Vorhaben physische, intellectuelle und moralische Kraft zu opfern, so viel mir zu Gebote stand.

Wenn ich gewußt hätte, daß mein Schicksal mich länger als fünf Jahre in den unbekannten Gegenden des verhängnißvollen Continents zurückhalten würde, hätte ich wol den Muth gehabt, zur Ausführung zu schreiten? — Länger als fünf Jahre eine gänzliche geistige Isolirtheit zu ertragen inmitten harter Entbehrungen, vollkommener Entsagung, unerbittlicher Krankheiten und drohender Gefahren ist mehr, als selbst glühender Enthusiasmus auf sich zu nehmen liebt. — Später freilich, entfernt von der fieberhaften Hast und den mannigfachen Genüssen europäischen Lebens, lernt man Zeit und Raum anders beurtheilen, wird bescheidener in seinen Zielen, zäher in der Ausführung seiner Pläne, geduldiger im Ausharren und Leiden.

Körperliche Elasticität und Widerstandskraft in Krankheit und Anstrengungen und die natürliche Gabe, mit Menschen aller Art in einer fremdartigen Welt umzugehen, sind die unerläßlichen Bedingungen, mit denen der Entdeckungsreisende begnadet sein muß; Geduld aber ist die Tugend, welche das Geheimniß des Erfolges birgt. Sie zu üben ist nicht leicht, und manchen schweren Kampf durchkämpft der Reisende, ehe er in dieser Hinsicht auch nur einigermaßen geläutert durch die Unverständigkeit und Unzuverlässigkeit der Menschen seinen Weg findet.

Wir durchwateten den Sandgürtel, der sich längs der Küste erstreckt, überstiegen das Tarhunagebirge mit den Triften und fruchtbaren Flußthälern seiner südlichen Abhänge und lagerten in dem tiefgeschnittenen Thale von Beni Ulid mit seiner prächtigen Olivenwaldung. Diese ist der letzte großartige Vegetationseffect des Gebirges. Noch zeugen die breiten, flachen Flußthäler oder Wadis, welche man passirt und die sich der großen Syrte zuwenden, von der zeitweisen Wohlthat des Regens. Doch auch diese Zone schließt mit Bondjem ab.

Jetzt folgen ununterbrochen jene wüsten, mit kleinen, abgeschliffenen Steinchen beworfenen Ebenen, welche die vorwaltende Art der Wüste bilden und Serir heißen. Ohne Menschen, ohne Wasser, ohne Bäume, fast ohne Leben der Umgebung zieht man dahin, und Sokna erreicht man schon mit voller Empfänglichkeit für die Wohlthaten einer Oase und mit auf ein vernünftiges Maß reducirten Ansprüchen an eine solche. Eine Berbercolonie, welche einen Dialect, der dem von Rhadames nahe steht, spricht, bewohnt seit Jahrhunderten diese Oase und bewahrt mit der Zähigkeit ihrer Race ihre Sprache und nationalen Eigenthümlichkeiten. Südlich von Sokna erheben die sogenannten „schwarzen Berge" ihre finsteren Häupter, und jenseits dieser wird die Wüste nackter, steiniger, lebloser, als zuvor, bis man jene Oasencomplexe erreicht, welche das eigentliche Fessan bilden.

Jetzt lagert man täglich unter den Mauern von Städtchen, die mit ihren Lehmhäusern und Mauern und ihren die Stadt hoch überragenden Erd-Citadellen, inmitten ihrer Palmengärten der Anmuth nicht entbehren. Der schwarze Theil der Bevölkerung nimmt allmälig zu. In dem zweifelhaften Glück der

Unkenntniß des Besseren und der Bedürfnißlosigkeit lebt hier der Mensch sein bescheidenes Dasein und ist um so liebevoller seiner Scholle zugethan, je mehr er auf dieselbe beschränkt ist und je mühsamer er der armen Umgebung seine Existenz abgewinnt. Vom Morgen bis zum Abend knarren die hohen Gerüste aus Palmenholz, von denen das Wasser aus den weiten Brunnen durch Menschen und Esel heraufgewunden wird. Durch zahllose Kanälchen, welche die ganzen Gärten in kleine Vierecke theilen, ergießt sich der belebende Inhalt und ermöglicht die Cultur von Weizen und Gerste, den nordischen Getreidearten, und von Sorghum oder Durra und Penicillaria oder Duchn, den Negercerealien, die sich hier über die Wüste weg brüderlich die Hand reichen.

Bei der vollständigen Sicherheit, welche Tripolitanien charakterisirt, langsam reisend erreichte ich Mursuk, die Hauptstadt dieser vasten, wüsten, spärlich bevölkerten Provinz Fessan, des letzten Postens der türkischen Herrschaft, erst am 26. März, obgleich man den Weg sehr gut in 24 bis 30 Tagen zurücklegen kann. Ich hatte keine Eile, diese erste Hauptstation meiner Reise zu erreichen, denn ich wußte, daß eine Bornukaravane schon vor einigen Monaten aufgebrochen war und daß sich nicht so bald eine Reisegesellschaft würde zusammen finden lassen.

Früher war die Karavanenstraße über Mursuk nach Bornu die belebteste aller Straßen, welche von dem Mittelmeer zum tropischen Afrika führen, und wenn einige, wie die von Benghasi nach Wadai und die von Siut am Nil nach Dar For, kürzer sind, so zeichnet sich die Bornustraße doch durch die Häufigkeit ihrer Wasserstationen und durch ihre zahlreichen Vegetationscentren aus. Diese Umstände involviren weniger beladene und besser genährte Kameele, mit kürzeren Tagemärschen und der Möglichkeit öfterer Halt- und Ruheplätze. Als der Sklavenhandel noch mehr florirte, fehlten in keinem Jahre mehrere Karavanen auf diesem Wege zum Sudan, welche bei der Rückkehr nicht selten Tausende von Köpfen stark waren. Sie führten baares Geld in Form von österreichischen und spanischen Thalern, Stoffe aus Baumwolle und Seide, Tuch, Sammet, Essenzen, Korallen, Bernstein, Glasperlen u. s. w. in die Negerländer und brachten Straußenfedern, Elfenbein und hauptsächlich Sklaven zurück. Diese glücklichen Tage für Bornu und Tripolitanien sind seit lange vorüber; der Sklavenhandel ist abgeschwächt, und andere Ziele, andere Unternehmer und andere Straßen sind vorwaltend geworden.

Im Westen des nördlichen Afrika sind es besonders die unternehmenden Kaufleute von Rhadames, welche entweder über Rhat und Aïr nach Kano, dem großen Handelscentrum der Haussastaaten, ziehen, oder sich über Tuat nach Timbuktu, dem Emporium des fernen Westens, wenden. Im Osten des Sudan aber sind es hauptsächlich die unermüdlichen Kaufleute vom Nil, von Kordofan, Sennar, Schendi, Dongola, die wol unter dem generellen Namen der Dschelläba oder Ayal El Bahar, d. h. Kinder des Stromes, zusammengefaßt werden, welche der Handel von Dar For monopolisirt haben und welche den von Wadaï mit den Modschabra, den Bewohnern der Oase Dschalo, circa zehn Tagereisen südlich von Benghasi gelegen, theilen. Tripolis, der natürliche Ausgangspunkt der Bornustraße, sucht, seit der Handel mit diesem Staate zurückgegangen ist,

den Weg nach Wadaï, der sehr lange unterbrochen war, wieder aufzunehmen über Fessan, Tibesti und Borku, und betheiligt sich an dem Handel mit Kano über Rhat und Aïr.

Der schwache Handel, der direct mit Bornu von Norden her unterhalten wird, ist in den Händen einiger unbemittelter Tripolitaner und Fessaner, vor Allem der eben genannten Modschabra und der Bewohner von Gatrun, einer Fessanortschaft, welche vier Tage südöstlich von Murfuk liegt. Diese letzteren vorzüglich, die sogenannten Gaterna, haben als Merabetia, d. h. als Glieder einer erblich religiösen Genossenschaft, die größte Leichtigkeit zur Bereisung der verödeten Bornustraße. Diese verläuft nämlich ungefähr da, wo die Bewohner der westlichen Hälfte der großen Wüste, die Tuareg, mit denen der östlichen Hälfte, den Tibbu, zusammenstoßen. Sie fällt eigentlich noch in das Gebiet des letzteren, wie denn auch das Ländchen Kauar, die große Oase auf der Bornustraße, von ihren Leuten bevölkert ist; doch wird sie mehr als bestrichen von den mächtigeren und kriegerischeren Tuareg. Beiden gegenüber befinden sich die Merabetia von Gatrun in günstiger Lage. Die Tuareg respectiren sie ihres religiösen Charakters wegen und die Tibbu sind ihre nächsten Verwandten, da die Gaterna fast alle ihre Frauen aus dem Tibbulande Tibesti beziehen, dessen Töchter des besten Rufes genießen, was Anmuth nnd häuslichen Sinn betrifft. So sind die Einwohner von Gatrun die Einzigen, welche mit einer gewissen Sicherheit wagen können, die Bornustraße allein zu bereisen, während die übrigen Tripolitaner und Fessaner, unter gewöhnlichen Verhältnissen wenigstens, die Bildung von Karavanen abwarten müssen.

Wenn ich für meine Person wol gewagt haben würde, auch ohne Karavane die Reise zu unternehmen, so verhinderte mich doch der Auftrag daran, mit dem mich die preußische Regierung betraut hatte. Der Scheich Omar, Herrscher von Bornu, hatte sich während seiner langen Regierungszeit europäischen, speciell deutschen Reisenden gegenüber, Barth, Overweg, Vogel, von Beurmann, Rohlfs, stets so gerade, liebenswürdig, freigebig und tolerant gezeigt, daß unsere Regierung beschlossen hatte, dem braven Negerfürsten eine dankbare Anerkennung seines Verhaltens in Gestalt von Geschenken Seiner Majestät, unseres Kaisers und Königs, zu Theil werden zu lassen. Die Ueberführung derselben war mir anvertraut worden und legte mir die Verpflichtung auf, den sicheren Modus einer Karavane zu wählen. Ich hatte also die Aussicht, ungefähr für ein Jahr — denn häufiger kommen kaum Karavanen nach Bornu zu Stande — auf die Hauptstadt von Fessan, Murfuk, beschränkt zu sein, und diese Aussicht war nicht heiter; denn es gibt nicht leicht einen unangenehmeren, langweiligeren, ungesundern Aufenthalt, als das staubige, schattenlose, einsame, fieberreiche Murfuk.

Seit Murfuk seine frühere Bedeutung als Handels- und Stapelplatz eingebüßt hat, ist nicht allein sein Reichthum verschwunden, sondern alle Energie, alle Unternehmungslust der Einwohner dahin. In harmloser Gutmüthigkeit und stiller Resignation entringen sie dem Boden ihrer Väter mühsam, was ihnen zum Leben absolut nothwendig ist, lassen sich von ihren Gouverneurs, die meistens weder ihre Bedürfnisse verstehen noch den Wunsch haben, denselben Genüge zu leisten, ausplündern, und sind dabei noch so vergnügt und heiter, als ihr harm-

loser Leichtsinn mit sich bringt. Es existirt in der That kaum ein so gutmüthiger, harmloser Schlag Menschen, als das Mischlingsvolk von Negern, Tibbu, Arabern und Berbern, welches die Bewohnerschaft von Fessan bildet. Diebstahl ist trotz ihrer Armuth fast unbekannt, und erst seit Fremde aus der etwa 300 Mann starken Garnison und aus den in diese Ferne verbannten türkischen Verbrechern die Stadt zuweilen unsicher machen, verschließt man Nachts die Häuser. Selbst das Laster — und in der Unsittlichkeit übertrifft Mursuk sowol die eigentlichen Negerstädte, als die der Mittelmeerküste — verliert bei der Harmlosigkeit Derer, die es züchten, in etwas seine Ekelhaftigkeit.

Für den Reisenden bietet Mursuk das Interesse eines ethnographischen Museums. Alltäglich zur Zeit der größten Tageshitze kann man auf dem Markte Alles, was die verschiedensten Stämme der Negerländer an Physiognomien liefern, Revue passiren lassen und schon hier die Fabricate und Erzeugnisse der meisten Sudanländer studiren. Auf dem Markte concentrirt sich und culminirt das Leben Mursuk's. Alles, was auf die kümmerliche Ernährung und auf die spärlichen Bedürfnisse und Genüsse der Fessaner Bezug hat, wird hier von Frauen und Mädchen feil geboten, welche hinter ihren aus Palmblättern geflochtenen Körben hocken und aus den verschiedensten Ländern stammen. Da sind die schlanken, muskel- und fettarmen Repräsentantinnen der Tibbufamilie mit ihren länglichen, ernsten, regelmäßigen Gesichtern, ihren zahllosen Haarflechtchen, ihren vielen Armbändern aus Elfenbein oder Horn, ihrem Halsbande aus Korallen, Achatstückchen und Kaurimuscheln, ihrem koketten Korallencylinder im rechten Nasenflügel und ihrer dunkelbroncefarbigen Haut. Da sind die Fessanerinnen mit ihren charakterlosen Gesichtern, häßlich, schmutzig und zur Fettbildung geneigt, mit ihren mannigfaltigen Hautfarbenüancen und noch mannigfacheren Coiffüren, die nur ein gemeinsames Band in dem allseitig verbreiteten Cosmeticum eines Gemisches von Oel, Zimmet, Nelken, Sandelholz und dergleichen haben, das man mit Butter zu einer Pommade verreibt. Sogar die fette, ebenholzschwarze Musgofrau aus dem fernen Süden mit den rüsselartig vorgezerrten und durch fast thalergroße in sie eingefügte Knochenplatten in ihrer Lage fixirten Lippen fehlt nicht. Klappernd wandelt sie dahin, denn beim Sprechen schlagen die Platten in ihren Lippen aufeinander, und hält noch an dem Pfeifenstummel ihrer Heimath, der im Winkel des verzerrten Mundes hängt, fest. — Welch ein Contrast zwischen ihr und jenem ernsten, schönen, fremdartigen Mädchen von graugelber Hautfärbung, mit den sprechenden Augen und den fast jüdischen Zügen! Eben so unähnlich den Araberinnen wie den Tuaregfrauen und den Negerinnen, ist sie auf dem Markte eine eben so fremde Erscheinung, als ihr Stamm, der der Fellata, merkwürdig bleibt inmitten des centralafrikanischen Völkergemisches. Betrachten wir jene Kokette mit dem stolzen Chignon in Form einer breiten Helmcrista, wie sie noch einige Bornustämme aus der früher allgemein üblichen Landestracht beibehalten haben, und die schlanke Baghirmifrau mit ihren zierlichen, fast hübschen Zügen und ihrem kurzgeschorenen Kopfhaar, dessen Verlust durch aufgelegte Flechten aus schwarzgefärbten Pflanzenfasern oder aus Schafshaaren ersetzt ist, und gestehen wir, daß auch in jener Ferne die Moden mannigfach, raffinirt und zwingend sind.

Mannigfach wie die Verkäuferinnen sind die verkauften Waaren. Da ist Getreide (Weizen, Gerste, Duchn und Durra), Bohnen, Radieschen, gelbe Rüben, Klee, Salz, Tabak, Coloquinthenkerne, Datteln, saure Milch, Ziegenkäse, Benzoë, Nelken, Muscheln, Achatstückchen, Armbänder, grünes Gemüse u. s. w. Dazwischen tummeln sich die öffentlichen Verkäufer, welche die meistbietend zu verkaufenden Gegenstände herumtragen und die letztgebotenen Preise ausschreien. Jetzt sind es Wasserschläuche aus Ziegenhäuten, von denen die besten aus den Haussastaaten kommen, oder jene großen Säcke aus Kameelwolle gewebt, Fessaner Fabricat, in welche man die Ladungen der Kameele steckt; jetzt vortrefflich gegerbtes und schön gefärbtes Ziegenleder aus den Haussaländern; hier ein Stück schlechten europäischen Kattuns, dort ein Kaftan aus Aegypten, ein Teppich aus Tripolis, Constantinopel oder Smyrna, alterthümliche Flinten, Pistolen oder weitmündige Karabiner, Kleidungsstücke aus den Negerländern, schön gestickte nordische Sättel und Schmucksachen, die sich aus den fernsten Ländern der Welt hierher verirrt haben.

Selbstbewußt, fast gravitätisch, führt dort der schwarz gekleidete Targi (Singular von Tuareg) sein mit Holzkohlen beladenes Kameel zu Markt. Schwarz, wie seine Waare, ist sein Kleid und schwarz der Shawl, der ihm Haupt und Gesicht verhüllt. Sein östlicher Nachbar, der Tibbu, fehlt nicht und ist ihm ähnlich in der Tracht und im Ernst, doch kleiner und zierlicher von Gestalt, leichtfüßiger und elastischer in seinen Bewegungen.

Gegen Sonnenuntergang packen Verkäufer und Verkäuferinnen den Rest ihrer Habe zusammen; mit Gewandtheit schwingen die letzteren ihre hoch aufgestapelten Körbe auf den Kopf und gehen in die Gärten der Stadt, in denen sie meistens wohnen. Wollen wir ihnen dahin folgen, so müssen wir es mit bescheidenen Ansprüchen thun an das, was man Garten nennt. Da erfreuen keine Blumen Auge und Geruchssinn des Naturfreundes, kein lebhafter Farbenwechsel entschädigt für die unveränderliche Staubfarbe der Stadt — Dattelpalmen überall! Selten unterbricht ein krüppeliger Feigenbaum, ein kümmerlicher Granatapfelbaum oder ein penibler Weinstock in den Gärten der Reicheren das ewige Einerlei. Nur zur Zeit des sprossenden Getreides trägt ein Fessaner Garten den Charakter des frischen, kräftigen Schaffens der Natur. Und welche Mühe hat man, nur diesen Grad von Leben dem undankbaren, kalkreichen, aber humusarmen Boden zu entlocken!

So mühsam und kostspielig es ist, den Boden zu bewässern, so unerwünscht, ja gefürchtet ist die Wohlthat des Regens in jenen Breitegraden, und es läßt sich nicht leugnen, daß traurige Beispiele existiren, in denen dieses ungewohnte Himmelsgeschenk ganze Ortschaften fast bis auf die Balken der Häuser hinwegwusch.

Allabendlich ist Musik, zu der die öffentlichen Tänzerinnen ihre Vorstellungen geben, deren Kunst eben so einfach als unschön sich auf unanständige Hüftenbewegungen reducirt, und gewöhnlich erst lange nach Mitternacht trennt sich die Gesellschaft paarweise.

Mursuk ist auf dem trockenen Theile eines weiten Salzsumpfes erbaut. Der unglaubliche Stumpfsinn der Gründer hat in der weiten, sich durch Salubrität

auszeichnenden Sahara eine Brutstätte der Malaria, eine Quelle des Siechthums für ihre Ansiedler zu finden gewußt. Die Stadt ist seit Jahrhunderten ihrer Fieber wegen berüchtigt, und seit Nordländer dort ihren Aufenthalt genommen hatten, verbot ihnen ein Gesetz während der gefährlicheren Monate des Spätsommers und Herbstes den Aufenthalt daselbst. Nur der gegen die Sumpffieber einigermaßen gefeite Neger durfte bleiben.

Auch ich wollte, ich konnte nicht an einem solchen Orte bis zum nächsten Jahre auf eine Karavane warten, nicht allein aus Furcht vor Krankheit; die Farblosigkeit der Gegend und der Stadt, der noch farblosere Charakter der Einwohner, die Thatenlosigkeit und der geistige Tod inmitten solcher Welt erfüllte mich mit Angst und Entsetzen. Es gab ein Mittel, dieser traurigen Perspective zu entgehen, und ich zauderte nicht, es zu wählen. Im Südosten von Fessan, östlich von der Bornustraße, liegt eine Felsenlandschaft der Tibbu, Tibesti mit Namen, die, so nahe und doch so unbekannt, noch nie von Europäern besucht worden war. Seit Reisende auf der Bornustraße nach Süden gewandert waren, hatte man von ihren Felsen und Einwohnern manches Wunderbare erzählen hören; Denham und Clapperston, Lyon und Ritchie, Richardson, Barth, Overweg, Vogel, von Beurmann, Rohlfs: Alle hatten den Wunsch gehabt, dieses Land zu besuchen, schreckten jedoch vor dem Rufe der Einwohner, der sogenannten Felsentibbu oder Tibbu Reschade, als Dieben, Verräthern, Leuten ohne Treu und Glauben, zurück. Für mich gab es keine Wahl. — Ich wandte mich an den Chef der obengenannten Einwohner von Gatrun, welche die Beziehungen mit Tibesti vermitteln, an den weit und breit berühmten Hadsch Dschaber, der mehr Einfluß in Tibesti ausübte, ohne jemals selbst dagewesen zu sein, als der sogenannte König des Landes selbst. Derselbe stellte mir einen Edlen der Tibbu Reschade, Namens Akremi, mit dem Beinamen Kolokomi oder Kleinmund, und einen Mann aus seiner eigenen Genossenschaft, dessen Mutter aus Tibesti stammte, Namens Bu Sid, als officielle Beschützer und Führer. Beide wurden mit schwerem Gelde gemiethet und von der Fessaner Regierung als solche in Pflicht genommen.

Anfangs Mai konnte ich abreisen, und ein leidensvoller Zug war es, dessen einzelne Phasen unauslöschlich in mein Gedächtniß gegraben sind. — Muhamed aus Gatrun, der alte bekannte Diener Barth's, sein Gefährte nach Timbuktu, der später auch Rohlfs begleitet hatte, sagte es wol vorher, und ging nur mit, weil er es als eine Ehrensache betrachtete, mich auf dieser gefährlichen Reise nicht im Stiche zu lassen.

Von Anfang an wurden wir von Widerwärtigkeiten verfolgt. Zu Bidan, einem Dorfe, fünf oder sechs Stunden südöstlich von Mursuk gelegen, erlaubten sich meine Diener einen kleinen Rausch in Lagbi — dem gegohrenen zuckerreichen Safte des jungen Holzes der Dattelpalme —, während ich im Schatten eines solchen Baumes meine Mittagsruhe hielt. Mein schlummerndes Haupt blieb allerdings im Schatten, aber die fortschreitende Sonne liebkoste meine nackten Füße und Unterschenkel bis zur Erzeugung einer ausgedehnten Verbrennung mit Blasenbildung und furchtbaren Schmerzen. In Gatrun langsam genesend, ergriff eine eitrige Bindehautentzündung mein rechtes Auge, und als dieses in der süd-

lichsten Ortschaft Fessan's, in Tedscherri, sich zu bessern begann, machte das linke, wie gewöhnlich, denselben Proceß durch. So, blind durch die Schwellung und Lichtscheu bei der brennenden Maisonne und dem stark reflectirenden Wüstenboden, die mehr oder weniger herabhängenden Füße entsetzlich entzündet, durchzog ich vier Tage die sonnige, nackte Wüste, bei Tag und bei Nacht von Schmerzen gefoltert, bis zu dem Gebirge auf der Bornustraße, das die Araber El War — das Schwierige — nennen und das in der Tibbusprache Tümmo heißt.

Von hier sollten wir uns südöstlich nach Tibesti wenden. Der nächste Weg führt zwar aus dem Süden Fessan's in circa zehn Tagen zu den ersten Brunnenstationen jenes Landes; doch ist derselbe durch sieben wasserlose Tage erschwert und berührt in seinem weitern Verlaufe fast alle bewohnten Thäler desselben. Zu diesen beiden Gründen, ihn nicht zu wählen, kam der zwingende Umstand, den uns mitleidige Fessaner verriethen, daß eine räuberische Tibbubande Tags vor unserer Abreise aufgebrochen war, um uns aufzulauern, mich meiner Effecten zu berauben und meinen Besuch ihrer Heimath unmöglich zu machen. Dieser Gefahr entgingen wir durch unsern Umweg über das Tümmogebirge, doch erzeugte dieser eine andere, nicht minder bedenkliche. Zwischen dieser Gebirgsgruppe und Tibesti findet sich eine andere ausgedehnte Felsengegend, die von Afafi, welche von der ersteren in zwei Tagen erreicht werden sollte. Ein Weg existirt nicht. Mein Tibbuführer Akremi Kolokomi war seit seiner frühen Jugend nicht dort gewesen, und die Felsen von Afafi wurden weder am zweiten noch am dritten Tage erreicht.

Nachdem wir schon zwei Nächte fast ununterbrochen marschirt waren und am dritten Tage den letzten bescheidenen Wasserrest brüderlich getheilt hatten, ließen wir die Kameelladungen im Stiche, und die ermatteten Leute wurden alle auf die Rücken der ebenfalls erschöpften Thiere gesetzt. Der unsichere, forschende Blick des Führers bewies seine Unkenntniß des Weges und das Bedenkliche unserer Lage. Da erreichten wir am Vormittage des vierten Tages ein Flußthal, und Kolokomi vermuthete an seinem Ursprunge die gesuchte Wasserstation. Die Sonne brannte, Sand und Felsen glühten, die Zunge klebte am Gaumen, die Stimme entrang sich unrein und endlich tonlos dem mangelhaft befeuchteten Kehlkopfe, und die Kräfte waren erschöpft. Einzelne Sajalakazien bildeten die Vegetation des Wasserbettes. Ihrem saftigen Grün, noch verlockender durch den Contrast mit den kahlen, dunkeln, sonnverbrannten Felsen und dem öden Sande, konnten die erschöpften Thiere nicht widerstehen, und wie auf Verabredung, ohne Rücksicht auf die zolllangen Stacheln des Baumes, die uns Kleidung und Haut zerrissen, drängten sie alle in die Zweige desselben und knieten nieder, um im kümmerlichen Schatten des unzureichenden Laubes zu rasten.

Wassermangel wird in jenen Breitegraden und in der trockenen Wüstenatmosphäre sehr schnell verhängnißvoll. Noch waren wir keinen Tag ganz ohne Wasser geblieben, und schon lagen wir gänzlich kraftlos, mit erloschener Cholerastimme, in der Erwartung der Vollendung unseres Schicksals da. Während der jüngere Theil meiner Dienerschaft mich mit Vorwürfen überhäufte, uns in solche Lage gebracht zu haben und der ruhige, brave Muhamed Barth's ihnen fatalistische Gründe für dieselbe entwickelte und zu meinen Gunsten geltend machte,

daß ich doch mit ihnen den erwarteten Verdurstungstod erleiden würde, waren meine Führer Kolokomi und Bu Sid auf ihren Kameelen, die weniger bepackt gewesen waren und der Tibbuart dieser Thiere angehörten, weiter gezogen, um das rettende Naß zu suchen.

Die Vorwürfe meiner Diener waren erstorben, verzweiflungsvolle Resignation und physische Erschöpfung waren eingetreten und hatten endlich einer halben Bewußtlosigkeit Platz gemacht, in der die schreckliche Gegenwart und die nächste Zukunft mit ihren Todesgespenstern in den Hintergrund traten und Bilder aus der fernen Heimath und der nahen Fremde meine umnebelte Phantasie in Gestalt wirrer Träume umgaukelten. In diesem Stadium könnte der Tod nicht so schrecklich gewesen sein! Doch er sollte abgewendet werden. — Der Brunnen war gefunden, zwar verschüttet, doch nach geringer Arbeit befriedigende Aussicht eröffnend. Schon zum Abend konnte uns ein Schlauch des herrlichen Getränkes geschickt werden, zwar noch zur Hälfte Erde und verweste Pflanzenreste, doch viel herrlicher als alle Getränke, denen ich in der Heimath während meiner vergnügten Jugendzeit gehuldigt hatte.

Schneller, als die Lebensgeister geknickt waren, richteten sie sich wieder auf, und der nächste Tag sah uns munter unserem bedenklichen Ziele zustreben. Die Kameele hatten ja einige Centner Wasser eingenommen, das Gepäck war gesucht und wieder gefunden, und die Wasserschläuche lagen gefüllt da.

Ist eine solche Reaction nicht auch ein Glück? Wer kennt das namenlose Glück eines ausgiebigen Trunkes, wenn er nicht die Qualen des Durstes erduldet hat? Wer das der Befriedigung des Hungers, wenn dieser nicht sein Eingeweide marterte? Wer kann das glückliche Gefühl der errungenen oder gefundenen Sicherheit ermessen, wenn er sich nicht in bewußter, dringender Gefahr befand?

Daß wir uns wenige Tage darauf in derselben Lage befanden, schien mir allerdings entmuthigend und schandbar. Ich konnte, als ich im Schatten eines Felsens über dieses Geschick und unsere Schuld daran nachdachte, dem Aasgeier, der auf der Höhe desselben über den Rand mit der diesen Thieren eigenthümlichen boshaften Physiognomie auf mich, sein demnächstes Opfer, herabsah, in seinem Hohne nicht ganz unrecht geben. — Doch auch diesmal trat Rettung ein, und bald hatten wir die Hauptflußthäler des westlichen Tibesti, Tao und Suar, erreicht.

Tibesti, welches in der Landessprache Tu genannt wird, ist eine wilde, kahle Felsenlandschaft, die sich von Nordwest nach Südost erstreckt und durch die auf beiden Seiten des Gebirges befindlichen zahlreichen Thäler bewohnbar wird. Diese sind auf der Südwestseite häufiger, aber wasserärmer, und bieten daselbst für die Bewohner nur die Bedingungen zu einem Nomaden- und Hirtenleben. Der Boden der Flußthäler ist des Wassers so baar, daß weder Gärten noch Dattelpalmen die Subsistenz der Bewohner erleichtern. Für sich selbst und ihre mäßig großen Kameel- und Ziegenheerden finden sie in den natürlichen Cisternen der Felsen, welche keinen Tropfen der so seltenen Wohlthat des Regens verloren gehen lassen, hinlänglichen Vorrath von Wasser; doch mit der Nahrung ist es schlimm bestellt. Wenn frischer Kräuterwuchs die Secretion der Milch

begünstigt, leben sie von dieser, ohne sich fast jemals den Genuß von Fleisch zu gönnen, es sei denn, daß Krankheit ihnen ein Kameel überantworte, oder daß zwingende Sitte ihnen das Opfer einer Ziege auferlege. Später nagen sie kummervoll an der harten Frucht der Dumpalme, welche sie durch beharrliches Klopfen mit Steinen zu erweichen und zu pulverisiren bestrebt sind. Sind sie durch diese fast nutzlose Nahrung glücklich auf die äußerste Grenze der Existenzmöglichkeit reducirt worden, so beginnt die Dattel im nordöstlichen Theile des Landes zu reifen, in der südöstlich von Tibesti gelegenen Landschaft Borku, in dem nordwestlichen Fessan und in Kauar, der großen Tibbuoase auf der Bornustraße, und der hungrige Bewohner begibt sich in eine dieser Gegenden, um an ihren Ernten zu participiren.

Die Bewohner der Nordostabhänge, welche kaum jemals ihre Heimath verlassen, concentriren sich fast alle auf das weite, wasserreiche Thal Bardai und wohnen dort in verschiedenen Ortschaften in sauberen Häusern aus Palmzweigen, inmitten ihrer Dattelpflanzungen und ihrer bescheidenen Gärten mit etwas Weizen, Mais, Duchn. Ihrer Viele sahen niemals ein weißes Gesicht.

Wie überall, halten sich auch in Tibesti die Nomaden für die Herren des Landes und blicken mit Verachtung auf die Leute von Bardai mit ihren Gärten, ihren Dattelpalmen und ihren zierlichen Palmenzweighütten und ihrer regelmäßigen Arbeit herab, während sie selbst in den natürlichen Höhlungen der Felsen oder in roh aufgerichteten Steinhütten (die alten äthiopischen Troglodyten Herodot's) hausen. Sie heißen bei den Arabern Tibbu und nennen sich in der Landessprache Teda. Sie bilden eine Familie mit einem großen Theile der Bewohnerschaft der östlichen Hälfte der großen Wüste, d. h. den südlichen Tibbu, die man als Dasa zusammenfassen kann, und zu denen die Leute von Borku, vom Bahar El Ghasal und theilweise von Kanem gehören. Ihre Hautfarbe ist vorwaltend broncefarbig, besonders da, wo sie sich reiner erhalten, d. h. weniger mit den eigentlichen Bewohnern Centralafrika's vermischt haben, also in Tibesti und Borku. Sie sind meistentheils regelmäßigen Gesichts und zarter Körperbildung, selten über Mittelgröße, von eleganten, elastischen Körperbewegungen, von unglaublicher körperlicher Gewandtheit und Ausdauer, die mäßigsten Leute, die ich je sah: im allerhöchsten Grade Wüstenbewohner.

Ernst, fast finster ist die Erscheinung eines Tibbu, wie es sich erklärt für Leute, welche in beständigem Kampfe um ihr Dasein ringen, inmitten kahler, öder, dunkelfarbiger Felsen leben, umgeben und verachtet von ihren unerbittlichen Feinden, den Arabern und den Tuareg, und welche die wüsten Strecken, welche sie von bewohnten Gegenden trennen, mit Noth und Gefahr, einsam, gleichsam heimlich, durchpilgern. Dem entspricht ihr Aeußeres. Wo möglich trägt der Tibbu ein schwarzes Gewand, und ein schwarzer Shawl umhüllt ihm Mund und Nase, nur die kalten, ernsten, argwöhnischen Augen freilassend. Selten verschönt ein Lächeln den Ausdruck seiner Züge, selten entschlüpft ein Scherz seinem Munde. Wie er selbst ohne Wohlwollen für die Welt außer ihm ist, so betrachtet er sie mit Argwohn und Furcht. Draußen vermeidet er seine Mitmenschen, zu Hause ist er in beständigem Streit und Hader mit ihnen. Mit Vorliebe reist und besorgt er seine Geschäfte im Dunkel der Nacht. Seine Hütte

schlägt er fern von den Nachbarn, in einem versteckten Winkel der Felsen auf. Die Spur eines andern Menschen, selbst aus seinem eigenen Stamme, erfüllt ihn auf seinen einsamen Wüstenpfaden mit Argwohn und Furcht. Mit starrem Eigensinn hält er an seinem vermeinten oder wirklichen Rechte fest und discutirt die unbedeutendsten Angelegenheiten mit äußerstem Eigensinn und einem merkwürdigen Aufwande von dialektischem Scharfsinn: das Wort Billigkeit existirt nicht für ihn. Selbst die Frauen haben Theil an diesem eigensinnigen, gewaltthätigen, versteckten Charakter. Mit einem Knittel bewaffnet, den kurzen Dolch unter der Kleidung an der Hüfte, sind sie bereit, mit ihres Gleichen in blutiger Weise ihre Zwistigkeiten zu beenden, wie dies bei Männern nur allzuhäufig der Fall ist. Die Waffen der letzteren bestehen in mehreren Wurfspeeren, einer Lanze, dem langen Vorderarmmesser, das durch einen breiten Lederring am Handgelenk befestigt ist, und dem Wurfeisen, dessen sie sich mit Vorliebe bedienen und das sie mit unangenehmer Virtuosität horizontal weithin zu schleudern wissen. Um die allzuhäufigen blutigen Streitereien zu beschränken, erfordert die Sitte, daß sie in ihren heimathlichen Ortschaften ohne Waffen circuliren; sie ersetzen dann dieselben durch Nachbildungen von Holz.

Die Tibbu sind alle Muhamedaner, wenn auch die Araber dies anzuzweifeln lieben. Freilich haben sie nur eine kümmerliche Kenntniß ihrer Religion, doch können sie die Glaubensformel hersagen, üben die Beschneidung, halten den Fastenmonat und befleißigen sich der täglichen Gebete eben so regelmäßig, wie viele Muhamedaner gebildeterer Gegenden.

Mit dem Thale Suar hatten wir den Wohnsitz des Häuptlings oder Königs Tafertimi und der angesehensten Edlen, und damit den Zweck meines Tibbuführers Kolokomi, uns heimlich durch das Land bis zum Könige zu schmuggeln, erreicht. Viele der Edlen Suar's (Maïna) befanden sich schon in Bardai, der allmälig reifenden Datteln wegen. Noch waren ihrer freilich genug zurückgeblieben, um mir durch ihre wegelagernden Ansprüche die Lasten der erschöpften Kameele wesentlich zu reduciren, schauerliche Verwüstungen in meinem Mundvorrathe anzurichten und uns alle Lust zu nehmen, bis nach Bardai vorzudringen. Doch der Hunger trieb uns, zumal Tafertimi, ein armer greiser Schlucker, ebenfalls schon dort war, um sich bei Zeiten nach einiger Dattelnahrung umzusehen.

Bardai liegt auf der andern Seite des mächtigen Gebirgsknotens, von dem aus sich die wirren Gebirgsketten nach Nordwest und Südost erstrecken und der sich ungefähr 8000 Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt. Das ist der breitrückige Tarso mit seiner mächtigen Basis, seinem riesigen Krater auf der Höhe, seinem Gipfelkegel Tussidde und seiner heißen Quelle auf der Nordostseite. Ueber seine Höhe führt der Weg, immer noch bequemer bei der sanften Steigung des breiten Rückens, als die Passage der zwar niedrigen, aber schroffen chaotischen Felsenketten zu seinen Füßen. Man hat anderthalb Tage nöthig, um die höchste Höhe zu erreichen, und einen Tag, um in die jenseitige Ebene hinabzusteigen. Der breite Rücken trägt zahlreiche wildzackige und scharfkantige Gruppen und Ketten von Granit, welche die lose neptunische Schicht mit ihren organischen Resten einst hoch emporhoben und hier und da durchbrachen.

Mein Fessaner Begleiter Bu Sid war nach Bardai vorausgegangen, um das

Terrain zu recognosciren, etwaige Schwierigkeiten zu ebnen und im schlimmsten Falle einige Reisevorräthe zur Rückkehr nach Fessan zurückzubringen. Zu diesem Zwecke hatte er alle officiellen Geschenke und Briefe für den König und die Rathsversammlung der Edlen und das wenige baare Geld, das ich noch mein nannte, mit sich genommen und versprochen, in acht Tagen wieder zurück zu sein. Während dieser Zeit lag ich fest gebannt in Tao, kämpfend mit dem Hunger, umgeben von Räubern, Dieben und Schmarotzern, die mich täglich mehr und mehr in die Enge trieben. Unter ihnen war Arami lästiger und habsüchtiger als die Uebrigen, doch mächtiger, zuverlässiger und später mein Retter.

Unter seiner Führung zog ich nach Bardai, als ein Bote von Tafertimi und Bu Sid mich dorthin einlud. Diese Einladung war leider eitel Trug und Hinterlist. Die Einwohner Bardai's hatten stets mit aller Energie gegen meinen Besuch ihres Thales protestirt, doch der greise Häuptling fürchtete, in diesem Falle keinen Theil zu haben an dem Raube meiner letzten Habe. Jene zweifelten nicht, daß ich nach meiner Ankunft durch Zauberei und ähnliche christliche Beschäftigungen in kürzester Frist den Untergang ihres Landes herbeiführen werde, daß Pest oder allgemeines Viehsterben meinem Erscheinen so unmittelbar folgen müsse, wie der Schweif dem Kometen. Die Klügsten und Gereistesten waren wenigstens überzeugt, daß ich gekommen sei, um Gold zu suchen, oder vielmehr, um das Gold, von dem ich wisse, daß es sich in ihrer Thermalquelle — für sie die größte Merkwürdigkeit ihres Landes — befinde, zu sehen und dann meine Landsleute zur Besitzergreifung ihres herrlichen Landes herbeizulocken.

Mit diesen Ideen empfingen sie mich, fest entschlossen, durch meine und meines Dieners Guiseppe Ermordung in patriotischer Weise ihre Heimath sicher zu stellen. Nie werde ich die Nacht unseres Einzuges vergessen! Wie die wogende Menge, zum Theil süßen Lagbis voll, andrang, die Männer mit ihren Waffen, die Frauen, Sklaven und Kinder mit Knitteln und Steinen bewaffnet, wie Arami und die Seinigen unschlüssig bei Seite standen und Rath hielten, während der Angriff schon begann, wie bei diesen schließlich doch der Aerger überwog, daß die untergeordneten sedentären Landarbeiter es wagten, ohne ihre Erlaubniß Jemanden, der durch sie hierhergeführt sei, umbringen zu wollen, und wie uns Arami endlich durch einen der Seinigen unter dem Schutze der Nacht um das Dorf herum bis zu seiner Wohnung führen ließ, während er der aufgeregten Menge mit den Uebrigen Stand hielt.

Ein schrecklicher Monat folgte, während dessen Arami Fürst und Volk mit mir zu versöhnen bemüht war und uns durch die tägliche Darreichung einer unzureichenden Quantität Datteln wenigstens vor dem Hungertode bewahrte. Tagtäglich versammelten sich die Edlen vor meinem Zelte, und rastlos wurde mein Tod oder mein Leben debattirt. Thatsächlich Gefangener, konnte ich mein Zelt nicht verlassen; der einzige Versuch, es zu thun, um eines Tages in einer benachbarten herrlichen Palmengruppe einer schattigen Mittagsruhe zu genießen — mein einfaches Zelt schloß die Sonnenstrahlen nur sehr unvollkommen aus —, endigte mit einer Steinigung Seitens der heranwachsenden Jugend, welche sich mir überhaupt so feindselig zeigte, als selbst die Alten nicht. Die Versöhnungsversuche schienen mehrmals von Erfolg gekrönt werden zu sollen, doch immer

machte die Habsucht des Königs und der Aerger Derer, welche nichts von mir erhalten hatten, diese Hoffnung zu Schanden.

Noch war ich guten Muths und vertraute fest auf die Anwesenheit vieler Tibbu Reschade in Fessan, die mir nöthigenfalls als Geiseln dienen mußten; doch als diese eines Tages mit ihrer leichtbeweglichen Habe alle in ihrem Heimathlande erschienen und noch sogar die trauervolle Nachricht brachten, daß meine Reisegefährtin Fräulein Alexine Tinne van der Kappellen, jene bekannte holländische Reisende, von den Tuareg ermordet sei — da sanken meine Actien rapide, wie ich in den nächsten Rathsversammlungen constatiren konnte, und wurde meine Lage so drohend, daß ich an Flucht denken mußte. Doch wie dieselbe bewerkstelligen?! Meine Kameele waren verschwunden; gestohlen, gestorben, wer konnte es sagen? Meine Provisionen waren aufgezehrt, und ein Weg durch die nackteste Wüste von wenigstens zwölf Tagen lag vor uns. Arami, so habsüchtig er auch immer war, hatte allein die Macht, uns zu retten. Ich versprach ihm die noch restirenden Sachen — so unbedeutend mein Besitz auch war, so begehrenswerth konnte er in jenem Lande noch erscheinen — und einen guten Namen bei der Fessaner Regierung. Habsucht und Ehrgeiz siegten. Er begleitete uns vier Tagemärsche mit zweien seiner Kameele, die uns die spärlichen neu acquirirten Vorräthe trugen, aus seinen heimathlichen Bergen und überließ uns dann unserem Schicksal.

Akremi Kolokomi, der eigentliche Führer, hatte uns schon vorher im Stiche gelassen. Noch hatte mein Fessaner Begleiter Bu Sid ein Kameel, welches sodann die verringerten Vorräthe trug, bis es nach einigen Tagen aus Schwäche seine Dienste einstellte. Die von ihm getragenen Sachen, einige Bücher und meteorologische Instrumente, welche die Barbaren verschmäht hatten, wurden auf dem ersten besten Felsen versteckt, und mit dem letzten Reste der Nahrung (einem Beutel mit Weizenmehl, einem kleinen Dattelvorrathe und etwas trocknem Kameelfleisch), den Waffen und den Wasserschläuchen auf dem Rücken durchschwankten wir die Wüste mit der Energie, welche aus unmittelbar drohender Lebensgefahr resultirt.

Welche Reise! Unser Tagewerk, oder vielmehr unser Nachtwerk, begann ungefähr um 5 Uhr Nachmittags mit dem Genusse von etwa 12 Unzen Wasser. Mit zahlreichen Pausen quälten wir uns durch die ganze Nacht, um ungefähr um acht Uhr Morgens, wenn die Strahlen der Sonne zu brennen begannen, in den Schatten irgend eines Felsblockes zu kriechen, dieselbe Quantität Wasser zu trinken und dann stumm und verzweifelt bis zum Abend da zu liegen. Zu essen gab es ja wenig, und unnöthiges Sprechen würde den Durst noch in bedenklicher Weise vermehrt haben.

Fast täglich ruhten wir in der mahnenden Gesellschaft eines sorgfältig skelettirten Menschen, der, ein Opfer des Sklavenhandels, von seinem Herrn krank oder gänzlich erschöpft zurückgelassen, hier sein kummervolles Leben geendet hatte. Meist noch mit dem Rest seines Kattunhemdchens bekleidet, mußte er um so lebhafter zu Gemüthern sprechen, die weniger als wir in der Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes aufgingen. Mit welcher Verzweiflung, öde und unbegrenzt, wie die allen Lebens und Horizonts baare Umgebung, mußten diese

Unglücklichen in den Schutz dieser Steine gekrochen sein und ihren Tod erwartet haben! Ein entsetzliches memento mori!

Die charakteristische Form des weithin sichtbaren Tümmogebirges wurde bald unser Wegweiser. Von da ab kannte der vielgereiste Diener Barth's den Weg, und dort verzehrten wir in mehrtägiger Rast an seinem frischen, klaren Wasser die letzten Nahrungsmittel, um neu gekräftigt und gänzlich unbeschwert den letzten Theil der Reise zu bewältigen.

Noch trennten uns vier Tagemärsche von dem südlichsten Orte Fessan's, und für diese bestand die ganze Provision des Einzelnen in ungefähr 50 Datteln. Auch diese Strecke legten wir mit dem letzten Aufwande unserer Kräfte zurück und kamen Anfangs October, dem Tode begreiflicherweise sehr nahe, in Fessan an, zum größten Erstaunen und zur Bewunderung der dortigen Welt, welche sich von unserem Untergange überzeugt gehalten hatte.

Trotz unserer unsäglichen Leiden mußte ich, als die Hoffnung auf Rettung wuchs, zuweilen über den Anblick unserer kleinen Reisegesellschaft lachen. Ali und Saad, zwei meiner Diener, in adamatische Einfachheit gekleidet, mit Wasserschläuchen auf dem Rücken; der ernste, würdige Muhamed Barth's, mein ganzes Gepäck auf dem Rücken, die Handhabe desselben zwischen den Zähnen und, seinem Alter und seiner Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Guiseppe, mein piemontesischer Diener, mit seinen wunden Plattfüßen sich mühsam einherschleppend und den Mangel des nothwendigsten Kleidungsstückes in unvollkommener Weise durch ein Paar Wasserstiefeln ersetzend, die vergeblich bemüht schienen, sich einem kurzen Flanellhemdchen zu nähern; ich selbst endlich barfuß, die Beine mit baumwollenen Fetzen umwickelt, die man mit kühnstem Euphemismus kaum noch als Beinkleider bezeichnen konnte, doch den Oberkörper in einen Pariser Sommerpaletot gehüllt und das Haupt mit jenem pilzförmigen Hute bedeckt, den die Engländer für ihre indischen Officiere erfanden. Das waren, mit dem skelettartig abgemagerten Hunde, die Glieder unserer Karavane. Als am fernen Horizont endlich eine grüne Linie, die Palmen Tedscherri's, auftauchten, füllten sich unsere Augen mit Thränen, Erzeugnisse körperlicher Schwäche und der dankbaren Rührung darüber, daß es uns vergönnt war, ohne einen der Unsrigen verloren zu haben, zurückzukehren.

In Mursuk angekommen, hatte ich den ganzen Winter mit der Herstellung meiner Gesundheit zu thun. Meine an prolongirte Hungercuren gewöhnten Verdauungsorgane konnten den brillanten Nahrungswechsel nicht ertragen. Monate lang litt ich an Blutarmuth und konnte keine Schuhe über meine geschwollenen Füße ziehen, und wenn ich einmal anfing, mich zu erholen, so warfen mich die Mursuker Fieber wieder nieder. Es war mir also damals eine sehr erwünschte Verzögerung, daß es erst im Frühjahr 1870 gelang, eine kleine Karavane nach Bornu zu Stande zu bringen.

Nicht allein meine Tibesti-Kameele waren dahin, auch diejenigen, welche ich in Fessan zurückgelassen hatte, schlichen als unbrauchbare Schatten herum und mußten durch andere ersetzt werden.

Ein wichtiges Geschäft, das des Kameelkaufens, vor einer Wüstenreise!

Erste und hauptsächlichste Bedingung ist eine ansehnliche Fettschicht, ohne welche die Thiere ihr Ziel nicht erreichen und welche für die nahrungslosen Tage ihren Reiseproviant bildet. Alsdann muß man ein sehr erfahrener Mann sein, um ein durchaus fehlerfreies Thier zu diagnosticiren; denn Kameele sind voller versteckter Fehler und Schwächen, deren Unkenntniß sich später nur allzu bitter rächt. Für den Uneingeweihten haben diese Schiffe der Wüste alle eine Physiognomie, denselben Ausdruck der Gedankenlosigkeit, der so harmonisch zu dem wüsten Schauplatze ihrer Thätigkeit zu passen scheint. Doch allmälig lernt der beobachtende Fremdling in diesen Glotzaugen lesen, diese Haltung des Kopfes und jene Bewegung interpretiren und findet zuletzt bei ihnen eine beträchtliche Verschiedenheit des Temperaments, des Charakters und der Intelligenz. Ich bin nicht der Ansicht der meisten Reisenden, daß das Kameel das stumpfsinnigste aller Geschöpfe sei, und glaube noch weniger, daß es einen hohen Grad von Bosheit berge. Freilich, seine Fähigkeiten sind dem Mittel angepaßt, in dem es lebt und wirkt; sie culminiren in einem unglaublichen Orientirungsvermögen, in einem ausgezeichneten Localsinne. Man hat Beispiele, daß Kameele aus Bornu entlaufen und in ihre Heimath Fessan zurückgekehrt sind, und derartige Repatriirungen zwischen der Tuaregstadt Ghat und Mursuk, welche durch eine Entfernung von etwa vierzehn Tagemärschen getrennt sind, sind keine Seltenheit. Wenn ein kürzlich angekauftes und seiner Heimath entfremdetes Kameel bei der Tränkung außergewöhnlich viel Wasser einnimmt, so betrachtet der Herr das Thier mit Argwohn und hat es im Verdacht, entlaufen zu wollen. Für Orte, wo das Kameel Nahrung empfangen, hat es ein außerordentliches Gedächtniß; nach zwei Tagen kennt es in einem bewohnten, geschlossenen Ort das Haus seines Herrn, wenn es daselbst Nahrung empfing, und es erscheint wol selbständig von der Weide vor der Thür, mit der stummen Bitte um Nahrung. Unser, auf der Flucht von Tibesti im Stich gelassenes Kameel kehrte bei aller seiner Schwäche und bei aller Wasserarmuth der Gegend die weite Strecke dahin zurück. Ein in der Wüste verirrter Targi oder Tibbu entsagt, wenn er seinem Urtheile nicht mehr traut und zu verzweifeln beginnt, jeder persönlichen Initiative, besteigt sein Kameel und überläßt es diesem, den Weg zum Wasser und zu bewohnten Orten zu suchen.

Aeußerlich unterscheiden sich in jenen Gegenden Afrika's auf den ersten Blick das nördliche Kameel, das der Araber, und das südliche, das der Tuareg und der Tibbu. Jenes, mit verhältnißmäßig kurzen, stämmigen Gliedmaßen, vierschrötigem Körper, dickerem und niedriger getragenem Kopfe und Halse und mit zottigem Haar, scheint von Natur mehr zum Lasttragen bestimmt; dieses — und es sind vorzüglich die Tuareg, die Tibbu und die Bidejat in der Landschaft Ennedi, welche in seiner Züchtung excelliren — ist hochbeiniger, schlanker, glatt- und kurzhaariger, trägt seinen schlankeren Hals und kleineren Kopf fast mit Keckheit, wenn anders ein solcher Ausdruck von diesen Geschöpfen gebraucht werden kann, und weist durch sein ganzes Ensemble entschieden mehr auf die Schnelligkeit der Locomotion hin, als auf das Gewicht der Lasten. In der That kann zwischen den beiden Typen in Bezug auf Schnelligkeit kein Vergleich stattfinden. Die südlichen Kameele übertreffen die nördlichen entschieden; doch

scheinen diese bei gleicher Nahrung und unter ähnlichen äußeren Verhältnissen ausdauernder zu sein. Klimaveränderungen erträgt das Kameel nur schwer; das der Nordküste büßt schon in Fessan an körperlichem Wohlbefinden ein und geht im tropischen Afrika sicher zu Grunde; das südlichere aber siecht auf der Nordküste dahin und läuft auch durch die Einflüsse tropischen Klimas, besonders in der Regenzeit, große Gefahr.

Die Bornustraße ist der bequemste Wüstenweg, den Kameele beanspruchen können; nur der erste Theil derselben, von der Südgrenze Fessan's bis einige Tagereisen jenseits des Tümmogebirges, wo die Wüste sich über 2000 Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt, ist des Futters fast ganz baar, und man muß zur Ladung der Thiere noch Datteln und Stroh zu ihrem Unterhalte fügen. Dann folgen Brunnenstationen mit kleinen Oasen jeden zweiten Tag und, etwa vierzehn Tagereisen von der Südgrenze Fessan's entfernt, erreicht man die große Oase Kauar mit ihren Ortschaften und Dattelpflanzungen, mit ihren Gärten, ihren Kameelweiden und ihren unerschöpflichen Salzgruben von Bilma.

Kauar ist ein fruchtbares Ländchen mit seinem leichten, wasserreichen Boden, ungefähr drei Tagemärsche lang und drei Stunden breit, und wird von Tibestileuten bewohnt, die hier allerdings durch hundertjährige Vermischung mit Bornuelementen nicht unwesentliche Modificationen erlitten haben. Schon vor Jahrhunderten hatten die Bornukönige hier Colonien gegründet, und noch jetzt wohnen die reineren Teda in ihren nationalen Hütten aus Stein und aus Palmenzweigen um die Felsencitadellen, welche die Mittelpunkte der Ortschaften bilden, während einige Städte mit ihren Thoren, Straßen und Häusern aus Erde den Bornuursprung ihrer Einwohner verrathen. Die Ortschaften liegen fast alle am westlichen Fuße eines niedrigen Gebirgszuges, der das Thal in seiner ganzen Länge nach Osten begrenzt.

Trotz seines verhältnißmäßigen Reichthums ist Kauar ein unglückliches Ländchen. Auf der einen Seite steht es, von Westen her, unter der Vormundschaft der südöstlichen Tuareg, der Tuareg Kelowi, denen es den größten Theil seiner Salzausbeute gegen Getreide und Sklaven abliefern muß. Dieselben verführen das kostbare Product zum Theil in die Tuareglandschaften zum Bedarf für ihre zahlreichen Kameelheerden — das Kameel bedarf der periodischen Darreichung des Salzes zu seiner Prosperität —, zum Theil in riesigen Karavanen in die salzarmen, zwischen dem Niger und dem Tschadsee gelegenen Länder. Von Osten her ist Kauar den periodischen Ueberfällen Seitens der arabischen Räuberstämme der Uled Soliman ausgesetzt, durch die es bisweilen ganz entvölkert wird.

Die Einwohner haben den früher erwähnten Charakterfehler ihrer Vettern von Tibesti in geringerem Grade, theils wegen der hundertjährigen Vermischung mit Bornuelementen, theils wegen des regelmäßigen Karavanenverkehrs, den ihnen die Lage des Landes zuführt. Die Männer sind weniger verschlossen, weniger schroff und weniger streitsüchtig; die Frauen harmloser, lebhafter, weniger männlich und dem Vergnügen mehr zugethan. Die Kleidung des schönen Geschlechts besteht nicht, wie so oft in Tibesti, aus einem Ziegenfell, sondern aus dem in den muhamedanischen Negerländern und in Fessan gebräuchlichen Hüftenshawl und Kopf- und Schultertuch aus gestreiftem Kattun, unter welchem letzteren

nicht selten noch ein Hemd aus den Haussaländern getragen wird. Der Shawl verhüllt den Kopf und den Oberkörper und wird ein Instrument der Koketterie für sie, indem er bald das Gesicht halb bedeckt, bald dessen Reize enthüllt. Die Jungfrau entbehrt dieses Kleidungsstückes; ihr Kopf und ihr Busen sind stets unbedeckt, ihr Antlitz fordert frei zur Bewunderung resp. zur Bewerbung heraus. Das wohlgeordnete Haar, in unzähligen Flechtchen das jugendliche Haupt umgebend, sorgfältig eingebuttert, und dann mehr oder weniger mit wohlriechendem Pulver bestreut, ist durch die einsame Flechte der Jungfrauschaft (die Frauen tragen ihrer zwei), welche von der Stirn bis zum Hinterhaupt läuft, in zwei Hälften getheilt, und eine Reihe von silbernen, mit Korallenstückchen verzierten Ringen halten dieselben in ihre Lage fest. Nimmt man dazu das unvermeidliche, fast zolllange Stückchen rother Koralle im rechten Nasenflügel, so muß man gestehen, daß auch dort die Frau nicht der künstlichen Reize entbehrt. Die dunkelfarbige Haut thut der Schönheit keinen Eintrag, sondern erhöht vielmehr den Glanz der oft ausdrucksvollen Augen. Wenn man gestehen muß, daß die Antlitze der Bornudamen wenig unseren Idealen weiblicher Schönheit entsprechen, so entbehren die eigentlichen Tibbufrauen nicht der fein geschnittenen Gesichter. Und welche Grazie in ihren Bewegungen, welche Anmuth in ihren Tänzen! Wie himmelweit verschieden von den arabischen Frauen, welche bei solchen Gelegenheiten verlockend erscheinen wollen, aber stets einfach gemein sind!

In Kauar fand ich auch Arami, meinen Retter aus Tibesti, und Akremi Kolokomi, meinen treulosen Führer, wieder, und waren dieselben einigermaßen verwundert, daß sie das so beliebte Hatini (Gieb mir)-Spiel nicht wieder, wie früher, in Scene setzen konnten. Auch Mai (König) Dunoma, der Herrscher des Ländchens, hatte gehofft, das im verflossenen Sommer mit solchem Erfolge, wie er gehört hatte, gegen mich geübte System auch in Kauar in Anwendung bringen zu können, verschob dieses jedoch mit Rücksicht auf die vierzig oder fünfzig Feuerwaffen, welche unsere Karavane zierten, auf die Zeit meiner Rückkehr, wie er eben so naiv als aufrichtig versicherte.

Neu gekräftigt und verproviantirt verließen wir Bilma, den südlichsten Theil des Thales Kauar, überwanden den Dünengürtel, der in einer Breite von ungefähr vier Tagemärschen fruchtbareren Strichen vorhergeht, und erreichten bald darauf die unbewohnte Oase Agadem, auf der Grenze der eigentlichen Wüste gelegen. Zwischen diese und die Zone der regelmäßigen Sommerregen schiebt sich ein schmaler Steppengürtel, der einen verständigen Uebergang zu den tropischen Breitegraden darstellt.

Mit dem Dünengürtel haben Mensch und Thier das Schlimmste überstanden. Das Kameel findet jetzt seine stachligen Lieblingsfutterkräuter, von Tag zu Tag häufiger werdend, und der Mensch findet die Gegend mit Antilopen bevölkert, von denen es ihm gelingt mit Hilfe von degenerirten Windhunden fast alltäglich einige zu erlegen. Menschliche und thierische Mörder bedrohen hier selten diese anmuthigen Thiere; selten verirrt sich ein Löwe dorthin, und nur zuweilen kommen die Bulgeda genannten Tibbu mit ihren Bastardhunden, deren sie eine so große Anzahl halten, daß sie den Beinamen Kedida, d. h. „Leute der Hunde", führen, um sich mit Fleisch zu versorgen.

Die Tintumma genannte Steppe ist nicht allein reich an Kräutern und Gräsern, sondern es gelingt hier auch der Natur schon stellenweise, einen bescheiden entwickelten Baum zu gebären. Außer der Sajalakazie, welche das Privilegium wüstenhafter Existenz hat, entringt sich der Tumtum (Capparis sodada) in einigen Exemplaren der Erde. Er scheint gewissermaßen nur eine Hemmungsbildung zu sein, denn nur selten zieren mikroskopische Blättchen die krüppeligen Aeste. Gegen Ende der Steppe werden die Tumtums häufiger, vereinigen sich zu Gruppen und nehmen auch hier und da den Seifenbaum, Hedjlidj (Balanites aegyptiaca), in ihren Bund auf; doch südlich von der Tintumma ändert sich die Scenerie wie durch Zauberschlag. Ein lichter Wald beginnt, in dem die Akazien vorwalten, doch auch der Suak (Salvadora persica) einen ansehnlichen Platz einnimmt und herrlich contrastirt durch sein frisches, saftiges Grün mit dem etwas farblosen Seifenbaume. Auch der Giraffenbaum wird häufig, und schmarotzende Rankengewächse spinnen sie alle ein und senden aus luftiger Höhe ihre Wurzeln dem Boden zu. Welch' malerische Gruppen, welcher Reichthum der Färbung, welche Mannigfaltigkeit der Formen! — Der vertrauungsvolle Reisende aus fernen Zonen läßt sich gewöhnlich verleiten, die Beeren des Suakbusches, welche einen angenehmen, scharf reizenden Geschmack haben, im Uebermaße zu genießen. Wehe ihm, wenn er nicht bei Zeiten gewarnt die Früchte der unempfindlichen Gazelle überläßt; denn sie enthalten ein verrätherisches drastisches Princip.

Zu den Füßen dieser kronenreichen, schattigen Bäume, deren Schönheit den Contrast mit der eben durchwanderten Wüste in's Unglaubliche erhebt, erleichtert während der Regenzeit — bei unserer Ankunft waren die ersten Regen schon gefallen — ein munterer Wiesenteppich der Fauna der Gegend ihr romantisches Leben. Auf den Abhängen der regelmäßigen Bodenwellen graft die schlanke Mohorantilope, schneeweiß mit breitem, braunrothem Halskragen, neben ihrem stumpfsinnigen Freunde, dem Strauß; Gazellen durchhüpfen in elastischen Sprüngen die Thäler; Giraffen suchen in barocker Weise die Bewegungen des Laufens auszuführen, und Nachts brüllt der Löwe. Bald gesellen sich zu diesen der Elephant und das Wildschwein.

Je mehr wir uns dem Tschadsee nähern, desto malerischer und üppiger wird der Wald, desto reicher die Thierwelt; endlich zeigt uns das gemüthvolle Rind, das uns heimathlich anbrüllt und in großen Heerden die weiten Lichtungen des Waldes belebt, daß wir uns bewohnten Gegenden nähern.

Jetzt treten wir aus dem Walde hinaus auf die dünenartige Hügelreihe, welche dem Walde gegen den See hin Schranken setzt, oder vielmehr diesen gegen den Wald hin im Zaume hält. Der kümmerliche Anblick des berühmten Tschadsees, auf den ich zu Hause so oft in den Atlanten träumerisch gestarrt hatte, und der nun, ein endloser, schilfiger Sumpf, vor mir lag, befriedigte meine Erwartung wenig. Doch desto mehr das Leben, das sich auf seinen Ufern regte. Unmittelbar an dem schilfigen Rande des Sees dehnte sich, mit ihren zuckerhutförmigen Stroh- und Rohrhütten, die erste Negerortschaft aus, die mein Auge erblickte; es war Ngigmi, die nördlichste Ortschaft Bornu's. Die fetten Weidegründe ihrer Umgebung waren bedeckt mit Rindern, Schafen, Pferden, Ziegen, Eseln, Reihern, Störchen, Pelikanen, Aasgeiern, Enten und hochbeinigen Sumpf-

und Wasservögeln aller Art, und an einer Stelle offenen Wassers ergötzte sich ein friedlicher Elephant, unbekümmert um Mensch und Thier. Im Wasser tummelten sich die neugierigen Flußpferde und näherten sich dem Ufer, besonders wenn ihre musikalische Leidenschaft durch irgend welches metallische Geräusch geweckt war. Gegen Abend schwangen sich die halbfossilen Pachydermen auf das Land, um ihre Nahrung einzunehmen.

Der traumhafte Tag schloß mit einem Gewitter und Regen tropischer Kraft und Fülle, und versetzte mich bei der gänzlichen Unzulänglichkeit meines Zeltes in einen miserabeln Zustand.

Auf dem Ufer des Tschadsees, nach Süden ziehend, überschritten wir den westlichen Zufluß desselben, den Fluß von Joo, in dessen Nähe die herrliche Dumpalme vorherrscht und der vollkronige Tamarindenbaum die Landschaft verschönert.

Am 5. Juli lagerten wir einige Stunden vor der Hauptstadt. Am folgenden Morgen sollte die festliche Einholung stattfinden. Alles, was über ein Pferd in der Stadt gebieten konnte, und Tausende von neugierigen Fußgängern bedeckten die öde Ebene, welche Kuka umgibt mit ihrem einförmigen Bestande der Riesenasclepiadee. Auf einem Sandhügel hatte sich der Kronprinz Aba Bu Bekr mit glänzender Suite postirt, umgeben von Häuptlingen und Kriegern, die in farbigen Gewändern, goldgestickten Burnussen, seidegestickten Tuchbeinkleidern, phantastischen Sattelzeugen und schreienden Farben Alles leisteten, was eine Negerphantasie zusammenzustellen vermochte. Ihm zunächst hielten sich Panzerreiter, die in maschigen Metallhemden, Bein- und Armschienen, Stahlhauben mit Stangen vor dem Gesichte, mit den dickwattirten, buntfarbigen Pferdedecken und den messingenen Kopf- und Brustplatten der Thiere, scharf mit der dunkelfarbigen Tuch- und Seidenkleidung nicht militärischer Würdenträger contrastirten. Dann kamen die flintenbewaffneten Sklaven des Königs in gelben, rothen, grünen oder blauen Jacken und Hosen von europäischem Schnitte, einfache Lanzenreiter, flintenbewaffnete, nicht uniformirte Fußtruppen, heidnische Bogenschützen, tibbuartige Speer- und Wurfeisenschleuderer, und in der nächsten Nähe des Prinzen heulte, dröhnte, kreischte, toste, pfiff die Musikbande mit anerkennenswerther Energie ihre Disharmonien ab.

Kuka besteht aus zwei abgesonderten Städten, einer östlichen und einer westlichen, von denen jene den Hauptpalast des Königs und die Wohnung der meisten Würdenträger enthält, und diese hauptsächlich für das gewöhnliche Volk und für die Fremden bestimmt ist. Beide sind mit einer ungefähr 20 Fuß hohen Erdmauer umgeben, die sich auf der Innenseite terrassenförmig abstuft, so daß sie an der Basis fast eben so dick ist, als sie Höhe hat. Zwischen den beiden Schwesterstädten liegt ein weiter, doch ebenfalls mit menschlichen Wohnungen mehr oder weniger ausgefüllter Raum. Man sagt daher besser Kukawa (Plural von Kuka, dem Namen des Affenbrodbaumes in vielen Sprachen des nördlichen Centralafrika). Aus der Ferne erblickt man nur die zahlreichen Bäume, die keinem Hofraum fehlen und natürlich über die niedrigen Häuser, deren Erdfarbe sie ohnehin dem Auge entziehen, hoch emporragen. Sie sind oft geradezu erdrückt durch Vogelnester. Eine große, regelmäßige, breite Verkehrsader, der Dendal

oder die Königsstraße, durchschneidet die beiden Städte von West nach Ost. Die übrigen Stadttheile sind von winkligen, krummen Wegen durchschnitten, wie sie durch die zufällige Anordnung der Erdhäuser und der Strohhütten entstanden sind. Zahlreiche Hügel und Gruben von Unrath und Aas haben sich in der Stadt gebildet und bei der Unregelmäßigkeit des Terrains steht zur Regenzeit ein großer Theil aller Wege unter Wasser.

Wir betraten die Residenz zwischen den beiden Schwesterstädten und durchzogen die östliche Stadt bis zum äußersten Ende des Dendal, von wo wir uns, vor dem Palaste des Scheich Omar, einige Zeit den prüfenden Blicken des ungesehenen Monarchen aussetzten, und dann in unsere Wohnungen geführt wurden. Nachmittags hatte ich meine Begrüßungsaudienz bei dem Könige. Er empfing mich in einem kleinen Appendix zum großen Raths- oder Audienzsaale, dessen Wände mit gewebten Stoffen ausgeschlagen waren, und dessen Boden nordische Teppiche bedeckten. Er selbst saß mit gekreuzten Beinen auf einem mit Decken belegten Divan, trug die feine, einfache Kleidung eines Städtebewohners der Nordküste, der sich mit Vorliebe religiösen Uebungen hingibt, einen mäßig großen Turban, dessen eine Tour nach der Sitte seiner Vorfahren als Litham über Nase, Mund und Kinn geführt war, und zeigte, nach Abnahme des letztern, ein breites, wohlwollendes, intelligentes, tiefschwarzes Gesicht mit weißem Bart. Neben ihm stand eine hübsche, messingbeschlagene, eiserne Bettstelle aus Europa und auf der andern Seite ein roher, einfacher, hölzerner Großvaterstuhl.

Am Abende erschien eine Kohorte von königlichen Sklaven unter Anführung eines Eunuchen des Palasts, um die erste Gastmahlzeit zu bringen, welche mich insoweit beschämte, als sie für etwa 50 Personen bestimmt zu sein schien, während ich nur über ein halbes Dutzend Leute gebot. Da war nordischer Reis in Riesenschüsseln und in Butter schwimmend; da waren mehr als ein Dutzend gebratener Hühner; da waren ganze Viertel von Hämmeln geröstet oder in Butter gebraten, makaroniartige Weizengerichte, die gewöhnliche Basina (steifer Mehlpudding aus Negercerealien mit vegetabilischer Sauce); da war feines Gebäck aus Weizenmehl mit Honig übergossen und Dutzende von nordischen Broden.

Am folgenden Morgen sollte die officielle Ueberlieferung der königlichen Geschenke stattfinden. Ich überreichte im stattlichen Gehäuse den kunstvoll geschriebenen Brief unseres Königs und jetzigen Kaisers Wilhelm und suchte bei dem mehrmaligen lauten Vorlesen desselben durch kraftvolle Intonirung und dramatischen Vortrag zu ersetzen, was dem würdigen Scheich in dem Verständniß des Deutschen abging, während dieser selbst den Inhalt in der arabischen Uebersetzung studirte. Mittlerweile entwickelte Guiseppe die übrigen Gegenstände aus den vaterländischen Kisten. Zunächst entstieg ihnen glänzend der Thron, ein schöner Armstuhl von rothem Sammet, in Lehne und Füßen reich vergoldet, der Glanzpunkt der Sendung. Die Bewunderung des königlichen Möbels war vollständig, rückhaltlos. Darauf entwickelten sich die lebensgroßen Bildnisse unserer Majestäten und des Kronprinzen, denen die Furcht der Sündhaftigkeit vorherging. Statuen, Reliefnachbildungen menschlicher Gestalten fallen unzweifelhaft in die Kategorie der Sünde. Gemälde jedoch sind höchstens etwas vermessene, nicht ganz anständige Versuche des Menschen, lebendige Gottesschöpfung nachzu-

ahmen. So konnten sie nicht allein passiren, sondern sogar in der milden Berücksichtigung unserer Unkenntniß solcher Grundsätze den wohlwollenden Herrscher mit Stolz erfüllen und in ihren reich vergoldeten Rahmen als Zierrath des großen Rathssaales imponiren. Auch die Zündnadelgewehre hatten großen Erfolg. Der Scheich kannte, trotz seiner reichen Waffensammlung, dieses System noch nicht. Ein Harmonium hatte leider seine Function eingestellt; die Hitze und Trockenheit der Wüstenluft hatten es bis zur Tonlosigkeit verstimmt. Guiseppe klebte und arbeitete jedoch so lange an ihm herum, bis es wieder reichlich Disharmonien ausstieß, die seinen Erfolg aber nur wenig beeinträchtigten. In der That sind Musikmaschinen jeder Art in jenen Ländern der guten Aufnahme stets sicher. Ich schweige von den anderen Sachen, sammetenen und seidenen Stoffen, Korallen, silbernem Theeservice u. dergl. Der König von Bornu empfängt ihrer so viele von nordischen Kaufleuten, daß ihm diese Geschenke nichts Neues sein konnten, und es war ja nicht der Werth in den übersandten Geschenken, den der generöse, fein fühlende Fürst sah; es war die Thatsache der deutschen Treue und Dankbarkeit, deren Ausdruck Brief und Geschenke waren, welche ihn mit Wohlgefallen und Rührung erfüllten.

In der liebenswürdigen, reichen Gastfreundschaft des edlen Negerfürsten schwand die Regenzeit rasch dahin. Dieselbe beginnt in jenen Breitegraden Ende Juni und dauert bis zum Anfang des October. Nicht, daß es alle Tage regnete; es folgen vielmehr oft drei bis vier Tage ohne Niederschlag hintereinander; doch wenn es regnete, was stets mit Gewitterbildung stattfand, so war die fallende Wassermenge bedeutend. Der enge Verkehr von Menschen und Thieren in dem weichen Boden der Straßen und die durch die Unebenheiten des Terrains erzeugten Seen und Sümpfe machten Fußpromenaden in der Stadt wenig erwünscht und angenehm; doch geht der anständige Mensch dort selten zu Fuß, sondern bedient sich selbst für die geringste Entfernung des Pferdes. Das Jahr 1870 war ein so regenreiches, daß man schon den Argwohn aussprach, daß dies mit der Anwesenheit des Christen zusammenhänge, denn so wasserreich seien auch die Jahre gewesen, in denen Barth (Abd el Kerim) und Rohlfs (Mustafa Bey) in Bornu angekommen.

Wasser und Schmutz in den Straßen hindern übrigens die Circulation in der Stadt nicht, in deren Adern ein reiches, in seiner Art sehr großartiges Leben pulsirt. Die leichtlebigen, rührigen Herren des Landes, die Kanuri und Kanembu, der rastlos seinen Geschäften nachgehende Tibbu, der nordische Kaufmann; der eingeborene Araber, der hochmüthige, stolze Hofmann, der nackte Bettler, der fahrende Schüler oder Bettelstudent, die kokette, leichtsinnige Concubine, Sklaven aus aller afrikanischen Herren Ländern, durchreisende Pilger von Timbuktu und Marokko, dem Senegal und den Haussastaaten, badende Kinder, herumziehende Barbiere, Pferdeverkäufer: Alles drängt und schiebt sich rastlos durcheinander. Alle Trachten und alle Hautfärbungen sind vertreten; die höchste Opulenz neben äußerster Noth und Armuth; hochgradige körperliche Prosperität neben den scheußlichsten Lepraformen: das Leben ist zu öffentlich, alle Gegensätze kommen zur Anschauung. Dort wird ein vornehmer Hofmann von einem halben Dutzend Sklaven auf sein Pferd gehoben, eine colossale Maschine, theils durch Fett-

entwickelung, theils durch die Zahl der Gewänder, deren aus Eitelkeit, trotz der hohen Temperatur, oft sechs übereinander getragen werden. Mit unnachahmlichem Ausdruck der Würde und des Hochmuths trabt er dahin, umgeben von zu Fuß trottenden Sklaven, deren einer vielleicht ein Schwert, der Andere einen Carabiner, ein Dritter die Reitpeitsche trägt. Daneben tastet sich eine lange Reihe von Blinden, aus deren Augenhöhlen Laster und Verzweiflung sprechen und deren Jeder sich an dem Andern festhält, durch die Stadt, in lautem Geheul das Mitleid der Vorübergehenden anflehend. — Hier ein arabischer Kaufmann, im nordischen Burnus dem tunesischen Torbusch und dem Haïk aus dem Lande Dscherid auf einem arabischen oder berberischen Pferde mit goldgesticktem Sammetsattel; daneben ein fahrender Schüler oder Bettelstudent mit dem Kleide seines Standes, einem einfachen Schaffelle, mit hölzerner Schreibtafel und dem kleinen, in ein Tintenfaß verwandelten Kürbisse mit darin steckender Rohrfeder, der laut Gebete absingt und in einer Kürbisschale milde Gaben empfängt.

Die beiden Zielpunkte der Bewegung, die Centren des Gewühls, sind einander diametral entgegengesetzt: im äußersten Westen der Stadt und im äußersten Osten. Dort ist der Markt, hier die königliche Wohnung; eine halbe Meile trennt beide. Wer Gefallen findet an dem Studium der mannigfachsten Lebensäußerungen der Individuen und der Völker, hat in beiden eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens.

Ich hatte die Absicht gehabt, nach der Regenzeit das Innere des Tschadsee's und seine Bevölkerung, die Buduma und die Kuri, eingehend zu besuchen, doch die Nachricht von einem Kriegszuge des Königs Ali von Wadai nach Westen warf alle meine Pläne über den Haufen. Die Bornuleute im Allgemeinen und die Hofleute im Speciellen zeichnen sich nicht gerade durch übermäßigen Muth und kriegerischen Sinn aus. Man war nicht ohne Furcht den unbekannten Plänen des kriegerischen Nachbarn gegenüber. Ich mußte also den Winter 1870/71 noch in der Hauptstadt Kuka in der Zuwartung und Beobachtung der Evolutionen Königs Ali verbringen und benutzte die Zeit, mich der Bornusprache zu bemächtigen, Sitten, Gebräuche, Geschichte, Regierung und die Volkselemente des Reichs zu studiren, und zog um so eifriger Erkundigungen über Wadai ein, je problematischer die Aussicht wurde, das Land, das mein demnächstiges Hauptziel war, in Person besuchen zu können.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Briefe von Schiller

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg

über ästhetische Erziehung.

In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben

von

A. L. J. Michelsen.

Einleitung.

Wir sind angenehm überrascht worden durch die Publication im Aprilheft v. J. der „Deutschen Rundschau", welche ein Dutzend Briefe aus der Correspondenz Schiller's mit dem Herzoge Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg bekannt gemacht hat. Je mehr wir zur vollen Anerkennung des Verdienstes dieser Publication bereit sind, um so lieber ist es uns, einen Beitrag zur Erfüllung der von Professor Max Müller zu Oxford ausgesprochenen Hoffnung, daß noch andere Briefe aus dieser interessanten Correspondenz zum Vorschein kommen möchten, in gegenwärtiger Mittheilung liefern zu können. Solche Hoffnung hat er namentlich ausgesprochen in seiner Separat-Ausgabe jener Briefe.

Bekanntlich ist dieser Briefwechsel durch die Jahrespension, welche der Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem dänischen Staatsminister Grafen Ernst von Schimmelmann, an unsern großen Dichter großmüthig ertheilte, in's Leben gerufen worden. In demselben sind, wie bekannt, die berühmten Briefe über ästhetische Erziehung der Hauptinhalt von dauernder wissenschaftlicher Bedeutung, und gerade aus diesen sind wir ursprüngliche Texte der Schiller'schen Briefe mitzutheilen im Stande.

Als M. Müller mit der gedachten Publication umging, schrieb der Enkel des Herzogs Friedrich Christian, der Prinz Christian von Schleswig-Holstein,

auf Müller's Veranlassung aus Windsor an mich, um sich nach meiner etwaigen Kenntniß von den sechs Briefen zu erkundigen, welche Müller, nach Mittheilungen von Goedeke aus Schiller's Kalender, anführt als an den Herzog geschrieben vom 11. März 1796 bis zum 16. Januar 1797. Ich konnte darauf leider nur mit meiner Unkenntniß antworten, und war überdies zur Nachsuchung von Handschriften durch eine schwere Augenentzündung behindert, erwartete jedoch eine persönliche Zuschrift von Professor Müller über diese Angelegenheit. Dagegen bin ich sehr bald nachher durch die Müller'sche Publication in der „Rundschau" und später durch die Separat-Ausgabe überrascht worden, freue mich aber lebhaft, daß ich nunmehr zu einer Vervollständigung derselben befähigt bin.

Ich benutze dabei handschriftliches Material, welches vor Jahren in meinen Besitz gekommen ist, und zwar bei dem für den Herzog Christian August (gest. den 11. März 1869) von mir unternommenen Suchen und Sammeln von älteren Papieren, welche auf die Geschichte und das Successionsrecht des Augustenburgischen Herzogshauses Bezug haben möchten. Der Herzog war, wie auch ich selber, der Meinung, daß hier nur eine Abschrift der Briefe vorläge, wie sie in den „Horen" gedruckt worden. Ich glaubte damals, es würden sich nur etwa abweichende Lesarten daraus entnehmen lassen. Eine Vergleichung der beiden Texte wurde wegen anderweitiger Arbeiten fortwährend aufgeschoben, so daß sie erst jetzt in gehöriger Muße und Ruhe ausgeführt worden ist; woraus sich aber ein ganz anderes Resultat ergab.

Meine Quelle, aus der ich schöpfe, ist ein Heft, 88 Quartseiten stark, sehr deutlich geschrieben, und zwar, wie jeder Kenner zugeben wird, am Ende des vorigen Jahrhunderts. Man könnte auf die Idee kommen, dieses Heft enthalte eine von Schiller dem Herzoge mitgetheilte Abschrift seiner Briefe, so weit sie im Schloßbrande von Kopenhagen (den 26. Februar 1794) untergegangen waren, wie der Herzog sie zu bekommen wünschte. Allein solcher Annahme widerstreitet der neuerdings bekannt gewordene Brief Schiller's an den Herzog vom 20. Januar 1795,*) und zwar so bestimmt, daß wir uns nicht enthalten können, die betreffende Aeußerung zu wiederholen. Schiller schreibt: „Als ich im vorigen Jahre damit umging, eine Abschrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu besorgen, drangen sich mir so viele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, solche in ihrer ersten Gestalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deßwegen eine Verbesserung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunsch etwas hervorzubringen, das Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt zu geben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen zu erweitern."

Nach diesem Ausspruche von Schiller selbst, auf dessen Inhalt wir später in einer andern Beziehung zurückkommen werden, muß man wol annehmen, der Herzog sei nachher in den Besitz dieses Heftes gekommen, in welches ein Abschreiber jene Briefe copirt hatte. Es könnte dies vielleicht auf die Weise ge-

*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1875. p. 47—50.

schehen sein, daß Jemand bei dem uns bekannten Circuliren derselben in einem größern Kreise von Freunden des Herzogs die Gelegenheit zum Abschreiben benutzte. Auch scheint es fast nach gewissen Fehlern in der Orthographie, während die Schiller'sche in der Hauptsache richtig beibehalten sein möchte, als ob vielleicht eine dänische, oder vielmehr eine nordschleswig'sche Feder die Copie geschrieben habe. Bevor wir uns zu den Briefen selbst wenden, möchte es nöthig sein, einige thatsächliche Angaben hinsichtlich der Entstehung derselben vorzubringen. Bei diesen Angaben muß zuvörderst auf das persönliche Verhältniß Schiller's zu dem dänischen Dichter Baggesen Bezug genommen werden.

Baggesen, der in Dänemark hochbeliebte Dichter, erhielt, um wegen Kränklichkeit das Bad Pyrmont zu besuchen und dann eine mehrjährige Reise zu machen, von dem Erbprinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg eine reichliche Reiseunterstützung. Derselbe verschaffte ihm auch aus der Staatskasse ein bedeutendes Reisestipendium und bewirkte zugleich, daß ihm an der Kopenhagener Universität eine neu errichtete Professur der schönen Wissenschaften angetragen ward, die er jedoch vorläufig nicht annahm.

Als Baggesen nun im Sommer 1790 mit seiner jungen Gattin, gebornen von Haller aus Bern, einer Enkelin des berühmten Haller, von der Reise sehr angegriffen in Weimar ankam, wo er den gefeierten Verfasser des Oberon persönlich kennen zu lernen wünschte, verwandelte sich die Bekanntschaft sehr rasch in warme Freundschaft zwischen dem deutschen und dem dänischen Dichter. Wieland lud Baggesen und seine Gattin ein, bei ihm im Hause zu wohnen, um in guter Pflege sich bald zu erholen. Die freundliche Einladung wurde mit Freuden angenommen und in der liebevollen Familie zehn bis zwölf Tage verlebt, in welchen alle mögliche Fürsorge und herzliche Theilnahme bald Baggesen seine Gesundheit wiedergab. Wieland, mit seinen Kindern und seiner stillen, häuslichen Gattin ein patriarchalisch glückliches Leben führend, sprach in einem Briefe seinem Schwiegersohn Reinhold, dem berühmten Professor der Philosophie in Jena, sein Entzücken über die Bekanntschaft mit Baggesen aus, und führte ihn bei demselben in Jena ein. Inzwischen hatte Baggesen auch einen Abstecher nach Gotha unternommen, um dem mit seiner Gemahlin auf einer Reise befindlichen Herzoge von Augustenburg seine Aufwartung zu machen. Reinhold empfing den dänischen Dichter mit Herzlichkeit, und es dauerte nicht lange, wie Baggesen sich in seinem Tagebuch ausgedrückt hat, bis „er mit Reinhold völlig auf's Reine kam". Er rühmt in den stärksten Ausdrücken dessen ausgezeichneten philosophischen Vortrag, nachdem er in seinem Collegium über Metaphysik hospitirt hatte, und erzählt von seinen langen und tiefgehenden Unterredungen mit ihm über den Zusammenhang zwischen der Philosophie und Poesie. Baggesen zählt jene Tage in Weimar und Jena zu den allerglücklichsten seines Lebens.

Nachdem Wieland nach Weimar zurückgekehrt war, brachte Reinhold sofort Baggesen zu Schiller nach vorheriger Anmeldung. Baggesen berichtet davon in seinem Tagebuche, wie die sanfte, anmuthige, liebenswürdige Frau Schiller ihn und seine Gattin gastfreundlichst empfangen habe, während Schiller „hoch und bleich, mit dem gelben, unfrisirten Haare und mit durchbohrendem Blick" auf ihn zugetreten sei und ihn willkommen geheißen habe. Schiller litt an Zahn-

weh und hatte geschwollene Wangen, so daß ihm das Sprechen schwer wurde und er sich ein Taschentuch vor den Mund hielt. Dennoch war er überaus freundlich, aber seine angenommene Heiterkeit konnte einen tiefen Kummer nicht verbergen. Baggesen bat ihn, sich zu schonen, da er sah, wie sehr er litt. Der dänische Dichter bemerkt dabei, daß Schiller's ökonomische Lage zu der Zeit eine wirklich sorgenvolle war, und daß seine Vorlesungen ihm nicht viel einbrachten, da ihm zum Dociren die Geduld fehlte, er auch von seinen Verlegern sehr abhängig war, die ihm zum Arbeiten nicht Zeit genug ließen, und daß er unter solchen Verhältnissen immer tiefer in Schulden gerieth. Er arbeitete damals an der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Baggesen schildert unsern großen Nationaldichter in solchen Zügen und mit Bemerkungen, daß man darin offenbar die Verschiedenheit der deutschen und dänischen Nationalität, so wie die der persönlichen Individualität, wahrnimmt. Schiller sei ein feuerspeiender Berg, dessen Haupt Schnee bedecke; er habe ein kühles Naturell und Benehmen, welches er auch in dem vertrautesten Umgange mit seiner Familie und seinen Freunden zeige, so daß er in Gesellschaft nicht unterhaltend, vielmehr meistens stumm sei ohne witzige und scherzhafte Einfälle. Jedoch könne er zu Zeiten Rührung kundgeben, und dann rühre er Alle zu Thränen; aber gewöhnlich erscheine er kalt, trocken und verdrießlich. In seinen Schriften dagegen sei er ein ganz anderer Mensch, und in allen seinen Briefen lebe Geist und Herzenswärme. Baggesen meinte, wenn die Noth ihn nicht zwänge, würde Schiller zwar nicht unterlassen zu schreiben, aber wol eine Schrift herauszugeben. Das Ideal, welchem er nachstrebe, stehe so unendlich hoch, daß er es nie erreichen werde; unzufrieden mit Allem, was er hervorbringe, würde er Alles im Pulte liegen lassen, „wofern nicht der Magen andere Capricen hätte, als der Kopf".

Der Däne Baggesen fand im Gegensatz gegen Schiller Reinhold's Wesen und Benehmen das liebenswürdigste und anziehendste, das ihm bisher vorgekommen war, daher seine Individualität auf das innigste ansprechend, während er Schiller enthusiastisch bewunderte, aber seine Persönlichkeit in der Gesellschaft nicht anziehend fand. Allein von höchster Begeisterung für die Schiller'sche Poesie erfüllt, kehrte der dänische Dichter in sein Vaterland zurück und setzte von Kopenhagen aus seine freundschaftliche Correspondenz mit dem Philosophen Reinhold, der ein paar Jahre später als Professor der Philosophie nach Kiel berufen wurde, und dort bekanntlich bis an seinen Tod ein hochgeehrter Mann und berühmter Docent geblieben ist, ununterbrochen fort, so daß diese Correspondenz eine Hauptquelle für die Biographie Baggesen's bildet.

Bei der Rückkehr in die Heimath verlebte Baggesen einige frohe Tage zu Hamburg, Altona und Wandsbeck in der befreundeten Gesellschaft von Klopstock, Claudius, Caroline Rudolphi und Elise Reimarus, verweilte dann mehrere Tage bei Cramer in Kiel, worauf er mit seiner Frau sich nach Seeland begab. In Kopenhagen verlebte er jetzt die glücklichste Zeit seines Lebens und stand mit dem edelsten Kreise in lebhaftem und freundschaftlichem Verkehre. Wir nennen aus diesem Kreise den Erbprinzen von Augustenburg, die Grafen Schimmelmann, Reventlow, Bernstorff, Stolberg; Friederike Brun, Kirstein, Kunzen. Die fran-

zösische Revolution und Kant's „Kritik der reinen Vernunft" gaben in dieser Umgebung hohe Anregung und geistiges Interesse, woran Baggesen mit seinem beweglichen Temperament und seinem „beständig gährenden Genius" den allerstärksten Antheil nahm. In diese Periode fällt der Beginn jener lebhaften und reichhaltigen Correspondenz mit Reinhold, deren wir oben bereits erwähnt haben. Gleichzeitig correspondirte Baggesen mit Lavater und Wieland, und beschäftigte sich viel mit pädagogischen Arbeiten, welche der augustenburgische Erbprinz, der an die Spitze einer königlichen Immediat-Behörde für die Leitung des höheren Unterrichtswesens in Dänemark und Norwegen trat, ihm auftrug, weshalb Baggesen längere Zeiten auf den herzoglichen Schlössern zu Augustenburg und Gravenstein als Gast verweilte. Dieser edle Fürst hatte, wie schon erwähnt, die Munificenz gehabt, an Baggesen Reisegeld für die anderthalbjährige Reise zu geben, welche dieser durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz gemacht hatte. Diese Reise publicirte nach der Rückkehr Baggesen unter dem Titel „Labyrinth", welches Werk er dem Prinzen widmete, den er höchst emphatisch in der Zueignung als „den Seltensten unter den Seltenen, den warmen Freund der Menschheit, den Beförderer der Aufklärung, den Feind aller Vorurtheile, den Verächter selbst des feinsten Schmeichlers" charakterisirt.

Ueber Schiller und seine Krankheit liefen sehr traurige Nachrichten ein, ja, es verbreitete sich in den weitesten Kreisen das Gerücht von seinem Tode und fand in Kopenhagen Glauben, so daß Baggesen im Juni 1791 das bekannte Todtenfest in Hellebek veranlaßte. Im höchsten Grade erfreut war Baggesen und seine Umgebung über die bald eingegangene Nachricht von des „unsterblichen Schiller's Wiederauferstehung" von seinem Krankenlager in Karlsbad. Baggesen, in seinem lebendigen, sympathischen Wesen, konnte sich nicht beruhigen, bis er günstigere Nachrichten über das Befinden Schiller's empfangen hatte. Da nun Reinhold schrieb, Schiller werde seine Wiederherstellung erwarten können, falls er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthielte, daß aber seine pecuniäre Lage ihm das nicht gestattete, so reichte das für den befreundeten Baggesen hin, um ihn in dieser Richtung zu der eifrigsten Wirksamkeit anzuspornen. Er las daher dem Erbprinzen von Augustenburg den von Reinhold empfangenen Brief vor, und der hochherzige Prinz beschloß sogleich, Schiller's Lebensunterhalt sicher zu stellen, wenigstens zur Zeit, gegen jede äußere Bedrängniß, an welcher schönen That der edle Graf Ernst Schimmelmann, mit dem Prinzen wie mit Baggesen eng befreundet, alsbald einen gewissen Antheil nahm. In einem derzeitigen Schreiben des Prinzen an Professor Baggesen heißt es wörtlich: „Nach reiflicher Ueberlegung finde ich, daß es am besten sei, wenn Sie, lieber Baggesen, Schiller's Fürsprecher im Schimmelmann'schen Hause sein wollen. Schillern müßte ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur eine mäßige Arbeit täglich bedürfte, um sein völliges Auskommen zu haben. Ich sehe die Möglichkeit nicht ein, ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben; der Staat kann also zu jener Absicht gar nichts beitragen — was geschieht, müßte von Privatpersonen geschehen. Will Schimmelmann für eine gewisse Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beitragen? Dies die Frage, deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünsche."

Wenn M. Müller sich dahin äußert, Baggesen habe die drückende Lage, in der Schiller sich befand, dem Minister von Schimmelmann zuerst vorgestellt, dieser aber sie dem Herzoge mitgetheilt, so ist das schon nach obigem Briefe nicht ganz richtig; auch ist in dieser Beziehung die Biographie Baggesen's speciell zu berücksichtigen. Baggesen berichtete über die Situation und die persönlichen Verhältnisse Schiller's an den Herzog, damals Erbprinzen, und dieser ließ durch Baggesen den Minister einladen, an der Sache Theil zu nehmen, so daß die Initiative der Pensionirung vom Herzoge ausging.

Das hohe Anerbieten, dem kranken Dichter eine Pension von 1000 Reichsthalern (1200 Thaler Pr. Cour.) auf drei Jahre zu gewähren, wurde an Reinhold gesandt und durch diesen an Schiller übergeben. Der von dem Prinzen verfaßte Brief an Schiller, bereits mehrfach veröffentlicht, jedoch jetzt zum ersten Mal durch Max Müller nach einer Abschrift des eigenhändigen Concepts des Prinzen, ist bekanntlich ein erhabenes Muster von feinem Zartgefühl und wahrer Hochsinnigkeit. Das Anerbieten machte auf Schiller selbst einen tiefen, ja in der That erschütternden Eindruck, wovon seine Antworten an den Prinzen und an Baggesen ein denkwürdiges, erhebendes Zeugniß ablegen. Er schrieb drei Tage, nachdem er an Baggesen geschrieben hatte, an den Herzog und den Grafen Schimmelmann zusammen in dem von M. Müller publicirten Briefe*) unter Anderem Folgendes: „Zu einer Zeit, wo die Ueberreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten, und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwey schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es thun, befreyt mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme." — Man lese dabei zugleich unter den hier nachstehend mitgetheilten Briefen von Schiller den ersten.

Und von den Biographen Schiller's wird ausführlicher dargelegt, in welchem Maße die Wirkung und der Erfolg solcher Großthat von geist- und herzvollen hochgestellten deutschen Männern in Dänemark für Schiller persönlich wie für seine literarische Productivität wahrhaft epochemachend gewesen ist. In der Biographie von seiner Schwägerin, der liebenswürdigen Frau von Wolzogen, wird aus unmittelbarster Kenntniß und Anschauung erzählt, welch' ein harter Schlag Schiller in einer sich glücklich gestaltenden Zeit plötzlich traf. Es befiel ihn eine Brustkrankheit, welche seine Gesundheit auf Lebenszeit störte, indem beängstigende Brustkrämpfe zurückgeblieben waren. Er mußte damals die öffentlichen Vorlesungen aufgeben und las nur in seinem Zimmer vor einem kleinen Kreise von Studenten über Aesthetik. Mehrere ernsthafte Rückfälle auch nach dem Besuche von Karlsbad ließen das Schlimmste fürchten, und der Kranke bedurfte der größten Schonung und Ruhe. Selbst seine Privatvorträge mußten jetzt aufhören. Körner sagt, es mußte alles anstrengende Arbeiten ausgesetzt bleiben. Da sei unerwartet jene Hilfe aus Dänemark erschienen, und die Folgen für Schiller waren die heilsamsten. Hoffmeister bemerkt darüber: „So mußte zur

*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel ꝛc. p. 22—32.

Beschämung der Großen und Reichen in der eigenen Heimath dem hart Bedrängten aus dem Lande eine unerwartete Hilfe kommen, wo auch der deutsche Klopstock eine freie Existenz zur Vollendung seines Messias gefunden hatte. Es mochten sich aber in Deutschland auch nicht viele in der Gesellschaft so hoch gestellte Männer finden, welche mit Schillern in seinem sittlich politischen Lebensprincip so zusammentrafen, wie der Prinz von Augustenburg und der Graf von Schimmelmann." — Beide waren übrigens bekanntlich deutsche Männer, standen aber in dänischem Staatsdienste.

Wir stimmen ganz bei, wenn Max Müller schreibt: „Wer Schiller's Geistesstimmung vor und nach Ankunft dieses Briefes genau betrachtet, dem wird es klar sein, daß wir seine Genesung, seinen wiederkehrenden Lebensmuth, die neue Entfaltung seiner schöpferischen Thätigkeit ganz allein dem Herzoge von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann verdanken." *)

Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß die Pension zwar für drei Jahre versprochen, jedoch für vier Jahre entrichtet worden ist, wie aus Schiller's noch vorhandenen Rechnungsbüchern sich ergibt, und womit auch eine briefliche Aeußerung von ihm selbst übereinstimmt. Schiller erwartete freilich völlige Herstellung seiner Gesundheit nicht mehr, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Drucke äußerer Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Er beschäftigte sich mit philosophischen Studien und daneben mit dem Plane und den Vorarbeiten für den Wallenstein.

Im Sommer 1793 kam Baggesen wieder zum Besuch nach Jena mit seiner Frau; er traf dort am 18. Juni ein und verweilte in Jena und Weimar mehrere Wochen. Er lebte in vertraulichem Umgange mit den Personen, welche den geselligen Kreis von Reinhold, mit dem er am intimsten war, Wieland, Schiller und dem als Literat bekannten Bode bildeten.

Seinem Freunde Lavater, der in dieser Zeit eine Reise nach Holstein und nach Dänemark unternahm, war er auf der damals sehr öden Lüneburger Haide vorübergefahren, ohne daß die beiden Freunde sich sprachen, die aber in der nächsten Zeit eine höchst lebhafte Correspondenz mit einander unterhielten.

Lavater wurde in verschiedenen vornehmen Kreisen Holsteins und Dänemarks, welche sehr natürlich von antipathischer Stimmung gegen die wüthende französische Revolution erfüllt waren, damals sehr gefeiert, ja fast wie eine Art von Apostel behandelt; und hauptsächlich auf seine Anregung geschah es, daß Reinhold unerwartet in der Zeit, in welcher Baggesen bei ihm in Jena war, einen Ruf an die Universität zu Kiel erhielt. Er nahm die Berufung an und verließ zur größten Betrübniß der Jenenser, besonders der Studenten, die ihm mit höchster Verehrung anhingen, die Universität Jena, jedoch erst zum nächsten Ostern. Graf Ernst von Schimmelmann sagt in einem Schreiben an Baggesen vom 28. September 1793: „Lavater hat für den Repräsentanten der Vernunft — wie er Ihren Freund Reinhold nannte — die ganze Macht seiner Ueberzeugungskraft angewandt, und seine Empfehlung konnte nicht zweideutig sein. Lavater konnte nicht als der Bewunderer eines Freigeistes auftreten."

---

*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel ꝛc. p. 20.

Baggesen fand Schiller jetzt freundlicher, heiterer, gemüthlicher und verabredete mit ihm, der mit seiner Frau seine Reise in die schwäbische Heimath vorhatte, ein Zusammentreffen in Nürnberg. Dieses fand denn auch statt, und die beiden Familien blieben zu Nürnberg in demselben Gasthofe drei oder vier Tage zusammen. Schiller ging hierauf nach Schwaben, während Baggesen an den Bodensee reiste und sich von da in die Schweiz begab.

Wir beklagen, daß Baggesen während seines Aufenthaltes in Jena und vertraulichen Umganges mit Schiller zu der Zeit kein ausführlicheres Tagebuch geschrieben hat, indem er durch eine außerordentlich zahlreiche Correspondenz in seine Heimath und nach andern Ländern zu sehr in Anspruch genommen war. Jedoch aus den Briefen erfährt man von der Verabredung, mit Schiller in Nürnberg auf der Reise nach Schwaben zusammenzutreffen, und wir haben dadurch Veranlassung, die Biographie Schiller's in diesem besonderen Punkte zu berichtigen. In derselben wird uns erzählt, Schiller sei über Heidelberg oder Mannheim gereist, und es werden daran unrichtige Vermuthungen über die Reiseroute geknüpft, während dagegen von dem Aufenthalte mit Baggesen in Nürnberg, der schon vor der Abreise in Jena unter ihnen bestimmt verabredet ward, gar nicht die Rede ist. Beide Freunde und Frauen reisten zusammen von Nürnberg ab und gingen über Ansbach nach Feuchtwang. Baggesen schreibt darüber an Reinhold: „Man kann nicht freundlicher und humaner sein, als Schiller war auf dieser Reise." Und der Biograph Baggesen's, sein eigener Sohn, General in der dänischen Armee, äußert in dieser Beziehung mit Benutzung von Aufzeichnungen: „Das Leben in Nürnberg gewann dadurch bedeutend an Interesse, da die beiden reisenden Ehepaare vortrefflich mit einander harmonirten und sie gemeinsame Freunde dort hatten."

Diese Reise in seine Heimath, die Schiller jetzt ruhig unternehmen konnte, war bekanntlich für seine Erholung und für seine Lebensverhältnisse von entscheidender Bedeutung. „Er labte sein Herz durch das Wiedersehen seiner Verwandten und Freunde." Er zog mit den Seinen nach Ludwigsburg, von wo er zum größten Theil die nachstehenden Briefe an den Herzog datirte, und woselbst er die liebenswürdigste Freundschaft und den erfreulichsten Aufenthalt fand. In Ludwigsburg wurde er durch die Geburt seines ersten Sohnes beglückt, und nun entstand auch seine Bekanntschaft mit Cotta, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältniß führte, und darauf gründete sich die spätere Verbesserung seiner ökonomischen Lage.

Als Baggesen im folgenden Jahre heimkehrte in sein Vaterland, verbrachte er ein paar Ruhetage in Stuttgart, in freundlichem Umgange mit Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, Graf und Gräfin Witgenstein, Hofrath Batz und dem ausgezeichneten Bildhauer Professor Dannecker, welcher damals schon die meisterhafte Büste von Schiller vollendet hatte. In Jena blieb er einen Tag über in Gesellschaft mit Schiller und Fichte.

Im Jahre 1802 sah Baggesen, wie es scheint, Schiller zuletzt in Weimar, indem er damals mit dem Grafen Adam von Moltke, der eine Zeitlang für die französische Revolution wahrhaft schwärmte, und mit dem der dänische Dichter sehr vertraut war, eine Reise nach Paris machte. Baggesen traf Goethe in

Weimar nicht, sah dagegen Schiller zwei Mal und schildert ihn als in jener Zeit sehr herzlich und freundlich und überhaupt ganz unverändert.

Wir wollen nebenher nicht unerwähnt lassen, daß Schiller im Jahre 1790 in Baggesen's Stammbuch folgende Verse eingeschrieben hat, die einzigen uns bekannten Schiller'schen Verse aus diesem Jahre:

„In frischem Duft, in ew'gem Lenze,
wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
sieht man des Ruhms verdiente Kränze
im Lied des Sängers unvergänglich blühn."

„An Tugenden der Vorgeschlechter
entzündet er die Folgezeit.
Er sitzt, ein unbestochner Wächter,
im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
der Thaten durch die Hand der Dichter."

Jena 1790. Friedrich Schiller.

Und die Frau Schiller schrieb 1793 hinein:

„Die Menschen sind nicht nur beisammen, wenn sie zusammen sind, auch der Entfernte lebt uns."

Jena 1793. Lotte Schiller, geb. v. Lengefeld.

Wir können uns nicht versagen, hier noch ein paar hingeworfene Bemerkungen von Baggesen über frühere Schiller'sche Dichtungen einzufügen, und zwar aus seiner aufgezeichneten Lectüre in Bern, ehe er noch Schiller's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Diese Aufzeichnungen charakterisiren aber Baggesen's jugendliche Auffassung und seine Eigenthümlichkeit. Er sagt unter Anderem:

„Lies in Deinem achtzehnten Jahre Don Carlos, nachdem Du Nathan den Weisen gelesen hast, so ist es der Triumph der Natur über die Kunst. Lies in Deinem vierzigsten Jahre Nathan den Weisen, nachdem Du Don Carlos gelesen hast, so ist es der Triumph der Kunst über die Natur."

Und schon 1787 äußert er sich in seiner Weise folgendermaßen:

„Schiller ist ohne Zweifel der erste unter Shakespeare's Söhnen — der Joseph unter seinen dramatischen Brüdern. — Aber hat Schiller nicht zu viel Genie? Kann ein Schriftsteller nicht zu viel Genie haben? Diese Frage lautet paradox, ist aber orthodox." —

Was Biographen Schiller's über zeitweilige Entfremdung desselben gegenüber Reinhold andeuten, wissen wir nicht aufzuklären, können jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn G. Schwab Mangel an ästhetischer Bildung bei Reinhold vorauszusetzen scheint, wir solches nur aus Unbekanntschaft mit Reinhold's Persönlichkeit zu erklären vermögen.

Als in solcher Weise, wie wir oben berührt haben, die materiellen Lebensverhältnisse Schiller's sich so unerwartet und so wesentlich verbesserten, fiel es in eine Epoche, in welcher er bei seiner hypochondrischen Verstimmung und seinem dermaligen unabweislichen Geistesbedürfniß, sich von der Poesie beinahe abgewendet und seinen philosophischen Studien sich ganz hingegeben hatte. Er war von der Idee einer neuen philosophischen Aesthetik erfüllt, die auf Kanti-

schen Principien aufgebaut werden sollte. Für diese Aufgabe wollte er zuvörderst seine Gedanken in einem fortgehenden Briefwechsel mit seinem Freunde Körner zusammenhängend aussprechen. Der Plan änderte sich, als er in die glückliche Beziehung zu dem Herzoge von Augustenburg kam, der ganz der Mann war, um mit ihm einen solchen Briefwechsel zu führen. Für diejenigen Leser, welche von der Persönlichkeit dieses Fürsten keine nähere Kenntniß haben, will ich nicht unterlassen, zur Charakterisirung einige nähere Andeutungen zu geben, die ich bereits an einem andern Orte hervorhob.

Der Herzog Friedrich Christian (geb. 1765, gest. den 14. Juni 1814) war von Statur mehr klein, als groß, fein und zart gebaut, seine Gesichtszüge und sein Ausdruck geistvoll. Er hatte eine auserlesene Erziehung bekommen, war nicht blos kenntnißreich, sondern in Wahrheit gelehrt. Er sprach und schrieb Deutsch, Dänisch und Französisch richtig und gewandt, verstand auch die englische Sprache fertig und las die lateinischen Schriftsteller mit Vergnügen. Er hielt auf vollkommene Correctheit im Ausdrucke für sich und für Andere mit einiger Pedanterie. Er war von den Humanitätsideen der Zeit für Volksbildung erfüllt, hatte auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur gründliche und umfängliche Studien gemacht, war für die deutsche Philosophie und Poesie begeistert. Dabei war sein Wesen und Wandel die strengste Moralität.

Schon auf der Universität zu Leipzig trieb der Herzog, damals noch Erbprinz von Augustenburg, neben den Staatswissenschaften mit großer Vorliebe die philosophischen Wissenschaften, namentlich Psychologie, sowie die Principien der Aesthetik und der Pädagogik. Es finden sich darüber selbst ausgearbeitete Hefte und verschiedene Aufsätze von seiner eigenen Hand in seinem handschriftlichen Nachlasse. Er rühmte als seinen Hauptlehrer auf diesem wissenschaftlichen Gebiete den Professor Ernst Platner (geb. 1744, gest. 1818), der ein beliebter Docent und vorzüglich als Lehrer der Psychologie berühmt war. Der Prinz schloß sich eng an diesen akademischen Lehrer an, der ein liebenswürdiges Wesen hatte, mit den Sitten und Manieren der höheren Geselligkeit und vornehmen Welt durchaus vertraut. Der Herzog blieb später mit ihm stets in den freundlichsten Beziehungen, besuchte ihn auch wiederholt in Leipzig und nahm ihn 1790 mit nach Karlsbad zu einer Brunnencur, wobei auch bestimmte philosophische Unterredungen stattfanden, auf die noch vorhandene schriftliche Notizen sich beziehen.

Später beschäftigte der Herzog sich eifrig und beharrlich mit dem Studium der Kantischen Philosophie, und man findet daher in der von ihm hinterlassenen Bibliothek, die etwa zwanzigtausend Bände beträgt, alle Hauptwerke von Kant in den ersten Ausgaben. Daraus erklärt es sich, daß er in späteren Jahren in der Philosophie dem Denker Schiller näher stand, als sein früherer Lehrer Platner. Als der Herzog später an der Spitze der Oberdirection der Gelehrtenschulen im Königreiche stand, soll er, wie Einige getadelt haben, mit einer gewissen Pedanterie die Controle durch complicirte Schultabellen geltend gemacht haben. Daran mag etwas Wahres sein. Der Herzog war in Ansehung der pädagogischen Principien ein Sohn seiner Zeit. Was aber den Genius jener Zeit, den Geist, das Bedürfniß, den Geschmack des letzten Decenniums des vorigen

und des ersten unsers gegenwärtigen Jahrhunderts betrifft, verglichen mit der Jetztzeit, so sind wir heutigen Tages weit davon entfernt, von einem gewissen Aberglauben an die Wunderwirkungen der Unterrichtsgesetze, Schulregulative, Conduitenlisten, Schulprotokolle, Tabellen und dergl. frei zu sein. Im Gegentheil, wir stecken recht tief in einem geistlosen Reglementiren, argwöhnischen Controliren und einförmigen, mechanischen Schablonenwesen, so daß wir fast in Gefahr sind, darin zu vertrocknen und alles ursprüngliche Naturell allmälig einzubüßen. Es ist aber in einigen hieher gehörigen Beziehungen zwischen der gegenwärtigen Zeitperiode und jener Epoche ungefähr ein solcher Unterschied, wie zwischen der altfränkischen Gartenkunst, etwa in ihrer holländischen Manier und Ausartung mit figurenmäßig ausgeschnittenen Buchsbäumen, ja mit weißer Oelfarbe angestrichenen Zweigen derselben, und englischer Landschaftsgärtnerei.

Nach vorstehenden Andeutungen möchte es sofort einleuchten, wie wir hoffen, daß die Briefe von Schiller über ästhetische Erziehung bei dem Herzoge ein tiefes Verständniß und die reinste Empfänglichkeit und Anerkennung fanden. Davon zeugt auch unter Anderem, was der Herzog unterm 10. December 1793 an Baggesen so lebhaft schreibt. Es lautet wörtlich so: „Ich habe wieder einen sehr interessanten Brief von Schillern. Er ist jetzt der fleißigste meiner Correspondenten. Seine Briefe reisen in dem ganzen Kreise meiner einländischen Freunde herum; Alles verschlingt sie!" — Diese Aeußerung findet sich abgedruckt aus einem herzoglichen Briefe in der Biographie Baggesen's.

Von diesen Briefen über Aesthetik, wie Schiller sie an den Herzog schrieb, sind wir in der glücklichen Lage, die größere Hälfte hier mittheilen zu können. Es folgen nämlich sechs dieser Briefe vollständig und der Anfang des siebenten. Wie viele Briefe es im Ganzen gewesen sind, läßt sich einigermaßen schließen, wenn man den von M. Müller veröffentlichten Brief Schiller's vom 10. Juni 1794 zu Rathe zieht.*) Derselbe ist geschrieben nach dem großen Brande des Schlosses Christiansburg, der Königlichen Residenz zu Kopenhagen, worin auch der Herzog mit seiner Gemahlin, der Kronprinzessin Louise Auguste, Schwester des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich VI. von Dänemark, damals seine Wohnung hatte. Der Brand zerstörte die dort befindlichen Effecten des Herzogs, indem derselbe gerade in dem Flügel zum Ausbruch kam, in welchem der Herzog wohnte. Diese furchtbare Feuersbrunst, welche das großartige Schloß Christiansburg fast ganz vernichtete, brach aus, während die königliche Familie an der Mittagstafel saß, am 26. Februar 1794. Die Hauptstadt Kopenhagen, wie ganz Dänemark, war dadurch in tiefe Trauer versetzt, die sich jedoch bald durch eine höchst ansehnliche Subscription zum Wiederaufbau der Königsburg rühmlich bethätigte. Der König mit seiner Familie war für den Moment, mitten im Winter, ohne Wohnsitz, so daß er in das Palais des Grafen Bernstorff zog; den Herzog und seine Gemahlin nahm Graf Schimmelmann in sein Palais auf.

Es geht aus dem obigen Schreiben Schiller's hervor, daß er im Ganzen

*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel ꝛc. p. 42—45.

sieben Briefe aus Schwaben an den Herzog gerichtet hatte, von denen der eine ein Antwortschreiben war, welches jetzt bei uns unter Nr. 4 gedruckt ist, und wozu Nr. 3 als Einschluß gehört. Ferner ergibt sich bei genauerer Erwägung, daß von den Briefen Schiller's nicht, wie er fürchtete, einer verloren war, vielmehr dieselben sämmtlich an den Herzog gelangt sein müssen. Es scheint nur ein Schreiben des Herzogs an Schiller nicht richtig angekommen zu sein, und das mag mit seiner Abwesenheit aus Jena und seiner Reise nach Schwaben zusammenhängen. Da wir nun aber nach Nr. 4 noch zwei und einen halben Brief aus Schwaben besitzen, so mangeln uns also drei und ein halber, und in Rücksicht auf diese fehlenden können wir uns nur damit trösten, daß man nicht die Hoffnung völlig aufzugeben braucht, dieselben möglicherweise abschriftlich noch unter Augustenburgischen, oder als Concepte unter Schiller'schen Papieren aufzufinden. Freilich ist es zweifelhaft, ob so kurz vor dem Schloßbrande, in welchem die Urschriften untergingen, noch Copien davon genommen worden sind, und es ist dies selbst bei der Kürze der Zeit vorher nicht recht wahrscheinlich. Bemerkenswerth ist, daß Schiller am Schlusse des zweiten hier mitgetheilten Briefes, datirt vom 13. Juli 1793, von einem gedruckten Aufsatze verwandten Inhalts spricht, welchen er seinem Schreiben beilege. Die Beilage kann wol keine andere sein, als der Aufsatz, welcher unter dem Titel „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" sich in dem vorletzten Bande der gesammelten Werke Schiller's findet, zuerst aber im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahre 1793 erschienen ist. Diese Abhandlung wird also, der Absicht des Autors gemäß, noch fortwährend als Beilage zu den Briefen über Aesthetik zu betrachten, und die Absicht, weshalb der Inhalt nicht in die Briefe aufgenommen ward, möchte darin zu suchen sein, daß derselbe zu didaktisch war, um dem Briefstyl in der Correspondenz mit dem Herzoge zu entsprechen.

Da die zwei ersten unserer Briefe aus Jena datirt sind, so ergibt sich als die Zahl dieser an den Herzog geschriebenen Briefe über ästhetische Erziehung die Gesammtzahl neun, oder, wenn man den Einschluß Nr. 3 für sich rechnet, zehn. Dagegen beträgt die Zahl der in den „Horen" und darnach in der Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke gedruckten Briefe sieben und zwanzig. Daß die Zahl in der Umarbeitung für die Herausgabe so groß geworden ist, liegt zum Theil darin, daß verschiedene Materien für den Druck ausführlicher behandelt wurden, vornehmlich aber darin, daß die geschriebenen Briefe umfänglicher waren, und manchmal Ein Brief in mehrere getheilt wurde. Dabei ist stets im Auge zu behalten, daß Schiller selbst in seinem Begleitschreiben bei Uebersendung der beiden ersten Lieferungen von den „Horen" an den Herzog sehr deutlich und bestimmt sich dahin ausspricht, daß er jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt gegeben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen erweitert habe. Der Herzog erwiderte darauf, nachdem er die „Horen" gelesen hatte, er finde zwar die an ihn gerichteten Briefe darin wieder, aber sie enthielten in ihrer neuen Form für ihn manche Dunkelheiten, und das möge zum Theil von der neuen Terminologie und theils von dem Inhalte der kritischen Philosophie herrühren. Letzteres hat der Herzog in seiner Antwort stark

betont, und es scheint in der That daraus hervorzuleuchten, daß er an dieser Umarbeitung weniger Geschmack fand, als an der ursprünglichen Fassung. Der Herzog spricht daher in dieser Beziehung mit einer gewissen Zurückhaltung.

Wir unsererseits können uns auch über diesen Geschmack des Herzogs in der That nicht wundern, indem man zugeben muß, daß der Verfasser in der Umarbeitung seinem ganzen Vortrage eine mehr dogmatische und doctrinäre Haltung gegeben hat. Gleichartig urtheilt Schwab, wenn er schreibt, daß Freunde von Schiller, die das erste Manuscript, wie die Briefe an den Herzog abgesandt wurden, mit dem Abdrucke in den „Horen" vergleichen konnten, hätten behaupten wollen, die einfachere Darstellung im ersten Entwurfe sei ansprechender gewesen. Wenn aber die Voraussetzung und Meinung, die ursprünglichen Briefe und die durch den Druck veröffentlichten seien im Wesentlichen gleich, ihrem Inhalte nach identisch, bisher vorgeherrscht hat, so kann man das nur natürlich finden; denn der Brief Schiller's, in welchem er selber die völlige Umarbeitung der ursprünglichen Schreiben bezeugt, ist mit der bei dem Empfange der „Horen" vom Herzoge ertheilten Antwort uns erst neulich bekannt geworden.*) Dagegen hat Schiller sich in der zu dem ersten Stück der „Horen" beigefügten Anmerkung dem Publicum gegenüber so ausgedrückt, daß man an eine solche völlige Umgestaltung nicht denken konnte. Der Wortlaut dieser Anmerkung (mit dem Motto über den Briefen: „Si c'est la raison qui fait l'homme, — C'est le sentiment qui le conduit. Rousseau.") ist nämlich folgender:

„Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine locale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger streng nehmen wollte."

Darnach erscheint es, wie gesagt, ganz erklärlich, wenn Frau v. Wolzogen schreibt, Schiller habe die Briefe über ästhetische Erziehung, welche später in den „Horen" erschienen, an den Prinzen von Holstein-Augustenburg richten dürfen; sie irrt aber darin, daß sie die Briefe, wie Schiller sie an den Herzog schrieb, mit denen identificirt, wie sie gedruckt sind in den „Horen". Sie wird auch von Schwab dahin mißverstanden, als ob Schiller die Briefe, welche er in den Horen drucken ließ, dem Herzoge habe widmen dürfen.

Es war übrigens, wie bekannt, auf der Reise nach Schwaben der Plan zu den „Horen" mit dem edelgesinnten und praktisch umsichtigen Herrn von Cotta mündlich verabredet worden. Schiller kehrte mit dem gereiften Plane nach Jena zurück, in dieser neuen Zeitschrift die besten literarischen Kräfte Deutschlands zu vereinigen. In einem Briefwechsel mit Goethe über die „Horen" knüpfte sich die Verbindung, die für die beiden größten Dichter Deutschlands eine geschichtlich so hohe Bedeutung hat. Und interessant ist es uns beiläufig, daß das erste Stück der „Horen", welche Zeitschrift die literarische und freund-

*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel ꝛc. p. 49, 50.

schaftliche Intimität zwischen den beiden Heroen unserer Literatur fester begründete, mit dem Anfang der umgearbeiteten Briefe über ästhetische Erziehung eingeleitet ward. Als Goethe die Mittheilung des für die „Horen" bestimmten Manuscripts erhielt, las er unverzüglich dasselbe zwei Mal, allein und mit Freunden, und war von dem Inhalte so befriedigt, daß er an Schiller folgendermaßen antwortete: „Das mir übersandte Manuscript habe ich sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht, und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems eine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders seyn, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand."

Wir können jedoch nicht unterlassen, daneben zu bemerken, daß Goethe in seiner „Morphologie" erwähnt, er habe mit Schiller viel über metaphysische Gegenstände disputirt, indem dieser die Freiheit lobpries, und Goethe für die Rechte der Natur eintrat. Goethe rühmt aber, daß sein Freund, vielleicht mehr aus Freundschaft für ihn, als aus eigener Ueberzeugung, in den ästhetischen Briefen die Mutter Natur nicht mit so harten Ausdrücken behandelt habe, wie in dem Aufsatz über „Anmuth und Würde", welcher ihm deshalb so unangenehm war.

Sehr schön und erhebend hat Gustav Schwab über diese Briefe, von denen Hoffmeister eine wissenschaftliche Analyse gegeben hat, am 8. Mai 1840 in Stuttgart bei der Enthüllung der Statue Schiller's so geredet, wie er selbst in der oft angeführten Biographie angibt. Wir möchten unsere Leser darauf hingewiesen haben.

Unbemerkt dürfen wir aber auch hier nicht lassen, daß auf den Inhalt wie auf die Umarbeitung der ästhetischen Briefe, als sie dem Druck bestimmt wurden, die Antworten des Herzogs und dessen Bemerkungen über den vorher von Schiller empfangenen Brief nicht ohne Einfluß geblieben sind. Dasselbe ist der Fall, wie Schiller in einer Anmerkung selber bezeugt, mit dem damals soeben erschienenen Buche von Fichte „über die Bestimmung des Gelehrten," welches auf Schiller einen besonders günstigen Eindruck machte. Die persönliche Bekanntschaft mit Fichte machte übrigens Schiller zuerst während seines Aufenthaltes in Schwaben zu Tübingen, als Ersterer aus der Schweiz nach Jena ging, um dort eine Professur der Philosophie anzutreten.

Ganz unbefriedigend, wir können es nicht verschweigen, ist für uns, was Schiller vorbringt über das Verhältniß der Aesthetik zur Religion, wobei auch eine befriedigende Auffassung der Geselligkeit und Gemeinschaft im ästhetischen Leben und in der Religion mangelt. Wir können daher auch den Inhalt dieser Briefe nicht eigentlich als eine Lehre über die Erziehung des Menschengeschlechtes gelten lassen. Mit den Biographen Hoffmeister und Schwab finden wir vielmehr den größten Mangel der ganzen Darstellung in der Uebergehung des religiösen Momentes, und müssen denselben daher darin beipflichten, daß „diese ästhetischen Ansichten, so ausgezeichnet sie in anderer Beziehung sein mögen, im

Mittelpunkte ihres Wesens doch nur kalt und todt sind". Auch darin sind wir einverstanden, daß, wenn Schiller auch gezeigt zu haben glaubte, wie die ästhetische Erziehung erst allein durch den Hinzutritt des Erhabenen zum Schönen zu vervollständigen sei, diese durch und durch Kantische Grundansicht eine solche ist, welche weder dem Philosophen unsrer Zeit, noch dem Christen zusagen kann. Und wie sehr auch jene vorausgesetzte Unterscheidung und Entgegensetzung zwischen einer Religion der Wissenden auf der einen und der Religion des Volkes auf der anderen Seite auf einem theoretisch überwundenen Standpunkte steht, so wird man doch als Wahrheit anerkennen, daß „diese Abhandlungen Schiller's für die Welt eine Fundgrube der tiefsinnigsten Theoreme im Gebiete der Aesthetik und der reichsten Gedanken in dem des übrigen wissenschaftlichen und selbst des socialen Lebens geworden sind."

Wir brechen hier jedoch ab, da es nicht unsere Aufgabe sein kann, an dieser Stelle mit Evangelisation uns zu befassen, sondern wir nur die Absicht hatten, ein Scherflein zur Charakterisirung jener abstracten Kant-Schillerschen Philosophie beizutragen. —

Zum Schlusse haben wir noch anzumerken, daß ganz unerwartet, als die vorstehende Einleitung zu gegenwärtiger Ausgabe der ästhetischen Briefe Schiller's fast druckfertig dalag, ein zweites Exemplar der Abschrift dieser Briefe zum Vorschein kam. Dasselbe wurde uns aus dem handschriftlichen Nachlasse des Herzogs Friedrich Christian durch dessen Enkel, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, aus den Hausarchivalien zu Primkenau geneigtest mitgetheilt, wofür wir uns zu tiefstem Danke verbunden fühlen. Diese Abschrift ist mit dem unserer Ausgabe zu Grunde gelegten Exemplare gleichlautend und gleichzeitig; sie zählt nur 72 Seiten, indem die Schrift enger ist. Beide Handschriften müssen von einander abgeschrieben sein, und dabei wird man anzunehmen haben, daß die eben zum Vorschein gekommene in der anderen abgeschrieben worden, denn in ihr endigt die letzte Seite mit demselben Schlusse mitten im Briefe wie die andere Handschrift, und es scheint dieses Abbrechen in dem siebenten Briefe so erklärt werden zu können, daß eine Lage des Manuscripts abgerissen worden und dadurch die letzten Briefe verloren gegangen sind. Nimmt man zu den drei vorhandenen Lagen noch eine vierte als ursprünglich existent an, so würde sich, ganz wie wir es oben vermutheten, das Fehlen von drei ein halb Briefen, unter der Voraussetzung ähnlicher Länge wie die vorhandenen, sehr einfach und natürlich erklären. Wir haben übrigens beide Handschriften genau mit einander verglichen, und es hat sich dabei die Identität des Inhalts unverkennbar ergeben; und daß die eine eine Abschrift von der andern sein wird, das geht schon daraus augenscheinlich hervor, daß selbst gewisse Schreibfehler nachgeschrieben worden sind.

(Die Briefe Schiller's folgen im nächsten Hefte.)

Die Anschauungen der Encyclopädisten über die organische Natur.

Von

Professor **Oscar Schmidt** in Straßburg.

Im Jahre 1784 schrieb Kant: „Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein! Aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung."

Heute dürfen wenigstens die Völker germanischen Ursprungs, und vorweg wir Deutschen, stolz auf das Aufgeklärtsein der Gegenwart hinweisen, in welcher ein David Strauß sein Werk über „den alten und den neuen Glauben" und Eduard von Hartmann das über „die Selbstzersetzung des Christenthums" ohne andere als literarische Anfechtungen veröffentlichen konnten. Wäre solches vor vierzig und dreißig Jahren möglich gewesen, da uns die Landsleute und Gesellschaftsgenossen Voltaire's und Rousseau's nur von Ferne als eine Rotte verruchter Atheisten gezeigt wurden? Auch heute fehlt es allerdings nicht an Verdammungsurtheilen; man beruft sich auf Diderot, Holbach und die Anderen, um auf die Gleichheit der Bestrebungen von damals und jetzt hinzuweisen und zu behaupten, die Kampfmittel und Ergebnisse seien dieselben und unsere Aufklärung sei in derjenigen der Encyclopädisten dagewesen. Aber zugegeben, daß die Aufklärung unseres Jahrhunderts nur eine Wiederaufnahme und Fortsetzung jener Gedankenumwälzung ist, so bedeutet die Aufklärung der Encyclopädie doch schon an sich einen colossalen Fortschritt der geistigen Entwicklung, während diejenige, in deren festem Besitz wir uns befinden, eine von allen Seiten besser begründete, tiefere und allgemeinere ist.

Die Gewißheit über geistige Fortschritte kann nur aus historischer Forschung und Abwägung hervorgehen. Wenn es sich dabei auch herausstellt, daß die Menschheit als Ganzes langsam arbeitet, und daß Aufgaben, an denen unser Zeitalter sich abmüht, schon vor ein paar Jahrtausenden die hervorragenden Geister beschäftigten, so gewinnen wir eben doch die Erkenntniß, daß diese Fragen immer schärfer gefaßt worden sind, daß die Mittel zur Lösung immer reicher

fließen, und daß Wahrheiten, welche einst von Einzelnen geahnt wurden, heute ein unbestrittenes Eigenthum von Millionen sind.

Diese Bemerkung findet ihre unmittelbare Anwendung auch auf dem Gebiete der Naturgeschichte der Lebewesen. Wir wissen, welcher Schwung seit noch nicht zwanzig Jahren in diese Naturgeschichte gekommen. Was man einst Naturgeschichte nannte, war eine handwerksmäßige Beschreibung der äußeren und inneren Formen und Formenbestandtheile der Pflanzen und Thiere. Man hatte in dem schon einmal von Baco auf seinen wahren Werth zurückgeführten Ameiseneifer des Zusammentragens der Thatsachen vergessen, daß vor einigen Menschenaltern nach dem Grunde der Thatsachen und Erscheinungen gefragt worden war. Jetzt suchen wir dem Namen der Naturgeschichte als einer Wissenschaft gerecht zu werden, indem wir, von dem Bestehen ausgehend, uns zur Erkenntniß des Werdens und Geschehens, als dem Kerne, durchgraben. Mancher unserer Leser weiß aber vielleicht nicht klar, wie die Gegner, welche unserer Sache gleich jedem fröhlichen Gedeihn erwachsen sind, auch die jetzige Erhebung der organischen Naturwissenschaft eine Vermessenheit nennen, einem Strohfeuer vergleichen möchten, das ähnlich verglimmen würde, wie nach ihrer Meinung der angedeutete Anlauf, der im vorigen Jahrhundert in Frankreich zur geistigen Durchdringung der Natur, und namentlich der belebten Natur, genommen wurde. Es wird für uns lehrreich und interessant sein, die damalige Naturanschauung zu beleuchten, woraus die Bilanz mit dem heutigen Standpunkt sich von selbst zieht.

Wenn ich den Namen der Encyclopädisten in dieser Bewegung betone, so geschieht das nur der Kürze halber. Ich darf daran erinnern, daß 1751—1772 unter der Redaction von Diderot und d'Alembert und unter Betheiligung der hervorragendsten freisinnigen Publicisten und Gelehrten Frankreichs jenes berühmte und bei der politisch und religiös orthodoxen Partei übel angeschriebene Sammelwerk, die Encyclopädie, erschien, worin die Summe der damaligen philosophischen und industriellen Kenntnisse, der Stand von Kunst und Wissenschaft niedergelegt war. Die geistige Entwicklung, welche mit Descartes begonnen und sich zum englischen Sensualismus und der Erfahrungsphilosophie umgestaltet hatte, der vollendete Bruch mit dem mittelalterlichen Autoritätsglauben ist in ihr dargelegt und bekräftigt. Bei der weltbeherrschenden Stellung, welche die französische Literatur gerade um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einnahm, ist daher die Bedeutung der Encyclopädie als einer großen publicistischen That von selbst einleuchtend, mithin auch für die Auffassung der Natur und die Methode der Naturforschung. Dennoch sind die nothwendigen Folgerungen des englischen Sensualismus und des englisch-französischen Materialismus in ihr nicht enthalten. Diese Extreme waren schon vorher, so zu sagen, formulirt durch La Mettrie und Maupertuis, und die beiden hervorragenden Encyclopädisten, welche die materialistischen Lehren ausbauten, Diderot und Holbach, thaten dies außerhalb der Encyclopädie. Endlich handelt es sich um Buffon's Einfluß und Stellung, der sich gar nicht unter den Mitarbeitern der Encyclopädie befindet — dies thut sein Studienfreund Daubenton —, auch in so fern schlecht in diese Gesellschaft paßt, da er als vornehmer und vorsichtiger Mann sich mit Gott,

der mosaischen Schöpfungsgeschichte und den Theologen auf gutem Fuße zu erhalten bemüht war. Wir werden sehen, welcher Dank ihm von den Theologen wurde.

Descartes hatte in seiner Epoche machenden Philosophie die Materie und den Geist als zwei sich fremde und nur durch unmittelbare göttliche Leitung auf einander wirkende Dinge erfaßt. Hiergegen hatte sich namentlich Locke erhoben, indem er nachwies, daß die seelischen Aeußerungen keineswegs aus sich heraus unvermittelt hervorträten, sondern im Gegentheil nur Rückäußerungen von Sinneseindrücken seien. Nichts finde sich in der Seele, was nicht von außen in sie hinein durch die Sinne vermittelt sei. Die Seele als Ganzes entwickelt sich damit aus einer Summe von Erfahrungen und erscheint in unzertrennlicher Verbindung mit dem Körper. Es ist ohne Weiteres klar, daß diese Lehre unaufhaltsam zum Materialismus führen muß, eigentlich schon der Materialismus ist, dem Seele Eigenschaft und Ausfluß der Materie und Geist außerhalb der Materie etwas Unvernünftiges und Undenkbares.

Auch unser großer Landsmann Leibnitz hatte, von einer anderen Seite, die innige Verbindung von Leib und Seele betont, in seiner Monadenlehre, womit er, ein strenger Gottesgläubiger, den Anstoß mit gab, die Materie als beseelt zu denken. Diese Hypothese wurde in ihrer vollen Allgemeinheit 1751 von Maupertuis ausgesprochen mit dem Zwecke, das wiederholte Wunder der Schöpfungen der Organismen zu beseitigen. Wenn Gott, sagt er, jedem kleinsten Theilchen der Materie etwas dem Aehnliches eingepflanzt hat, was wir Verlangen, Abneigung, Gedächtniß nennen, so bleibt zwar die Bildung der ersten Pflanzen und Thiere ein Wunder, aber die Entstehung der nachfolgenden beruht nur auf den Wirkungen jener Eigenschaften. Er gibt mit Hilfe dieser Annahme, welche nur, wie wir sehen werden, eine Erweiterung einer von Buffon zwei Jahre früher aufgestellten Hypothese ist, eine Erklärung der Vererbung, ferner des Atavismus, d. h. des Erscheinens von Eigenschaften der Voreltern bei Kindern, deren Eltern diese Eigenschaften nicht zeigten, ferner der Monstrositäten. Er läßt sogar die Möglichkeit der Entstehung aller Arten aus einer einzigen ursprünglichen blicken und sagt, daß bei einem etwaigen Untergange aller Organismen aus den organischen Elementen eine neue Pflanzen- und Thierwelt hervorgehen würde. Wie diese unter dem Namen des Hylozoismus oder Beseeltheit der Materie einst, ehe unsere Zeit mit ihr vertrauter wurde, berüchtigte Lehre sich mit ihren Folgerungen und Folgen im Kreise der Herausgeber und Bearbeiter der Encyclopädie nach und nach geltend machte, wollen wir an zweien ihrer Häupter, Diderot und Holbach, zeigen.

Noch jüngst ist von Du Bois-Reymond zu Gunsten La Mettrie's dem Charakter Diderot's ein sehr ungünstiges Zeugniß ausgestellt worden. Wir möchten jedoch lieber der Würdigung und Ehrenrettung Diderot's beistimmen, welche Rosenkranz in seiner ausgezeichneten Bearbeitung des Lebens und der Werke Diderot's diesem hat zu Theil werden lassen. Jedenfalls war er einer der gewandtesten und im Freundeskreise liebenswürdigsten Menschen, von hinreißender Gabe jener Art von Unterhaltung in den damaligen Salons, wo oft die Grenze des heute Möglichen in unglaublichster Weise überschritten, übrigens

aber die mannichfaltigsten und wichtigsten Verhältnisse des Lebens und Wissens anziehend, geistreich und mindestens eben so tief, wie in vielen heutigen Gesellschaften, besprochen wurden.

Die Stellung, welche Diderot in verschiedenen Perioden seines Lebens zu den großen Fragen der Philosophie und Naturwissenschaft einnimmt, zu verfolgen, ist besonders deshalb interessant, weil in seiner individuellen Entwicklung sich mehr als bei anderen der allgemeine Entwicklungsproceß abgespiegelt. In den „Pensées philosophiques" (1746) ist Diderot noch ein guter Deist. Die Organismen sind ihm Geschöpfe Gottes, welche durch ihr Dasein und ihre Zweckmäßigkeit Zeugniß für die Existenz des Schöpfers ablegen. Die erhabenen, gedankenreichen Auseinandersetzungen von Malebranches und Descartes seien nicht so geeignet, den Materialismus zu erschüttern, als eine einzige Beobachtung Malpighi's, des großen Mikroskopikers.

Wenige Jahre später ist der Glaube an den persönlichen Gott schon sehr erschüttert, und Diderot legt seine Zweifel in der feinen psychologischen Abhandlung über die Blinden („Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient," 1749) dem berühmten blinden Philosophen und Mathematiker Saunderson zu Cambridge in den Mund. „Wenn ihr wollt," läßt er ihn sagen, „daß ich an Gott glauben soll, so müßt ihr mich ihn tasten lassen." Das Eingreifen Gottes in den Gang der Natur annehmen, heiße, den Knoten durch die Hand eines Wesens zerhauen lassen, um dann einen noch schwerer lösbaren Knoten zu haben. Statt ein Wunder zu Hilfe zu rufen, sei es besser, die Unwissenheit einzugestehen. Was Diderot hier über die unvollkommenen Geschöpfe und ihr Verhältniß zu den höheren eingeflochten hat, ist nach meiner Meinung noch weit entfernt von der Verwandtschaft mit der darwinistischen Idee, welche Rosenkranz darin erblickt. Auf den Einwurf, daß die Vollkommenheit der heutigen Organismen einen intelligenten Schöpfer voraussetze, antwortet Saunderson, wer uns denn gesagt habe, daß nicht die einen der zuerst gebildeten Thiere ohne Kopf, die andern ohne Beine, diese ohne Magen, jene ohne Herz gewesen seien. Man könne behaupten, daß diese Mißgeburten und fehlerhaften Verbindungen der Materie nach und nach verschwunden seien, und daß nur diejenigen sich behauptet hätten, welche in Bau und Mechanismus keinen wesentlichen Widerspruch in sich trugen und fähig waren, durch sich selbst zu bestehen und sich fortzupflanzen. Von den Thieren könne man sich in's Weltall erheben, und müsse dort eben so eine Unzahl verfehlter Gestirne annehmen. Ich kann, wie gesagt, hierin nichts von einer Vorwegnahme unserer Umwandlungslehre mit dem Princip der Auslese finden, da die Entstehung des Vollkommenen und Dauerfähigen, der Cardinalpunkt des Darwinismus, in Diderot's vagen Gedanken gar nicht berührt wird. Es ist nichts als die verunglückte Mißgeburten-Hypothese, worin von Entwicklung in Kant's und unserem Sinne nicht die Rede. Nur ab und zu, zwischen den unklaren, nicht ausgegohrenen Anschauungen, wird die Situation durch einzelne Blitze zweifelhaft beleuchtet, wie z. B. Diderot in dem stylistisch und psychologisch wiederum höchst gelungenen Briefe über die Taubstummen („Lettre sur les sourds et muets à l'usage de ceux qui entendent et parlent," 1751) die Stufen der Sprachentwicklung andeutet von jenem Zustande an, wo die

Sprache ein verworrenes Gemengsel von Ausrufen und Zeichen sei, das man Thiersprache nennen könne.

Ist Diderot bisher noch zu keinem rechten System der Naturbetrachtung gekommen, so bekennt er sich in den „Pensées sur l'interprétation de la nature" (1754) offen und klar zu der von Baco begründeten Inductionsmethode und geht kritisch und erweiternd auf die von Maupertuis und Buffon vertretene Hypothese ein, daß Pflanzen und Thiere aus belebten, sensiblen kleinsten Theilchen zusammengesetzt seien. Die Natur scheine sich zu gefallen, so wiederholt er fast wörtlich einen Satz Buffon's, denselben Mechanismus in unendlich verschiedener Weise zu variiren und die Gattungen der Wesen nicht eher aufzugeben, als bis sie in den Individuen alle Möglichkeiten der Erscheinung erschöpft habe. Er wiederholt Buffon, daß die Thiere nach einem Urthiere, premier animal, prototype de tous les animaux, geformt zu sein scheinen. Aber während Buffon's Urthier mehr eine Idee nach Plato's Anschauung ist, das geistige Modell, welches dem Schöpfer bei Herstellung der einzelnen Arten vorgeschwebt, neigt Diderot zu Maupertuis und möchte die wirkliche einstige Existenz eines solchen Urthieres als Urahnen wahrscheinlich finden. Damit ist nun freilich ein moderner Leitgedanke vorweggenommen. Er spricht das nicht direct aus, man liest aber zwischen den Zeilen, daß er der kühneren Hypothese Maupertuis' seinen Beifall gibt, wie auch der Annahme von der Beseeltheit des Atomes. Mit heimlicher Freude und Genugthuung führt Diderot aus, wie die Meinung, daß die Empfindungen aller kleinsten Theilchen im Organismus sich zu einem einzigen stärkeren und vollkommneren Empfindungsganzen, kurz zur Seele, vereinigten, zum Pantheismus treiben müsse. Einmal streift er hart an die große Hypothese Lamark's von der Veränderlichkeit der Arten und des Entwicklungsgesetzes der gesammten organischen Natur, den Menschen eingeschlossen. Der Leser mag selbst urtheilen: „Wie im Pflanzen- und Thierreich," sagt er, „ein Wesen so zu sagen anfängt, wächst, besteht, in Verfall geräth und vergeht, könnte es sich nicht etwa ebenso mit den ganzen Arten verhalten? Wenn der religiöse Glaube uns nicht lehrte, daß die Thiere, so wie wir sie sehen, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, und wenn die geringste Ungewißheit über ihren Anfang und Ende erlaubt wäre, könnte nicht der seinen Vermuthungen nachhängende Denker auf den Verdacht kommen, daß die Thierheit seit aller Ewigkeit ihre eigenthümlichen Elemente unter und in der allgemeinen Masse des Stoffes gehabt habe; daß diese Elemente, weil die Möglichkeit vorlag, sich vereinigten, daß das embryonische, aus diesen Elementen hervorgegangene Wesen eine unendliche Reihe von Organisationen und Entwicklungen durchgemacht hat; daß nach und nach in ihm hervortraten Bewegung, Sinnesempfindung, Vorstellungen, Gedanken, Ueberlegung, Gewissen, höhere Gefühle, Leidenschaften, Verständigungszeichen, Minen, Töne, articulirte Töne, eine Sprache, Gesetze, Wissenschaften, Kunst; daß Millionen von Jahren zwischen jeder dieser Entwicklungsstufen vergingen, und daß vielleicht noch andre Entwicklungen folgen werden.

Das sind allerdings moderne, überraschend moderne Ideen, worin das ganze Programm unserer Entwicklungslehre und Anthropologie enthalten ist.

Noch hat Diderot, wie wir sehen, nicht vollständig mit dem Glauben ge-

brochen. Aber wer in seinen Anschauungen über die Natur einmal soweit gekommen, in dessen Vernunftkreis ist kein Platz mehr für den persönlichen Gott. Diderot schloß seine „Pensées sur l'interprétation de la nature" mit einem Gebet, einem Meisterstück des Skepticismus, das ich hier anziehen darf, weil es sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß hinsichtlich der in der leblosen wie in der lebendigen Welt einheitlich waltenden unabänderliche Naturgesetze enthält. Ohne jede Frivolität sagt er: „Ich bitte dich, Gott, um nichts in dieser Welt; denn der Lauf der Dinge ist durch sich selbst nothwendig, wenn du nicht bist, oder durch deinen Befehl, wenn du bist. Ich weiß nicht, ob du bist; aber ich werde denken, als ob du in meine Seele sähest, und werde handeln, als ob ich vor dir stände."

Es vollzog sich in Diderot, was sich nach seinen Studien und der eingeschlagenen Richtung vollziehen mußte. Wir finden ihn, fünfzehn Jahre später (1769), in dem berühmten „Gespräch mit d'Alembert" und dem sich daranschließenden „Traume d'Alembert's" als vollendeten Materialisten und Atheisten. Was ihm früher als eine beachtenswerthe Vermuthung erschien, ist zur einzig annehmbaren Hypothese geworden: die Empfindung eine allgemeine Eigenschaft der Materie; Uebergang der scheinbar todten Materie in belebten Stoff; Uebergang von unthätiger Sensibilität in thätige; Uebergang des empfindenden Wesens in das denkende durch die Vermittlung des Gedächtnisses und durch die Möglichkeit der Wiedererweckung gehabter Eindrücke, die Erinnerung. Die Individuen entstehen und vergehen; und da sie sich in ihre sensiblen Atome auflösen, kann Alles aus Allem hervorgehen. In einer prächtigen Stelle des Gespräches, welche an die heutige Fundamentallehre von der Erhaltung der Kraft erinnert, wird die gesammte Entwicklung und Einheit der Natur aus der Sonne hergeleitet:

Diderot. Würdet Ihr mir erlauben, einige tausend Jahre von der Zeit vorwegzunehmen?

d'Alembert. Warum nicht? die Zeit ist nichts für die Natur.

Diderot. Ihr gebt also Eure Zustimmung, daß ich unsere Sonne auslösche?

d'Alembert. Um so lieber, als es nicht die erste sein wird, welche erlischt.

Diderot. Die Sonne erlischt. Was wird nun geschehen? Die Pflanzen und Thiere werden vergehen; die Erde ist einsam und stumm. Zündet jenes Gestirn wieder an, und ihr stellt sogleich die Ursache her, welche zu einer unendlichen Fülle neuer Zeugungen nothwendig ist, wobei ich nicht zu versichern wage, ob in der Folge der Jahrhunderte unsere heutigen Pflanzen und Thiere sich wieder hervorbringen werden oder nicht.

d'Alembert. Und warum sollten die nämlichen, aus ihrer Zerstreuung wieder vereinten Elemente nicht auch wieder die nämlichen Resultate geben?

Diderot. Weil Alles in der Natur zusammenhängt, und weil das, was ein neues Phänomen voraussetzt oder einen verflossenen Moment zurückführt, wieder eine neue Welt erschafft.

d'Alembert. Das wird ein tiefer Denker nicht leugnen können.

Es ist schon erwähnt, daß die Entwicklung der persönlichen Ansichten Diderot's in die durchweg deistisch gehaltene Encyclopädie keinen oder nur einen versteckten Eingang fand. Aber im Kreise der Encyclopädisten und ihrer Freunde und Freundinnen war die dargestellte materialistische Anschauung vorherrschend. Jahre hindurch war das Landgut der Madame d'Epinay, la Chevrette, ein Versammlungspunkt hervorragender Ritter dieses Geistes. Dort lebte Monate lang, außer dem unberechenbaren, an Verfolgungswahn leidenden Rousseau, der nüchterne, verstandesscharfe Grim, mit ihm Lambert; Diderot, Duclos u. A. kamen zu kürzerem Besuch. Die Frauen nahmen an allen, auch den bedenklichsten Gesprächen Theil, und daß ihnen Themata, wie das unsrige, nicht fremd, erhellt u. A. daraus, daß Diderot im „Traum d'Alembert's" dem Fräulein d'Espinasse eine Rolle zutheilt. Ein anderer und viel wichtigerer Vereinigungsort des Encyclopädistenkreises war aber das Haus des reichen, aus der Pfalz stammenden Barons Holbach. Gerade ihn hat man uns, den jetzt in gereiftem Alter stehenden, in unserer Jugend als einen zweiten Gott-sei-bei-uns bezeichnet; und freilich war er ein Geist, der verneint, aber dabei ein Muster von Sittlichkeit, ein trefflicher Familienvater, ein ergebener Freund, ein um das Volkswohl besorgter Menschenfreund und deshalb dem Pfaffenthum aus innerster Ueberzeugung abhold. Ihm aus seiner Denkweise einen sittlichen Makel anzuhängen, ist eben so absurd, als es lächerlich wäre, den Verfasser des „alten und des neuen Glaubens" einen unmoralischen und gemeinschädlichen Menschen zu nennen.

Schrieben Andre aus Beruf und für das tägliche Brot, so schrieb er zum Vergnügen oder aus Haß gegen den Aberglauben und in leidenschaftlicher Hingabe an die materialistischen und atheistischen Ideen, schulmeisterlich, trocken und ohne jene Schärfe, von welcher Diderot fast wider seinen Willen zum Aeußersten fortgerissen wurde. Unter den vielen Schriften Holbach's ist die am häufigsten genannte, die auch uns am meisten interessirt, das „Système de la nature" (1770).

Man suche in diesem verrufensten aller Werke der Aufklärer nicht das, wozu der Titel verleiten könnte. Es ist die Begründung des Atheismus gegenüber der Nothwendigkeit der ewigen Naturgesetze. Es wird ausgegangen von der Stellung des Menschen in der Natur; um diese Stellung zu erkennen, muß Holbach die allgemeinen Principien der materialistischen Naturanschauung übersichtlich zusammenfassen. Er beginnt daher mit der Unzerstörbarkeit und Ewigkeit des Stoffes, dessen urewige Eigenschaft auch die Bewegung ist. Woher die Materie, ist unserer Erkenntniß zu verfolgen versagt; den Ursprung der Dinge finden zu wollen, hieße nur, die Schwierigkeit weiter hinausschieben. Den Kreislauf des Stoffes in den drei Reichen, den ein bekannter Naturforscher unserer Tage so meisterlich populär geschildert, legt Holbach — der Sauerstoff war noch nicht entdeckt — nach seinen und seiner Genossen kümmerlichen physikalischen Vorstellungen zurecht. Da alle Bewegungen in der Natur zusammenhängen, so sind auch die Handlungen des Menschen, der in der Natur steht und ein Theil des Ganzen ist, das Resultat der eignen Energie und der äußeren Einwirkungen

und Veränderungen. So werden seine Gedanken, Meinungen, Begierden, kurz alle seine sichtbaren und unsichtbaren Bewegungen bestimmt.

Die Unfreiheit des Willens ist damit besiegelt. Alles in der Natur geschieht mit der Nothwendigkeit. Nichts kann anders wirken, als es wirkt. Wunder, d. h. ein Einstellen und zeitweiliges Aufheben der ordnungsmäßigen Bewegungen, gibt es nicht, und bei der ewigen, vernunftgemäßen Verkettung von Ursachen und Wirkungen wird der persönliche Gott überflüssig.

Bei der Frage nach dem Ursprung des Menschen und der belebten Wesen insgesammt, der Frage, ob die Arten unzerstörbar seien, oder vergänglich, gleich den Individuen, erweist sich das „System der Natur" sehr schwach und haltlos. Holbach erklärt nämlich dieses Entweder-oder für gleichgültig. Es mangle die Erfahrung, und da könne der Naturbeobachter nicht getadelt werden, sei es daß er annehme, das Menschengeschlecht sei im Laufe der Zeit allmälig zu dem geworden, was es heute ist, oder, es habe von Ewigkeit an bestanden. Doch sei der erste Fall der wahrscheinliche; und da die Erde einen Proceß der Umwandlung durchlaufe, so dürfte der Urmensch von dem gegenwärtigen mehr verschieden sein, als der Vierfüßer vom Insect. Man kann also annehmen, daß die Arten sich verändern, wie es im Weltall, wo Sonnen erlöschen, überhaupt keine dauernden Formen gibt.

Wir sehen, daß Holbach die Ideen von dem ewigen Flusse der in ihren kleinsten Theilen unzerstörbaren Materie wiederholt, welche Eigenthum aller Aufklärer waren. Diderot hatte einst, offenbar nicht ganz ehrlich, gesagt, das wäre Alles recht schön, wenn nur nicht die biblische Lehre entgegenstände; ein Jahr vor dem Erscheinen des „Systems der Natur" aber hatte er diese Hypothese rückhaltlos als die einzig mögliche angenommen. Holbach in seiner philosophischen Dilettantenhaftigkeit fügt hinzu, gegen die entgegengesetzte Annahme, daß nämlich die Natur unveränderlich, sei auch nichts einzuwenden, da es dem Menschen nicht vergönnt, seinen Ursprung zu kennen, in das Wesen der Dinge einzudringen und bis zu den ersten Principien sich zu erheben. Folglich, fährt er fort, werden wir Denen sagen, die zur Hebung aller Schwierigkeiten behaupten, das menschliche Geschlecht stamme von einem ersten von Gott geschaffenen Paare ab, daß wir einige Begriffe von der Natur, aber keine weder von der Gottheit noch von der Schöpfung haben. Dieser Worte sich bedienen, heißt so viel, als in anderen Ausdrücken sagen, daß man die Kraft der Natur nicht kennt und nicht weiß, wie sie die Menschen hat hervorbringen können.

So Holbach. Seine Schlußfolgerung verläuft zwar rationalistisch, aber ungemein zahm. Der so nahe liegende und vielen seiner Zeitgenossen, wie Diderot, vollkommen klare Gedanke, daß nur durch die Idee der Entwicklung das Verständniß des Weltalls und der Erde zugänglich sei, und daß man, wenn diese Hypothese einmal gefaßt, von ihr wegen der außerordentlichen Vereinfachung des Problems gar nicht wieder ablassen könne: dieser Gedanke kam ihm nicht, oder er verstand ihn nicht in der Beschränktheit seines in der Kritik der biblischen Ueberlieferung, des Wunders, des Gottesbegriffes, Aberglaubens und der Priesterherrschaft sich bewegenden Ideenkreises.

Holbach gesteht seine Unwissenheit über die Ursachen der Vorgänge der

organischen Natur ein. Hieran wollen wir anknüpfen. Was wußte man denn eigentlich in der Periode der Encyclopädie von der Naturgeschichte der Pflanzen und Thiere? Welche Erfahrungen — denn Erfahrungsphilosophie trieben die Encyclopädisten — hatte man über das Lebendige? Und was war die Auffassung der wirklichen Naturforscher? Wir würden von der jetzt die Forschung beherrschenden Descendenzlehre eine unvollkommene Vorstellung erhalten, wenn wir uns darüber nur von dem Spiegel unserer Philosophen, etwa des theistischen Huber, oder des atheistischen Hartmann belehren lassen wollten, ohne an der Quelle selbst zu schöpfen. Auch warnt uns vor einseitigem Vorgehen eine Periode unseres Jahrhunderts, wo eine gewisse Philosophie über und außerhalb der Natur deren Inneres zu verstehn vorgab.

Als die französischen Freigeister sich der hergebrachten Fesseln entledigten, erreichte Linné als Begründer der wissenschaftlichen Systematik den Gipfel seines Ruhmes. Seine Meisterschaft bestand im Unterscheiden und Trennen. Von combinirenden Theorien war er selbst aber so entfernt, als seine Thätigkeit der schaffenden Phantasie Anderer nur geringe Anregung zu geben vermochte. Aber zur selben Zeit hatte auch Buffon seinen Ruhm befestigt, er, der in der Geschichte der organischen Naturwissenschaften deshalb einen unbestrittenen Ehrenplatz einnimmt, weil er als Naturforscher die Einheit in der Vielheit suchte, Ideen in seine Wissenschaft brachte, welche die Systematiker, Linné eingeschlossen, bis dahin gar nicht und unter den vergleichenden Anatomen nur einzelne, wie der geniale Willis, gehabt hatten. Aber die positiven Kenntnisse Buffon's, insonderheit im Gebiete der niederen Thiere, waren sehr karg bemessen. Sein eigener Gedankenkreis und die Atmosphäre des Hofes, in welcher er sich zeitlebens als Intendant des Pflanzengartens Seiner Majestät mit offenbarem Behagen bewegte, diese angeborene und gepflegte Vornehmheit hielten ihn in einer schwach rationalistisch angehauchten Orthodoxie gefangen, die natürlich, wie heute, über die Principien entschied.

Er verzichtete daher von vornherein auf die Erkenntniß der Grundursachen der Erscheinungen. Wenn man nach gewissenhaft wiederholter Beobachtung der Thatsachen und nach Bestätigung der Wahrheit durch strenge Versuche den inneren Zusammenhang dieser Thatsachen, die Ursachen jener Wirkungen suche, so müsse man sich damit begnügen, die Wirkungen von allgemeineren Wirkungen abzuleiten. Von der Erkenntniß der eigentlichen Ursachen sei keine Rede; man sei daher genöthigt, jene allgemeineren Wirkungen als die wahren Naturgesetze zu verkündigen.

Mit anderen Worten: Buffon hat bewußt den Standpunkt inne, der noch jetzt von gar manchen Vertretern verschiedener Zweige der Wissenschaft unbewußt nicht überwunden ist, daß man die bloße Thatsache der Gleichmäßigkeit und der regelmäßigen Folge von Erscheinungen ein Gesetz nennt. Vernünftige Leute würden, sagt er, immer der Meinung sein, daß die einzige und wahre Wissenschaft die Kenntniß der Thatsachen ist, wozu der Geist nichts ergänzen kann.

Eine solche, von der Beobachtung dem Naturforscher gelehrte, wichtigste Thatsache ist für Buffon die ununterbrochene Reihenfolge der belebten Körper — échelle des êtres — vom Menschen bis zum niedrigsten pflanzen- oder

thierähnlichen Wesen. Die erste, aus einer ernsten Betrachtung der Natur sich ergebende Wahrheit sei die für die Menschen einigermaßen beschämende, daß er sich bei den Thieren zu classificiren hat. Wenn er nun, von der Spitze der Geschöpfe aus, die Naturkörper überblickt, sieht er mit Erstaunen, daß man in fast unmerklichen Stufen von dem vollkommensten Wesen zum ungeformtesten Stoff, vom höchst organisirten Thier zum homogenen Mineral hinabsteigen kann. Buffon ist jedoch so klug und so bescheiden, einzugestehen, daß ihm die niedersten Pflanzen und Thiere und jene halbschlächtigen Wesen, halb Pflanze halb Thier, noch unbekannt seien; und wenn man ununterbrochene Reihen der belebten Körper annehme, so habe man eine ausreichende Vorstellung nur von den mittleren Gliedern, während die Endglieder uns unklar blieben.

Die in unmerklichen Nüancen sich aneinander schließenden Pflanzen und Thiere sind nach Buffon geschaffen. Die Individuen kann man beschreiben und auf diese Weise verstehen; dagegen ist ihm die Einheit und Ewigkeit der sich in den Individuen immer erneuernden Art ein unergründliches Mysterium.

Die Annahme der allgemeinen Beseeltheit der Materie weist Buffon als question de métaphysique ab; jedenfalls habe die unbelebte Materie nur ein von dem unsrigen unendlich abstehendes Bewußtsein. Er widerspricht sich aber schon in diesem Satze und kommt zur Hinterthür herein, indem er am Schlusse seiner Betrachtungen über die belebten und unbelebten Körper sagt, die Hervorbringung der organisirten Wesen werde der Natur leicht, und das Lebende und Beseelte sei kein metaphysischer, übernatürlicher Zustand, sondern eine natürliche Eigenschaft des Stoffes.

Also, wie gesagt, die erste Entstehung der Pflanzen und Thiere ist für Buffon unlöslich. Das Warum bleibt verborgen, das Wie, die Art des Entstehens ist dagegen oft verständlich. Hier begnügt er sich jedoch, wie mehrfach, mit allgemeinen Redensarten, indem er von Modellen spricht, nach welchen die Natur Aeußeres und Inneres der Organismen bilde. Es sei das vorzüglichste Bestreben der Natur, möglichst viele organische Körper zu erzeugen, und da das Organische das gewöhnlichste Werk der Natur und auch, was ihr die geringste Anstrengung koste, so sei es richtiger, die Materie nicht in organisirte und unorganisirte, sondern in lebende und todte einzutheilen.

Wir kommen damit zum wichtigsten Punkte in Buffon's Naturphilosophie oder, wenn man will, Physiologie, nämlich der Hypothese der organischen Molecule. Er erklärt das Bestehen, Wachsen und die Vermehrung der Pflanzen und Thiere durch die Annahme lebender kleinster Thierchen, welche, in der Nahrung aufgenommen, durch das die einzelnen Pflanzen- und Thierarten gleich einer platonischen Idee beherrschende innere Modell zum Pflanzen- und Thierindividuum angesammelt und aneinandergefügt, beim Zerfall und im Tode aber wieder frei werden. Indem jede Art ihr Modell hat, ist Einheit und Bestand gewährleistet: sie werden, sagt Buffon, dauern, so lange es dem Schöpfer gefällt, sie bestehen zu lassen. Es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß die, eine neue, folgenreiche Periode der organischen Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert bezeichnende Typusidee bei den Naturforschern selbst mit der Ueberzeugung von der Artbeständigkeit zusammenging. „Wenn man," sagt

Buffon an einer Stelle der „Epochen", die wir vorweg nehmen, „alte Denkmäler des ersten Zeitalters der lebenden Natur mit ihren gegenwärtigen Erzeugungen vergleicht, sieht man klar, daß die wesentliche Form jedes Thieres sich in ihren Haupttheilen unverändert erhalten hat: der Typus jeder Art hat nicht gewechselt, das innere Modell hat ohne Abänderung seine Form bewahrt. Wie lang man sich die Folge der Zeiten denken, welche Zahl von Generationen man auch annehmen möge: die Individuen jeder Gattung zeigen heute noch die Formen derjenigen aus den ersten Zeiten. Besonders gilt dies von den größeren Arten mit festerem Gepräge und stärkerer Natur, während die niedrigeren Arten, wie man merkt, die Wirkungen der verschiedenen Ursachen der Entartung erfahren. Gibt es verlorene Arten, nämlich Thiere, die einst lebten und jetzt nicht mehr existiren, so können es nur solche sein, deren Natur eine größere Wärme verlangte, als sie jetzt der heißen Zone eigenthümlich ist."

Den Menschen reiht Buffon nur in Bezug auf den Körper an die Thiere an. Er denkt, die Thiere denken nicht. Da die Anatomen die Zunge des Affen für so vollendet als diejenige des Menschen ansehen, so würde der Affe sprechen, wenn er dächte. Hätte die Folge seiner Gedanken Etwas mit den unsrigen gemein, so würde er unsre Sprache sprechen; hätte er aber nur Affengedanken, so würde er wenigstens mit seinesgleichen reden.

Buffon verneint allen Fortschritt in den Verrichtungen der Thiere, selbst solcher wie Biber und Biene. Da die Thätigkeiten und Aeußerungen der Thiere absolut unveränderlich bleiben, sind sie wie mechanische Resultate, rein materiell, daher der menschliche Geist grundverschieden davon, immateriell. Somit besteht zwischen dem Wesen des Menschen und der Thierheit eine Kluft, wie zwischen der geistigen Macht und der rohen mechanischen Gewalt, — und diesen ungeheuren Abstand hat die Güte des Schöpfers zwischen den Menschen und das Thier gelegt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Buffon, trotz seiner lebendigen Molecule, hier als reiner Cartesianer auftritt.

Er ist diesen Principien zeitlebens treu geblieben. Sie kehren, nachdem sie 1749 in den ersten Bänden der berühmten „Histoire naturelle" niedergelegt waren, dreißig Jahre später in den eben so gepriesenen „Epoques de la Nature" (1780) unverändert wieder. Die „Epochen der Natur" verdienen ihren Ruf, weil sie der erste Anlauf zu einer systematisch angelegten Geologie, einer Geschichte der Erde sind. Wenn ich vorher von den schüchternen Versuchen Buffon's sprach, rationalistisch zu sein, so rechne ich hierher seine Auslegung der biblischen Schöpfungslegende, wo er das schon vor ihm von de Maillet erfundene und seitdem so vielen Interpreten willkommene Auskunftsmittel anwendet, die Schöpfungstage für geologische Perioden zu erklären. Er geht daran, wie er sagt, mit einem aufgeklärten Respect. Moses habe im Volkston gesprochen, so wie es der Fassungskraft seiner noch sehr beschränkten Landsleute angemessen.

Eine Folge der Annahme der lebenden organischen Molecule ist, daß für Buffon die Idee der Entwicklung aus dem Einfachen verschlossen blieb. Gerade die riesenhaften Thiere gelten ihm als die ältesten. Die Natur, lehrt er, war damals noch in ihrer ersten Kraftblüthe und bearbeitete die organische Materie mit einer intensiveren Thätigkeit in einer heißeren Temperatur. Die organische

Materie war mehr vertheilt, weniger mit anderen Stoffen verbunden und konnte selbst zu größeren Massen sich zusammenfügen. Daher das Vorherrschen riesenhafter Hervorbringungen in jener ersten Altersstufe der Erde.

Den Schluß der Schöpfungen bildet, so lehrt die Naturforschung ebenfalls in Uebereinstimmung mit der Offenbarung, der Mensch, welcher, mit Fortbildungsfähigkeit begabt, durch seine Hilflosigkeit im Kampfe mit der Umgebung zum Fortschritt gezwungen wurde. Buffon krönt sein Werk, indem er trefflich auseinandersetzt, wie der Mensch durch künstliche Zuchtwahl sich die Nutzpflanzen und Hausthiere erzogen und damit gewissermaßen abgeleitete Arten (espèces secondaires) geschaffen habe.

Die Erfolge, welche Buffon bei den von ihm so zart behandelten Theologen erntete, entsprachen seinen Erwartungen keineswegs. Er hatte dem durch seine glasigen Eigenschaften ausgezeichneten Kiesel hinsichtlich der Schichtenbildung der Erde eine große Rolle zugeschrieben. Mit Beziehung hierauf veröffentlichte der Lazaristenpater Abbé Royou vom Collége de Louis le Grand ein Werk, betitelt: „Die gläserne Welt zu Staub zermalmt“ (Le monde de verre réduit en poudre), worin in unbarmherziger Weise, und zum Theil recht witzig, die Hypothesen Buffon's bekrittelt und gegeißelt werden.

Was Buffon der Naturforschung wirklich geleistet, wurde schon angedeutet. Seine Träumereien von dem inneren Modell und den organischen Molecülen mit der darauf gebauten Theorie der Ernährung und Fortpflanzung konnten in den Jahrzehnten, wo Albrecht von Haller die Experimental-Physiologie schuf, nicht durchschlagen. Jedoch die Aufstellung, daß die Natur nach einem dessin primitif, einem Grundplane in der Hervorbringung der Organismen arbeite, wofür er den factischen Beweis auch schuldig geblieben, forderte zur Prüfung der Thatsachen heraus und wurde die leitende Idee für Zoologie und vergleichende Anatomie. Sie hatte ihre Schuldigkeit gethan, nachdem sich durch Lamark's und Cuvier's Arbeiten ihre gänzliche Unzulänglichkeit offenbart.

Aber unsre Encyclopädisten? Wir wollten uns darüber unterrichten, welche naturwissenschaftlich beglaubigte Thatsachen ihnen für ihr System verwerthbar vorlagen. Und was haben wir gefunden? Wir sahen, daß Buffon von den niedrigen und unvollkommensten Organismen, mit deren ununterbrochener Stufenfolge er so freigebig um sich warf, äußerst wenig wußte. In der Regel muß ihm das Corallenthier oder der Polyp, von dem er eine, wenn auch sehr kümmerliche, doch noch faßliche Vorstellung hat, das Corallenthier schlechthin aushelfen. Diderot und Genossen konnten daher bei der Naturforschung, als deren vorzüglichste Repräsentanten Buffon und sein Mitarbeiter Daubenton galten, nur eine höchst leichte Anleihe bezüglich des thatsächlich Feststehenden machen und kaum etwas Anderes davon tragen, als die Versicherung, daß die Glieder der organischen Natur, die Arten, in unmerklicher Stufenfolge sich an einander reihten.

Wer aber bei dieser, der eigenen, wenn auch nur laienhaften Wahrnehmung entsprechenden Versicherung ein consequenter, nicht um Rücksichten besorgter oder im Glauben befangener Denker war, mußte weiter gehen. Das that in Bezug auf den Dualismus von Körper und Geist, wie ihn Descartes gelehrt, schon

La Mettrie vor Buffon. Sollten die Thiere Maschinen sein ohne Geist, im Menschen aber der geistige Theil durch unmittelbare göttliche Leitung auf den Mechanismus des Körpers wirken, so lehrte La Mettrie dagegen: es gibt gar keine von der Materie verschiedene geistige Substanz, und erscheinen Euch die Thiere als Maschinen, so ist auch der nur gradweis vom Thier verschiedene Mensch eine Maschine. Dies auszusprechen war viel weniger eine Frechheit als Zeugniß eines moralischen Muthes.

Und so heben sich auch die Lehren unserer Encyclopädisten über die Grundlagen des zu ihrer Zeit wissenschaftlich Feststehenden empor und sind, wofür wir sie schon erklärt, kühne, zum Theil wunderbar treffende Speculationen. Mit dem bloßen, die Beobachtung ausdrückenden Gedanken der Reihenfolge war, wo es sich um die Erklärung handelte, nichts anzufangen; Alles mit dem Gedanken der Entwicklung, womit die Reihenfolge zur Nothwendigkeit wird. Goethe beklagt sich, daß ihm und seinen Straßburger Freunden Holbach mit seiner Lehre von der Naturnothwendigkeit Unbehagen verursacht habe; warum denn nicht auch, habe man sich gefragt, das Dasein Gottes eine Nothwendigkeit? Aber die Existenz Gottes wurde ja von den Gegnern der Encyclopädisten aus der Existenz der Natur bewiesen, insofern sie an sich als nicht nothwendig, sondern nur zweckmäßig erschien, und Goethe übersah, daß für die Encyclopädisten, so weit sie Naturphilosophen waren, die Nothwendigkeit der Existenz des persönlichen Gottes entfiel, sobald ihnen die Naturerscheinungen in ihrer gesetzmäßigen Nothwendigkeit einleuchteten. Wer die Ursachen des Donners kennt, sucht nicht mehr den ergrimmten Zeus hinter der Wolke.

Durch die Wahrnehmung, daß Goethe schon so früh von der Bewegung der Geister in Frankreich berührt wurde, werden wir aufgefordert, nach dem Wiederhall zu hören, den jene Verkündigungen über das Wesen der Organismen in Deutschland fanden. Auf Kant, den gewaltigen selbständigen Denker, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Aber mit der Nennung Goethe's sind wir gerade an den Rechten gekommen, wie allbekannt, und mit ihm macht Herder Anspruch, den großen Gedanken der Entwicklung und der Einheit im All freisinnig erfaßt zu haben. Er hat ihn den Deutschen sogar früher mitgetheilt als Goethe, schon 1784 in den ersten Büchern der „Ideen zur Geschichte der Menschheit". „Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere"; so sagt er, nicht: „Der Menschen Ahnen sind die Thiere". Der Mensch „ist das letzte Schoßkind der Natur, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwicklungen und Revolutionen vorhergegangen sein mußten". Herder betrachtet Pflanzen, Thiere und Menschen als Producte der Naturverhältnisse, läßt das Lebendige mit den niedrigsten Organismen beginnen aus unorganischen Elementen, „da" — wie er sagt — „in der ganzen Natur die Materie früher als die organisirte lebendige Form erscheint." „Hätten wir einen Sinn, die Urgestalten und ersten Keime der Dinge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten Punkt die Progression der ganzen Schöpfung gewahr werden."

Ich finde im ganzen Herder'schen Werke keine Stelle, aus der hervorginge, daß Herder an eine wirkliche Umwandlung der Arten gedacht habe. Im Gegentheil sagt er (I. Band, 3. Buch), daß kein Geschöpf, das wir kennen, aus seiner

ursprünglichen Organisation gegangen sei, und, „wäre der Mensch ein vierfüßiges Thier, wäre er's Jahrtausende lang gewesen, er wäre es sicher noch".

Um so auffallender ist eine Aeußerung von Charlotte von Stein in einem Briefe an Knebel vom 1. Mai 1784. „Herder's neue Schrift macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Thiere waren; was nun die Natur weiter aus uns stampfen wird, wird uns wol unbekannt bleiben. Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen und jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant." Wie kommt Frau von Stein dazu, weiter zu gehen als Herder, wenn sie es nicht von Goethe hat? Also hätte Goethe sich Diderot angeschlossen, mit dessen Schriften er vertraut war! Bekanntlich will Haeckel in Goethe einen fast ebenbürtigen Vorgänger Lamark's und Darwin's verehrt wissen. Auch ist es vielleicht dem Einen und Anderen der Leser bekannt, daß ich darüber mit Haeckel in einem freundschaftlichen Streit stehe, indem ich die Behauptung aufgestellt und bewiesen zu haben glaube, Goethe sei über die allgemeine verschwommene Typusidee seiner Zeit, oder richtiger gesagt Buffon's, nicht hinausgekommen. Nachdem ich auf die gewiß sehr interessante Mittheilung der Stein aufmerksam geworden, möchte ich die Wahrheit in der Mitte suchen. Goethe hat, das scheint mir jetzt allerdings unabweislich, die factische Artumwandlung und die Abstammung des Menschen von thierischen Vorfahren bedacht und erwogen. Wäre ihm aber die Vorstellung der Umgestaltung des Thieres in den Menschen in der Art annehmbar und unabweisbar erschienen, wie seinen französischen Zeitgenossen und den heutigen Anhängern der Descendenzlehre, so würde er sie wol auch einmal öffentlich in seinen Schriften über Naturwissenschaft, welche sämmtlich später erschienen, klar und deutlich, wie jene oder wie Frau von Stein, bekannt haben. Das hat aber Goethe, der doch sonst gegenständlich zu sprechen wußte, nie gethan. Er hat sich nie zu den unzweideutigen, kühnen und großartigen Prophetismen Diderot's erhoben. Und es läßt sich angeben, warum. Weil seiner Natur die Verfolgung dieses Standpunktes, in welchem der Bruch mit allem als unantastbar Ueberlieferten schon unausbleiblich vorgebildet liegt, nicht sympathisch war; weil ihm ein gemäßigter Pantheismus, die Verknüpfung der Erscheinungen in Welt und Individuum ohne das Bedürfniß des Fortschreitens bis zum letzten mechanischen Grunde, genügte und er den mit diesem Fortschreiten verbundenen äußersten Conflict mit einem großen Theile der Mitwelt vermied.

Was in dem Goethe-Herder'schen Kreise über den Zusammenhang und das Wesen der organischen Natur gesprochen und geschrieben wurde, ging, scheint mir, für das lebendige Bewußtsein der Zeitgenossen großentheils verloren, oder mußte ihnen als bloße poetische Verklärung der nicht hinlänglich erforschten Thatsachen erscheinen. Herder hatte von der vergleichenden Anatomie die hohe Meinung, „daß mit ihr unser Verstand dem durchdenkenden, weil umfassenden Verstande Gottes nachzudenken wage" (Ideen I. 2), eine Idee, die Goethe fast wörtlich reproducirt hat in dem vielcitirten:

„Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken."

Aber die vergleichende Anatomie war kaum über die ersten Anfänge hinaus, und so ist es sehr begreiflich, daß vollends die materialistischen, sich fast auf ein Nichts der Beobachtung stützenden Lehren der Encyclopädisten als bloße Ausgeburten einer wilden, frechen Phantasie galten.

Es folgt in der organischen Naturwissenschaft neben einigen vergeblichen Versuchen, die Ursachen im Pflanzen- und Thierreich zu erfassen, eine über ein halbes Jahrhundert dauernde Periode des ruhigen, oft gedankenlosen Sammelns und Beobachtens der Thatsachen. Die Periode aber, in die wir jetzt eingetreten sind, wo die organische Naturwissenschaft von der Abstammungslehre beherrscht und geistig befruchtet wird, ist, wie ich mich anderswo ausgedrückt, eine geschichtliche Nothwendigkeit. Sie wäre herangekommen, auch wenn es die Holbachs und Diderots nicht gegeben hätte. Daß diese Männer die materialistische Weltanschauung schon so formuliren konnten, daß die wesentlichsten Resultate der heutigen sogenannten monistischen Naturforschung wie bloße Wiederholungen von damals erscheinen, ist nur ein Beleg dafür, wie einfach im Grunde diese Dinge sind. Das Neue in dieser Wiederholung ist der Inductionsbeweis, welcher darin gipfelt, daß die naturhistorische Art ein von Zeit und Umständen Abhängiges, ein Veränderliches ist.

Auch das Menschengeschlecht verändert sich und zwar, wie die Natur in ihrer Gesammtentwickelung, zum Besseren. Unsere höchste Weisheit ist, diese auf natürlichen Vorgängen beruhende Veränderung und Fortschrittsfähigkeit in Geschichte und Gegenwart zu erkennen, und unser Idealismus wird sich darin bethätigen, daß der Einzelne in dem großen Ringen nach Vervollkommnung einen guten Kampf kämpft.

Die Lage im Orient.

Von * * * *

Langsam, aber unaufhaltsam, zieht seit dem Hochsommer des vorigen Jahres im Osten Europa's ein Gewitter herauf, welches sich in einer Weise entladen kann, die unsern Welttheil, und nicht nur diesen, auf das tiefste erschüttern müßte. Die orientalische Frage geht, wenn auch nicht ihrer Lösung, so doch mit großen Schritten einer Explosion entgegen, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind. Und so alt die Frage selbst ist, so mannigfache Phasen sie durchlaufen hat, so hat sie doch heute einen besonderen Charakter, sie ist nicht mehr das verhältnißmäßig beschränkte Object, um das es sich noch beim Krimmkrieg handelte: sie reicht von Pesth bis Peking; wenn der Kampf an der Donau oder im Schwarzen Meer beginnt, so weiß Niemand, wo er enden wird. Vergeblich sucht man sich damit zu beruhigen, daß alle Großmächte den Frieden wollen; Niemand bezweifelt dies, aber die erklärteste Friedensliebe kann nichts helfen, wenn der Conflict in den Dingen selbst liegt. Das wissen die Minister und Diplomaten auch sehr wohl, welche über die der Pforte gegen den Artikel 9 des Pariser Friedensvertrages von 1856 aufzunöthigenden Reformen unterhandeln, und wenn sie dabei das Lächeln der römischen Auguren unterdrücken, so ist es nur, weil auch diese ersten Züge in dem beginnenden Schachspiel eine gewisse Bedeutung mit Hinblick auf die künftige Action und die Stellung der Mächte zu einander haben. So mag es wol verlohnen, sich durch einen raschen Ueberblick für die Ereignisse zu orientiren, welche, wenn auch nicht unmittelbar, so doch in nicht ferner Zeit zu erwarten sind.

I.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestand die orientalische Frage darin, daß man vor den Türken zitterte, welche über das östliche Europa verheerend hereingebrochen waren, sich auf der Balkaninsel festgesetzt hatten, und gegen die man, wie einst gegen die Hunnen, den göttlichen Schutz anflehte.*) Diese

*) Luther, „Ein Kinderlied zu singen wider die zween erzfeinde Christi und seiner heiligen kirchen, den papst und den türken. 1542. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, und steur des papsts und türken mord" ꝛc.

Epoche schließt mit den Siegen Prinz Eugen's, obwol man noch in unserm Jahrhundert im Bürgereid mancher deutschen Städte versprach, „getreulich Schoß- und Türkensteuer" zu bezahlen. Verhältnißmäßig sehr bald darauf begannen, wenn auch nicht die Völker, so doch viele Cabinette, für die Türken zu zittern, d. h. vor den Störungen des europäischen Gleichgewichtes zu bangen, welche die Schwäche der Pforte gegenüber der reißend wachsenden Macht Rußlands herbeizuführen drohte. Die Beziehungen der Russen zur Balkanhalbinsel sind sehr alt, 943 schloß Igor, Fürst von Kiew, einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit dem byzantinischen Kaiser Romanos, in dem noch, neben dem Christengott, Perun als der Gott der andern contrahirenden Partei aufgeführt wird. Igor's Gemahlin, Olga, aber ließ sich in Konstantinopel taufen, ein Jahrhundert darauf war das Christenthum in Rußland festgewurzelt, und von da ab beginnen Heirathen zwischen der russischen Dynastie und denen des Abendlandes. Daß die ersten Bischöfe durch den Patriarchen von Constantinopel geweiht wurden, lag in der Natur der Sache; sehr bald aber strebten die russischen Herrscher, dieser Abhängigkeit ein Ende zu machen, und dies ward kurz nach dem Sturz des oströmischen Kaiserthums durchgeführt, indem 1588 der Erzbischof zum Patriarchen „aller Länder des Nordens" erhoben ward; es ward dabei verkündigt, das alte Rom sei der Ketzerei verfallen, das neue sei in den Händen der gottlosen Muselmänner, Moskau sei das dritte Rom. Peter der Große hob 1699 diese höchste Würde als unnütz für die Kirche und nachtheilig für die Alleinherrschaft des Landesherrn auf, erklärte der Geistlichkeit „Ich bin euer Patriarch" und setzte den von ihm selbst ernannten Synod ein; die Cäsaropapie war damit vollendet.

Bis dahin waren die directen Beziehungen Rußlands zur Pforte spärlich gewesen; mühsam rang es sich von dem tatarischen Joche los, hatte dann schwere Kämpfe mit dem Khan der Krimm zu bestehen, aber allmälig befestigte sich die russische Herrschaft, 1681 wurde den Kosacken der Don bis in's Asow'sche Meer für die Fischerei geöffnet. Mit Peter beginnt eine neue Aera; wenn er das eroberte Asow wieder herausgeben mußte, um das schwedisch-türkische Bündniß unschädlich zu machen und so die Ostseegrenzen behaupten zu können, so erreichte er doch durch den Ewigen Frieden von 1720 (Art. 12), daß die Pforte sich mit Rußland verband, eine einheitliche Erbmonarchie in Polen nicht zu dulden. Außerdem aber benutzte er die inneren Wirren Persiens, um dessen Provinzen am Kaspischen Meere „zur Sicherheit der russischen Grenzen in Schutz zu nehmen", d. h. einzuverleiben, und andererseits den Haß der Türken gegen die ketzerischen Schiiten, um die Zustimmung der Pforte zu einem förmlichen Theilungsvertrag Persiens, den er mit den Afghanen schloß, zu erwirken. Vereitelte nun auch Nadir-Schah diesen Plan, so blieb doch die tiefe Entzweiung der beiden großen Reiche des Islam. Die nächsten Jahrzehnte verflossen ruhig. Die Pforte wußte die Bedeutung einer Allianz mit Preußen im siebenjährigen Kriege und mit Polen, um dessen Theilung zu hindern, nicht zu würdigen, und als sie sich endlich zu spät 1768 zum Kriege gegen Rußland ermannte, führte sie denselben so unglücklich, daß sein Ende, der Friede von Kutschuk-Kainardji, den Beginn des Verfalls der türkischen Macht bezeichnet. In diesem Vertrage gab zwar Katharina die gemachten Eroberungen mit Ausnahme von Asow,

Kinburn, Jenikale und Kertch heraus, aber erreichte die Unabhängigkeit der Tataren der Krimm, des Kuban u. s. w., und eine ziemlich weitgehende Autonomie der Donaufürstenthümer; die Fürsten derselben werden im italienischen Original sicher nicht ohne Absicht sovrani genannt, und dem russischen Gesandten bei der Pforte wird das Recht zugestanden, je nachdem die Umstände es erfordern, zu ihren Gunsten Vorstellungen zu machen, welche mit gebührender Rücksicht aufgenommen werden sollen. Das gleiche Recht haben die Gesandten hinsichtlich einer öffentlichen russisch-griechischen Kirche, die der hohe Hof von Rußland in der Straße Bey-Oglu erbauen darf und die unter ihrem Schutze steht. Der christlichen Religion überhaupt und deren Kirchen im türkischen Reiche wird vollständiger Schutz (una ferma protezióne) versprochen; wer sich in einem der beiden Staaten eines schweren Verbrechens, oder des Ungehorsams, oder des Verraths schuldig gemacht, darf im anderen nicht aufgenommen, sondern soll vielmehr ausgeliefert oder doch ausgewiesen werden, wenn er nicht in Rußland den christlichen, in der Türkei den mohammedanischen Glauben angenommen, damit nicht durch solche Uebelthäter eine Entfremdung oder unnütze Streitigkeiten zwischen beiden Reichen entstehen. Diese Bestimmungen erwiesen sich als überaus entwickelungsfähig. Aus der versprochenen Unabhängigkeit der Tataren ging zunächst die Einverleibung der Krimm, des alten Sitzes der Herrschaft des Schwarzen Meeres, hervor, den Genua so lange siegreich behauptet. Das Manifest, durch welches Katharina die Einverleibung ankündigte, ohne der Pforte nur eine Mittheilung darüber zu machen, erklärte diesen Schritt als nothwendig, da die „Unfähigkeit der Tataren, die Früchte der Freiheit zu schmecken", Rußland beständigen Reibungen und Kriegsgefahren mit der Türkei aussetze. Vergeblich waren die Bemühungen des französischen Ministers Vergennes, die anderen Mächte zum Einschreiten hiergegen, oder doch wenigstens zur Forderung der Neutralisirung des Schwarzen Meeres zu bewegen. Mit der den Whigs eigenthümlichen Unfähigkeit für auswärtige Politik erklärte Fox, England fürchte eine neu entstehende russische Seemacht nicht, übrigens sei es zu spät, die Kaiserin wolle einmal die Krimm haben; sie konnte sich in der That rühmen, daß sie, die als arme Prinzessin nach Rußland gekommen, diesem die Perle des Reichs als Mitgift zubringe. Das Recht, hinsichtlich jener griechischen Kirche Vorstellungen zu machen, und das Versprechen der Türkei, der christlichen Religion überhaupt Schutz zu gewähren, wurden so verschmolzen, daß der Kaiser Nicolaus behauptete, ein vertragsmäßiges Recht zu haben, die Interessen der griechischen Christen in der Türkei zu überwachen (surveiller), und aus den Vorstellungen zu Gunsten der Donaufürstenthümer entwickelte sich allmälig eine Schutzherrschaft über dieselben.

Zunächst gab der Friede von Jassy (1792) Rußland den Dniestr als Grenze gegen die Türkei, sodann wandte es seine ganze Kraft gegen Polen. „La destruction de la Pologne comme puissance politique, forme l'histoire politique de la Russie presque tout entière," schrieb Pozzo di Borgo 1814 an den Kaiser Alexander.*) Bis zur ersten Theilung hatte man dies Ziel verfolgt, indem man

*) Mémoire sur la question concernant le sort et le gouvernement futur de la Pologne, (abgedruckt bei Sirtema de Grovestins „Le Congrès de Vienne et le Congrès de Paris." Paris, 1856, der das Actenstück von Fürst Adam Czartoriski erhielt).

Polen in immer vollständigere Abhängigkeit brachte, aber als Staat bestehen ließ; Katharina schritt zur Eroberung selbst. Sie konnte dieselbe zwar nicht allein vollziehen, aber sie compromittirte Oesterreich und Preußen durch untergeordnete Theilnahme an der Action und Beute, hielt beide in gegenseitiger Eifersucht einander fern und brachte sie in Abhängigkeit von Rußland. Friedrich der Große mußte zu der ersten Theilung die Hand bieten, weil er in seiner Isolirung nach dem siebenjährigen Krieg auf die Allianz Rußlands angewiesen war und die Herstellung eines territorialen Verbands zwischen Schlesien und Preußen sich nothwendig erwies; aber er bewahrte dabei seine Selbständigkeit, und Katharina war froh, als der Mann die Augen schloß, welcher wol der Freund, aber nicht der Sklave Rußlands sein wollte. Mit seinem Nachfolger und dem unstät springenden Josef II. hatte sie leichteres Spiel, als mit Friedrich und Kaunitz. Die Verwickelung der deutschen Mächte in die Revolutionskriege boten Rußland das Mittel, sein Ziel thätiger zu verfolgen; mit der dritten Theilung war es erreicht. Aber jene Kämpfe gaben ihm auch die Möglichkeit, diejenige Regierung für seine Interessen in Bewegung zu setzen, welche in letzter Instanz seinem zweiten Ziele, der Ausbreitung seiner Macht auf Kosten der Türkei, besonders widerstreben mußte. In dem großen Kampfe, den England mit Aufbietung aller Kräfte für die Freiheit Europa's führte, war es genöthigt, alle anderen Gesichtspunkte dem einen, der Besiegung des revolutionären und napoleonischen Frankreichs, unterzuordnen. Man kann ihm deshalb keinen Vorwurf daraus machen, daß es Rußland gegen die Pforte unterstützte, als diese sich zu Feindseligkeiten gegen das erstere durch den französischen Gesandten Sébastiani drängen ließ, welche die russischen Streitkräfte theilen und Oesterreich mit Rußland, das die Moldau besetzte, in Conflict bringen sollten;*) ebenso wenig daraus, daß es den Russen zu dem Frieden von Bukarest (1812) verhalf, welcher Bessarabien und den Pruth von da, wo er in die Moldau tritt, bis zu seiner Mündung in die Donau Rußland gab, ferner das linke Ufer der Donau bis Kilia als Grenze festsetzte, also Rußland zum Donauuferstaat an einer der wichtigsten Strecken des Stromes machte; daß es endlich auch den Frieden von Gulistan (12. Oct. 1813) vermittelte, durch den Rußland alle von Persien im Süden des Kaukasus gemachten Eroberungen behielt und das alleinige Recht, Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meere zu halten, erlangte.

Aber freilich dauerte Englands Connivenz gegen Rußland im Orient auch nach Napoleon's Sturze fort. Klug wußte zunächst das Petersburger Cabinet die griechische Erhebung und die Sympathieen, welche sie in Europa fand, auszubeuten. Der politische Vertreter der Philhellenen in England, Lord Erskine, der in seinem Sendschreiben an den Grafen Liverpool (1822) die Vertreibung der Türken aus Europa befürwortete, übersah dabei allerdings nicht die Gefahr, daß Englands Passivität die Griechen in Rußlands Arme treiben müsse und schließlich zu einer Theilung der Türkei, wie der polnischen, führen könne, bei

*) Thiers, Consulat et Empire, livre 26, Nov. 1807. „Ordre fut donné au général Sébastiani de ne rien négliger pour allumer une conflagration qui s'etendit des Dardanelles aux Louches du Danube."

der Großbritannien leer ausgehen und sich im Mittelmeer Rußland gegenüber in der traurigsten Lage (miserably helpless) befinden würde. Aber Canning, von der Besorgniß beherrscht, daß Rußland die griechische Frage benützen möchte, um seine speciellen Pläne gegen die Türkei zu verfolgen, sah nicht ein, daß er dem am besten durch eine energische Intervention zu Gunsten Griechenlands zuvorkommen würde, und Chateaubriand hielt an der russischen Allianz fest, weil er von ihr die Rheingrenze von Straßburg bis Köln und die Erwerbung von Niederlassungen im Archipelagus hoffte.*) So blieb Metternich, der die Gefahr richtig sah, aber ihr nicht entgegenzutreten wagte, sondern ihr auszuweichen suchte, wie Pozzo di Borgo richtig voraussagte,**) isolirt, der Fürst Lieven wußte das englische Ministerium stufenweise zu den Wünschen seines Gebieters hinzuführen,***) und wenn der englische Minister mißtrauisch ward, so verfehlte eine leise Drohung Nesselrode's, dann einseitig zu interveniren, ihre Wirkung nicht.†) In Paris sorgte Pozzo dafür, daß Frankreich auf richtigem Wege blieb und die gefährliche Idee Villèle's, den Status quo des ottomanischen Reichs zu garantiren beseitigt ward. So kam man zuerst zum Tripel-Vertrag vom 6. Juli 1827, welcher den streitenden Theilen einen Waffenstillstand octroyirte; da die Pforte sich dem nicht unterwarf, zu dem „untoward event" von Navarino und schließlich zum Protokoll vom 3. Februar 1830, welches ein unabhängiges Griechenland unter einem souveränen Fürsten stipulirte. Die englischen Staatsmänner glaubten der Pforte zu dienen, wenn sie das ihr zugemuthete Opfer möglichst gering zu bemessen suchten; Prinz Leopold war klüger, er lehnte die griechische Krone schließlich ab, weil man ihm „die Mittel des Gelingens unverständig abgeschnitten" (Brief an Stein, Pertz VI, 2, 870), Rußland allein erreichte seinen Zweck, die Pforte zu schwächen und doch Griechenland nicht zu einem wirklich selbständigen und lebensfähigen Staat werden zu lassen, welcher seine Pläne hätte kreuzen können.

Inzwischen hatte Rußland seine unmittelbaren Interessen der Türkei gegenüber nicht vernachlässigt. Als Admiral Tschitschagow den Bukarester Frieden abgeschlossen, schrieb er dem Kaiser Alexander, derselbe könne nur als ein Durch-

*) Mémoire adressé à Mr. de la Ferronnays. Rome 1829.

**) Depêche du 16. Oct. 1825. Notre politique nous commande de nous montrer à cette dernière (l'Autriche) sous un aspect terrible et de la persuader par nos préparatifs, que, si elle fait un mouvement contre nous, elle verra éclater sur sa tête un des plus grands orages qu' elle ait encore essuyés. Die ganze Depesche gibt eine meisterhafte Darstellung der Lage vom Gesichtspunkt Rußlands und zeigt die Ueberlegenheit seiner selbstbewußten Diplomatie. (Recueil de documents relatifs à la Russie. Paris 1854. p. 443.)

***) Depêche du Cte. Nesselrode au Prince de Lieven, Ambassadeur à Londres. „Le langage actuel du ministère Brittanique prouve assez que vous savez le conduire graduellement au but des voeux de l'Empereur." ibid. p. 266.

†) Dépêche très réservée à M. de Ribeaupierre, Envoyé de la Russie à Constantinople 11. Janvier 1827. M. de Lieven est autorisé à laisser comprendre que ne pouvant admettre la prolongation indéfinie des troubles du Levant, nous serions obligés de les terminer séparément. Aussitôt que la Grande-Bretagne a entrevu en nous les seuls arbitres des destinées de ce pays (la Grèce), elle n'a jamais manqué de nous offrir une coopération qui devenait dès lors empressée et sincère. (Portfolio 3, p. 120.)

gangsstadium betrachtet werden (une transaction éphémère), „er kann uns nur nützlich werden, indem er einen neuen Bruch herbeiführt." *) Dieser Bruch sollte nicht lange auf sich warten lassen. Nachdem Rußland Persien, wiederum durch Englands Vermittlung, Erivan und Nakhitchevan im Frieden von Turkomantschaï (1828) abgenommen, wandte es sich gegen die Pforte in einem Feldzuge, der mit dem Frieden von Adrianopel, 14. September 1829, endete. Er gab Rußland den Rest der Inseln und Mündungen der Donau, bedeutende Neuerwerbungen am Kaukasus, wie einst bei der Krimm, unter dem Vorwand, den Einfällen der Tscherkessen (peuplades limitrophes) ein Ende zu machen, wichtige Vorrechte für Handel und Schifffahrt seiner Unterthanen, bestätigte das russische Interventionsrecht in den Donaufürstenthümern und sicherte Serbiens Autonomie. Das Merkwürdigste aber war, daß Rußland diesen neuen Sieg keineswegs durch seine Waffen errang; vielmehr befand sich seine Armee in der traurigsten Lage, man war erstaunt über die Widerstandsfähigkeit der Gegner. „Der Kaiser," schrieb Pozzo, „hat das türkische System auf die Probe gestellt, er hat es im Beginne einer bisher nicht vorhandenen physischen und moralischen Organisation gefunden. Konnte der Sultan, nachdem er seine Reformen kaum begonnen, einen so lebhaften und regelrechten Widerstand entgegensetzen, wie furchtbar würde er uns geworden sein, wenn er Zeit gehabt hätte, dieselben zu befestigen." Wenn Rußland gleichwol einen so vortheilhaften Frieden erhielt, so war es das Werk seiner und der preußischen Diplomatie. Karl X. ermuthigte es zur Expedition gegen Algier und trennte es eben dadurch von England, auf die russische Allianz baute außerdem Frankreich seine Hoffnung auf die Rheingrenze. „J'ai trouvé le roi fermément résolu à identifier la politique extérieure de la France et de la Russie," schrieb der russische Gesandte in Paris;**) auf das dringendste empfahl deshalb Frankreich in Constantinopel die Annahme der russischen Bedingungen als einzige Rettung. Metternich allerdings gab sich keiner Täuschung hin, aber wagte wiederum nicht zu handeln, weil er von einem großen Kriege neue Umsturzmachinationen der Liberalen in Europa fürchtete. Außerdem hatte Karl X. erklärt, er werde gegen Oesterreich marschiren lassen, sobald es Rußland angreife. England ließ sich von Lieven einschläfern; das Einzige, wozu Wellington sich mit Metternich einigte, war, gemeinsam bewaffnet einzuschreiten, falls Constantinopel durch die Russen ernstlich bedroht werde. Daran aber dachten letztere gar nicht, sie waren froh, als es dem Bevollmächtigten Preußens, dessen gute Dienste der Kaiser Nicolaus angerufen hatte, gelang, den Frieden zu vermitteln. Wesentlich der Geschicklichkeit des Feldmarschalls von Müffling ist es zu danken,***) daß Rußland nicht blos aus seiner militärischen Verlegenheit kam, sondern noch Vortheile errang, welche Graf Nesselrode in einer Depesche an den Großfürsten Constantin vom 12. Februar 1830 in folgender Weise zusammenfaßte: „Die Bedingungen des Friedens von Adrianopel haben Rußlands Ueber-

*) Tschitschagow, Mémoires inédits. Campagnes de la Russie en 1812 contre la Turquie, l'Autriche et la France. Berlin 1855.

**) Matuszewicz, der in außerordentlicher Mission nach Paris gesandt war, Lettre au Cte. Nesselrode. (Documents p. 616.)

***) Müffling, Aus meinem Leben. 2. Aufl. Berlin 1855.

gewicht in der Levante verstärkt, seine Grenzen verbessert, seinen Handel befreit, seine Rechte und Interessen gesichert. Es hing nur von unsern Armeen ab, auf Constantinopel zu marschiren und das türkische Reich zu stürzen; keine Macht hätte sich dem widersetzt, keine unmittelbare Gefahr uns bedroht. (Müffling's Bericht sieht die Sache etwas anders an.) Aber nach der Ansicht des Kaisers war der Bestand dieser Monarchie, die darauf angewiesen ist, unter dem Schutz Rußlands zu existiren und nur nach seinen Wünschen zu leben, für unsere Interessen vortheilhafter, als jede neue Combination, die uns genöthigt hätte, entweder unser Gebiet durch Eroberungen zu sehr auszudehnen, oder an die Stelle des ottomanischen Reiches Staaten zu setzen, die bald mit uns an Macht, Civilisation, Industrie und Reichthum rivalisirt hätten." (Documents relatifs à la Russie p. 61. Paris 1854.) Diesen Resultaten hatte Metternich nichts, Lord Aberdeen nur eine bitterböse Depesche entgegenzusetzen („acrimonious dispatch" nannte er sie 1854 im Oberhause), deren Energie in den Worten gipfelte, Rußlands Benehmen werde einen Gegenstand der ernstlichsten Erwägung für alle Mächte bilden, die aber eine so große Unkenntniß der Verhältnisse zeigte, daß es Lieven leicht war, ihr eine überlegene Abfertigung angedeihen zu lassen.

Rußland sollte nicht lange auf eine weitere Gelegenheit warten, die Pforte zu gefügiger Erfüllung seiner Wünsche zu nöthigen. Durch Mohammed-Ali's Aufstand war dieselbe in die äußerste Bedrängniß gekommen, England durch die belgische Frage beschäftigt, sah achselzuckend zu, Frankreich versuchte vergeblich zu vermitteln. Dem Sultan blieb nichts übrig als sich in Rußlands Arme zu werfen und den Vertrag von Unkiar-Skelessi zu schließen (1833). Der Art. 1 desselben besagt, daß Ihre Majestäten „versprochen, sich rückhaltslos über alle Angelegenheiten, welche ihre gegenseitige Ruhe und Sicherheit betreffen, zu verständigen, und zu dem Ende sich gegenseitig materielle Unterstützung und wirksamste Hilfe zu leisten." In einem geheimen Zusatzartikel aber sagte Rußland zu, seinerseits vorkommenden Falls materielle Hilfsleistung von der Türkei nicht beanspruchen zu wollen,*) wofür dieselbe ihre Thätigkeit zu seinen Gunsten darauf beschränkte, die Einfahrt in die Dardanellen keinem fremden Kriegsschiffe zu gestatten. Rußland also, das von der Pforte doch niemals Hilfe erwarten konnte, erreichte damit die Bürgschaft, daß seine Feinde es nicht im Schwarzen Meere angreifen durften, und der Sultan sich vertragsmäßig verpflichtete, jeden gewaltsamen Versuch dazu zu hindern; andererseits erlangte es das Recht, sich in alle inneren Angelegenheiten der Türkei zu mischen, sobald es behauptete, daß eine Frage die gegenseitige Ruhe und Sicherheit der beiden Staaten berühre. Dieser Sieg der russischen Diplomatie war denn doch den Westmächten etwas zu stark; sie protestirten in identischen Noten und erklärten, im Falle einer bewaffneten Intervention Rußlands in den inneren Angelegenheiten der Türkei, handeln zu wollen, „comme si le traité en question n'existait pas". Graf Nesselrode beeilte sich zu erwidern, daß die tiefe Bekümmerniß (profonde affliction) der beiden Mächte auf irriger Auffassung beruhe, da die Beziehungen Rußs-

*) „Voulant épargner à la Subl. Porte la charge et les embarras qui résulteraient pour elle de la prestation d'un secours matériel."

lands und der Pforte die freundschaftlichsten seien; übrigens werde Rußland in Erfüllung des Vertrages handeln, als ob die Erklärung der Westmächte „n'existait pas". Bis dahin hatte nichts das Vordringen der nordischen Großmacht aufgehalten, die selbst aus militärischen Niederlagen Vortheil zu ziehen gewußt; in dem Maße, als die ottomanische Macht sank, hatte sich die Rußlands, durch die verschiedenartigsten Umstände begünstigt, gehoben, eine strategische Position, die nach der Erwerbung der Ostseeprovinzen, Polens und Finnlands fast unangreifbar war, eine despotische und doch populäre Staatsgewalt, eine nicht künstlich gemachte, sondern organisch erwachsene Einheit von Gesellschaft, Staat und Kirche, welche seine großen Mittel stets einem Zweck dienstbar machte — das waren die Elemente, aus denen seine gebietende Stellung erwuchs. Mit Recht konnte Lieven 1825 schreiben (Documents p. 52): „L'Europe entière regarde avec effroi ce colosse, dont les forces gigantesques n'auraient besoin que d'un signe pour se précipiter sur elle". Man wünschte die Türkei als natürlichen Gegner desselben zu erhalten, jedoch die Westmächte waren uneinig, Oesterreich mißvergnügt, aber indolent; Preußen auf den Frieden angewiesen, um sich von der Erschöpfung der napoleonischen Kriege zu erholen, konnte sich nur bemühen, den latenten Antagonismus von Oesterreich und Rußland nicht acut werden zu lassen.

Indeß jene stolze Antwort Nesselrode's an die Westmächte bezeichnet doch die Höhe des Triumphes Rußlands; England und Frankreich hatten die Größe der Gefahr erkannt und näherten sich einander, das Petersburger Cabinet suchte die entente cordiale zu stören, als Thiers sein egyptisches Abenteuer machte, indem 1841 der Vertrag über die Dardanellen und gegen Mehemed-Ali zunächst ohne Frankreich, von Rußland, England, Oesterreich und Preußen geschlossen ward, aber diese Freude war von kurzer Dauer: Thiers fiel und Guizot trat dem Vertrage bei. Die Wichtigkeit desselben lag darin, daß dies der erste europäische Gesammtact in den orientalischen Dingen war, den Rußland bisher stets zu hindern gewußt hatte. Guizot griff sogar die Idee Villèles wieder auf, in den Vertrag eine Garantie der Integrität und Unabhängigkeit der Türkei zu bringen. Das setzte er nun zwar nicht gegen Rußland durch, welches früher eine derartige Bestimmung als gegen seine „droits acquis" erklärt hatte;*) man mußte sich mit einer allgemeinen Erklärung in der Einleitung über die Unverletzlichkeit der souveränen Rechte des Sultans begnügen, die freilich keine Verbindlichkeit einschloß und, wie Baron Brunnow 1853 behauptete, nichts sei als „une belle idée, ayant la même valeur que la formule: Au nom de la sainte et indivisible Trinité".**) Indeß diese schöne Idee ward doch der Ausgangspunkt der gemeinsamen Action der vier Mächte Rußland gegenüber in der Verwicklung, welche aus der Besetzung der Donaufürstenthümer entstand, und verdichtete sich bereits in der ersten

*) Dép. très réservée du Cte. Nesselrode au Pce. de Lieven. 9. Janv. 1827. „V. E. aurait grand soin de n'admettre nulle garantie de ce genre dans aucun cas et sous aucun prétexte. C'est un ancien et invariable principe de notre politique de ne pas laisser s'établir entre nous et les Turcs cette espèce d'intervention des cours étrangères, qui justifierait une garantie semblable." (Portfolio 5, p. 348.)

**) Mémorandum présenté au Cabinet Anglais le 25. Mai.

Wiener Conferenz vom 5. December 1853 zu der Erklärung: „L'existence de la Turquie dans les limites que les traités lui ont assignées, est en effet devenue une des conditions nécessaires de l'équilibre européen". Die Vermittlung der Mächte führte nicht zum Ziele, den zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochenen Krieg zu beenden, in den vielmehr England, Frankreich und Sardinien mit hineingezogen wurden. Der Irrthum des Kaisers Nicolaus scheint uns nicht sowol in der Action selbst, als in den Mitteln derselben gelegen zu haben. 1844, als die Tories am Ruder waren, hatte der Kaiser bei einem Besuche in London eine Unterredung mit Sir Robert Peel und Lord Aberdeen gehabt,*) worin er den Wunsch aussprach, den mannigfachen Elementen der Auflösung gegenüber, welche in der Türkei vorhanden, den status quo dort aufrecht zu halten; bemerkte, daß in dieser Beziehung zwischen Oesterreich und ihm volle Einigkeit (perfect identity) bestehe und er Englands Anschluß wünsche, damit die drei Mächte gemeinsam die Erhaltung der Existenz des osmanischen Reiches in seinem gegenwärtigen Zustande, „so lange diese politische Combination möglich sein wird", anstrebten und sich, falls eine Katastrophe unvermeidlich werden sollte, über ein gemeinsames Handeln verständigten, um bei der Errichtung einer neuen Ordnung der Dinge ihre Interessen wie das europäische Gleichgewicht zu wahren; Frankreich müsse sich, wenn die drei einig seien, anschließen. Nach Stockmar's Aufzeichnungen**) sprach der Kaiser sich in Privatunterhaltungen noch weit offener aus, die Türkei sei im Sterben, „sie muß zusammenstürzen, Nesselrode widerspricht, aber ich bin überzeugt davon, ich will nicht einen Zoll von ihr, aber auch nicht erlauben, daß ein Anderer einen Zoll davon bekomme". Peel bemerkte, England theile den Wunsch des Kaisers, den bestehenden Zustand zu erhalten, nur hinsichtlich Egyptens sei seine Lage eigenthümlich, da eine zu mächtige Regierung dort, welche den Weg nach Indien schließen könne, ihm nicht zusagen würde. Nicolaus stellte das der Zukunft anheim und sprach nur das stärkste Mißtrauen in die Absichten Frankreichs aus; zu seiner Freude wurde denn auch das gute Vernehmen Englands mit demselben bald durch die spanischen Heirathen gründlich zerstört. In den Stürmen der Revolution von 1848—51 wuchs Rußlands Stellung außerordentlich, es stand neben England allein ungebrochen, stiftete überall Frieden, hinderte den Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, sicherte die dänische Gesammtmonarchie, schlug den ungarischen Aufstand nieder, der Czar fühlte sich als der Hort der Legitimität, als allmächtig, und glaubte die Zeit gekommen, sich mit England, mit dem allein er noch rechnete,***) über die Erbschaft des kranken Mannes zu verständigen. Es erfolgten die vertraulichen Eröffnungen an Sir Hamilton Seymour, welche an die früher aus-

*) Zusammengefaßt in einem dem englischen Cabinet übergebenen Memorandum Nesselrode's. Abgedruckt bei Jasmund, Actenstücke zur orientalischen Frage I. S. 24.

**) Denkwürdigkeiten, herausgegeben von dessen Sohn 1872. S. 397.

***) „Je désire vous parler en ami et gentleman; si nous arrivons à nous entendre sur cette affaire, l'Angleterre et moi, pour le reste peu m'importe; il m'est indifférent ce que font ou pensent les autres. Dép. de Sir H. Seymour. 23. Janvier 53. Eine Frage des Gesandten am 21. Februar, was Oesterreich sage, behandelte er als müßig, da es stets mit ihm einverstanden sei.

gesprochene Ueberzeugung vom unabwendbaren Sturze der Türkei anknüpften. So sehr ihm, sagte der Kaiser, die verlängerte Existenz des Kranken am Herzen liege, so könne er doch plötzlich sterben (nous rester sur les bras), für diesen Fall dürfe man nicht unvorbereitet sein; Serbien könne ein unabhängiger Staat unter seinem Schutz werden, wie die Donaufürstenthümer seien, auch Bulgarien; was Egypten betreffe, so habe er nichts dagegen, daß England bei einer Theilung es ebenso wie Candia nehme; im Uebrigen aber handle es sich hauptsächlich darum, festzustellen, was in diesem Falle nicht gestattet werden dürfe. Er wolle sich verpflichten, niemals dauernd Constantinopel zu besetzen, werde aber auch weder dulden, daß England oder Frankreich es nähmen, noch daß man einen Versuch zum Wiederaufbau des byzantinischen Reiches oder einer solchen Ausdehnung Griechenlands, die es zu einem mächtigen Staat erheben würde, mache; noch weniger wolle er erlauben die Zerstücklung der Türkei in kleine Republiken, Asyle für die Kossuth, Mazzini und andere Revolutionäre Europa's.

Es ist bekannt, mit welcher Loyalität und Geschicklichkeit Seymour diesem Versuch, das Ende des Kranken herbeizuführen, begegnete; der entscheidende Fehler des Kaisers aber war, daß er Frankreich nicht nur vernachlässigte, sondern seinen neuen Herrscher verletzte, indem er demselben die gleiche Stellung mit andern Souveränen weigerte. Und doch lag es auf der Hand, daß Napoleon III. nach Unterdrückung der Freiheit im Innern auf die auswärtige Politik hingewiesen war; schon 1850 hatte er den französischen Gesandten in Constantinopel, General Aupick, beauftragt, die Wiederherstellung der alten Privilegien der lateinischen Kirche, welche in der Capitulation von 1740 Frankreich zugesichert waren, zu fordern. Dies kam praktisch auf eine Vernichtung der Privilegien hinaus, welche die griechische Kirche lange unter der stillschweigenden Zulassung Frankreichs genossen. Unmittelbar nach dem Staatsstreich ward Lavalette, welcher Aupick gefolgt war, beauftragt (Dec. 1851), mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu drohen, wenn nicht die französischen Forderungen bis Anfang Februar einfach angenommen seien. Es gelang ihm, von der Pforte eine Note zu erpressen, welche die Wiederherstellung der lateinischen Privilegien zusagte und folglich die griechischen verletzte. Dabei hatte Napoleon noch keineswegs den Plan, mit Rußland zu brechen; er wollte nur den Einfluß Frankreichs heben und die Unterstützung des Clerus gewinnen, indem er, wie Drouin de Lhuys sich in einer Depesche ausdrückte, „die katholische Religion aus einem Zustande der Unterwürfigkeit befreie, der ihrer und Frankreichs gleich unwürdig sei." Nachdem er seinen Willen durchgesetzt, trat er dem Vorschlag Lord Stratford's: die lateinische und griechische Kirche auf gleichen Fuß zu stellen, ohne Zögern bei. Ja, er bemühte sich noch Ende 1852 auf das lebhafteste, durch den russischen Gesandten Kisseleff zu einer Allianz mit Rußland zu gelangen;*) erst als er vom Kaiser Nicolaus zurückgewiesen war, dieser durch die Sendung Mentschikoff's Europa herausgefordert, reifte sein Entschluß, die orientalische Frage zum Ausgangspunkt seiner Politik zu machen, die vor Allem darauf ab-

*) Russisches Archiv vom April 1871, wo Davidoff dies nach Kisseleff's mündlicher Mittheilung erzählt.

zielte, die Coalition der drei nordischen Höfe zu sprengen und sich zur Allianz mit England zu verhelfen. Diesen Plan verfolgte Napoleon mit ebenso viel Energie als Vorsicht. Da ihm vor Allem daran lag, seine Dynastie durch eine große Action zu begründen, nahm er eine Stellung, welche den Interessen Englands im Orient entsprach, und konnte eben deshalb dasselbe von einem Schritt zum andern drängen. Zu spät erkannte Nicolaus seinen Fehler und suchte Napoleon durch Anerbietungen zu gewinnen, trotz aller Abneigung Aberdeen's und Gladstone's gegen den Krieg trieb die englische Regierung in denselben. Wir haben dessen Wechselfälle hier nicht zu verfolgen; Napoleon erreichte seinen Zweck vollkommen; während die französischen Waffen siegreich waren, starb der stolze Mann, der ihm das „Monsieur mon frère" verweigert, Oesterreich ward gründlich mit Rußland verfeindet, England in die zweite Rolle zurückgedrängt, und als es sich weigerte, den Kriegsschauplatz zu erweitern,*) gegen seinen Willen zum Frieden genöthigt. Derselbe (30. März 1856) bezeichnet allerdings eine schwere Niederlage Rußlands; sein unwandelbares Princip, keine andere Macht sich in seine Beziehungen zur Pforte mischen zu lassen, war definitiv beseitigt und Collectivberathung aller Mächte an die Stelle gesetzt, die Integrität des Gebietes der Türkei und ihre Zulassung zur Theilnahme an den Vortheilen des öffentlichen Rechts und des Concerts Europa's wurden ausdrücklich sanctionirt, Rußland mußte eine Abtretung in Bessarabien machen, welche ihm die Mündungen der Donau nahm, die Schifffahrt dieses Stromes ward frei, das Schwarze Meer neutralisirt, die Autonomie der Donaufürstenthümer und Serbiens unter die Collectivgarantie der Mächte gestellt und ohne Vereinbarung derselben jede bewaffnete Intervention in beiden untersagt. Endlich ward das Recht Rußlands, sich in die innern Angelegenheiten der Türkei zu mischen, das mit dem Vertrage von Kudjuk-Kainardje angefangen und in dem von Unkiar-Skelessi seinen Höhepunkt erreicht, beseitigt; der Sultan theilte seinen Verbündeten einen Ferman mit, durch den das Schicksal aller seiner Unterthanen verbessert werden sollte, aber es ward ausdrücklich festgesetzt, daß diese Mittheilung niemals die Mächte berechtigen solle, sich in die Beziehungen der Pforte zu ihren Unterthanen, noch in die innere Verwaltung zu mischen. Gewiß war dies Ergebniß, dessen Verletzung Frankreich, England nnd Oesterreich durch Separatvertrag vom 15. April zu einem casus belli machten, bedeutend, insofern es eine Macht, die bisher im beständigen Fortschreiten gegen die Türkei gewesen war, aus manchen wichtigen Positionen verdrängte und ihr einen Damm zog. Es fragte sich nur, ob sich derselbe als haltbar zeigen werde und ob andererseits Rußland ihn nicht umgehen konnte, indem es durch andere Mittel und indirect dem Ziel zustrebte, welches es bisher unmittelbar verfolgte? Und hierfür müssen wir den Blick auf das zweite Feld der orientalischen Frage, Asien, lenken.

---

*) Zweimal schlug Napoleon England vor, die Wiederherstellung Polens innerhalb der Grenzen der Verträge von 1815 als Bedingung des Friedens zu fordern, s. Depeschen von Drouin de Lhuys vom 26. März 1855 und von Graf Walewski vom 15. Sept. 1855 an Persigny. Beidemal war die Antwort ablehnend.

II.

Die Begründung des russisch-asiatischen Reiches ging von den Kosacken aus. Schon als sie noch, von Polen wie von Rußland unabhängig, in der Ukraine und am Dniepr saßen, machten sie im Bunde mit den Tataren der Krimm mehr als einmal die Osmanen zittern. Seit sie dem russischen Reiche angehörten, lenkte dasselbe ihre unbezähmbare Expansionskraft klug gegen die östlichen nomadischen Stämme, deren reiche Länder sie besetzten, und nachdem einmal die Thore des Ural geöffnet, ergoß sich aus den Bienenstöcken des Don und der Wolga die kosackische Colonisation unaufhaltsam gegen das Meer von Okhotsk. 1544 hatte Yermak das Khanat Sibir erobert, und bereits 1644 umfaßte die russische Herrschaft in Nord-Asien ein Gebiet, das fast dem Europa's gleichkam.

Naturgemäß hatten die Ansiedler zuerst sich in den Thälern der großen Ströme niedergelassen, die von den Hochebenen Mittelasiens kommen, aber sich in's Nordmeer ergießen und deshalb sich in unwirthbare Gegenden verlieren; nur einer derselben macht eine Ausnahme, der Amür, der nach Osten in das Meer von Okhotsk durch fruchtbare Gegenden fließt; längs desselben drangen die sibirischen Colonisten vor und erreichten, die Mandschu's stetig zurückschiebend, gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Mündung; allerdings vermochten sie diese Position nicht gegen China zu behaupten. Der Vertrag von Nertchinsk (1639), dessen Unterhändler charakteristischer Weise zwei Väter der Gesellschaft Jesu waren, die damals eine Niederlassung in Peking hatte, überließ das ganze Amürbecken China, welches dasselbe 150 Jahre behauptete. In diesem Zeitraum, in welchem Rußlands Kraft durch europäische Kriege absorbirt war, wurde das ungeheure Land vom Ural bis zur Behringsstraße durchcolonisirt; es nahm viel edles Blut von freiwilligen wie gezwungenen Ansiedlern auf, seinen Einwohnern ward, abgesehen von den Strafcolonien, freiere Bewegung gegönnt, als den Bewohnern des übrigen Reiches, und die Leibeigenschaft hat dort nie bestanden. Durch den fruchtbaren südlichen Theil ging die Handelsstraße nach Hoch- und Ostasien, namentlich aber ward es für die weitern Unternehmungen Rußlands der feste Stützpunkt, von dem aus es gegen die mittelasiatischen Khanate seine Operationen begann, sobald es durch seine Eroberungen von Persien und die Beherrschung des Kaspischen Meeres die westliche Basis gefunden hatte, welche durch die nördliche Orenburg's ergänzt wird. Der erste Versuch, die Lücke zwischen den dreien auszufüllen, war nicht glücklich; die Expedition des General Peroffski gegen Khiva (1839) scheiterte vollkommen, 4000 Russen kamen dabei in den Schneestürmen der Aralsteppen um, der Rest erreichte mit Noth Orenburg. Aber das Petersburger Cabinet ließ sich dadurch keineswegs entmuthigen, sondern begann mit unermüdlicher Geduld sich den Weg durch die große Wüste Kara-Kûm zu bahnen; eine fortlaufende Reihe von Brunnen ward gegraben, Forts, um sie zu schützen, wurden errichtet, sogen. wissenschaftliche Missionen erforschten das Land. Gleichzeitig schob Rußland seine Grenzen südwärts dem Syr-Darya zu und einverleibte sich 3 Millionen Kirghisen; 1843 ward das Fort Aralsk gegründet, 1852 beherrschte eine Flotille den Aralsee; nachdem man so den Rücken durch Befestigung der Oxuslinie gedeckt, schritt man zum Angriffe. Zunächst

nahm Peroffski nach heftigem Kampf das khokanzische Fort Ak-Mesdsched, das als Fort Peroffski sehr verstärkt der Ausgangspunkt eines neuen und erfolgreichen Feldzuges gegen Khiva ward. Und während mitten im Krimmkrieg der unermüdliche General den Khan zu einem Allianzvertrag nöthigte, welcher diesen von seinem mächtigen Nachbarn vollkommen abhängig machte, drang gleichzeitig Murawieff den Amür entlang, an dem die Russen schon seit 1830 allmälig wieder Fuß gefaßt und den Chinesen unter dem Titel von Grenzberichtigungen bereits ein großes Gebiet abgenommen. Nachdem 1861 Nikolajewsk, die Hauptstadt Ostsibiriens, gegründet war, baute der General an der Mündung des Amür und der Küste eine Reihe Forts, welche dem Geschwader der Westmächte zu nehmen nicht gelang. Damit war denn die mächtige Wasserstraße gewonnen, welche, doppelt so lang als die Donau, erst die rechte Verbindung Sibiriens mit dem Meere gab; ungeheure Wälder boten Schiffbauholz und Brennstoff für die Dampfer, mittelst deren man rascher aus der Mitte Asiens nach San Francisco gelangt als von London; nördlich von der Amür-Mündung ward Ajan der Sammelpunkt der Wallfischfahrer; die Kurilen wurden annectirt, dann gegen Saghalien umgetauscht; in Japan hat Rußland seit Admiral Putiatin's Expedition festen Fuß gefaßt, und über das stille Meer reicht es die Hand hinüber seinem neuen Verbündeten unter dem Sternenbanner, dem es seine nordamerikanischen Besitzungen verkaufte.

Schon das Vordringen nach dieser Seite zeigt, daß das Motto, mit dem Fürst Gortschakoff sein Regiment antrat, „la Russie ne boude pas, elle se recueille," die Action keineswegs ausschloß. Weit energischer aber ging sie auf andere Punkte. Während die Westmächte ihre Kräfte gegen Sebastopol concentrirten, schienen sie gänzlich den Punkt zu übersehen, wo Rußland viel verwundbarer war, nämlich das kaukasische Bergland, wo die fanatisch mohammedanischen und kriegerischen Stämme der Tscherkessen, Lesghier, Abchazen u. s. w. nach heroischem Widerstand nur noch sehr unvollkommen unterworfen waren. Andrerseits bedurften Türkei wie Persien gerade gegen das schon länger russisch gewordene Transkaukasien am meisten der Vertheidigung. Wäre die Armee Omer Pascha's hinlänglich durch alliirte Truppen verstärkt, um auf Tiflis marschiren zu können, statt den Angriff der Russen auf Türkisch-Armenien abzuwarten, so wäre nicht nur Kars gerettet, sondern Persien, das lange schwankte, hätte sich den kaukasischen Bergvölkern angeschlossen, um seine anderen Provinzen wieder zu gewinnen.*)

Nachdem aber der Pariser Friede einfach den früheren Stand der Dinge hergestellt, war Rußlands erstes Ziel auf die gründliche Unterwerfung des ganzen Kaukasus gerichtet; erst nachdem dies erreicht, ging man zur weiteren Action gegen die mittelasiatischen Khanate über, die sich durch gegenseitige Feindseligkeiten schwächten. Der Emir von Bochara, Mozaffer Khan, ein fanatischer Moslem, griff Khokand an und eroberte nacheinander dessen Haupt-

*) Rawlinson, Russia and England in the East. London 75 p. 74 ff. Schamyl, der 1859 besiegt ward, hielt während des Krieges eine russische Armee von 70,000 Mann beschäftigt und erbot sich 60,000 Mann zu stellen, wenn die Westmächte 20,000 an der ihm zunächst belegenen Küste des Schwarzen Meeres landen wollten.

städte Turkestan, Taschkend und Khodschend. Man ließ ihn russischerseits gewähren, da man durch den polnischen Aufstand in Anspruch genommen; 1864 aber rückten die Russen auf einer mit dem Syr-Darya parallel laufenden Linie vor. Wie uns General Romanowski in seinen 1868 erschienenen Noten über die central-asiatische Frage mittheilt, war zunächst die Absicht, das Gebiet nördlich von Kara-Tau und den Alexander-Bergen bis zum Fort Vernoë zu annectiren. Später ging man etwas weiter, und Fürst Gortschakoff bewies in seinem Circular vom 21. November 1864, daß es für Rußland eine gebieterische Nothwendigkeit sei, eine sichere Grenze gegen die räuberischen Angriffe der Nomaden zu gewinnen. Er erklärte dabei als Rußlands Hauptgesichtspunkt, daß diese Grenze eine definitive sein müsse. Eine solche aber könne nur gewonnen werden, wenn man bis zu den südlich vom Gebirge wohnenden ackerbauenden Stämmen gehe, welche die Garantie guter Nachbarschaft gäben, was bei den Bergvölkern nicht der Fall sei; man habe die Linie daher vom See Issyk-Kul über die nunmehr genommene und befestigte Stadt Tschemkend bis an den Syr-Darya ziehen müssen. Damit sei aber auch Rußlands Ziel erreicht; jede weitere Ausdehnung müsse zu großen Verwickelungen führen.

Das Actenstück, welches zu ausführlich ist, um hier ganz mitgetheilt zu werden, ist im hohen Grade charakteristisch für die russische Politik. Bestimmt, den Argwohn zu beschwichtigen, welchen die Eroberungen in England hervorgerufen, suchte es dieselben in einer geschichtsphilosophischen Ausführung als unangenehme Nothwendigkeit zu rechtfertigen, der die kaiserl. Regierung sich wie alle civilisirten Staaten, welche mit halbwilden Nomaden in Berührung kommen, habe unterziehen müssen. Die Zurückweisung der Plünderungen und Angriffe führe zu neuen Expeditionen und der Errichtung befestigter Punkte, die dann wieder zu vertheidigen seien; man finde sich in einem Zustande, wie die Vereinigten Staaten gegen die Indianer, Frankreich in Algier, Holland in Borneo, England in Indien, entweder müsse man das eigene Gebiet preisgeben oder weitergehen. „C'est donc toujours à recommencer!" Und in der That, wenige Monate nachdem die russischen Diplomaten angewiesen waren, die irrigen Vermuthungen zu widerlegen, als suche Rußland Eroberungen, die doch nur seine innere Entwickelung stören könnten, hatte General Tschernayeff jene definitive Grenze überschritten und marschirte auf Taschkent, den Stapelplatz des mittelasiatischen und chinesischen Handels, das am 27. Juni 1865 genommen ward. Die Aeltesten der Stadt brachten Brod und Salz auf silberner Schüssel und baten um Erlaubniß, Unterthanen des weißen Czaren zu werden. „Ein Meer kann nicht zwei Meere enthalten, zwei Reiche können nicht in einem bestehen." Mit dem Falle Taschkent's schwand der letzte Schatten eines unabhängigen Khokand, Rußland hatte sich eine Straße durch wirthbares Land bis in's Herz von Asien gebahnt, während bisher zwischen ihm und den Khanaten die Wüsten Kizil-Kum und Batek-Kum lagen, in denen Peroffski's erste Expedition ihren Untergang fand. Die Eroberung Taschkent's führte zu Feindseligkeiten mit Bochara, 1868 stürmte General Kaufmann Samarkand und schloß einen Frieden mit dem Emir, der russischen Unterthanen volle Freizügigkeit und Sicherheit in Bochara gab, dasselbe zu einem jährlichen Tribut verpflichtete, Rußland gestattete, eine Reihe

Forts auf seinem Gebiete zu errichten und auf seine Kosten eine Straße nach Bochara zu bauen, die neu eroberten Gebietstheile wurden zur Provinz Turkestan constituirt. Der große Fortschritt, der für die allgemeine Civilisation wie für die betreffenden Länder selbst in diesen russischen Eroberungen liegt, ist unleugbar; an die Stelle der Anarchie und ewigen Kriege tritt Ordnung, die durch fortwährenden Menschenraub genährte grausame Sklaverei wird unterdrückt, die nomadischen Stämme werden allmälig in den russischen Staatsverband eingezweigt, die Baschkiren und Turkomanen zu leichter Cavallerie ausgebildet. Der Verkehr nimmt einen noch nicht gekannten Aufschwung, die Zahl der Karawanen mehrt sich zusehends, Bergwerke werden eröffnet, Straßen gebaut, Städte gegründet. Die Russen sind hier treffliche Colonisatoren. Wie Vambéry treffend bemerkt, sind sie Asiaten, nicht sowol durch ihre Abstammung als ihre geographische Lage und socialen Verhältnisse; sie vereinigen das laiser-aller der Asiaten mit der Ausdauer und Entschlossenheit der Europäer und sind eben dadurch den asiatischen Völkern am meisten gewachsen. Schon von Hause aus stehen sie ihrem asiatischen Nachbar nicht so schroff gegenüber wie die Engländer, grade weil diese in der Civilisation so unendlich höher stehen. Sie bequemen sich also leichter der Denkungsweise der Völker an, mit denen sie zu thun haben, und werden von diesen nicht als „Feringhis", Franken angesehen. „Der Kaiser Nicolaus, der Napoleon III. die Anrede mon frère nicht geben mochte, benahm sich den tatarischen Fürsten gegenüber wie ein Khan an der Newa." Ja man hat denselben Dinge hingehen lassen, die europäische Regierungen nicht wagen würden. Der Vater Mozaffer's schickte einen bocharischen Thürhüter als Gesandten nach Petersburg, und dieser wird freundlich aufgenommen. Man verbindet die Fürsten andrerseits, „nachdem man sie besiegt und von sich abhängig gemacht hat, indem man sie wenigstens nominell auf dem Thron läßt."

Daß durch derartige Erfolge Rußlands Stellung in den Augen der Asiaten außerordentlich gehoben worden, läßt sich ermessen, wenn man erwägt, daß nur überlegene Stärke in ihren Augen etwas gilt. Der Czar hat sich eine Escorte gebildet, ausschließlich aus Asiaten zusammengesetzt, die stets nach kurzem Dienst, während dessen sie glänzend gehalten werden, zurückkehren und beredte Herolde für die russische Macht abgeben. Dabei hat man sorgfältig die religiösen Gefühle geschont, die beim Islam von den politischen unzertrennlich sind, und doch den Fanatismus neutralisirt, indem man die Aeltesten gewann; der Beherrscher der Rechtgläubigen, in Europa der Hort der unterdrückten Christen gegen die Muselmänner, herrscht in Asien als Akh-Padscha über Millionen von Muselmännern, nimmt ihr Bekenntniß offen in Schutz und errichtet muselmännische Schulen und Gerichtshöfe, die Gouvernements-Druckerei in Kasan versorgt die mohammedanischen Unterthanen mit Korans. Aber es begreift sich, daß, je bedeutender die Machtstellung Rußlands in Mittelasien wurde, desto mehr auch Besorgniß und Eifersucht bei dem Staate erregt wurden, welcher den Süden des Welttheils beherrscht und die russischen Grenzen sich in raschem Fortgang den seinen nähern sah. Das anglo-brittische Reich ist verhältnißmäßig ebenso jung, als Rußlands Herrschaft im Norden alt. Als Robert Clive 1742 in Madras landete, war die East-India-Company eine reine Handelsgesellschaft,

welche ein kleines Gebiet mit einigen schwachen Befestigungen zum Schutz ihrer Magazine inne hatte, wofür sie den inländischen Fürsten Pacht zahlte, und das leicht von Labourdonnais erobert ward. Dupleix, Gouverneur von Pondichery, faßte zuerst den Gedanken, auf den Trümmern der Mogul-Monarchie eine europäische Herrschaft zu begründen, indem man die Eingeborenen in eine feste militärische Disciplin brachte. Bald war er der größte Potentat Indiens, aber das Genie Clive's besiegte ihn; der arme Schreiber der Ostindischen Gesellschaft ward der Begründer eines großen Reiches, das von da ab wie ein Korallenriff weitergewachsen und die stärkste Stütze der brittischen Macht geworden ist. Daß ein so künstlicher Bau, welcher auf der überlegenen Energie und Intelligenz einer winzigen Minorität der Eroberer gegenüber 200 Mill. Unterworfenen beruht, die ihre gesammte, der christlichen schroff entgegenstehende Cultur bewahrten, häufigen Angriffen im Innern wie von Außen ausgesetzt war, ist begreiflich. Napoleon's Expedition nach Aegypten war vielleicht der gefährlichste und an sich keineswegs kopflos. Die verkommene Mamelucken-Herrschaft dort zu zerstören war leichter als Algier zu erobern; im Besitz von Aegypten aber beherrschte man, wie später Ibrahim gezeigt, Syrien, das rothe Meer und durch dieses Persien, von da aus ließ sich Indien so gut angreifen, wie Nadir-Schah auf Delhi marschirt war. Die Aussicht auf reiche Beute hätte die dazwischen wohnenden Völkerschaften hingerissen. Nelson's Sieg schnitt die Franzosen ab, Napoleon's unruhiger Ehrgeiz warf sich nach Italien, und Wellington erweiterte und befestigte das indische Reich. Die späteren gigantischen Pläne Napoleon's waren weit weniger gefährlich, die Vereinbarung mit Kaiser Paul zerschlug sich, und die Bemühungen seines Gesandten, General Gardanne, Persien zu einem gemeinsamen Kriegszug gegen Indien zu bewegen, scheiterten vollständig. Sie dienten nur dazu, England die Wichtigkeit dieses Landes zu zeigen, von dem aus durch das Afghanenland von jeher die Straße der Eroberer und des Handels nach Indien gegangen war. 1809 schloß Sir Harford Jones mit Persien einen Vertrag, durch den letzteres versprach, niemals einer europäischen Macht den Durchzug nach Indien oder den indischen Häfen zu gestatten, wogegen England jährliche Subsidien zahlte und zur Ausbildung der persischen Truppen Officiere sandte. Durch Letzteres vermochte es nun keineswegs die Siege der Russen zu hindern und vermittelte, als es selbst mit ihnen Frieden schloß, den Frieden von Gulistan (1813 cf. oben S. 100). War dies ein Gebot der Nothwendigkeit für den gemeinsamen Kampf gegen Napoleon, so hatte man doch in London die Gefahr Rußlands für Persien erkannt, und schloß 1814 am 25. Nov. einen neuen Vertrag mit letzterem, welcher die Subsidien erhöhte und dem Schah Englands Beistand für den Fall des Angriffs einer europäischen Macht versprach, sofern derselbe nicht durch Persien provocirt sei. Um so kläglicher war es, daß, als Rußland das persische Gochah besetzte und Persien dies als casus belli behandelte, England den casus foederis verneinte, weil Gochah unbewohnt sei, und ruhig durch den Vertrag von Turkmantschaï Rußland die beiden reichen Provinzen Eriwan und Nakhitchevan sich einverleiben ließ. Das brittische Ansehen erlitt dadurch einen schweren Stoß, während der Schah in immer größere Abhängigkeit von Rußland gerieth, welches

längst in Persien das strategische Centrum erkannt, von dem aus man sowol am Oxus wie Euphrates gebieten und eventuell gegen Indien operiren konnte. Es verleitete nun den Schah, sich für seine Verluste im Osten durch Eroberungen im Westen schadlos zu halten und dadurch England, welches die Unabhängigkeit der Länder zwischen Persien und Indien wahren mußte, noch mehr zu entfremden. So wurde der Feldzug von Khorassan unternommen, der zur Belagerung von Herat führte. Offenbar war die Erhaltung und Stärkung der Selbständigkeit Afghanistans, eines bergigen und unzugänglichen Landes, das von einem tapferen, aber treulosen und anarchischen Volke bewohnt wird, nothwendig für die Sicherheit Indiens. Die mächtigste Fürstenfamilie hatte schon früher die Freundschaft Englands gesucht, um sich durch seinen Beistand zu alleinigen Herrschern des Landes zu machen, aber kein Gehör gefunden; jetzt sandte man Capitän Burns nach Kabul, um das Haupt jener Familie, Dost Mohammed, zu bewegen, der persischen Invasion entgegenzutreten. Der Genannte war dazu bereit, aber forderte active Hilfe, und diese war Burns nicht ermächtigt in Aussicht zu stellen. So blieb seine Mission natürlich resultatlos, und kurz darauf schloß der Fürst unter Vermittlung des russischen Agenten in Kabul, Vitkevitch, ein Bündniß mit Persien. Jetzt begann in London die Aufregung, und der General-Gouverneur, Lord Auckland, erhielt den Befehl, „energische Maßregeln" zu treffen. Zunächst ward eine Flotte in den persischen Golf gesandt und die Aufhebung der Belagerung von Herat gefordert; hierzu hatte der Schah sich schon vorher genöthigt gesehen, und zog sich nun zurück. Aber Palmerston wollte durch einen großen Schlag die Fehler der bisherigen Kurzsichtigkeit gut machen, und da man mit Dost Mohammed verfeindet war, verfiel man auf den unglücklichen Gedanken, einen flüchtigen, in Indien lebenden Nebenbuhler auf den Thron zu bringen. So kam es zu jener afghanischen Expedition, welche, ohne feste militärische Basis unternommen, nicht nur zu einem verhängnißvollen Ausgang führte, indem das englische Corps nahezu aufgerieben ward, sondern auch politisch falsch war, da Englands Interesse nicht die Eroberung Afghanistans fordert, sondern nur einen starken und unabhängigen Staat, ein Resultat, das durch die rechtzeitige Unterstützung des Fürsten erreicht werden konnte, der thatsächlich das Land beherrschte und damals bereit war, Alles zu thun, was man später von dem Prätendenten forderte.

Man suchte den Fehler zunächst wieder gut zu machen, indem man successive die indische Westgrenze bis zum Hindukusch vorschob, die Staaten der Sihks, Punjab, Sinde, Oudd einverleibt, die Mahrattas in Centralindien und Dekkan unterworfen wurden. Als 1852 der schwache Nachfolger Yar Mohammed Khan's, der bisher die Unabhängigkeit Herat's behauptete, um sich zu halten, Persiens Hilfe anrief, nöthigte England letzteres, sich durch Vertrag zu verpflichten, keine Truppen gegen Herat zu senden, so lange dasselbe nicht von Osten angegriffen werde. England erklärte Persien, als es jenen Vertrag brach und Herat einnahm, den Krieg und erzwang den Vertrag von Paris 1857, durch den der Schah sich zu absoluter Nichteinmischung in Herat verpflichtete. Durch diese Haltung bewogen, näherte sich Dost Mohammed wieder und, nach 17jähriger Unterbrechung der Beziehungen, schloß England mit ihm 1855 einen Vertrag,

durch welchen es ihn und seine Erben als Emir von Afghanistan anerkannte, soweit dasselbe in seinem Besitz war, und gegenseitige Integrität beider Gebiete stipulirt ward. Dieser Vertrag ward von der entscheidendsten Wichtigkeit bei dem großen indischen Aufstande, der Emir hielt sich streng neutral und ermöglichte dadurch den Sieg der Engländer; jedoch als er 1863 starb, ließ England den Vertrag von 1855 sehr bald fallen; es anerkannte entsprechendermaßen den als Nachfolger bezeichneten Sohn Shir-Ali, aber lehnte es nicht nur ab, ihn gegen seine aufständischen Brüder zu unterstützen, sondern anerkannte einen derselben, Afzul-Khan, als Herrscher von Kabul und Kandahar. Als derselbe aber getödtet ward und Shir-Ali alle anderen Nebenbuhler beseitigt hatte, beeilte die indische Regierung sich ihn anzuerkennen und bot ihm, dem sie in der Noth jede Hilfe verweigert, bedeutende Subsidien. Shir-Ali, den Englands Verhalten höchlich erbittert, ging unter dem Eindruck des raschen Vordringens Rußlands, das eben Samarkand besetzt und seinen feindlichen Brüdern Asyl gab, hierauf ein und traf Ende März 1869 mit dem Vicekönig, Lord Mayo, in Umballa zusammen, wo es zwar nicht zu einem förmlichen Allianzvertrag kam, aber Shir-Ali eine jährliche Subsidie von 120,000 Pfd. Sterl., Waffenlieferungen und die schriftliche Erklärung erhielt, daß die brittische Regierung „mit ernstem Mißvergnügen jeden Versuch seiner Nebenbuhler, seine Stellung zu stören, ansehen werde." Gleichzeitig begannen die Bemühungen Lord Clarendon's, sich mit Rußland über die Herstellung einer neutralen Zone zwischen den Besitzungen Rußlands und Englands in Asien zu verständigen. Fürst Gortschakoff ging auf diesen Wunsch ein, verwarf aber die Oxuslinie als Nordwestgrenze, da der Emir von Bochara ein Gebiet südlich von derselben beanspruche, und schlug die Nordgrenze von Afghanistan vor. Clarendon, dem in der mündlichen Unterhaltung wol nicht gleich die Extravaganz dieser Basis klar war, welche Rußland alle noch unabhängigen Staaten zwischen Afghanistan und dem damaligen russischen Gebiete preisgegeben hätte, bemerkte doch, daß jene Grenze schwankend sei; das indische Ministerium verwarf den Vorschlag vollständig und Lord Mayo verlangte sogar, Rußland solle die Unabhängigkeit Khiwa's und der noch selbständigen Theile von Khokand und Bochara ebenso respectiren wie England die Afghanistans. Das war nun freilich wiederum nicht möglich; nach längeren Verhandlungen anerkannte Rußland den Oxus (Amu-Darya) bis Kodja-Saleh als Nordgrenze Afghanistans, von wo sie in ziemlich gerader Linie auf Persien geht, und gab als „acte de courtoisie" endlich auch darin nach, daß im Nordosten die Khanate Badakschan und Wakhan, deren Unabhängigkeit er bisher behauptete, als zu Afghanistan gehörig anerkannt wurden (31. Jan. 73). Nichts desto weniger war dies Abkommen ganz überwiegend vortheilhaft für Rußland; wenn der Zweck der Unterhandlung war „de laisser subsister entre leurs possessions repectives une certaine zone intermédiaire, qui les preservât d'un contact immédiat." (Gortschakoff an Brunnow 7. Dec. 72), so war mit jener Linie das Recht Rußlands anerkannt, bis zu derselben zu gehen, und außerdem constatirte der Kanzler, daß England damit sich verbindlich mache „à user de toute son influence sur Shir Ali, pour le maintenir dans une attitude pacifique et insister sur l'abandon de sa part de toute agression ou de conquête ulterieure," da dieser Einfluß

durch die Subsidien, welche ihm Shir-Ali verdanke, für Rußland eine Garantie biete. In den Augen des letzteren wurde also England verantwortlich, den Emir ruhig zu halten. Diese Auslegung wies allerdings Gladstone bei einer Interpellation Bourke's zurück; das Wort „Einfluß" zeige, daß nur moralische Action, nicht etwa materielle Intervention gemeint sei, und antwortete auf die Frage, ob Afghanistan selbst die neutrale Zone sei, man habe dies Wort nicht in einem bestimmten technischen Sinne gebraucht, sondern um gewisse allgemeine Ideen auszudrücken, die künftig präcisirt werden sollten, worauf dann die „Petersburger Zeitung" bemerkte, wenn England sich auf diese Weise freie Hand behalte, so gelte dies auch für Rußland.

Aber selbst zu jenem Nachgeben hinsichtlich der Ostgrenze Afghanistans verstand man sich in Petersburg nur, um England wegen der beabsichtigten Expedition gegen Khiwa einzuschläfern. Bis 1869 hatte Rußland keinerlei Beschwerde gegen den Khan, der sich bei der Eroberung von Khokand und Bochara durchaus neutral gehalten und alle Aufforderungen Mozaffers, mit ihm gegen die Feinde des Glaubens gemeinsame Sache zu machen, abgelehnt hatte. Im November 1869 kam nun ein Telegramm aus Petersburg. Fürst Gortschakoff habe eine Deputation der „Industrie- und Handelsgesellschaft zur Beförderung des central-asiatischen Handels" empfangen und auf ihr Gesuch, ihr zur Herstellung einer neuen und näheren Handelsstraße nach China und Bochara behilflich zu sein, die kräftigste Unterstützung der Regierung zugesagt. Bald darauf las man, daß 1500 Mann von der kaukasischen Armee von Petrowsk nach der Krasnowodsk-Bucht an der Ostküste gegangen, um die Arbeiten für eine dort zu gründende Handelsstadt zu fördern. Auf eine Frage des englischen Gesandten antwortete der Kanzler, es handle sich nur um die Anlage einer Factorei, die natürlich durch eine kleine bewaffnete Macht beschützt werden müsse, von einem Fort sei keine Rede. Das ganze Unternehmen, was ihm übrigens nur unvollkommen bekannt, sei rein commerciell, um eine kürzere Karavanenstraße nach Centralasien zu eröffnen. Diese Erklärung war ziemlich auffallend, denn durch jene unwirthbaren, von den Turkomanen unsicher gemachten Steppen kann keine wirkliche Handelsstraße gehen; es handelte sich offenbar um die Herstellung einer strategischen Verbindung zwischen dem Kaspischen Meere und Turkestan, wofür das alte Bett des Oxus als Brücke durch die Wüste in Aussicht genommen war. Die „Petersburger Börsenzeitung" vom 23. Dec. 1869 sagte: „Mars und Mercur müssen sich gegenseitig unterstützen; wo es möglich ist, soll man Mercur vorauslassen, wo aber nicht, da soll Mars mit seinen Schaaren erst die Straßen ebnen." In den nächsten Jahren rückten die Russen von Kresnowodsk langsam vorwärts, unterwarfen einige turkomanische Stämme, und bald waren Beschwerden gegen den Khan von Khiwa gefunden. Nachdem man lange England gegenüber jede Absicht gegen ihn geleugnet, erklärte der Kanzler Ende 1872, es sei allerdings nothwendig, denselben für seine Räubereien zu strafen, Graf Schouvaloff aber ward speciell vom Kaiser nach London gesandt, um zu versichern, „daß jede Annexion Khiwa's seinem Gebieter nicht nur fern liege, sondern positive Befehle gegeben seien, dieselbe zu verhindern, so daß die zu erzwingenden Bedingungen in keiner Weise zu einer verlängerten Besetzung Khiwa's führen sollten."

(Parliamentary Papers. Central Asia Nr. 1, 1873 p. 12). Kaum acht Monate, nachdem Lord Granville diese formelle Zusage im Oberhause mitgetheilt, schloß General Kaufmann nach der Einnahme Khiwa's einen Vertrag mit dem Khan, in welchem dieser sich für einen ergebenen Diener des Czars erklärte, allen unmittelbaren und freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten Herrschern, sowie jeder Unternehmung gegen dieselben entsagte, Rußland das ganze rechte Ufer des Oxus abtrat, wodurch Khiwa von Bochara getrennt wurde, und sich zu einer Kriegsentschädigung von 2,000,000 Rubeln in Raten bis 1893 verpflichtete. Die Westgrenze wurde absichtlich nicht festgestellt, um dem transkaspischen Militärgouvernement freie Hand zu lassen; praktisch war damit Khiwa russisch. Unzweifelhaft war Kaiser Alexander bei Schouvaloff's Mission vollkommen aufrichtig, wie denn Gortschakoff schon bei der Heidelberger Zusammenkunft erklärt, daß in den Augen seines Gebieters „extension was weakness"; aber wie früher erwiesen sich die Umstände als mächtiger, General Kaufmann hatte unbeschränkte Vollmacht und konnte nicht desavouirt werden. So wußte Lord Granville auf die Mittheilung des Friedensvertrags nur mit einer Depesche (7. Jan. 74) zu antworten, worin er etwas ironisch die wiederholten russischen Versicherungen, nicht weiter südwärts gehen zu wollen, im Gegensatz mit den Thatsachen brachte, dann bemerkte, er sehe keinen praktischen Vortheil darin, genau zu prüfen, in wiefern der Vertrag mit Graf Schouvaloff's Zusicherungen stimme, aber keinen Protest erhob, sondern nur die Hoffnung aussprach, daß Rußland nicht, wie verlaute, abermals weiter gehen werde, um Merv zu nehmen und damit die turkomanischen Stämme zu unterwerfen, da diese dann in Herat Zuflucht suchen und sich daraus Verwicklungen mit Afghanistan ergeben könnten. Fürst Gortschakoff, dem die Sendung Schouvaloff's unangenehm gewesen war, weil, wie er sagte, die Frage eine rein russische sei, antwortete hierauf kurz und kühl, die Sache scheine ihm vollkommen in Ordnung, beide Regierungen seien einig, die Staaten, die im Gebiete ihres natürlichen Einflusses liegen, von allen Angriffen abzuhalten. Was die Turkomanen betreffe, so habe Rußland keine Absicht, sie anzugreifen, „wenn sie aber uns belästigen oder plündern, werden wir uns genöthigt sehen, sie zu bestrafen." Damit schließt die Correspondenz; der „Russische Invalide", das Organ des Kriegsministeriums, aber erklärte, daß die Consequenz der Eroberung Khiwa's die von Bochara fordere, welche wieder die Einnahme von Karschi, Giffor und Kunduz zur Folge haben müsse. Mit den Turkomanen, deren einer Vambéry sagte: „Eher ist es möglich, die Sandkörner der Wüste einzeln an den Boden zu nageln, als den Turkoman zu steter Wohnung und ruhiger Lebensweise zu zwingen", ist der General Lomakin bereits im Kampf, dessen Ziel die Einnahme ihres Hauptortes Merv ist. England kann dies nicht hindern, aber Rußland hätte damit die afghanische Grenze erreicht und wird es auch voraussichtlich bald am rechten Ufer des Oxus thun, da die neuen Kämpfe mit Khokand im letzten Sommer bereits zu dessen Einverleibung geführt haben. Damit beherrscht Rußland einerseits den Attrek, dessen Nordufer Persien ihm fast bis Mesched gegenüber preisgegeben, andrerseits den ganzen schiffbaren Lauf des Oxus und schiebt sich, im Besitz von Merv, in den stumpfen Winkel

der persisch-afghanischen Grenze, was, da diese durch keine natürlich feste Linie gebildet wird, leicht zu Verwicklungen mit Afghanistan führen kann.

Mehr Widerstand hat Rußland in den östlichen Gebieten Mittel-Asiens, zwischen den turanischen Khanaten und China gefunden, welche man unter dem Namen Ost-Turkestan zusammenfaßt. Auf drei Seiten von Schneebergen eingeschlossen, in der Mitte durch die Wüste Gobi ausgefüllt, ist das Land in seinen übrigen Theilen fruchtbar, reich an Metallen und bildet den Durchgang für die Karavanenzüge über den Terekpaß nach Khokand, von Aksu nach Sibirien, über den Karakurum-Paß nach Kaschmir und Indien. Dies Land war bis vor Kurzen nominell unter der Oberhoheit China's, wurde aber durch fortwährende Bürgerkriege zerrüttet; in denselben schwang sich nun ein schlauer und energischer Emporkömmling, Jacub-Beg, früher in Diensten des Khans von Khokand, zum Herrn der Hauptstadt Kaschgar empor, eroberte Yarkand und Chotew und beherrschte 1869 bereits ganz Ost-Turkestan mit $1^1/_2$—2 Millionen Einwohnern. Rußland sah offenbar die Bildung dieses compacten Staates nicht gerne und behandelte Jacub nur als thatsächlich erfolgreichen Insurgenten; als es aber bis zu der natürlichen Grenze gegen ihn, dem Thian-Schan-Gebirge, vorgerückt war, anerkannte es Kaschgar als unabhängigen Staat und trat mit ihm in Verbindung (Juli 73). Dennoch traute Jacub Rußlands freundlichen Versicherungen wenig und suchte nach zwei andern Seiten Nutzen für seine Herrschaft. Einmal knüpfte er Verbindungen mit dem Vicekönig von Indien an und schloß mit demselben (Juli 74) einen Handelsvertrag, der, da der Handel über die 19,000 Fuß hohen Pässe immer nur unbedeutend sein wird, die Verkehrsverbindungen Ost-Turkestans vielmehr nach Russisch-Turkestan gehen, wesentlich politische Bedeutung hat. Gegenseitige stehende Gesandtschaften am Hofe des Emirs und Vicekönigs sind verabredet. Letzterer hat dem Ersteren Waffen und Ingenieure zur Befestigung seiner Nordpässe gesandt, räth aber stets zur Vorsicht und Mäßigung, um Rußland keinen Anlaß zum Angriff zu geben. Diesem Rath ist Jacub nicht unbedingt gefolgt; er hat sich nämlich andererseits nach Constantinopel gewandt, hat dem Sultan als Khalifen gehuldigt, von ihm den Titel „Befehlshaber der Gläubigen", Attaligh-Ghazi, und das Recht erhalten, mit des Sultans Namenszug Münzen zu schlagen (1873). Die Idee, daß der osmanische Sultan rechtlich der Khalifah oder legitime Nachfolger Mohammeds ist und als solcher Gehorsam von allen Gläubigen fordern kann, ist ebenso eine Fiction, wie die Nachfolgerschaft Petri Seitens des Papstes; aber beide haben darum nicht weniger Macht geübt, und dieser Glaube, der in Asien sehr erblaßt war, ist unstreitig in der neuesten Zeit wiederaufgelebt. Bochara, Khokand, Atchin, die Panthays haben dem Sultan gehuldigt und seine Hilfe nachgesucht und unter Berufung auf das Recht des Khalifats hat die Pforte versucht, ihre Herrschaft in Arabien wieder herzustellen. Da nun auch Jacub den Sultan als Oberlehnsherrn anerkannte und sein Gesandter Constantinopel reich beschenkt (auch mit Waffen) verließ, so läßt dies darauf schließen, daß er, sich auf die politische Einheit des Islam stützend, die Begründung eines großen mohammedanischen Reiches im Herzen von Asien als Gegengewicht gegen die russische Herrschaft verfolgt, und dieser Gedanke hat in den benachbarten Khanaten, deren

keins an seinem grade regierenden Fürsten hängt, offenbar empfänglichen Boden gefunden. Ein Beweis dafür dürfte in dem Aufstand Khokands im Sommer 1875 liegen, wo Abdurrahman unmittelbar nach der Verjagung des von den Russen eingesetzten Khudojor Khan einen Aufruf zum heiligen Krieg „Hasawat", zur Verjagung der Ungläubigen und Einigung aller Muselmänner unter ein Haupt erließ. Daß dies nur Jacub sein konnte, daß er um die Sache wußte und Abdurrahman zu Hilfe gekommen wäre, sobald dieser siegreich gewesen, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen. Zunächst machte allerdings die glänzende Tapferkeit des Generals Kaufmann, der mit 3000 Russen 30,000 Khokanen bei Mahram schlug, diesen Plan zu Nichte; aber Rußland wird den Zusammenhang durchschaut haben, und wenn es zunächst durch die Herstellung der Ordnung in Khokand und die Unterwerfung der Turkomanen absorbirt ist, so wird man die zweifelhafte Rolle, die Jacub gespielt, nicht vergessen.

Daß die gesammte Situation in Central-Asien für England Gefahren birgt, ist nicht zu leugnen; diese liegen, abgesehen davon, daß Rußland durch hohe Zölle in seinem ganzen Machtbereich englische Waaren ausschließt, nicht sowol in einem drohenden Angriff auf Indien, der nur in einem großen europäischen Kriege überhaupt versucht werden könnte, sondern in dem Eindruck, den das unaufhaltsame Vordringen Rußlands auf die indische Bevölkerung macht. Die Herrschaft Englands über 200 Millionen Asiaten beruht wesentlich auf deren Glauben an seine Macht, der Aufstand von 1857—58 war eine militärische Empörung; mit Ausnahme Oudh's nahm die Bevölkerung keinen Antheil daran; die kriegerischsten Stämme, die Mahratten und Sikhs, kämpften sogar im Solde Englands. Nichts desto weniger sind viele feindliche Elemente in Indien vorhanden, welche durch die einheimische Presse ebenso wie durch die Bildungsanstalten Nahrung erhalten. Denn so viel die Regierung für letztere thut, so können die Eingebornen doch nie zu wichtigeren Stellen in Heer und Verwaltung gelangen, welche nur mit Engländern besetzt werden. Unter diesen Umständen muß das unablässige Vordringen Rußlands großen Eindruck machen; die Indier wissen sehr wohl, daß keine einheimische Regierung das Land beherrschen könnte, aber da sie, wie alle Asiaten, nur die Macht kennen, so würden, wenn der Glaube sich ausbreitete, daß Rußland stärker sei als England und möglicherweise an seine Stelle treten könnte, alle jene unzufriedenen Elemente activ werden. Rußlands Fortschritte in Centralasien schaffen also für England das unbehagliche Gefühl, welches Dost Mohammed gegen Burns damit verglich, wenn ein Fremder Jemandem über die Gartenmauer schaue: „selbst wenn er auf seiner Seite steht und noch keinen Versuch macht, hinüberzusteigen, so fühlt man doch, daß er nichts Gutes im Sinne hat." Englands Interesse ist defensiv; es muß daher suchen, einen Gürtel unabhängiger Staaten um Indien zu erhalten, also einmal Ost-Turkestan, sodann Afghanistan und Persien. Es wäre sicher wenig rathsam, wie Rawlinson vorgeschlagen, in Afghanistan, mit oder ohne Zustimmung Shir-Alis, die wichtigsten strategischen Punkte, namentlich Herat, zu besetzen. Einmal wäre die Sache selbst schwierig, sie würde, wie berechnet, jährlich 3 Millionen Pfund Sterling kosten, 30,000 Mann der indischen Armee nehmen und Errichtung von Verbindungsstationen erfordern; außerdem aber, für den Fall eines

Krieges mit Rußland, diesem nur die Mühe des Vordringens in jenem schwierigen Bergland durch feindliche Völkerschaften ersparen. England würde fern von seinen Hilfsquellen in einem armen Lande kämpfen, statt einer etwaigen Invasion Indiens auf seiner eigenen festen Operationsbasis, diesseits des Hindu-Kusch, entgegenzutreten. Man würde sich mit den Afghanen vollkommen verfeinden, während diese die Engländer, wenn sie ihnen gegen die Russen zu Hilfe kämen, als Befreier begrüßen würden. „Jede feindliche Invasion Afghanistans," sagte Sir Henry Lawrence mit Recht, „hieße Rußlands Spiel treiben." Die Besetzung der wichtigen Pässe des Gebirgszugs Soliman-Kuh, der westlich vom Indus die Nordwestgrenze des indischen Reiches bildet, sowie des Bolanpasses muß die Grenze der strategischen Position Englands gegen Afghanistan bleiben. Aber England muß Shir-Ali wie Rußland die Ueberzeugung geben, daß jeder unberechtigte Angriff auf Afghanistan, Badakschan und Wakhan eingeschlossen, Krieg bedeutet. Ebenso wenig dürfte sich eine Besetzung Persiens empfehlen, um die Flanke eines russischen Angriffs zu bedrohen. Das würde einen Conflict hervorrufen, in dem Persien auf Seite Rußlands stehen würde; aber auch hier muß England die Stellung einer Schutzmacht gegen Rußland einnehmen. Die vom Schah bei seinem Besuch in Europa gewünschte Verständigung beider Regierungen über die Integrität seines Gebietes war unmöglich, da Rußland hierauf nie eingehen würde. Dagegen kann England selbständig dem Lande helfen, wenn es dasselbe wie 1870—72 durch die Regelung der Grenze gegen Afghanistan und Khelat, 1874 durch die Beseitigung der Differenzen mit der Pforte in gutem Vernehmen mit den Nachbarn hält und ihm die Ueberzeugung gibt, daß Persien bei ihm Hilfe finden wird, wenn Rußland den Attrek überschreiten sollte. Dasselbe hat allerdings weder den Willen noch die Macht, Persien zu erobern, denn das dünnbevölkerte und verkümmerte Land bietet dafür doch durch eigenartige Nationalität, Religion, wie durch seine Berge und Wüsten Hindernisse, die eine europäische Macht nicht überwinden kann; wohl aber strebt es nach gebietendem Einfluß in Teheran, um Persien einerseits gegen die Turkomanen und Afghanen, andererseits und vor allem gegen die Türken zu brauchen; denn die Pfeillinie des russischen Vordringens geht in erster Linie auf den persischen Meerbusen, nicht gegen den Indus; durch Persien will es den Shat el Areb und Mesopotamien beherrschen können, wie von Eriwan aus Kurdistan und so von Südosten die Türkei umfassen, wie es dies im Norden vom Schwarzen Meere aus thut. In dieser Beziehung steht Rußlands asiatische Politik im engsten Zusammenhang mit seinen Plänen auf den Bosporus, und somit nach Constantinopel zurückgeführt, erübrigt uns noch ein kurzer Blick auf die Entwicklung der Verhältnisse der Türkei seit 1856.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Literarische Rundschau.

Der junge Goethe.

Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von M. Bernays. 3 Theile. Leipzig, S. Hirzel. 1875.

Diese jüngste Goethe-Ausgabe hat vor ihren sämmtlichen Schwestern einen Vorzug voraus: sie bringt, was sie enthält, in seiner ursprünglichsten Gestalt. Und zwar nicht nur in derjenigen, in der es der Dichter gelassen, sondern sogar in derjenigen, in der er es nicht gelassen hat. Der spätere Goethe hat an seine Werke, insbesondere an seine Jugendwerke bekanntlich eine stets umbildende und (in seinem Sinne) verbessernde Hand gelegt, je nachdem Ueberzeugungen und Kunstansichten bei ihm andere geworden waren. Schon in der ersten von ihm selbst veranstalteten Sammlung der „Schriften", die 1787 bei Goeschen erschien, war der „Werther", der sie eröffnete, nach der Anmerkung des gelehrten Geschichtschreibers des Goethe'schen Textes, der zugleich der Herausgeber dieser jüngsten Sammlung ist, „nicht mehr derselbe, der im Herbste 1774 die deutschen Gemüther in die leidenschaftlichste Erregung zu versetzen begann." Die 1776 zum ersten Male gedruckte „Stella" weist in derselben Ausgabe schon eine bedeutende Veränderung auf, und in der zweiten Cotta'schen Ausgabe (1816) wird „das ehemalige „Schauspiel für Liebende" durch einen nothwendig befundenen tragischen Schluß zum Trauerspiel umgewandelt." Der „Egmont", den wir besitzen, ist nicht mehr der ursprüngliche, „Tasso" und „Iphigenie" wurden vom Dichter in Italien aus der Form der Prosa in jene des Verses umgeschmolzen; die einstige „dramatisirte Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" nahm schon im Druck die Gestalt des „Schauspiels: Götz von Berlichingen" an, zahlloser kleinerer Abweichungen und Abänderungen, die man nicht immer „Verbesserungen" nennen kann und von denen fast alle Werke betroffen wurden, nicht zu gedenken. So hat der Dichter selbst unaufhörlich an seinen Werken gefeilt und so zu sagen den ungezogenen genialen Rangen seiner Muse eine reinigende und läuternde Erziehung, mitunter allerdings auch eine sittige Abschwächung zu Theil werden lassen.

Das Recht des Dichters, an der Form seiner Erzeugnisse diejenigen Abänderungen vorzunehmen, welche nach seinen veränderten und voraussichtlicher Weise fortgeschrittenen ästhetischen Ansichten durch diese gefordert und folglich (in seinen Augen wenigstens) den Werken von Vortheil sind, kann nicht bestritten werden. Ebensowenig aber das Recht der Lesewelt, das dichterische Werk in der ihm einmal lieb und bedeutend gewordenen Gestalt dem inzwischen veränderten Standpunkt des Dichters zum Trotz zu besitzen und zu behalten. Wenn es dem Dichter des Werther später etwa beliebt hätte, seinem Helden (wie Nicolai) das Leben zu schenken, das Publicum hätte sich mit dem untragischen Schlusse so wenig ausgesöhnt, als es sich mit der Erlösung des Faust zu befreunden vermocht hat.

Kein Dichter hat durch seine Erstlingswerke so schnell sich die Herzen und Geister der Nation erobert wie Goethe, und von allen seinen Werken haben seine Erstlingsarbeiten durch ihn später die stärksten Veränderungen erfahren. Wie aus der Erde entsprungen steht er in seinen Jugendwerken als fertiger Riese da; in den Schöpfungen des Mannes- und Greisenalters scheint er zwar ein Anderer, aber kein Größerer

geworden. Es wäre, wie der Herausgeber richtig sagt, ein thörichtes Beginnen, zwischen Werther, Faust, Iphigenie, Meister, zwischen der Lyrik der Jugend und der Lyrik des Alters einen Rangunterschied einführen zu wollen — „sie gleichen einer Reihe von Gipfeln, jeder in gleicher Höhe aufragend, jeder von verschiedener Grundlage emporstrebend". Von einer „Entwicklung" des Dichters „im Sinne einer Erhebung des Unvollkommenen zum Vollendeten, von schärferer Ausbildung einer noch verhüllten Eigenthümlichkeit, von Läuterung und künstlerischer Begrenzung noch ungebändigter Kräfte" kann, wie er trefflich bemerkt, „nicht die Rede sein"; Goethe konnte nicht, fährt er mit einem treffenden Bilde fort, „in einmal angeschlagener Tonart Melodien in's Unendliche fortspinnen."

Daraus leitet der Herausgeber die doppelte Berechtigung ab, die Werke des jungen Goethe in einer abgesonderten Ausgabe und zugleich in ihrer ursprünglichsten, durch den Dichter noch nicht umgewandelten Gestalt zusammenzustellen. Während die Jugendwerke anderer Dichter nur als zurückgelegte Vorstufen ihrer geistigen Entwicklung Interesse besitzen, welchen erst die später erreichte Vollendung einen Reiz verleiht, findet bei Goethe das Außerordentliche statt, daß schon der „junge Goethe" als ein Vollendeter dasteht. Setzen wir den Fall, Goethe wäre nach der Vollendung des Werther und der Jugendscenen des Faust gestorben, so hätten wir zwar nicht den *ganzen* Goethe, aber nichtsdestoweniger *einen* Goethe. Kein hoffnungsvolles Talent wäre in ihm „zu früh" gestorben, sondern von den untereinander so ungleichen Früchten seines Lebensbaums wären eben nur diese wenigen zur Reife gekommen. Der Autor des Götz und des Werther ist in der That eine Individualität für sich; Tausende seiner Zeit- und Altersgenossen, z. B. Napoleon, der von den Schriften des Dichters nur den Werther kannte, haben denselben niemals in einer andern Gestalt kennen gelernt und von ihm in dieser einseitigen Form nichtsdestoweniger den Eindruck des in seiner Art Einzigen empfangen. Es ist ebenso begreiflich, daß nicht Alle, denen der Verfasser des Götz und des Werther theuer geworden war, mit ihm die gänzlich andersgeartete Luft des Tasso und der Iphigenie zu athmen vermochten, als daß wir Spätgeborenen, denen der ganze Goethe von Jugend auf vertraut geworden ist, uns in die Stimmung der Zeitgenossen, die nur den jungen Goethe kannten, kaum mehr zurückzufinden wissen.

Darum ist es ein dankenswerthes Unternehmen, uns den „jungen Goethe", wie er ursprünglich vor seinen Zeitgenossen auftrat, ohne spätere Zuthat und losgelöst von den übrigen Werken auch äußerlich als ein literarisches Ganzes für sich vorzuführen. Bei der Lectüre desselben sollen wir Alles vergessen, was wir sonst von Goethe wissen und kennen, um ihn ganz so zu schauen und zu genießen, wie ihn die Menschen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschaut und genossen haben. Die Wirkung seiner Erscheinung ist durch unzählige Zeugnisse bezeugt, von denen wir nur das Bürger's anführen, der ihn den „unbegreiflichen Zauberer" nannte. Um sie ganz zu empfinden, durfte aber nicht blos an der ursprünglichen Fassung nicht das Mindeste geändert, es mußte auch durch die Vereinigung alles Dessen, was aus Goethe's Jugendzeit an geschriebenen Kundgebungen übrig ist, das ursprüngliche Gesammtbild wenigstens annähernd wieder ermöglicht werden. Zu diesem Zweck mußte nicht nur der Abdruck sämmtlicher Jugendwerke nach der ursprünglichen Handschrift oder ersten Drucken veranstaltet, sondern es mußten auch sämmtliche aus jener Zeit noch vorhandenen Briefe als „biographischer Commentar zu den Werken" in diese Sammlung mit aufgenommen werden. Beides wäre ohne die in ihrer Art einzig dastehende Goethebibliothek des kunstsinnigen Verlegers, wie ohne die ebenso einzige Kennerschaft des gelehrtesten Textkritikers nicht erreichbar gewesen. Wir unterschreiben die Worte des Letzteren: „Was diese drei Bände in sich schließen, das sind in der That die Werke des *jungen* Goethe, an welche der spätere Goethe noch nicht die umbildende oder bessernde Hand gelegt hat. Wir geben dem jungen Dichter zurück, was der ältere von anderen Ueberzeugungen und Kunstansichten geleitete Meister ihm hat entziehen müssen. Nicht nur in der Ehrfurcht heischenden Gestalt, in welcher der

Gewaltige zuletzt auf Erden wallte, soll er dem Geiste der Deutschen gegenwärtig bleiben; auch in der leuchtenden Jünglingsgestalt, freudig herrschend, Kraft ausströmend und Leben athmend, soll er sein Volk durchwandeln."

Robert Zimmermann.

Karl Gutzkow's Rückblicke.

Rückblicke auf mein Leben. Von Karl Gutzkow. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1875.

Dies Buch, welches einen Band in der zweiten Serie des „Vereins für Deutsche Literatur" bildet, ist in zweifacher Hinsicht ein hochinteressantes. Zunächst fesselt uns der Reiz, den dasselbe in psychologischer Hinsicht für die Beurtheilung der Persönlichkeit des berühmten Verfassers hat. Gleichzeitig aber bietet es auch ein reiches Material für die Kenntniß einer Literatur-Epoche, in welcher das geistige Leben Deutschlands während zweier Decennien (1829—1849) die Geburts-Wehen einer neuen Zeit deutlich erkennen läßt.

Es soll und kann in diesem Sinne kein Stück Literatur-Geschichte sein; denn Gutzkow berichtet uns nur, und streng ausschließlich, über diejenigen Eindrücke, die durch persönliche Beziehungen ihm geworden sind, und deren intim persönliche Bedeutung sie auch bis heute noch für ihn behalten haben. Er macht auch kaum irgendwo einen bemerkenswerthen Versuch, diesen Charakter zu verwischen, und das, was er subjectiv empfand, und noch heute dabei empfindet, zu einer objectivern historischen Darstellung zu erweitern. Wer Gutzkow's Leben und Wirken verfolgt hat, konnte eine andere Darstellung kaum erwarten; „er bleibt sich auch darin gleich" — wie Coriolan — und dadurch wird das Buch nicht nur interessant als Lectüre, sondern es behält auch seinen ethischen Werth, durch die unter allen Verhältnissen sich gleichbleibende Aufrichtigkeit des trotzigen Helden.

Es braucht also hier nicht erst gesagt zu werden, daß an seinen Beurtheilungen literarischer Erscheinungen und Persönlichkeiten eine ruhigere Kritik Manches modificiren wird; daß ihn dabei in den meisten Fällen eine Stimmung beherrscht, über deren Ursprung er selbst uns gar nicht im Unklaren läßt. Aber trotzdem sind seine Bemerkungen überall von so schneidender Schärfe und geben Zeugniß von seinem so eminenten kritischen Scharfblick, daß, wenn wir auch den Ausdruck seiner persönlichen Bitterkeit davon entfernen mögen, doch immer in seinem Urtheil etwas bestehen bleiben wird, das wir acceptiren und als Gewinn betrachten können.

Wenn Gutzkow gleich im Anfange seines Buches sagt: er lüge sich nicht den Ruhm an, als wäre er mit einem feierlichen, durchdachten, in seiner letzten Lebensstunde bis auf den letzten Schlußparagraphen durchgeführten Programm auf die Welt gekommen, so gibt das Buch selbst hinlänglich Zeugniß dafür, daß ihm auch bei Abfassung desselben ein ähnliches Programm nicht vorgeschwebt hat. Als eigentlich literarisches Product, das sich in eine gewisse Kunstform zu fügen hat, kann man es nicht beurtheilen. Das Stoffliche darin ist oft so gemischt, daß eine gewisse Unruhe uns die Lectüre erschwert. Dies gilt jedoch nur von der ersten Hälfte des Buches, in welcher der Verfasser offenbar sich etwas bedrückt dadurch fühlte, aus der Erinnerung zu Vieles nachholen und verbinden zu müssen, wofür ihm die einheitliche Stimmung fehlte. Hier machen die mannigfachen, wenn auch oft sehr merkwürdigen Mittheilungen doch im Ganzen den Eindruck des Aufgehäuften. Nur Eine Persönlichkeit kehrt wiederholt in den ersten Abschnitten wieder, über welche Gutzkow mit unverkennbarer Anhänglichkeit sich ausspricht, obwol das Verhältniß zu ihr mit einem jähen Bruche endete: Wolfgang Menzel.

Es ist sehr natürlich, daß die „Rückblicke" dem Verfasser vor Allem Gelegenheit bieten sollten, über verschiedene seiner literarischen Zwistigkeiten, die wol auch zu

persönlichen Feindschaften wurden, sich auszusprechen und den Ursprung derselben aufzudecken. Ueber einzelne seiner Antipathien äußert er sich nur kurz und mit einem beiläufigen Seitenhieb. Auch gegen G. Kühne würde er dies Verfahren beobachtet haben, wenn dieser sich nicht die Aeußerung hätte zu Schulden kommen lassen: „Das junge Deutschland wolle nicht blos leben, sondern auch glänzend leben", wogegen Gutzkow sich auf eine ausdrückliche Erwiderung einläßt, die allerdings schlagend genug ist. In anderen Fällen jedoch muß es Erstaunen erregen, wie ein so überaus bedeutender Mann den Peinigungen oft so höchst geringfügiger Umstände erliegen konnte. Als Gutzkow's „Werner" in Hamburg den ersten wirklich durchgreifenden Bühnenerfolg für den Dichter errang, und schon mehrmals bei vollem Hause gegeben war, begegnete ihm — es war während der fünften oder sechsten Vorstellung — im gedrängt vollen Parterre Friedrich Hebbel, der eben bei der Direction seine „Judith" eingereicht hatte. Daß Hebbel in diesem Momente, in welchem Gutzkow, sehr gehoben und erfreut, auf's Neue die Wirkungen seines Schauspiels erlebte, ihm Nichts zu sagen hatte, als „Guten Abend", das hat ihm Gutzkow bis heute nicht vergessen können. Nun pflegen ja allerdings solche Eindrücke nicht aus dem bloßen, zufälligen und alleinstehenden, Factum hervorzugehen; sie sind vielmehr durch Umstände vorbereitet, die einzig und allein einen solchen Eindruck erklären können. Dies war auch bezüglich Hebbel's damals der Fall, und der durch diesen „lang gedehnten Guten Abend" schwer Gekränkte verbirgt auch hier seine Gedanken keineswegs. Hebbel trat damals als der gleichsam entdeckte „Messias" des deutschen Theaters auf; wenigstens wurde der Dichter der „Judith" als solcher von einer gewissen Vereinigung von Leuten gepriesen, unter denen sich auch Gutzkow's persönliche Gegner befanden. Daß dies Letztere nicht nur in Gutzkow's Einbildung lag, kann man getrost annehmen. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung in Deutschland, daß man einer neu aufgetauchten Größe nicht lange ihre Triumphe gönnt. Daß man also von gewisser Seite her freudig die Gelegenheit ergriff, den ersten großen Erfolgen Gutzkow's sogleich ein „Original-Genie" entgegenstellen zu können, das den erst kaum zum Genusse seiner redlichen Bestrebungen Gekommenen auch möglichst schnell wieder entthronen sollte, läßt sich ganz gut denken. Daran war aber sicher Hebbel selbst weniger schuld, als eben die Coterie, welche seine Bedeutung forcirte, und bei welcher das niedrige Motiv des Neides gegen den kaum zur Herrschaft gelangten glücklichen Dramatiker wol nicht gefehlt haben mag. Gutzkow hatte damals sehr bald die Genugthuung, mit köstlicher Ironie bemerken zu können, daß Hebbel's Bewunderer selbst, nach vier Wochen Bewunderung, „in der fünften schon wieder neidisch auf den Erfolg ihrer Bewunderung geworden waren." Es ist für den unbefangenen Beobachter nicht grade erquicklich, in dieses Spiel und Gegenspiel von Neid und Eifersucht eingeweiht zu werden; allein es muß wol in der Zeit, in den Umständen und den Charakteren gelegen haben, und auf jeden Fall sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß Gutzkow dabei Hebbel's dichterische Bedeutung keineswegs unterschätzt; nur das „dramatische Messiasthum" ist es, gegen das er sich wendet.

Der schroffe Bruch, welcher in dem Verhältnisse Gutzkow's zu Wolfgang Menzel eintrat, hat eine gewisse Bedeutung für die ganze Zeit: derselbe mußte erfolgen, sobald Gutzkow zu dem Entschluß gekommen war, sich von seinem Gönner unabhängig zu machen und den gährenden Fragen der Zeit den ihnen zukommenden Antheil an der neuen Literatur zu gewähren. Menzel gegenüber wurde Gutzkow dadurch schnell genug zum Revolutionär, zum Religionsleugner und gefährlichen Subject, vor welchem die Wächter der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gewarnt werden mußten. Uns mögen jetzt diese Dinge wunderlich genug erscheinen. Aber wir werden uns jene Verhältnisse wieder in Erinnerung bringen müssen, um die Schwierigkeiten und Leiden zu würdigen, unter deren Druck eine solche Natur, wie die Gutzkow's, sich durchzukämpfen hatte, und seine „Rückblicke" schaffen uns auch in dieser Beziehung reichliche Belehrung. Für ihn mußte eine derartige, von allen Seiten gekreuzte, ihm oft verbitterte und nur selten voll und ganz aner-

kannte Thätigkeit um so aufreibender sein, als er nicht der Mann war, sich von der fortwährenden Brandung treibender oder störender Elemente zurückzuziehen auf irgend eine grüne Insel der beschaulichen Poesie. Wir begreifen vollkommen, wie gerade er mit wahrem Widerwillen sich abwendete von jener lyrischen Selbstgenügsamkeit, in der man sich nicht für die das neue wirkliche Leben bewegenden Elemente in Leidenschaft versetzte, sondern für eine gekünstelte Welt mit erkünstelten Empfindungen. Diese episodische Erscheinung in unserer Literatur, auf deren Gemeinplätzen E. Ferrand und die sogenannte „pommersche Dichterschule" weidete, bezeichnet Gutzkow als einen „lyrischen Dilettantismus ohne Gleichen". „Die Salonmusik," sagt er, „hatte vollauf zu thun, all' diese Thränen, diese Gelbveiglein, diese Nachtigallen und Rosen zur Unterlage männlicher und weiblicher Eitelkeit, die sich beim Singen entfaltete, zu erheben. Noch jetzt regiert ja die Naivetät, die sich im Salon an den Flügel setzen und den Hörern zum hundertsten Male „Du meine Seele, du mein Herz" zumuthen kann —!"

Man wird diesem für Gutzkow so recht charakteristischen Stoßseufzer keineswegs ohne Weiteres zuzustimmen geneigt und noch weniger allgemein mit dem einverstanden sein, was er über die, ihm freilich nicht sehr sympathische, Heine'sche Lyrik zu sagen hat. Erst als sich die Componisten des Namens bemächtigten, habe er erkannt, wie und in welchem Tone man in Deutschland das „Buch der Lieder" zu lesen angefangen hatte. „Mir aber," fährt er fort, „fehlten persönliche Reminiscenzen, um das fürchterliche Geschrei der Sänger, wenn sie auf die Stelle kommen: „Mich hat das unglückseel'ge Weib vergiftet mit ihren Thränen" als Symptome einer schaudervollen Begebenheit auch für mich zu verstehen." Dergleichen Sympathien und Antipathien bestimmen nur zu oft Gutzkow's Urtheil, welches zwar immer geistvoll, aber nicht immer gerecht ist. Daß Gutzkow die Heine'sche Lyrik unterschätzt und in der musikalischen Behandlung derselben vielleicht nicht mehr, als ein Salon-Bedürfniß erblickt, ist eine Sache für sich. Allein selbst zugegeben, daß sie nicht mehr wäre, so könnte sie, als solches, ganz wohl bestehen und reiche Nahrung erhalten, ohne deshalb jede andere poetische und literarische Richtung und ihre — nach seiner Ansicht — bedeutsameren Ziele und Wirkungen auszuschließen oder zu schädigen.

Zur umfänglichsten und eingehendsten Polemik kommt Gutzkow erst in denjenigen Abschnitten seines Buches, die seine dramaturgische Stellung in Dresden behandeln. Hier ist seine Darstellung nicht nur interessant im Einzelnen, sondern sie erhält eine volle Einheitlichkeit und einen Schwung des Vortrags, welcher hinreißend wirkt. Und doch gilt es gerade hier sehr wesentlich die Zurückweisung eines persönlichen Angriffs, wie er ihm von dem Geschichtsschreiber des deutschen Theaters, Eduard Devrient, zu Theil geworden ist. Man fühlt hier aus der ganzen Darstellungsweise Gutzkow's, daß in ihm eine sehr dominirende Saite seines Wesens berührt worden ist; daß es ihm hier darum zu thun ist, gerade auf demjenigen Gebiete seiner Thätigkeit richtig beurtheilt zu werden, zu welchem ihn stets eine wahre und innige Herzensneigung hingezogen hat. Gutzkow's Vertheidigung gegen Eduard Devrient ist glänzend; sie ist es aber nicht etwa im rein advocatorischen Sinne, sondern vielmehr durch den warmen Ton tiefster Ueberzeugung, mit welchem er hier für seine Leistungen auf seinem Lieblingsfelde auftritt. Indem er mit einer wahrhaft freudigen Rücksichtslosigkeit sich gegen seinen geschichtschreibenden Gegner richtet, enthüllt er uns zugleich ein ebenso wahres als lebhaft fesselndes Bild jenes tragikomischen Durcheinanders von Interessen, das uns die complicirte Maschine eines großen Hoftheaters zeigt. Alle Personen, die er uns hier nacheinander vorführt, sind lebendig, und sind es nicht etwa durch besonders umständliche Beschreibung ihres Wesens, sondern durch die dem Dramatiker und besonders dem Lustspieldichter in so hohem Grade eigene scharfe Beobachtung und bestimmte Hervorhebung charakteristischer Eigenschaften. Was Gutzkow als dramatischer Dichter dem deutschen Theater geworden ist, weiß man. Hier aber erhält man auch so reiche Schätze seines praktischen Theaterverstandes enthüllt, daß man es kaum begreift, wie eine solch' außerordentliche Kraft

nicht ausgiebiger und dauernder zur Verwerthung kommen konnte. Mochte auch Gutzkow's Temperament einen Theil der Schuld daran tragen, so waren es doch in erster Reihe die ihn umgebenden Verhältnisse, welche ihn bestimmten, noch vor Antritt seines Amtes, seine Entlassung zu nehmen.

In zwei großen Principienfragen des deutschen Theaters stellt sich Gutzkow entschieden auf den Boden der neuen Zeit: in Sachen der Gastspiele bedeutender Künstler und bezüglich der Theater-Concessions-Freiheit. In beiden Fragen tritt er den grämlichen Anklagen Eduard Devrient's mit Entschiedenheit entgegen. Devrient bezeichnet die letzte Periode seit drei Jahrzehnten als die der Virtuosen, und leitet dies sogenannte „Virtuosenthum" aus dem vielen Gastiren ab. Gutzkow will letzteres als eine natürliche Folge der Eisenbahnen betrachten, als eine Folge der zunehmenden Lust am Theater, der zunehmenden Bildung, endlich „jener Theaterfreiheit, die vorläufig mehr Gutes als Schlimmes gebracht hat, als Erscheinungen, die ein Historiker des deutschen Schauspiels als Morgenroth zum Besserwerden, zur Emancipation von jener elenden Regisseurtyrannei der alten Hoftheater hätte begrüßen sollen! Und ist die Zahl der Virtuosen, die auf einige Rollen reisen, denn so groß? Hinterlassen sie mehr als eine Furche im Wellenspiegel, wenn der Dampfer auch noch so rauschend vorüberzog?"

Man müßte sich's im Grunde streng versagen, aus dem Gutzkow'schen Buche Etwas zu citiren; denn wenn man der Versuchung dazu überall nachgeben wollte, würde man nicht so bald fertig werden. Gutzkow als Dramaturg und in erster Reihe als dramatischer Dichter erfordert eine ganz besonders eingehende Beleuchtung.

Doch mögen hier schließlich ein paar Sätze citirt sein, die den letzten Abschnitt seines Buches einleiten und welche gewissermaßen eine summarische Selbstschau enthalten. Der Abschnitt beginnt mit dem Zeitpunkt, da seine Dresdener Dramaturgen-Stellung die ersten nachdrücklichen Stöße erhalten hatte. Hiernach nimmt er seine Bekenntnisse im letzten Abschnitt folgendermaßen wieder auf:

„Die Zeit, wo der Mensch geflissentlich die Eindrücke des Lebens wahrnimmt, um darnach seinen Charakter zu modeln, war für den Erzähler vorüber. Eine einzelne neue psychologische Entdeckung konnte noch nutzbringend gemacht werden; aber im Wesentlichen war der Mensch fertig. Ich sah ein, daß ich mir sagen mußte: du bist eine contemplative Natur, Sinnpflanze sogar, die bei jeder Berührung mit der Außenwelt leidet! Willst du dich in der Außenwelt halten und bewähren, so mußt du herrschen können! Das Parlamentiren mit dem Unverstand verringert deinen Werth . . . . . Von einer Ueberzeugung zu lassen, kostete mich die größte schmerzlichste Ueberwindung auf jedem Gebiete. Ein Fehltritt vollends erzeugte eine Reue, die mich auf Wochen einem Schatten gleich machte. Der kategorische Imperativ hat mich nie, selbst nicht bei einer Verirrung der Phantasie, verlassen. Leider kann ich nicht vom Augenblick sagen, daß er mein Unterthan war, aber über die Stunde war ich Herr."

Ich zweifle an der Richtigkeit der hierin gegebenen Selbstschau in keinem Punkte; nur das genaue Zeitmaß für Augenblick und Stunde dürfte dem Autor doch wol manchmal verloren gegangen sein. Eines aber muß an dem Charakter des Mannes, der uns hier so ganz rückhaltlos in sein bewegtes Innere blicken läßt, nachdrücklichst hervorgehoben werden: das ist seine große Tugend einer, in allen Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen, sich gleichbleibenden, Mannhaftigkeit der Gesinnung. Obwol er in politischer Hinsicht niemals sich auf einseitige Doctrinen gesteift hat, finden wir ihn doch überall, wo wir ihm auch begegnen mögen, sei's im Strom des Lebens, sei es in seinen dichterischen Schöpfungen, gleichviel ob Drama oder Roman, als denselben unerschrockenen, frisch und freudig für seine Ueberzeugungen eintretenden Streiter, als die freie Mannesseele, der jede Fälschung und Verhüllung, jede Unwahrheit, in welchem Gewand auch immer sie sich zeigen mochte, zuwider war. Ohne je demokratischer Schwadroneur zu sein, hat er doch die im höchsten Sinne demokratische Lauterkeit seines Herzens nie verleugnet. Einer der

Ersten unter allen Lebenden, die für die Fortentwickelung unserer Literatur eine neue freiere Luftströmung forderten, der selbst auf geradezu allen literarischen Gebieten die richtigen Ventile dafür zu finden wußte, — ist er doch auch, bis zu den gegenwärtigen Tagen, der unverhofften großen Entwickelung unserer nationalen Verhältnisse mit ganzer Wärme seines durch und durch deutsch empfindenden Herzens gefolgt. Daß ein solcher Charakter, der unter allen Umständen ganz und gar auf sich selbst stand, kein Mann für Hofchargen, noch auch für Fürstengunst im Allgemeinen war, ist sehr begreiflich. Ein Charakter, der nach jener Seite hin niemals ein Neigen und Sehnen empfand, wird es ertragen, wenn ihm auch aus jener Sphäre niemals Zeichen besonderer Sympathie oder auch nur der gerechten Anerkennung zu Theil geworden sind. Um so mehr aber ist es Sache der deutschen Nation, stets dessen inne zu sein, welch' ein thätiger, auch unter den widrigsten Verhältnissen unverdrossener Mitarbeiter an der Wiederherstellung dieser Nation Gutzkow ihr stets gewesen ist. An ein paar Stellen in den „Rückblicken" erwähnt der Verfasser — in der That nur ganz gelegentlich — der Undankbarkeit der Deutschen, als Nation. Wenn er selbst darin kaum üblere Erfahrungen gemacht hat, als mancher Andere, so hat er doch leider in der harten Beschuldigung vollkommen recht. Es wird wol auch noch geraume Zeit dauern, ehe man in dieser Beziehung über unsere Nation günstiger wird reden können. Deshalb aber hätte Gutzkow um so leichter seine persönlichen Erfahrungen dem großen allgemeinen Schuldbuch überlassen können; er selbst hätte dann unter dem Druck eines so bittern Gefühls weniger zu leiden gehabt. Die „Sinnpflanze" mag sich freilich für die guten Rathschläge bedanken und wird mit allen guten Vorsätzen darum nicht weniger leiden. Und in der That, ein Dichter, dem seine Nation drei dramatische Schöpfungen verdankt, wie „Uriel Acosta", wie „Zopf und Schwert" und das „Urbild des Tartüffe", — von seinen außerordentlichen geistigen Arbeiten der „Ritter vom Geist" u. s. w. gar nicht zu reden, — ein solcher Dichter war wol berechtigt, an diese Nation auch Ansprüche zu machen.

Mit gerechtem Stolze konnte es Gutzkow verschmähen, in seinem vorliegenden Buche eine Selbstkritik auch an seinen schriftstellerischen Productionen zu üben. Die gegenwärtige kurze Besprechung seiner „Rückblicke" wollte in dieser Beziehung nichts ergänzen. Nur die nächsten Gedanken, zu denen das an Anregungen so überreiche Buch führen muß, sollten hier angedeutet werden. Gutzkow's „Rückblicke" werden manchen seiner Gegner auf's Neue gegen ihn erbittern; der Unbefangene aber wird nach der Lectüre dem innern Menschen um ein Bedeutendes näher getreten sein, und zwar nicht ohne die vollste Antheilnahme seines Gemüths.

Rudolph Genée.

Die deutsche Kunst im Elsaß.

Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Von Dr. Alfred Woltmann. Mit 74 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, E. A. Seemann. 1876.

Die Schilderung der Kunstgeschichte eines beschränkten Gebietes hat stets mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß die Entwickelung die Continuität vermissen läßt. Oft fehlen zu Zeiten wichtige Kunstrichtungen, die doch zum Verständniß der in späteren Perioden hervortretenden nicht entbehrt werden können; nicht fortwährend stehen dieselben Kunstthätigkeiten im Vordergrunde, sondern eine Kunst wird von der anderen abgelöst; überall aber bedarf man der allgemeinen Entwickelungsmomente als des Hintergrundes für die Einzelerscheinungen, während man jene doch weder vollständig aus den örtlichen Daten erkennen, noch als Gemeingut der Gesammtwissenschaft einfach in jede Specialforschung fix und fertig als typische Capitel herübernehmen kann.

In der geschickten und geschmackvollen Lösung oder Umgehung dieser Schwierigkeiten besteht ein Hauptverdienst und ein Hauptreiz des Woltmann'schen Elsaßbuches, der ihm besonders in dem weiteren Kreise der Kunstfreunde viele Gönner erwerben und hoch angerechnet werden wird. Fast unmerklich wird an geeigneter Stelle Dasjenige in die Schilderung und Würdigung der elsässischen Monumente verflochten, was an allgemeinen oder außerhalb des eigenen Kreises der Darstellung liegenden Angaben für die richtige Auffassung ihrer historischen Stellung vonnöthen ist. Das Allgemeine, das sich wirklich als solches gibt, ist die Cultur und Geschichte des Landes, in der sich die Bevorzugung oder Ausbildung gewisser Künste, Richtungen, Eigenthümlichkeiten begründet zeigt. So gelangt der Verfasser wirklich zu einer Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß, welche letztere uns als eine Art von Individualität in allen ihren Wandlungen entgegen tritt.

Die beiden einzigen noch vorhandenen Denkmäler der Karolingischen Zeit, der Adolach-Sarkophag in der Thomaskirche zu Straßburg und die Miniaturen der Otfrid-Handschrift in der Wiener Hofbibliothek, werden ihrer Wichtigkeit entsprechend eingehend geschildert. — Die Pause eines vollen Jahrhunderts, des zehnten, ist nicht zu überbrücken. Dafür beginnt aber das elfte gleich glänzend mit dem 1015 bereits erheblich geförderten Straßburger Münsterbau Werner's von Habsburg, dem sich die Krypta und der wegen seines reichen Sculpturschmuckes sehr bemerkenswerthe Westbau der Kirche zu Andlau und die Doppelcapelle St. Sebastian an St. Peter und Paul zu Neuweiler anschließen. Den gleichfalls schon durchgebildeten Pfeilerbau der Zeit repräsentirt die Dorfkirche zu Altenstadt. Mit Recht wird darauf auch die kleine Kirche des Benedictinerinnenklosters zu Ottmarsheim, die interessante Nachbildung der Pfalzcapelle Karl's des Großen zu Aachen, dieser Epoche zugewiesen. — Im zwölften Jahrhundert häufen sich dann die Denkmäler; der Chorrest der Benedictinerabtei Murbach gibt Veranlassung, den wichtigsten Fortschritt in der mittelalterlichen Bautechnik, die Rippenwölbung, zu erörtern. Hierher gehört auch die sehr schöne Pfarrkirche St. Peter und Paul zu Rosheim, der fast neun Seiten Text mit acht Illustrationen (unter diesen zum Vergleiche das System des Domes zu Speyer) gewidmet sind, — letztere vielleicht trotz der Wichtigkeit des Bauwerkes ein etwas unverhältnißmäßiger Aufwand. Die Vermuthung verschiedener Forscher, daß hier sich italienische Einflüsse geltend machen, wird — scheint mir — zu leichten Kaufes abgewiesen: „Die genauere Prüfung der Formen, sowie des inneren Aufbaues weist das Irrige solcher Annahme und den echt deutschen Charakter der ganzen Schöpfung überzeugend nach." Mutatis mutandis kann man mit diesem Satze eben so treffend die Abhängigkeit der Kirche St. Front zu Périgueux von S. Marco in Venedig, oder des Domes zu Limburg von den frühgothischen Bauten Frankreichs beseitigen. Das echt Deutsche in dem Bau bedarf keiner Erklärung und erklärt nicht das, was hier neben ihm als innerhalb der deutschen Architektur ganz Isolirtes und mit den charakteristischen Zügen der italienischen Architektur Uebereinstimmendes auftritt. Des Letzteren aber ist so viel, daß der ganze Complex so lange nicht als zufällig angenommen werden kann, bis dessen Genesis aus anderen Quellen positiv und zwingend nachgewiesen ist. — Für den ἀετός, den griechischen Giebel, mußte in erster Linie auf Welcker's Alte Denkmäler, Bd. I., verwiesen werden.

Ein trefflich geschriebenes Capitel behandelt den Odilienberg und den Lustgarten — hortus deliciarum — der Herrad von Landsperg, die kostbare, 1870 beim Brande der Straßburger Bibliothek zu Grunde gegangene Bilderhandschrift der Hohenburger Aebtissin.

Auf die im Elsaß zerstreuten Bauten der Uebergangszeit vom romanischen zum gothischen Stil läßt Woltmann ein langes Capitel folgen, welches ausschließlich dem Straßburger Münster (mit Ausschluß der früher erwähnten ältesten Theile) und den an demselben beschäftigten Baumeistern gewidmet ist und als die beste bis jetzt geschriebene wissenschaftliche umfassende Monographie über das herrliche Bauwerk bezeichnet werden muß. Zu einer streng kritischen Sichtung des literarischen Materiales

bringt ein Nachtrag noch eine sehr wichtige archivalische Entdeckung, den bisher unbekannten Namen des Meisters des Marienaltares, d. h. des 1252 geweihten Frügealtares, mit dem der frühgothische Lettner zusammenhängt: Heinrich Wehelin, nebst den urkundlichen Nachrichten über die Familie des Meister Erwin von Steinbach. Die — sachlich nur zu gerechtfertigte — Ablehnung der Adler'schen Phantasiestücke über Erwin und das Straßburger Münster geschieht mit einer so frostigen Kürze, daß etwas spitzige Polemik dagegen als Schonung erschienen wäre.

An das Münster reihen sich seine Bildwerke, jener überreiche plastische Schmuck, an dem, einer verlorenen Inschrift zufolge, auch eine Savina thätig gewesen, aus der die geschäftige Mythenbildung eine Sabina von Steinbach, Tochter Meister Erwin's, gemacht hat, obgleich sie wol ein halbes Jahrhundert vor ihrem angeblichen Vater gearbeitet haben mag. — Jene Inschrift übersetzt — beiläufig — Woltmann falsch: „Dank für ihre Gottesfurcht und Frömmigkeit sei der Savina, durch die ich aus hartem Steine zur Gestalt gemacht worden bin." (So spricht nämlich die Figur, welche das Spruchband mit dieser Inschrift in der Hand hält.) Das lautet in dem lateinischen Originale so:

gratia divinae pietatis adesto Savinae
de petra dura per quam sum facta figura.

„Divinae pietatis" = „Gottesfurcht und Frömmigkeit", ist eine bedenklich frei umschreibende Uebersetzung; „adesto", wie einfaches „esto", = „sei", ist schwer glaublich, selbst in mittelalterlichem Latein; „gratia pietatis" = „Dank für Frömmigkeit" ist gleichfalls sehr gezwungen; der Gedanke der Uebersetzung aber ist in sich schief und der mittelalterlichen Empfindungsweise fremd: schief, denn was geht die Statue Savina's Frömmigkeit an; für ihre Arbeit, ihre Sorgfalt konnte sie sich allenfalls bedanken; fremdartig, denn wenn schon überhaupt wenige Künstlernamen im deutschen Mittelalter erwähnt werden, so dürfte ein solcher freier individueller Verkehr zwischen dem personificirten Werke und seinem Schöpfer vollends ganz unerhört sein. Dagegen ist es sehr gebräuchlich, daß der Künstler seinem Werke, das ja den lieben langen Tag nichts Besseres zu thun hat, und außerdem auch nach dem Tode des Urhebers noch in der Lage bleibt, in seinem frommen Thun fortzufahren, Fürbitte für sich und seine Seele aufträgt; und dieser Fall liegt auch hier vor. Gratia heißt nicht Dank, sondern Gnade, gnädige und günstige Gesinnung; pietas heißt nicht blos Frömmigkeit, sondern ist der Ausdruck für ein gegenseitiges Verhältniß des Menschen und Gottes, für das wir kein deutsches Wort haben, sondern das wir menschlicherseits mit Frömmigkeit, göttlicherseits mit Liebe oder Erbarmen bezeichnen. Es ist das Verhältniß, in welches Gott und der Mensch treten, sobald der von Gott vorgesehene Heilsplan bei dem Menschen in Vollzug gesetzt ist. So heißt Maria fons pietatis, nicht ein Quell von so viel Frömmigkeit, daß sie die Menschen aus ihrem Ueberflusse mit dieser ihrem Seelenheile zuträglichen Seelenstimmung versehen kann, sondern Quell der Liebe und des Erbarmens. In unserer Inschrift wird durch das Beiwort „divinae" ausdrücklich gesagt, daß es sich um die pietas göttlicherseits, das göttliche Erbarmen handelt. Der Sinn ist also sehr einfach: „Die Gnade des göttlichen Erbarmens sei mit der Savina, durch welche ich (d. h. weil ich durch sie, dafür daß ich durch sie) aus hartem Steine zur Gestalt gemacht bin." —

Hierauf folgen die übrigen Denkmäler des gothischen Kirchenbaues (besonders Schlettstadt, Colmar, Weißenburg, Niederhaslach, Thann) und darauf die Burgen und Städte, eine Denkmälergruppe, betreffs deren der Verf. im Vorworte bekennt, er habe Mangels eines specielleren Studiums über die mittelalterliche Befestigungskunst nicht mehr geben können, als eine kurzgefaßte Zusammenstellung der Hauptresultate bisheriger Literatur. Man würde ohne diese entschuldigende Erklärung hier kaum etwas vermissen: das Capitel dürfte im Rahmen dieses Werkes kaum bedeutsamer hervortreten. Es ist an Material und historisch-kritischen Bemerkungen sehr reich, und die Vorarbeiten scheinen großentheils recht vertrauenswürdig gewesen zu sein.

Bevor in einem Schlußcapitel die zum Theil recht bedeutende Architektur und die wenigen sonstigen Kunsterscheinungen der Renaissanceperiode bis zum Erlöschen deutschen Lebens zwischen Rhein und Wasgau geschildert werden, breitet sich in fünf Capiteln ein reiches Bild der bildenden Künste vom XIV. Jahrhundert bis in das XVI. hinein vor uns aus, zunächst Plastik und Malerei der gothischen Epoche. Als Hauptplastiker des XIV. Jahrhunderts im Elsaß lernen wir Meister Wölfelin von Rufach kennen, als Hauptmaler Nicolaus Wurmser aus Straßburg, den Hofmaler Kaiser Karl's IV. in Prag. Im XV. Jahrhundert malen hier Caspar Isenmann und Hans Hirtz; auch zahlreiche Glasgemälde geben von dem Kunstschaffen der einander folgenden Generationen Kunde. Um die Mitte des Jahrhunderts arbeitet im Elsaß und der Umgegend der Bildhauer Nicolaus Lerch von Leyden, ein Künstler ersten Ranges, dem man es ansieht, „daß er demjenigen Lande entstammt, welches in der Malerei gerade den großen Aufschwung durch die van Eyck'sche Schule erlebt hatte". Ihm schließen sich um die Wende des Jahrhunderts Veit Wagner und Nicolaus von Hagenau an.

Drei besondere Capitel stellen Martin Schongauer, den „deutschen Correggio" (Matthias Grünewald von Aschaffenburg) und Hans Baldung Grien dar. Bei dem ersten, dem größten deutschen Kupferstecher des XV. Jahrhunderts, entscheidet sich der Verfasser — wol mit Recht — für die Lesart 1453, nicht 1483, auf den Copien des Selbstportraits, insbesondere der Münchener; damit für ein dreißig Jahre längeres Leben desselben, der sonst sehr jung gestorben wäre, denn ich kann den dargestellten jungen Mann noch nicht für dreißigjährig oder darüber halten. — Bezüglich Grünewald's beendigt jetzt Woltmann die Verwirrung, welche er einst selber zu steigern beigetragen. Das — leider an Einzelzügen nicht reiche — Bild des Meisters dürfte nunmehr wesentlich endgültig festgestellt sein. Sehr schön ist der Hinweis auf seine Nachwirkung in der Kunstgeschichte: „Es ist zu beachten, daß Uffenbach, der den Aschaffenburger Meister eifrig studirt und bei seinem Schüler Grimmer in Mainz gelernt hatte, seinerseits wieder der Lehrmeister von Adam Elzheimer aus Frankfurt war, von dem dann eine eigenthümliche Auffassung der landschaftlichen Schönheit, eine neue Ausbildung des Helldunkels ausgeht, und der, durch Vermittelung des Pieter Lastmann, auch auf dessen Schüler Rembrandt bedeutend eingewirkt hat. Zwischen den zwei großen nordischen Meistern des Helldunkels und der Phantastik im XVI. und im XVII. Jahrhundert besteht also eine nachweisbare geschichtliche Verknüpfung." — Woltmann resümirt sehr treffend seine Schilderung dahin: „Das ästhetische Urtheil über Matthias von Aschaffenburg und sein Hauptwerk, das ein Schatz des Elsasses ist, wird vielleicht stets ein getheiltes sein; aber die bedeutende und außerordentliche Stellung des Meisters in der damaligen deutschen Kunst muß man bei geschichtlicher Würdigung erkennen."

Der Darstellung Hans Baldung's, des größten Meisters, der in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts für den Holzschnitt in Straßburg thätig war, geht einleitend ein besonderes Capitel über den Straßburger Holzschnitt überhaupt voraus, in welchem dessen Zusammenhang mit der Literatur und dem Humanismus dargelegt und auf die Beziehungen Sebastian Brant's zum Holzschnitt wie auf die Thätigkeit und den Kunstcharakter Johann Wichtlin's, des ehemals sogenannten Meisters mit den Pilgerstäben, näher eingegangen wird. —

Die flüchtige Ueberschau des Inhaltes wird von dem Reichthum des Buches Zeugniß abgelegt haben. Als gründlicher, klarer, besonnener Forscher hat der Verfasser einen trefflich erworbenen Namen. Die Geschicklichkeit und der Geschmack seiner Darstellung sind bekannt. So empfiehlt sich schließlich das Buch, welches flüssige Schilderung und gelehrte Erörterung gleich gut zu beherrschen, aber auch geschmackvoll auseinander zu halten versteht, den weitesten Kreisen der Kunstfreunde nicht minder als den Kunstforschern. Bruno Meyer.

Berliner Chronik.

Königin Luise.

Berlin, 10. März 1876.

Mit Recht wird der heutige Tag, der hundertjährige Geburtstag der Königin Luise, als ein nationaler Festtag betrachtet und gefeiert. Ihr rührend schönes Bild wird für immer mit unseren heiligsten Erinnerungen verbunden sein; niemals hat die Trauer um das Vaterland, der tiefe, fast hoffnungslose Schmerz um ein darniedergetretenes Volk in reineren Formen und edleren Zügen sich ausgedrückt. Niemals aber auch, indem man sich, aus dieser Ferne, die wenigen glücklichen und die vielen unglücklichen Tage ihres kurzen Lebens zurückruft und die Ereignisse überdenkt, die seitdem einander gefolgt sind, tritt erhebender und tröstlicher die Gewißheit hervor, daß der Gang der Geschichte von einer sittlichen Macht geregelt wird und daß Dasjenige, was die Gemüther der Menschen dauernd beherrschen soll, nichts Anderes sein kann, als das Gute. Dem Staate des großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen gab, in der Stunde der Heimsuchung, diese Frau das Beispiel einer Größe, die demselben bisher unbekannt; als das Schwert den Händen der Männer entrungen, da war es Königin Luise, welche durch die höchsten Tugenden der Frau, durch Liebe, durch Geduld, durch Selbstverleugnung, das Herz des Königs aufrecht erhielt und die Begeisterung des Volkes weckte für jenen Tag der Befreiung, den sie selber nicht mehr sehen, der aber ihr Grabmal zu einem Altare machen sollte, an welchem jetzt und immer das Vaterland in Wehmuth und Dankbarkeit stehen wird.

Die nachmalige Königin zählte noch nicht ganz achtzehn Jahre, da sie, gegen Weihnachten 1793, als Gemahlin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen nach Berlin kam. Sie brachte den Liebreiz und die muntere Natürlichkeit der Jugend, die unberührte Reinheit des Herzens, aber auch den Ernst einer sittlich strengen Lebensanschauung mit an den Hof, und demnächst auf den Thron. Frühe schon, in ihrem zarten Kindesalter, hatte sie die Mutter verloren, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt; ihr Vater, Karl Ludwig Friedrich, ein Schwager König Georg's III. von Großbritannien und damals (bis 1785) General-Gouverneur von Hannover, später (1794) regierender Herzog und (seit 1815) erster Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, war ein Mann, der in der Schule der Leiden — auch seine zweite Gemahlin, die Schwester der ersten, starb bald — seinen Charakter geformt, seine Grundsätze befestigt hatte, und an welchem die sympathisch gestimmte Seele Luisens mit unendlicher Innigkeit hing. In allen entscheidenden Momenten ihres späteren Lebens ist der Gedanke an den Vater ihr gegenwärtig, sein Rath und sein Einfluß begleiten sie, geben ihr einen Halt, wenn alles Andere rings um sie schwankt, in den herrlichen Briefen an ihn (von denen uns viele aufbewahrt sind) spricht sie sich mit rückhaltloser Offenheit aus; und wie es der hohen Dulderin bestimmt war, ihre kummervolle, von der Majestät des Unglücks geweihte Laufbahn unter seinen Augen zu

vollenden, so nannte sie sich und blieb auf allen Schritten derselben seine „treue, gehorsame, ihn innig liebende Tochter", und — „Gottlob", ruft sie aus, „daß ich es sagen kann!" — seine Freundin.*) Unter der Obhut ihrer Großmutter, der Landgräfin Marie Luise Albertine von Hessen-Darmstadt, welcher der verwittwete Vater seine Kinder anvertraut hatte, ward Luisens Erziehung durch Fräulein de Gélieux, eine Schweizerin, in trefflicher Weise geleitet; und fast das erste Bild, welches wir von der lieblich herangeblühten Jungfrau besitzen, ist von keiner geringeren Hand gezeichnet, als derjenigen Goethe's. Die beiden jungen Damen, welche bei der Belagerung von Mainz, während er sich in sein Zelt „heftelte", vor demselben ganz vertraulich auf- und niedergingen, und welche er „in diesem Kriegsgetümmel" wie „himmlische Erscheinungen" schildert, „deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird", (Donerstag, den 29. Mai), waren die Prinzessin Luise und ihre Schwester Friederike, die sich einen Monat vorher, am 24. April 1793, die erstere mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die andere mit dessen Bruder, dem Prinzen Ludwig von Preußen, verlobt hatten.

Die tiefste Sympathie der Seele und eine stets gleichbleibende Neigung verband Luise mit ihrem Gemahl; es war das schönste Herzensbündniß, welchem die nachfolgenden Jahre Nichts von seiner ursprünglichen Innigkeit und Frische der Empfindung raubten. „Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen," schreibt Luise in ihrem letzten Lebensjahre an den Vater.**) Wie die Verkündigung eines reineren und besseren Zeitalters erscheint dieses fürstliche Paar an der Grenzscheide jenes Jahrhunderts, welches in Zweifel und Verneinung, in gänzlicher Auflösung der Sitte, des Herkommens und aller geheiligten Bande zwischen Haus und Altar, zwischen Volk und Thron furchtbar unterging und dessen allgemein um sich greifende Verwilderung sogar den bisher intact gebliebenen Königshof der Hohenzollern nicht verschont, ja von dort aus bereits die höhern Gesellschaftsklassen von Berlin ergriffen hatte. Dem moralischen Verfall mußte naturgemäß, hier wie anderwärts, die politische Katastrophe folgen; aber hier mehr wie anderwärts, ja fast einzig in seiner Art, als ob dadurch, mitten in seiner fast vollständigen Zerschmetterung, dieses Preußen für seine große und glänzende Zukunft prädestinirt werden solle, begann der Wiederaufbau, still und ergeben, mit jenen Fundamenten, welche allein Dauer verheißen. Nur von Innen, aus der Familie heraus, konnte die Regeneration geschehen und die Rettung erfolgen; denn die Familie, die Liebe, die sie lehrt, und die Sittlichkeit, die sie fordert, sind die ersten Bedingungen und die Grundlagen des Staates. Nun hat zwar am preußischen Königshofe sich niemals Aergerniß in dem Maße gehäuft, wie während des achtzehnten Jahrhunderts am französischen und vielen benachbarten deutschen Fürstenhöfen, welche zur Verachtung der Sitte noch im höchsten Maße diejenige der Rechte des Volkes hinzufügten, was in Preußen niemals vorgekommen; aber wenn man die Geschichte seiner ersten Könige durchgeht, so wird man bekennen müssen, daß die Königinnen — selbst die philosophische nicht ausgenommen — in derselben nicht besonders hervortreten; daß am Hofe Friedrich's des Großen die Frau so gut wie gefehlt und daß, wo von einem Familienleben überhaupt die Rede, wol die militärische Disciplin, aber nicht die Liebe gewaltet zu haben scheint.

Als, am 6. November 1797, Friedrich Wilhelm, der Dritte seines Namens, König und Luise, seine Gemahlin, Königin von Preußen wurden, da erhielt das preußische Volk in seinem Herrscherpaar das vollendete Bild einer glücklichen, aus freier Wahl und Neigung geschlossenen Ehe und eines im bürgerlichen Sinne musterhaften Familienlebens. Dieses familienhafte Element, welches seitdem ein unverbrüchliches Erbtheil unseres Königshauses geworden ist und dasselbe, in Leid und

*) Brief vom 17. Juni 1807, mitgetheilt von Adami, Luise, Königin von Preußen, p. 229 ff.

**) Brief aus dem Sommer 1809, mitgetheilt von Adami, S. 294 ff.

Freud, dem Mitempfinden und Verständniß, dem Herzen des Volkes in fast patriarchalischer Weise so nahe gestellt hat, kam mit Luise; die Pietät und Liebe, die sie für ihren Vater hegte und die strengen Begriffe der Pflichterfüllung, die sie von ihm gelernt, übertrug sie auf ihre neuen Verhältnisse, und unterstützt von den reichen Gaben des Geistes, der feinsten Bildung und dem unnachahmlichen Zauber der äußeren Erscheinung ward sie das Ideal einer Gattin, einer Mutter und einer Fürstin. Fast zwei Jahre schon vor dem Unglückstag von Jena konnte Frau von Staël, die damals Berlin besuchte, sagen: „Der Hof, welchem eine schöne und tugendhafte Königin vorstand, war zugleich achtunggebietend und einfach; die königliche Familie, welche gern die Gesellschaft besuchte, wußte sich auf edle Weise unter das Volk zu mischen und identificirte sich in Aller Herzen mit dem Vaterlande." (De l'Allemagne, Chap. XVII. Berlin.)

Es ist ein altes, aber sehr wahres Wort, daß nur die hohen und edlen Naturen das Unglück würdig ertragen und von ihm nur um so mehr erhöht und geadelt werden. Erst in ihren Leidensjahren erschien die Größe Luisens in ihrer ganzen Hoheit und ihrem vollen Glanze; ja sie wuchs über sich selber hinaus in Kraft und Standhaftigkeit, in Urtheil und freiem politischen Blick, und was sie damals in der Verbannung dem Könige, den königlichen Kindern und dem Vaterlande war, das wird unvergessen bleiben, so lange eine dankbare Nachwelt die Erinnerung an die Tage der Heimsuchung und Wiederaufrichtung Preußens bewahren wird. Unerschütterlich in ihr war der Glauben an eine sittliche Weltordnung; „es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten," schreibt sie an ihren Vater, und diese Ueberzeugung hielt sie aufrecht in den trübsten Stunden, machte sie stark zu jedem Opfer, welches von ihr verlangt wurde. Keines aber kostete sie schwerere Selbstüberwindung, als jenes Zusammentreffen mit Napoleon in Tilsit. Ihre reine Seele schauderte zurück vor diesem Manne. Sie haßte ihn nicht — denn des Hasses war Luise nicht fähig, nicht einmal gegen Denjenigen, der sich nicht begnügt, den König und sein Land unglücklich gemacht zu haben, sondern der, wie sein neuester Biograph sagt, „um den Einfluß und guten Ruf dieser Frau zu zerstören, all' jene methodische und berechnete Erbitterung in's Werk gesetzt, die er angewandt haben würde, um ein Regiment niederkartätschen oder eine Bastion springen zu lassen.*) Was sie gegen diesen gemeinen Angreifer ihrer Ehre empfand, war nur jener instinctive Abscheu, welchen der sittliche Mensch gegen den unsittlichen immer empfinden wird. „Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen," heißt es in jenem oben citirten Schreiben an ihren Vater; „er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse." Es ist, als ob die beiden Mächte, welche sich in der Welt von Anbeginn an bekämpft, hier einander sichtbar und persönlich gegenüberstehen sollten; sie, Luise, der Engel des Lichts, in himmlisches Weiß gekleidet, er, Napoleon, der Dämon der Finsterniß, voll Hinterlist, Falsch und Tücke. „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe," ruft sie unter Thränen aus. „Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert," fügt sie in ihrem Tagebuch hinzu, „Opfer zu bringen bin ich gewohnt." Und sie brachte es — sie, flehend für ihr Volk und Vaterland, für den Thron ihres Gemahls, für das Erbe ihrer Kinder; er, den weißen Stoff ihres Gewandes prüfend, — „Est-ce du crêpe? — de la gaze d'Italie?" . . .**)

Wiewol sie die Erinnerung an dieses demüthigende Begegnen und den Schmerz über die Vernichtung der Hoffnungen, die sie daran geknüpft, nicht mehr verwand, so richtete sie sich doch an ihrem Glauben und ihrem Pflichtgefühl noch einmal auf und

*) Lanfrey, Histoire de Napoléon I, III. 500.

**) Sophie Schwerin, ein Lebensbild, p. 255. Kluckhohn (Luise, Königin von Preußen, p. 67) zweifelt zwar an der Genauigkeit dieser Mittheilung; allein man vergleiche damit „Fürst Metternich über Napoleon Bonaparte" (Wien, Braumüller. 1875), p. 33.

ward, körperlich schon gebrochen und den Todeskeim im Herzen tragend, der Mittelpunkt jenes patriotischen Kreises und die Stütze jener Männer, welche das Vaterland retten und ihr Andenken rächen sollten. Stein und Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher — sie Alle fanden bei der Königin Verständniß, Förderung und, wenn es sein mußte, Fürsprache; sie milderte die Gegensätze, sie vermittelte, sie räumte die Schwierigkeiten aus dem Wege — und wie sie hier, an der fernen Ostgrenze des Reichs, in äußerlich kümmerlichen und bedrängten Verhältnissen mit den Edelsten und Besten ihrer Zeit in geistiger Gemeinschaft lebte, so fand sie Trost und Erhebung in den Werken der Historiker und Dichter, besonders der beiden, zu denen sie selbst noch in persönlichen Beziehungen gestanden. „Ach, auch in meinem Schiller habe ich wieder und wieder gelesen!" heißt es in einem Briefe vom September 1809 (Adami 311) . . . „Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? (Johannes von Müller). Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Zu den Versen „Wer nie sein Brod in Thränen aß", welche die Königin am 5. December 1806 in ihr Tagebuch geschrieben, bemerkt Goethe („Sprüche in Prosa"): „Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu grenzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überlieferte, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wol jemals verkümmern?*) Gleichzeitig studirte die Königin die Schriften Pestalozzi's und trachtete, soweit es Mittel und Umstände gestatteten, durch persönliches Eingreifen die Volkserziehung zu heben; sie besuchte die Schulen und verkehrte mit den Schulmännern, in der richtigen Erkenntniß, daß die Heilung des Staates nur aus der sittlichen und geistigen Wiederbelebung hervorgehen könne; ja, sie genoß sogar innerhalb dieser beschränkten, aber segensreichen Thätigkeit eines stillen, letzten Glückes, an der Seite des Gemahls, in der Mitte der heranwachsenden Kinder, immer nur an das zukünftige Geschick dieser denkend, für sich selbst Nichts mehr hoffend, kaum Etwas wünschend. Wehmüthig und resignirt durch ihre damaligen Aufzeichnungen klingt das Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Sie erwartet nicht, daß man einst ihren Namen unter den berühmten Frauen nennen werde; sie wünscht nur, daß die Nachwelt ihrer Leiden gedenken und von ihr sagen möge: „sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." Große, königliche Frau! wie herrlich ist Dein Wort in Erfüllung gegangen; wie strahlt Dein Ruhm über dem Ruhm aller Frauen und wie lebt heute, wo Dein Sohn Wilhelm, der Deutsche Kaiser, das Fest dieses Tages feiernd, an Deinem Grabe steht, in Millionen Herzen Dein Bild und Dein Name!

Heute auch tritt in der Reichshauptstadt ein Comité von ausgezeichneten Männern zusammen, welches die Bewohner Berlins aufruft, der unvergeßlichen Königin ein Denkmal zu errichten. Bisher hatte sie, mit Ausnahme des wundervollen Grabmals von Rauch in Charlottenburg und des kleinen Altars von Schadow im Thiergarten, der sich alljährlich an ihrem Geburtstage mit Palmen und mit Blumen schmückt, in Berlin kein anderes Denkmal, als drei milde Stiftungen, die ihren Namen tragen: das Luisendenkmal, ein Fonds, aus dessen Zinsen jedesmal am 19. Juli, dem Todestage der Königin, sechs arme tugendhafte Brautpaare ausgestattet werden, das Luisenstift, zur Erziehung und Erhaltung von Knaben, deren Eltern hierzu unvermögend sind, und die Luisenstiftung, zur Erziehung von Töchtern aus den gebildeten Ständen, zur unentgeltlichen Ausbildung von Erzieherinnen und zur Vorbereitung von Wärterinnen. Unter den literarischen Denkmalen der Königin

*) Man vergl. damit auch Eckermann, Gespräche mit Goethe, II. 23, wo gegen die Behauptung, daß keine Dame den „Wilhelm Meister" lesen dürfe, von Carlyle das Beispiel der Königin Luise citirt wird, „die sich mit dem Buche vertraut gemacht, und die doch mit Recht für eine der ersten Frauen ihrer Zeit gelte".

Luise muß an erster Stelle das schöne Buch von Adami*) genannt werden, welches, auf die authentischen Mittheilungen der Frau von Berg gestützt und mit großer Wärme geschrieben, wol das Meiste dazu beigetragen hat, weite Kreise mit allen Einzelnheiten ihres Lebens und Leidens bekannt zu machen; diesem bis jetzt nicht übertroffenen Buche hat sich neuerdings eine kleine Gelegenheitsschrift von Kluckhohn**) angereiht, welche, nur hier und dort ergänzend und berichtigend, in allem Wesentlichen der ausführlichen Darstellung Adami's folgt. Mit Recht wirft der neuere Bearbeiter die Frage auf, wie lange es noch währen mag, bis die gefeierte Königin unter den Männern deutscher Wissenschaft ihren Biographen finden wird. Inzwischen ist neues werthvolles Material in den Memoiren der Gräfin Voß („Neunundsechzig Jahre ꝛc.") zu Tage gefördert worden und weiteres darf in den Memoiren Hardenberg's erwartet werden, deren Erscheinen in Aussicht steht. Sicherlich wird der Königin Luise weder das eine, noch das andere Denkmal fehlen, wiewol keines dem gleichkommen wird, welches sie selbst sich in der Verehrung und Liebe der nachfolgenden Geschlechter gestiftet — „aere perennius regalique situ pyramidum altius."

Das provisorische Statut der königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Seit Jahren hat man eine Umgestaltung der Akademie der Künste ungeduldig erwartet; die öffentliche Meinung ist vernehmlich genug darüber immer wieder laut geworden. Jetzt ist eine Neuordnung eingetreten und es ist ziemlich still davon in der Presse. Uns wenigstens ist nichts Ausführlicheres bekannt geworden, als die aus der Berliner Bürgerzeitung kürzlich zusammengedruckten Expectorationen von H. Dorn; diese aber ernsthaft zu nehmen wird schwer.

Wir haben freilich jetzt auf Mehr zu achten, als in den Jahrzehnten, in denen man vor dem Elende unserer staatlichen Zustände gern sich zu den geistigen, künstlerischen Interessen flüchtete, wo wenigstens zu träumen erlaubt war. Aber doch sollten auch gerade jetzt unsere Augen über gewisse Bedürfnisse unserer Kunst mehr als sonst geöffnet sein; denn der gehobene Stand unserer nationalen Existenz bringt es mit sich, daß wir in Allem und Jedem uns höhere Aufgaben zu stellen haben. Was früher auch auf anderen Gebieten sich mit der Impotenz unserer Staatsgewalt entschuldigen ließ, dem aufzuhelfen wird jetzt unabweisbarer.

Wo wäre es nun in den letzten Jahren augenfälliger geworden, daß wir zurück sind, als in der Kunst oder doch, wenn das Mancher nicht zugeben wollte, in der Kunstindustrie? Man braucht kaum erst Weltausstellungen besucht zu haben, um das zu wissen. Das hat bekanntlich eine sehr empfindlich praktische Seite. Ein großer Theil des Weltmarkts und gerade einer, auf dem sehr viel zu verdienen ist, bleibt uns damit verschlossen, während alle Welt den Franzosen zinsbar ist, bei denen seit Franz I. und wieder seit Richelieu der feste Grund zum Flore der Kunstindustrie gelegt wurde. Und womit wurde der Grund gelegt? mit der Sorge für die große Kunst von Seiten des Staats, von Seiten der Herrscher, was dort ja

---

*) Luise, Königin von Preußen. Von Friedrich Adami. Neunte Auflage, mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann). 1876.

**) Luise, Königin von Preußen. Zur Erinnerung an ihren hundertjährigen Geburtstag. Von August Kluckhohn. Mit dem Bildniß der Königin (nach einem Pastellbilde in Privatbesitz). Berlin, Habel. 1876. (Heft 242 und 243 in der „Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.)

dasselbe war. Man erntet noch heute in reicher Verzinsung von dem, was dort mit großem Aufwande seit Jahrhunderten angelegt wurde. Jeder Broncenachguß, mit dem Franz I. eine bewunderte Antike in die königlichen Gärten nach Frankreich versetzte, hilft gleichsam fort und fort das Geschlecht der Kleinbroncen zu erzeugen, mit denen Frankreich immer noch den Markt behauptet. Die Engländer haben wir so lange geschmacklos gescholten und haben geglaubt, sie könnten nur mit vielem Gelde todte Massen von Kunstschätzen aufspeichern, bis sie auf den großen Ausstellungen es auf einen Blick zeigten, wie viel davon bei ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sei. Und daß wir in Wien selbst hinter Oesterreich zurückstehen mußten, hat für ein an Culturkraft so viel reicheres Land, wie das heutige Deutschland, doch etwas noch tiefer Beschämendes.

Also es muß anders werden. Und im Kleinen ist es nicht zu bewirken, man fange denn auch im Großen an. Man will doch nicht etwa den Geschmack in der Fabrikation von Postbriefkasten ganz für sich zu heben versuchen. Der große Strom muß voller fließen, aus dem bewässert wird. Es liegt, wie schon gesagt, am Nächsten, das an der Geschichte der französischen Kunst und Kunstindustrie zu erkennen; doch war es nicht anders in Italiens großer Zeit, nicht anders bei den Griechen, ja auch nicht bei den kunstreichen Aegyptern einst.

Die Kunst läßt sich nicht machen; doch der Boden läßt sich für sie bereiten und das ist Sache des Staats, will man ihn nicht gar zu sehr nur als ein Rechtsinstitut gelten lassen, will man von ihm verlangen, daß er jedem für das Gemeinwohl wichtigen Zweige der Volksexistenz zum Wachsthume Licht und Luft frei mache. Deshalb lassen wir ihn ja Schulen gründen und erhalten, vor Allem diejenigen, die so leicht von keiner privaten oder communalen Kraft gehalten werden könnten, die Hochschulen. Die Hochschule der Kunst, wie die Universität für die wissenschaftlichen Studien, soll die Akademie sein. Sie kann über das hinaus noch höher hinauf und tiefer hinab reichen, kann, wenigstens annähernd, zugleich noch das sein, was eine Akademie der Wissenschaften für das wissenschaftliche Leben ist, und was die auf die Universität vorbereitenden Schulen sind. Am vollsten deckt sie sich aber mit der Universität. So wie diese nicht allzu direct darauf ausgehen soll, den praktischen Arzt, den Richter, den Chemiker u. s. w. fertig in's Leben zu liefern und doch dem Leben die besten Aerzte, Richter, Chemiker gibt, so soll auch an der Akademie nicht direct jede kleine Kunstpraxis eingeübt werden, die namentlich auch in der Industrie zur Anwendung kommt, aber es soll mit der Hinweisung auf das Höchste gelehrt werden, was aller Art Kunst Noth thut und allerhand Verwendung finden kann.

In der Kunst muß gelernt werden. Es ist merkwürdig, wie wenig geläufig dieser so einfache und scheinbar so selbstverständliche Satz auch Einsichtigeren oft ist. Hat nicht jeder von uns schon aus sehr weisem Munde gehört, hat nicht Mancher auch in gutem Glauben es nachgesprochen, daß den Franzosen ihre leichte Begabung, oder wie man das Ding nennen will, Erfolge in der Kunst gewähre, während wir so viel ernster, gründlicher auch in der Kunst seien? Und wie ist doch das Gegentheil der Fall! Was ist es, was wir am französischen, uns sonst oft noch so antipathischen Werke zu bewundern gezwungen werden, was gibt der französischen Plastik ihren so hervorragenden Rang? das Gelernte, die Kenntniß der Formen, die Uebung der Technik. Wir haben wieder zunächst auf unsere liebenswürdigen Nachbarn geblickt. Wer etwas von der griechischen Kunst wissen könnte, die den römischen Herrn der Welt besiegte, der würde auch wol finden, daß sie nur durch unendliche Arbeit entstand. Sagte jenes alte Meistervolk doch selbst: Das Schöne ist schwer.

Das ist tröstlich für uns. Steht ja doch Eins außer Zweifel, daß wir Deutschen arbeiten, lernen können wie Einer. Wir haben damit auf dem Gebiete der Kunst nur noch nicht recht wieder angefangen, seit wir in die unabweislichen, fast aufreibenden Kämpfe eintraten, die mit der Reformation begannen. Wir fanden inzwischen wenig Ruhe dazu. Jetzt aber dürfte es an der Zeit sein, das nachzuholen.

Hier, wie auch sonst im neuen Reiche, ist die Regierung am Platze im Bewußt-

sein ihrer Pflicht. Im Bewußtsein einer solchen wurde die längst als Bedürfniß erkannte Umgestaltung der Akademie der Künste unternommen. Die Art und Weise, wie sie unternommen wurde, ersehen wir aus dem provisorischen Statut vom 6. April v. J. Ein provisorisches Statut; es ist gewiß nur zu billigen, daß man eine sicherlich nicht ganz leichte Organisation nicht mit einem Schlage büreaukratisch unabänderlich hinstellen wollte. Dafür ist es aber auch die Pflicht eines Jeden, der sich berufen glaubt und wenigstens durch ehrliches Interesse für die Sache sich legitimiren kann, nicht stillzuschweigen. Es wird also eine eigentlich schon etwas alte Schuld abgetragen, vielleicht obendrein nur mit einer vorläufigen Abschlagszahlung, wenn auch wir hier das neue provisorische Statut besprechen.

Einige Grundzüge der neuen Einrichtung mögen zunächst in aller Kürze vorgeführt werden. Das Statut selbst läßt sie nicht allzubequem auf den ersten Blick heraustreten, weil allerlei, unseres Erachtens mehr in eine Geschäftsordnung gehörige Bestimmungen mit aufgenommen sind, vielleicht auch die Anordnung noch klarer sein könnte. Doch sehen wir hier von dieser formellen Seite ganz ab und lassen auch Fragen nach Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einzelner der anscheinend mehr geschäftlichen Bestimmungen völlig außer Spiel. Darüber wird ohne zu großen Schaden mit der Zeit die Praxis die Nächstbetheiligten am Besten belehren.

Es wird hoffentlich nicht scheinen, als wollten wir mit dieser etwas Nebensächliches berührenden Bemerkung sofort in ein abfälliges Kritisiren verfallen. Wenn wir freilich hauptsächlich die Absicht haben, das, was uns bei der Neugestaltung noch mangelhaft dünkt, zur Sprache zu bringen, so glauben wir damit eben nur das Nützlichste zu thun; dem ganzen Entwurfe gilt unsere warme Zustimmung. Nicht nur, daß überhaupt Hand zur Besserung angelegt wurde, auch die Art, wie es geschah, ist wahrhaft erfreuend. Wir begegnen gesunden Grundanschauungen und ernstem Bemühen, sie zur Gestaltung zu bringen.

Die erneute Akademie ist, mit durchgehender Scheidung nach bildender Kunst und Musik, zusammengesetzt aus dem Senate, der Mitgliederversammlung und aus den Unterrichtsanstalten. Das einzige, auch nur scheinbar Zutreffende in der Anfangs erwähnten Dorn'schen Broschüre würde seine Spitze verlieren, wenn die Mitgliederversammlung etwa als Versammlung der Ehrenmitglieder benannt worden wäre. Die handelnde Vertretung der Akademie liegt vor Allem im Senate. In ihm sind die Unterrichtsanstalten durch ihre Directoren und die Mitgliederversammlung durch aus ihr selbstgewählte Persönlichkeiten vertreten; dem Senate gehören außerdem auch wissenschaftliche Kenner der Kunst an, so wie der einer Anstalt, welche die Rechte einer juristischen Person hat, unerläßliche rechts- und verwaltungskundige Beirath. An der Spitze des Senats steht ein von ihm alljährlich neu zu wählender Präsident. Der Senat besorgt nicht nur die allgemeinen Angelegenheiten der Akademie selbst, sondern fungirt zugleich als künstlerischer Beirath des Unterrichtsministers, dem die ganze Akademie unmittelbar untersteht.

Die Unterrichtsanstalten zerfallen in die Meisterateliers, die sogenannte allgemeine Akademie der bildenden Künste, die Kunst- und Gewerkschule, und andererseits die Hochschule für Musik und das Institut für Kirchenmusik. Die drei letztgenannten sind unverändert in ihrem bisherigen Bestande geblieben, eine wichtige Aenderung gegen früher liegt aber in der Trennung der Meisterateliers und der sogenannten allgemeinen Akademie der bildenden Künste. Die Meisterateliers, wir würden lieber Meisterwerkstätten sagen, kann man auf dem wissenschaftlichen Gebiete am Besten der Universität, die sogenannte allgemeine Akademie, deren Namen auch vielleicht geändert werden könnte, den Gymnasien vergleichen. Ist diese neu eingeführte Trennung als eine besonders glückliche Reform zu begrüßen, so läßt sich dagegen die Frage aufwerfen, ob die Trennung der sogenannten allgemeinen Akademie von der Kunst- und Gewerkschule frommt und bleiben soll. Die Frage soll hier nur erst ein Mal aufgeworfen werden; sie hängt mit der andern allgemeineren zusammen, ob die Trennung von Kunst und Handwerk frommt und bleiben soll. Doch ist Letzteres kaum eine

Frage mehr; denn wir sehen ja längst sehnsüchtig nach den Zeiten zurück, wo solche Trennung nicht in heutiger Weise bestand; es schreit ja zum Himmel, wie eine zwecklose Ueberproduction von mittelguter und schlechter Waare, zumal in der Staffeleimalerei, und andererseits der Mangel eines künstlerischen Stempels an jedem einfachen Handwerkserzeugnisse unsere Zeit, zumal bei uns zu Lande, charakterisirt. Es wäre wahrlich ein großer Gewinn für die Kunst und schwerlich ein ernstlicher Schaden für unsere Künstler, wenn sie Etwas vom unglückseligen Scheine der Vornehmheit einbüßten, und sich eine Classification, wie einst ein Phidias sie bei Plato fand, gefallen ließen.

Länger wollen wir bei einem anderen Bedenken verweilen, das uns gleich bei § 1 des neuen Statuts aufsteigt.

§ 1 nennt die Akademie „ein der Förderung der bildenden Künste und der Musik gewidmetes Institut". Also zwei so weit auseinanderfallende Sectionen bleiben zu einer Anstalt vereint. Wir urtheilen mit nächster Rücksicht auf die bildenden Künste und finden da keinen Grund, diese hergebrachte Vereinigung, die vielleicht uns unbekannte Vorzüge hat, schädlich zu nennen. Bei aller Geneigtheit das Hergebrachte zu dulden, können wir aber einen verwaisten Zustand nicht gut heißen, in der die bildenden Künste auch bei der Neugestaltung der Akademie vorläufig geblieben sind. Verwaist sind Plastik und graphische Kunst doch wol ohne ihre Mutter, die Architektur; schlimm genug, wenn sie sich glauben emancipiren zu dürfen. Das soll man nicht befördern, wo es angestrebt wird. Man soll nicht in den höchsten Unterrichtsanstalten scharf getrennt lassen, was geschichtlich einmal zusammengehört und nur zu gegenseitigem Schaden von einander läßt. Die Musik mag bleiben; aber man einige auch die jetzige Bauakademie mit der Akademie der Künste, da ja doch auch der Bau eine Kunst ist. Das erscheint uns als der wichtigste Wunsch, den wir zu äußern haben; wir wissen, daß es zugleich der den bestehenden Verhältnissen gegenüber schwerst zu erfüllende ist, und man wird es uns auch erlassen müssen uns darüber auszusprechen, wie er zu erfüllen sein dürfte. Wir urtheilen, wie so oft der Kunstfreund eine Arbeit in der Werkstatt des Künstlers beurtheilt. Mit welchen Mitteln ein augenfällig Störendes zu ändern, wie ein Mangel, den er empfindet, in eine Schönheit zu wandeln ist, das muß der Kunstfreund sich bescheiden, dem Künstler zu überlassen, dem dennoch das Urtheil des Betrachters willkommen sein mag; selbst wenn es ihm nur ausschlaggebend in dem bestärken sollte, was er selbst zu ändern schon für nöthig hielt. Wir können in der That kaum glauben, daß es sich anders bei dem als besonders wund bezeichneten Punkte des neuen Statuts verhalte. Als ein deutliches Zeichen, daß man bei der neuen Organisation gern die Bauakademie mit der Akademie der übrigen Künste verschmolzen hätte, erscheint es doch, daß neben den Directoren der Meisterwerkstätten bereits der Director der Bauakademie im Senate erscheint. Es gilt also die Verbindung, welche hiermit gleichsam angedeutet ist, durchzuführen, dem Director seine ganze Anstalt folgen zu lassen. Nur das Bestehende war hier offenbar im Wege, zumal es mit großen Traditionen auf Seiten der Bauakademie besteht. Was will aber die Tradition von Jahrzehnten gegen die Tradition von Jahrtausenden, was gegen die Natur der Dinge?

Wir sind zufällig davon unterrichtet, daß bei Berathung der Pläne eines Neubaues für die Akademie der bildenden Künste zu Wien der Gedanke auftauchte, durch Abtrennung der dort sogenannten Architekturschule (d. h. der architektonischen Meisterwerkstätten) von der Akademie die Erfordernisse des Neubaues herabzumindern; die Architektur sei ja schon am polytechnischen Institute vertreten. Damit würde, nicht aus principiellen Gründen, sondern mehr gelegentlich, etwas dem in Berlin bestehenden Zustande Analoges geschaffen worden sein. Der Rath der Wiener Akademie hat aber auf Befragen diesen Einfall auf das Entschiedenste zurückgewiesen, indem er in einer Denkschrift nicht nur das örtlich und augenblicklich Rathsame, sondern das ein für allemal Heilsame auseinandersetzte. Die Denkschrift forderte, daß die Architektur mit den übrigen Künsten zusammen Gegenstand des Kunststudiums bleiben, jene

Architekturabtheilung des polytechnischen Instituts aber belassen werden möge als propaedeutische Anstalt für die Architekturschule der Akademie, außerdem als allein genügende zur Schulung derjenigen jungen Architekten, die nur dem Nutzbau sich zuzuwenden gedächten. Es sei ein bedeutsamer und folgenreicher Unterschied, ob das Studium der Architektur auf seinen höchsten Stufen mit dem Studium der bildenden Künste gleichgestellt, als wirklich freie Kunst aufgefaßt, oder ganz und gar nur als eine Fortsetzung der technischen Studien betrachtet werde. Mit Hinweis auf die großen Zeiten der Antike wie der Renaissance wurde betont, daß, so nöthig Baubeamte seien, so wenig doch bei den Studieneinrichtungen der Baukünstler vergessen werden dürfe. Wenn der Wiener akademische Senat hiermit an seinem Orte ein Bestehendes vertheidigte, so konnte er mit berechtigtem Selbstgefühle darauf hinweisen, daß gerade in Wien die Früchte des Bestehenden glänzend für dasselbe zeugten.

So weit ist aber nur von einem Interesse der Architektur, von ihren Schwesterkünsten in der Lehre nicht getrennt zu werden, die Rede gewesen. Reichlich so sehr hängen die Tochterkünste an ihr, der Architektur. Gerade von Staats wegen bedürfen der Pflege nicht so sehr die vom monumentalen Bande losgelösten Richtungen der bildenden Kunst; denen gewährt ja die Privatliebhaberei leicht hinreichende Nahrung. Es sollte nicht eines Wortes des Beweises dafür bedürfen, daß der Staat mehr das Seine thut, wenn er zehn öffentliche Gebäude mit umfangreichen bildnerischen Zierden versehen läßt, als wenn er Hunderte von Staffeleibildern oder Statuetten ankauft, um sie in einer Sammlung zusammenzutragen. Wir kommen auch lieber nur auf das Eine zurück, womit wir begannen: es ist Bedürfniß vorhanden, nach einer führenden Macht zur Hebung und Starkerhaltung der Kunstindustrie. Jeder, der die Geschichte der Kunst kennt, der einen Einblick hat in das Wesen der vorwiegend immer tektonischen Kleinkunst, wird Folgendes bezeugen: nicht der in genreartiger Kunstübung gepflegte Naturalismus, sondern das in der großen, an der Hand der Architektur gehenden Bildkunst gepflegte Stilgefühl ist nächst der Architektur selbst am geeignetsten, die Kunstindustrie zu tragen, ohne sie in Spielereien ausarten zu lassen. Was erweist sich für den angezeigten Zweck wirksamer, trotz aller Ferne der Zeiten sogar, die Antike, die den Bund zwischen der Architektur und Bildkunst nie ganz löste, die italienische Renaissancekunst, die in Michel-Angelo, Raphael, Lionardo zugleich den Architekten, Bildhauer und Maler aufwies, oder etwa die in Einzelleistungen doch sonst unübertroffene Kleinmalerei der Holländer?

Wir empfinden es also als den größesten Mangel des provisorischen Statuts, daß in ihm die Baukunst nicht vollständiger in den Bereich der Akademie der Künste gezogen ist. Unsere jungen Künstler sollen also immer noch erst jenseits der Alpen den erfahrungsmäßig überwältigenden und fördernden Eindruck erfahren können, im Reiche der Kunst verbunden zu sehen, was ihnen in der Lehre daheim als Stückwerk geboten wurde?

Die Architektur würde also auch ihre Meisterwerkstätten an der Akademie verlangen, während die heutige Bauakademie der sogenannten allgemeinen Akademie der Künste entsprechend zu gestalten wäre. Gegenwärtig sind solche Meisterwerkstätten nur für die verschiedenen Fächer der Malerei, für Bildhauerei und Kupferstecherkunst im Statute bestimmt. Die „verschiedenen Fächer" der Malerei. Das ist ein Ausdruck, der wieder ein Bedenken erregen kann. Es wird doch nicht gemeint sein, alle möglichen kleinen Specialitäten zu pflegen; wir geben gern zu, daß der Ausdruck nicht nothwendig so verstanden werden muß, aber er bedarf doch einer beständig richtigen Interpretation und wir wollen es nicht auszusprechen unterlassen, daß keinenfalls alle möglichen Richtungen gleichgeltend sich selbst überlassen neben einander gesetzt werden dürfen. Gerade diejenigen verlangen vielmehr vorzugsweise Vertretung und Pflege, welche der Liebhaberei des Publicums ferner liegen. Nicht um Possen, zu denen das Sonntagspublicum läuft, aufzuführen, sondern um edleren Schöpfungen der Bühnendichtung das Leben zu fristen, bedurfte es eines Théâtre français. Land-

schaft-, Genre-, Portraitmalerei sind, wenn nicht von der Akademie auszuschließen, so doch auch nicht besonders in den Vordergrund zu stellen. Ihnen kommt das Privatbedürfniß des Publicums am Meisten entgegen, ihnen werden die jüngeren Kräfte aus äußeren und inneren Gründen ohnedies leicht zustreben. Es liegt aber nicht im Interesse des Staats, nicht im Interesse des gesammten Kunstlebens, diesem rollenden Steine noch eigens stärkeren Nachstoß zu geben. Daß zumal die Kunstindustrie weniger von diesen Richtungen der Kunst zu gewinnen hat, wurde schon besprochen. Aber es ist nun nicht genug, Meister der großen Kunst zu ernennen; sie müssen schaffen können, sonst existiren sie auch für den Schüler nicht. Hier kommt es also darauf an, daß der Staat seine Aufwendungen für Kunst mehr und mehr in anderm Sinne macht, als es bisher am Ueblichsten war, wie auch das schon gesagt wurde. Es ist von sehr zweifelhaftem Nutzen, nur Staffeleibilder, etwas Hübsches hier und etwas Hübsches da, das dem Publicum etwa auf den Kunstausstellungen gefallen hat, zu einer Gallerie zusammenkaufen, wobei die Kunst leicht in einer sehr bedenklichen Weise sich selbst Zweck wird. Museen sind mehr für die Kunst vergangener Zeiten, nicht so sehr für die der Gegenwart da. Phidias und Raphael arbeiteten nicht für Sculpturmuseen und Bildergallerien. Sie arbeiteten für Gotteshäuser, für festliche Plätze, Prachträume öffentlicher Gebäude. So lasse man auch heute arbeiten für Gotteshäuser, wo man religiös ist, für die Plätze und Räume, in denen zumal unser geistiges Leben pulsirt; da preise man in schöner Gestaltung an den Wänden und im Sculpturenschmucke alles Edle und Gute, setze dem Verdienste seine Denkmäler, und führe zur Menschenwürde, zur Vaterlandsliebe. Nicht als ob es ganz daran fehlte; eben wird der Auftrag zur Ausschmückung des Rathhaussaales zu Saarbrücken bekannt, der ganz in unserem Sinne ist. Manches geschah auch früher, aber wie sind doch unsere Schulen meistens so leer von alle dem, was wir fordern, wie selten findet sich ein idealer Schmuck der Kunst selbst in der Aula einer Universität; Rathhäuser, Gerichtsgebäude, Sitzungssäle der verschiedensten Art bieten noch Platz genug. Schon die Herstellung solch' großer Werke fördert das Lernen, weil sie viele Hände verlangt; anders, als wo der Meister einsam seine Leinwand bemalt. Wo der Staat Etwas für Kunst durch Aufträge, Ankäufe thut, soll er nicht wie ein Amateur, sondern in Perikleïschem Geiste es thun.

Wir gehen weiter, indem wir noch einmal die Meisterwerkstätten in's Auge fassen. Als letzte in der Reihe steht die für Kupferstecherkunst, die ja jetzt in so bewährten Händen ist. Soll aber die Medailleurkunst, die einigermaßen analog zur Plastik, wie die Kupferstecherkunst zur Malerei steht, nicht Platz an der Akademie finden? Die Medailleurkunst hat ihre große Staatspraxis im Münzamte; ihre Uebung steht wieder im Zusammenhange mit der Gemmenschneidekunst und reicht der Juwelierkunst die Hand. Uns will es scheinen, als wenn sich dieses Glied nicht ungestraft aus dem Ganzen loslösen läßt. Es fehlt allen den genannten im Kleinen wirkenden Kunstzweigen gegenwärtig an einer geordneten, sie hebenden Verbindung mit dem gesammten Kunstunterricht. Deshalb durften dem Abgeordneten Bamberger unsere neuen Münzen nur wie Uniformknöpfe aussehen. Während somit die Medailleurkunst mit ihrer großen Praxis von der Akademie ausgeschlossen ist, gehört umgekehrt der Kupferstich wol zu ihr, ist aber von einer Praxis abgeschnitten, die doch für ihn so reichlich zu gewinnen wäre. Man muß eben nur auch hier wieder nicht vornehme Abgeschlossenheit einer Akademie gönnen wollen, sondern sie mit dem lebendigen Kunstbetriebe im weitesten Sinne in wirksame Berührung bringen. Wie viele technische Proceduren der graphischen Vervielfältigung sind neuerdings angewachsen! Nur vorübergehend meinten Kurzsichtige, die edle Kunst des Kupferstichs sei dadurch beseitigt. Alle jene Proceduren verlangen vielmehr von ihr jetzt Führung, außer jeder Art vervielfältigender Kunst bis zum photographischen Verfahren, auch die Herstellung sogar des Bücherdruckes nach seiner ästhetischen Seite hin. Daß es mit diesem bei uns elend bestellt ist, muß Jeder wissen, der englische und französische Drucke zur Hand nimmt. Da abzuhelfen und um überhaupt Schüler in Arbeit bilden zu können,

müßte der Kupferstecher an der Akademie in den Stand gesetzt werden. Es fehlt die Brücke aus der Schule in die Praxis hinein und der Staat könnte sie um so eher herstellen, da er und seine Anstalten große Arbeitsgeber auf diesem Gebiete sind. Stempel, Papiergeld sind nur das Alltäglichste; auch da ist das Aergerniß groß, das der Geraer Banknotenengel und seines Gleichen nicht allein dem Abgeordneten Reichensperger geben. Von den Staatsanstalten, die mit ihren Publicationen diesen Aufgaben nahe stehen, sei nur die Akademie der Wissenschaften genannt mit dem archäologischen Institute. Die da geforderte Thätigkeit ist groß genug; sie sollte mehr eine künstlerisch geleitete sein und jüngeren Kräften die Möglichkeit bieten, aus der Kunstlehre in die Praxis hineinzuwachsen. Am Besten wäre die Verbindung in Gestalt einer Staatsdruckerei und Chalkographie herzustellen. Dann erst würde die jetzt fast nur einer glänzenden Einzelleistung dienende Meisterwerkstatt des Kupferstechers an der Akademie als wirklich belebende Schule vorhanden sein.

Diese, vielleicht einstweilen frommen Wünsche lassen sich auch auf das Ganze der Akademie anwenden. Allen an ihr Wirkenden darf Arbeit nicht fehlen; sonst nützen alle Statuten Nichts. Denn eine Anstalt zur Hebung der künstlerischen Arbeit, zur Schulung der dieser Arbeit sich zuwendenden Kräfte, das bleibt doch der Kern des Instituts. Zurücktreten muß, so viel wie möglich, ebenso wie bei dem gleichnamigen wissenschaftlichen Institute, die Vorstellung einer bloßen Ehrenanstalt oder eines Versorgungsmittels. Wir wollen nicht das nutzlose und leicht demoralisirende Schauspiel, daß sich die Eitelkeit um Sitze der Unsterblichen drängt. Wie unsere Akademie der Wissenschaften sich mehr und mehr als ein der wissenschaftlichen Arbeit im großen Stile gewidmetes Institut darstellen will und soll, so soll es auf ihrem Gebiete auch mit der Akademie der Künste sein. Ay.

Wiener Chronik.

Die Concert-Saison.

Wien, Mitte März 1876.

Wien's größte musikalische Bedeutung liegt in seinem Concertwesen. Die acht „philharmonischen Concerte", welche jede Wintersaison bringt, dürfen unbedenklich ein würdiges Seitenstück der Concerte des Pariser Conservatoire in den goldenen Tagen Habeneck's genannt werden, daneben die sogenannten „Gesellschaftsconcerte" — vier „ordentliche" und zwei „außerordentliche", d. h. Concerte, welche die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates alljährlich veranstaltet — dazu noch die Concerte der Wiener Singakademie, des Männergesangvereins, des akademischen Gesangvereins, die Quartettabende Hellmesberger's, die Trio-Abende Anton Door's. Das Conservatorium veranstaltet Schülerconcerte — die Opernschule des Instituts sogar dramatische Darstellungen auf einer Duodezbühne — ein „Orchesterverein", der sich meist aus Dilettanten, aber aus recht tüchtigen recrutirt, wetteifert in bescheidenem Maße mit den accreditirten Vereinen, deren wir oben gedacht, ein Massenaufgebot der wiener Musiker läßt alljährlich einmal die Donner eines Monstre-Concertes hinrollen. Diese Musikexhibitionen, welche die musikalische Sonne bei uns alljährlich so sicher und unfehlbar durchläuft, wie die Sonne am Himmel die zwölf Zeichen des Thierkreises, werden aber umschwärmt von einer kaum zu zählenden Menge einzelner Casualconcerte, welche von musikalischen Gästen und von einheimischen Virtuosen, Sängern, Pianisten, Violinisten und den entsprechenden Femininis veranstaltet werden, deren Namen uns auf lichtgrünen, zartrothen oder citronengelben Affichen in halbellenhohen Lettern vierzehn Tage lang von den Straßenecken entgegenblicken — bis das betreffende Concert endlich glücklich, oder auch unglücklich, vorbei ist — die Inhaber von Clavierschulen treiben überdies ihre Eleven rudelweise dem Publico vor, in Programmen, deren Nummernzahl mit englischen wetteifert. Ist es ein Wunder, wenn unsere Musikkritiker — wahre Märtyrer der Journalistik — zum Schlusse der Saison so weit sind, daß sie einen Chorus von Fröschen dem Gesang aller neun Musen oder aller neun Chöre der Engel bei weitem vorziehen würden? Ist es ein Wunder, wenn die Herren am Ende in eine Stimmung gerathen, daß man an ihre Zimmerthüre ein warnendes Täfelchen mit einer ähnlichen Inschrift hängen sollte, wie sie, wenn ich mich recht erinnere, im Berliner zoologischen Garten beim Zebra zu lesen ist: „Das Zebra beißt." Zudem haben alle debutirenden Operisten, Operistinnen, zugereisten und einheimischen Virtuosen etwas dem „Ambitus" der altrömischen Candidaten Aehnliches eingeführt, sie machen bei den „hochgeschätzten Musikkritikern", deren jeden sie versichern, er sei „der erste in Wien" und „auf sein Urtheil komme Alles an", ihre Aufwartung. Mir für meine Person fährt dabei eine Reminiscenz aus frühen Jugendtagen durch den Sinn — es war eine Puppenkomödie und Polichinell begegnete einem grimmigen Löwen, welchen er mit einer Arie anfang — ich bedauere,

daß ich nicht auch die unvergleichliche Melodie herſetzen kann — der Text lautete: „ach gnäd'ger Herr Löwe, ich zittre, ich bebe, ach nur nicht ſtark beißen, ach nur nicht zerreißen!" Alle die Höflichkeitsphraſen und feinen Wendungen, welche man bei ſolchen Beſuchen zu hören bekömmt, laufen zuletzt darauf hinaus: „ach nur nicht ſtark u. ſ. w."

Aber, „wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen," ſagt der Dichter. Dieſe reiche und faſt überreiche Fülle von Concerten iſt Troſt und Erſatz dafür, daß wir in der Oper ewig wie der Gaul in der Mühle im engen Kreis herumgetrieben werden. Zwar hat eben jetzt (nach Jahre dauernder Unterbrechung) im Hofoperntheater eine italieniſche Stagione mit italieniſchen Sängern angefangen — die Patti, die Lucca, die Herren Padilla, Nicolini u. ſ. w., Namen beſten Klanges. Greiſe gedenken der Roſſinizeiten von Anno zwanzig, ältere Männer der Zeiten Donizetti's von Anno vierzig, und hoffen eine Wiederkehr dieſer „alten guten Tage". Aber womit begannen unſere Italiener? Mit einer unſerer toujours-perdrix-Opern — und obendrein mit keiner italieniſchen — mit Gounod's „Fauſt". Nun haben wir aber in der deutſchen Saiſon kaum noch das Debut einer Sängerin erlebt, welche, wenn ſie Sopran ſang, uns nicht in Flötentönen verſichert hätte: „bin weder Fräulein, weder ſchön," und wenn es ein heroiſcher Mezzoſopran war, ſich nicht ſofort als Ortrud hätte zurufen laſſen: „Du fürchterliches Weib, was bannt mich noch in Deine Nähe?!" Und richtig haben die Italiener auch „Lohengrin" auf's Repertoire geſetzt. Zunächſt hörten wir den „Trovatore", die „Traviata", „Mignon" — in letzterer Oper excellirt bei uns Bertha Ehnn und excellirte die liebenswürdige, uns leider untreu gewordene Minnie Hauk, — lauter bekannte Dinge, und unſer Publicum könnte mit Immermann ſprechen: „ſonſten ſang im Mondenſcheine Nachtigal, seu Philomele; wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle." Zudem begingen die Italiener den tactiſchen Mißgriff, am erſten Abend nicht die Lucca oder die Patti vorzuführen, ſondern Signora Maria Heilbron als Gretchen — zu dem ſie aber, auch abgeſehen von ihrem braunſchwarzen Haar und ihren ſchwarzen Sternenaugen, ſo wenig paßt, als ſie zu dem auch germaniſch-blonden Käthchen, an welches ihr Name erinnert, paſſen würde. Die kürzeſte und beſte Kritik ſteht in der Offenbarung Johannis, Capitel 3, Vers 15 und 16.

Es iſt ein ganz guter Einfall einiger Muſikzeitungen, allwöchentlich durch Aufzählung der in den vorzüglicheren Muſikſtädten aufgeführten Tonwerke gewiſſermaßen das Material zu einer Statiſtik der Concerte aufzuſpeichern. Für die Jahre 1874 und 1875 und für Wien hat wirklich ſchon Dr. Theodor Helm, einer unſerer feinſten und liebenswürdigſten Muſikkritiker (nur wenn er auf das Capitel „Liszt-Wagner" kömmt, hat er Zebra-Anwandlungen), dergleichen in einem eleganten, bei Carl Fromme in Wien erſchienenen „Muſik-Kalender für 1876" geleiſtet. Die dort gebotene Ueberſicht iſt ſehr intereſſant.

Die Wonne und der Stolz der muſikaliſchen Wiener von echtem Schrot und Korn ſind die philharmoniſchen Concerte, welche vor Jahren Ihr hochbegabter, der Kunſt zu früh entriſſener Landsmann, der Componiſt der „luſtigen Weiber", Otto Nicolai in's Leben rief. Seit Deſſoff's Scheiden hat Hans Richter — früher in Peſt — die Leitung übernommen. Die klaſſiſchen Puriſten zitterten — denn Hans Richter iſt bekanntlich einer der allerbegeiſterteſten Anhänger Wagner's — und man war in der Erwartung ziemlich einig, die philharmoniſchen Concerte werden hinfort Agenturen des großen muſikaliſchen Centralbureaus zu Bayreuth werden. Die Ueberraſchung war ſehr groß und ſehr angenehm, als von ſolchen Befürchtungen nichts eintreffen wollte. Wol ſtanden die Namen Wagner, Liszt, Berlioz im Programm, aber auch ſchon Deſſoff hatte Compoſitionen dieſer Meiſter und ungefähr in gleicher Zahl gebracht — mit vollem Recht, fügen wir hinzu; denn man kann die „muſikaliſche Orthodoxie" (wie bekanntlich Johanna Kinkel eine ihrer reizenden Novellen betitelt hat) zu weit treiben. Wagner's „Fauſt-Ouverture" iſt trotz des nervenüberreizenden Zuges, welchen ſie mit der übrigen

Wagner'schen Musik gemein hat, ein höchst grandioses Stück — Liszt's „Hunnenschlacht" ist vom Publicum mit Antheil aufgenommen, von den ungnädigen „Herren Löwen" aber allerdings „stark gebissen" worden, und Berlioz' „Harold" erregte geradezu Enthusiasmus, — wie wenige Wochen nachher auch im Concert Pasdeloup in Paris. Berlioz, dem schwerverkannten Künstler, dem, so lange er lebte, nie Gerechtigkeit wurde, von dem selbst Schumann, sein anfangs begeisterter Freund, sich lossagte, scheint sich allmälig, und jetzt hoffentlich um so fester, einbürgern zu wollen, weil in seinen Werken durch alle Extravaganzen und Ungeheuerlichkeiten hindurch man am Ende doch auf einen Kern echter Genialität und echter Poesie kommt, und die Schönheiten — überdies Schönheiten von so origineller Art, daß sie einzig dastehen und die Seele des Hörers an der Wurzel packen — die musikalischen Ausschreitungen zu überglänzen anfangen. Ueberdies haben wir seitdem, wie Zschokke's Hauptmann Arnold in der bekannten Novelle zu sagen pflegt, „andere Majestäten" gesehen. Von den wildesten Stürmen Berlioz' zu Liszt's „Faust-Symphonie" ist es so weit, wie von Beethoven hinwiederum zu Berlioz. Unsere Kritik geht mit dem armen Hector, so oft er sich zeigt, übel genug um — er wird „erst geköpft und dann gehangen, dann verbrannt, zuletzt geschunden," ganz nach Osmins Criminal-Codex — am liebsten würden sie ihn, wie weiland der unerbittliche Achilleus den trojanischen, dreimal um die von Schliemann wieder entdeckten Mauern Troja's schleifen, oder, da Troja doch zu weit aus dem Wege liegt, dreimal durch die ganze, Wien umgürtende „Ringstraße". Daß nun das Publicum trotz der unaufhörlichen Versicherungen, „Berlioz sei völlig ungenießbar", sich seine Compositionen nicht verkümmern läßt, ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Das Publicum, welches bei den Concerten der Philharmoniker, den Gesellschaftsconcerten, in dichtem Gedränge den mächtigen Prachtraum des Saales im Musikvereinsgebäude füllt, welches den Quartetten bei Hellmesberger athemlos lauscht, und für jede besondere Schönheit der Composition, für jede besondere Schönheit, ein rasches, wie auf Commando von allen Seiten ertönendes „Bravo" hat, ist ein durch das lange fortgesetzte Hören musikalischer Meisterwerke hochgebildetes, ein wahres Ideal-Publicum; dabei hat es, was auch anatomisch ganz richtig ist, die klatschenden Hände sehr nahe am warmschlagenden Herzen. Die Aufnahme, welche z. B. die „Frithjof-Symphonie" Ihres jungen berliner Tonsetzers Heinrich Hofmann gefunden hat, muß dem persönlich anwesenden Autor innigst wohlgethan haben. Ein scharfsinniger Criticus hat dann allerdings hinterdrein so viel Schumann, Mendelssohn, Berlioz, Beethoven, und nur nicht gar die ganze Musik von Mönch Hucbald angefangen bis auf Richard Wagner, in der Partitur gefunden, daß für den armen Heinrich Hofmann selbst kein zollbreit Plätzchen übrig blieb. Uns anderen Ignoranten, welche in der musikalischen Literatur weniger bewandert sind, hat dagegen die Symphonie, welche Physiognomie, Styl, Frische hat, und überall die Hand eines vorzüglichen Musikers verräth, gar sehr gefallen. Bemerkenswerth mochte es erscheinen, daß auch hier, wie sonst so oft, die moderne Tonkunst den Weg nordwärts genommen hat — schon seit Mendelssohn's „Fingalshöhle" und Gade's Symphonieen; und seit Wagner's „Nibelungen" sind wir vollends in der nordischen Mythologie so zu Hause, als sei der Zwerg Alberich unser Jugendfreund und als hätten wir den Ennriswolf und die Midgardsschlange erst vorige Woche in irgend einer Menagerie gesehen. Den Musikern ist es gelungen, was die Dichter nicht vermocht; vergebens ließ sich Klopstock, nachdem ihm lange genug „Apollo die Lyra besaitet", fortan von „Braga das Telyn reichen" — die Wertherbegeisterung für Ossian verschwand gleich andern Kinderkrankheiten der „Empfindsamkeits-Periode" und bei de la Motte-Fouqué zogen sich die Nordlandrecken vollends zum Taschenbuchformat (mit Kupfern von Heinrich Ramberg) zusammen und wurden Traganthpuppen bedenklich ähnlich. Jetzt fängt die Götterwelt Walhalla's sogar schon in Kunstausstellungen zu spuken an und macht den Göttern Griechenlands Concurrenz. Esaias Tègner's „Frithjof-Sage" haben gleichwol nur Wenige gelesen — und das wäre schlimm für Hofmann's Symphonie, er-

zählte nicht seine Musik so deutlich, daß es auf Detailzüge nicht ankommt, und interessirte sie nicht an und für sich als Musik — wie denn z. B. das Scherzo auch dann ein musikalisch-schönes, pikant-reizendes Stück bleibt, auch wenn man es nicht weiß, daß mit seinen zwei im Charakter contrastirenden Partieen „Elfen und Eisriesen" gemeint sind.

Eine andere Symphonie-Novität brachte uns eines der Gesellschafts-Concerte — existirte der Meistergesang noch, so würde ich sagen, sie sei im „langen Ton des Schmieds Barthel Regenbogen" gesetzt — gar kein Ende wollte sie nehmen. Der Componist heißt Anton Bruckner, ist Hoforganist und ein seltsam verworrenes Talent, oder vielmehr ein seltsam verworrenes Genie. Viele Leute in Wien erklären ihn für den zweiten Beethoven — es wäre der Mühe werth zu wissen, was der erste Beethoven dazu sagen würde. Will man einen der Symphonie analogen Eindruck haben, so nehme man Jean Paul's „Hesperus" zur Hand und lese den Anfang des eilften Hundsposttages. Der Humorist bringt eine Menge glänzender Aperçus, frappanter Einfälle, welche unter einander gar keinen Zusammenhang haben — aus Schalkheit verbindet er sie durch Uebergänge, als gehörten sie zusammen, bis der Lehrer es merkt, er werde gehänselt. Der „zweite Beethoven" hat in seiner Symphonie Züge und Dinge, welche der erste Beethoven allenfalls geschrieben haben könnte, aber es fehlt Maß und Mäßigung, Zusammenhang, Bau. — Die hochgehenden Wellen der Phantasie beherrscht der Componist nicht als Schwimmer, widerstandslos läßt er sich von ihnen fortreißen, wohin es auch gehen mag. Neben frappanten Schönheiten finden sich Stellen, die man sehr mild taxirt, wenn man sagt, sie seien seltsam und bizarr. Das Scherzo allein hat Form, Rundung. Der Anhang des Componisten stürmte, daß die Wände zitterten, das eigentliche Publicum wurde dadurch zu einer fast erbitterten Opposition gereizt. Auch nach beendetem Concert wurden die Anhänger ordentlich Kampfhähne, wenn sie ein ihnen mißliebiges Wort hörten. „Es sind", rief Einer, „Dinge in dieser Symphonie, welche Wagner geschrieben haben könnte." — „Zugegeben", lautete die Antwort — „und „noch mehr: es sind Dinge darin, welche Wagner wirklich geschrieben hat." Gewisse dünne Geigenkritzeleien in höchster Höhe und ähnliche Dinge sind wirklich ganz directe Nachahmungen Wagner's. Man wird solche den begeisterten Nachahmern nächstens von Polizeiwegen verbieten müssen. — Die Herren kommen mir vor, wie weiland Lodovico Vittoria, der sich aus lauter Begeisterung für Palestrina den Bart genau so zustutzen ließ, wie ihn Palestrina trug. Oder aber: sie werden solche Geigeneffecte so wenig mehr anbringen dürfen, als Dichter die Reime: „Sonne, Wonne, Herz, Schmerz" u. s. w.

Eine dritte, und zwar sehr erfreuliche symphonistische Novität war im philharmonischen Concert eine Reihe von Tonbildern, „ländliche Hochzeit" betitelt, von Karl Goldmark. Erfindung, Arbeit, und ganz besonders eine Orchestrirung von geradezu berauschender Pracht machen dem Componisten die größte Ehre. Weitaus besserer Musiker als Maler ist er übrigens, denn die Symphonie ist nicht recht Hochzeit und nicht recht ländlich — aber ausgezeichnet schöne Musik vom ersten Tact bis zum letzten. Wir vergessen sehr bald, daß der einleitende Marsch, auch wo anders hinführen könnte, als vom Hochzeitshause zur Kirche; daß die liedhafte Melodie, welche wir hören, auch ein anderes als ein Brautlied sein könnte; daß die „Serenade" — ein höchst reizendes Stück — nicht nothwendig einem Brautpaare dargebracht sein muß; daß das lustige Durcheinander des Finale mit durchklingenden Tanzrhythmen — „juchhe, juchheisa, heisa, he! Geschrei und Fiedelbogen" — ebensogut eine Kirmesse malen könnte — wir geben uns ganz dem musikalischen Eindruck hin. Wie sehr es Goldmark um Musik und wie wenig um eigentliche Tonmalerei zu thun ist, zeigt sich schon darin, daß der „Hochzeitsmarsch" eine lange Reihe von Variationen hinter sich herzieht, bei denen die Hochzeitsgäste allenfalls drei Meilen Weges zurücklegen könnten — zart, heroisch, neckisch, traurig, majestätisch, burlesk schreitet Variation nach Variation vorüber. Goldmark hat mit seiner Quasi-

Symphonie, bei der es der einzige fatale Punkt ist, daß sie der Ueberschriften nicht entbehren kann und ihnen gleichwol nicht völlig gerecht wird, einen wolverdienten Erfolg gehabt; hoffentlich findet das Werk seinen weiteren Weg in die Welt.

Jeder Componist aber, dessen Composition in die Dirigentenhände Hans Richter's geräth, mag sich gratuliren. Wie sorgsam und liebevoll dieser vorzügliche Musiker sich in jede, auch eine ihm ganz neue Partitur vertieft, beweist z. B. der Umstand, daß er Hofmann's Symphonie frei, ohne Partitur dirigirte. So auch den „Harold", der seinen diesmal so überaus glänzenden Erfolg auch nur dem vortrefflichen Studium zu danken hat, das Richter, im Verein mit dem unvergleichlichen Orchester, daran wendete.

Wo man die großen, monumentalen Werke Beethoven's Jahraus, Jahrein spielt, und das Publicum darin so ziemlich jede Note kennt, ist es natürlich, daß man gelegentlich auch zu Werken des Meisters greift, welche anderwärts unbeachtet im Winkel liegen bleiben. So hörten wir diesmal die „Serenade" Op. 25 für — Flöte, Violine und Viola. Eine solche Combination durfte ein Meister nur in einer Epoche wagen, wo herrliche musikalische Motive, schier wie Wegerich an allen Fußsteigen wuchsen und die Componisten Meister in feinster Detailarbeit waren, und wirksame Effecte mit den sparsamsten Mitteln hervorzubringen verstanden. Wir brauchen heutzutage, gleichnißweise gesprochen, Dampfmaschinen von so und so viel Pferdekraft, um Resultate zu erzielen, wozu ihnen eine Hand genügte. Das wunderliche, aber reizender Züge volle Trio hatte einen ganz überraschenden Erfolg. Die Ausführung war aber auch ganz köstlich und wurde noch durch einen besonderen Umstand pikant — neben Doppler, dem virtuosen Flötenbläser, standen rechts und links in weiß und blauer Toilette zwei schöne Mädchen, die Geige und die Viola in der Hand. Man konnte wirklich an die geigenspielenden Engel Fra Angelico's da Fiesole denken. Die Violinistin, Frl. Teresina Seydl ist die Tochter eines der Oberbeamten der Südbahn; die Violaspielerin, Frl. Helene Lechner ist die Tochter eines wolaccreditirten, geachteten Buchhändlers in Wien — beide sind Schülerinnen Hellmesberger's und zwar ausgezeichnete. Ein eben so selten gehörtes Werk Beethoven's, wie jene Serenade, das Concert Op. 56 für Violine, Violoncell und Pianoforte trugen in einem der Gesellschaftsconcerte die Herren Hellmesberger, Grützmacher und Epstein vor. Gegen die andern Concerte Beethoven's steht dieser dreileibige Geryon von Concert unstreitbar zurück — der Componist wollte jedem der drei Spieler seine Quarta Trebelliana an Bravourpassagen und empfindungsvollem Gesang voll auszahlen, und da ist es mehr in die Breite gegangen, als der musikalische Gehalt der Ideen gestatten will. Zudem sind wir es so sehr gewöhnt, ein Trio als etwas in sich Abgeschlossenes, Vollständiges zu hören, daß uns das Orchester, welches mit darin spielt, ordentlich wie eine lästige Ueberfracht vorkömmt. Aber zwischen mancher etwas veralteten Bravourstelle taucht Anderweitiges auf, wo die bekannte Signatur L. v. B. recht deutlich zu lesen.

Der sächsische Kammervirtuose Herr Grützmacher, dessen ich eben erwähnt, führte sich bei den Philharmonikern mit einem neuen Concert von Raff ein — am glänzendsten aber trat seine Mitwirkung in dem Quintett von Franz Schubert (Op. 163 C-dur) hervor, welches an einem der Hellmesberger-Abende in einer Vollendung gegeben wurde, welche das Publicum förmlich hinriß. Das ist nun aber auch eine Composition, welche in ihrer Art einzig heißen darf — ein Stück Ungarn in Tönen gemalt. Wer das Land kennt, mit seinen Pußten, welche der Csikos als wilder Reiter durchjagt, seinen Rebenhügeln, wo die edeln Feuerweine reifen, seinen Eichenwäldern, seinen Städten und Edelsitzen und dem ganzen, frischen, eigenthümlichen Leben, das noch von keiner Ueberculturblasirtheit angekränkelt ist, der weiß auch, wie poetisch anregend die bunten Bilder sind, welche dort an dem Wanderer vorüberziehen. Schubert empfand es mehr als ein anderer; alle Augenblicke nahm seine Phantasie den Weg zur „St. Marxer Linie" hinaus über Fischament und Hainburg, bis sie glücklich in Ungarn ankam,

wo ihr der Genius Hungariae zurief: „Tesek, ist's gefällig?" Und so glauben wir denn in diesem Quintett bald die träumerische Einsamkeit einer Mondnacht im Bakonyer Wald zu finden, bald den Tanzlärm einer Csarda (Haideschenke), wo die Geige des Zigeuners von wild begeisternden Weisen erklingt, während der Cymbal rapide Passagen wie Silberflitter darüber hingaukeln läßt. Diese Composition schrieb Schubert 1828, — gedruckt wurde sie 1854 — man sieht, daß der deutsche Musikverlag sich bei Meisterwerken nicht übereilt, sondern die Bedeutung des Horaz'schen „nonum prematur in annum" mehr als würdigt! Hellmesberger Quartettabende bringen nicht blos die Blüte des classischen Streichquartettes und Quintettes, sondern auch Quartette und Quintette mit obligatem Pianoforte. Hier ist es, wo insbesondere Johannes Brahms seine Novitäten dieser Art zuerst vorführt. Dieser hochbedeutende Tonsetzer hat in Wien, nachdem man ihn, als er sich vor Jahren seßhaft machte, anfangs sehr gerne todtgemacht hätte, das Glück gehabt, „in die Mode zu kommen." Besonders vor Jahr und Tag konnte man kaum ein Concertprogramm in die Hand nehmen, ohne den Namen Brahms zu lesen. Damals leitete er zudem auch die Gesellschaftsconcerte. Als er sich von diesem Posten zurückzog, schien es, als schmolle man deswegen mit ihm, und um ein Haar wäre er wieder aus der Mode gekommen. Diese launische Göttin spielt auch auf dem Gebiete der Künste in Wien eine sehr bedeutende Rolle. So kam vor einem Vierteljahrhundert Mendelssohn in die Mode und wieder heraus; nach ihm Schumann — man konnte kaum Sommers eine Straße passiren, ohne aus einem offenen Fenster heraus die „Kreisleriana" gut oder schlecht spielen oder, mit allem Ueberschwange leidenschaftlichen Vortrages „ich grolle nicht" singen zu hören. Dann kam, wie gesagt, Brahms an die Reihe. Seine Lieder werden viel gesungen — was größere Compositionen betrifft, so hat in diesem Jahre nur Hellmesberger treu an ihm festgehalten. Brahms ist eine ganz eigene Erscheinung — er hat, so zu sagen, einen Januskopf. Der eine blickt zurück nach J. S. Bach und Händel, der andere blickt vorwärts, über Beethoven hinaus, in dunkle, zur Zeit noch undurchforschte Gegenden. Das „deutsche Requiem", das „Triumphlied" gehören der ersten Richtung an, die Werke für Kammermusik der zweiten. Hier wird seine Musik oft eine Sphinx, welche uns Räthsel vorlegt, uns aber zum Glücke nicht zerreißt, wenn wir sie zu lösen nicht im Stande sind. Wenn wir anderen, die wir am Ende doch „vom Handwerk" sind, in solchen Momenten vorläufig ein demüthiges „non liquet" sprechen, so dürfen wir über den begeisterten Beifall der Menge, der auch dann nicht ausbleibt, uns nicht verwundern. Hat sie es verstanden? Kaum! Aber sie hat im Programm gelesen „Johannes Brahms", und das genügt ihr. Hätte dort als Autorsname: Hans Huckebein gestanden, so wäre das Resultat ohne Zweifel ein anderes geworden. Der Künstler mag in solchen Momenten lernen, wie viel die Zauberformeln werth sind „es hat gefallen" oder „es hat nicht gefallen". Daß Brahms auch Gegner hat, ist natürlich; welcher ausgezeichnete Mensch hätte sie nicht? Zum Glücke schlagen sie, zwar mit Keulen, aber so plump und ungeschickt darein, daß die Hiebe nicht treffen. Sollte Brahms wirklich im Umkreis des Stephansthurmes „aus der Mode kommen", so hat es nichts zu sagen — seine Musik ist keine Modesache, und trägt den Keim in sich, alle möglichen Moden zu überdauern. Gegen die wechselnden Launen ist für jetzt der „blonde Johannes" — wie man ihn hier nennt — keineswegs sicher. Wie erleben hier auf anderen Gebieten Analoges — auch auf dem der Malerei. Welcher Götzendienst wurde nicht mit Mackart getrieben! „Credette Mackart nella pittura tener lo campo, ed hora ha Max il grido, si che la fama di colui oscura" würde Dante sagen können. Im jetzigen Moment — hora — sind die Leute ganz außer Rand und Band über das dornengekrönte Eccehomohaupt von Gabriel Max, welches, je nachdem man es sehen will, die Augen offen oder geschlossen hat — einige Griesgrame meinen, es sei ein, obendrein handgreiflich ausgeführtes, des Gegenstandes höchst unwürdiges Taschenspielerstückchen. Es ist ein „Sensationsbild" — und soll hier etwas enormes Glück machen, so müssen jene drei Sylben als Vorspann vorgehängt

werden. Theaterzettel riesigsten Formates kündigen uns die „beiden Waisen" als „Sensationsdrama" an — wir haben „Sensationsopern", „Sensationsromane", „Sensationsprocesse vor dem Geschworenengericht" — und wo das Wort „Sensation" erklingt, laufen die Leute massenweise zu. So ist denn, wie mit einem Schlage, Gabriel Max „Mode" geworden, und die Photographie-Handlungen können sich vor Nachfrage nach „dem letzten Gruß", der „Löwenbraut" u. s. w. kaum retten.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Musik zurück! Ich habe vorhin der Trio-Abende des Prof. Anton Door erwähnt. Der ausgezeichnete Pianist — auch als Lehrer hier hochgeschätzt — scheint leider gesonnen, diese Abende aufzugeben — sie „rentirten sich nicht". Door hat unter vielen anderen Verdiensten auch das, uns mit den Werken eines sehr interessanten modernen Franzosen bekannt gemacht zu haben — er setzte sie mit zäher Beharrlichkeit immer wieder aufs Programm — obschon sich die Leute gegen das Ungewohnte anfänglich mit Händen und Füßen wehrten. Es ist Saint-Saëns, der Organist der Madelaine in Paris, den Door im Wortverstande bei uns eingebürgert hat, denn Door's consequentes Festhalten an dem von ihm als gut und schön Erkannten, hat am Ende gesiegt; das Pianoforteconcert des Franzosen, welches Door, der Composition ganz entsprechend, in Sturm- und Feuerschritten an uns vorüberführte, riß das Publicum mit sich fort, und kommt, wie es heißt, Saint-Saëns in nächster Zeit persönlich nach Wien, so kann er einer guten Aufnahme wol gewiß sein. Musikalisch betrachtet ist er ein Original. Man denke sich Beethoven und Johann Sebastian Bach zu gleichen Theilen genommen, gemischt, und diese Mischung fast wüthend durch einander gerüttelt und geschüttelt, und man hat Saint-Saëns.

Ich bemerke, um meine flüchtig gezeichnete Skizze des Wiener Concertwesens passend abzuschließen und einzurahmen, daß Wien seine zahllosen Concerte sammt und sonders in drei Sälen unterbringt. Wer die breiten Prachttreppen zum großen Prachtsaal im Musikvereinsgebäude hinansteigt, denkt kaum noch der Zeiten, wo die Gesellschaft mit ihrem Conservatorium und ihren Concerten in dem unbequem comprimirten Gebäude hauste, was sie sich in der Straße „unter den Tuchlauben" vorläufig, aber mit schweren Opfern erbaut hatte. Der Zugang zum Saale konnte an jenen Traum des Malers Franz in einer Novelle Callot-Hoffmann's erinnern, dem da träumte, er müsse sich als Ballgast in einen glänzenden Ballsaal durch ein Ofenloch zwängen. Die Wendeltreppen, die uns zu dem musikalischen Göttermahl emporführten, konnten ein wahres per aspera ad astra heißen, es war als stiege man in einem runden Pennal empor — Falstaff wäre sicher stecken geblieben. Das neue Gebäude (in der Lothringerstraße) thut umgekehrt an Pracht beinahe des Guten zu viel. Glücklicherweise ist der Saal nicht blos an Malerei, Gold, Schnitzwerk ꝛc. ein prachtvoller, sondern auch ein vortrefflich akustischer Raum. Einen eigenen Charakter geben ihm die vergoldeten Karyatiden, welche mit napoleonisch-untergeschlagenen Armen nach beiden Langseiten hin die Gallerie tragen. Es macht zuweilen, wenn das Publicum sich vor Enthusiasmus nicht kennt, einen unwiderstehlich-komischen Eindruck, die vergoldeten Idealgesichter mit unendlicher Ruhe und Gleichgiltigkeit auf den Spektakel herabblicken zu sehen. Höchst imposant nimmt sich der Saal Abends bei Gaslicht aus. Der kleine Saal wiederholt gemäßigt die Decorirung des großen, und ist auch von der trefflichsten Akustik. Das letztere gilt auch von dem in glücklichster Lage, im Herzen der Stadt, gelegenen, vielbenützten Saal des celebren Pianofortefabrikanten Ludwig Bösendorfer im Palais Liechtenstein. Mit der Eröffnung dieses Saales hat der biedere, liebenswürdige Besitzer den Künstlern und dem Publicum eine wahre Wohlthat erwiesen, deren Größe man erst recht empfinden würde, wenn diese äußerst behagliche und bequeme Tonhalle nicht zur Disposition stünde.

A. W. Ambros.

Volkswirthschaftliche Rundschau.

Die Uebernahme der deutschen Bahnen durch das Reich.*)

Von

Friedrich von Sybel,

Landrath.

II.

Indem wir uns der Frage zuwenden, was wir von dem gegenwärtigen Eisenbahnsystem für die Zukunft zu erwarten haben, können wir nicht besser beginnen als mit den Worten des Vereins der deutschen Privatbahnen, „daß der überwiegende Theil der im deutschen Eisenbahnwesen zur Zeit hervortretenden Mißstände aus der Zersplitterung des Bahnnetzes herstammt. Dieser unorganische Ausbau des Bahnnetzes bewirkt, daß die großen Eisenbahnen Deutschlands fast nach allen Richtungen der erforderlichen einheitlichen Betriebsführung entbehren und daß an den meisten wichtigen Eisenbahnwegen mehrere Staats- oder Privatverwaltungen participiren, die für die nothwendigen gemeinschaftlichen Maßregeln den Weg der Verständigung einschlagen müssen." **)

Wenn die Zersplitterung des Bahnnetzes in viele concurrirende Linien im Wesentlichen die Quelle aller Uebel ist, so kann von dem herrschenden System für die Zukunft nicht viel des Guten erwartet werden.

Es mag sein, daß für die Vergangenheit, unter den gegebenen factischen Verhältnissen, und vor Allem bei dem Mangel einer einheitlichen Staatsgewalt, das Mischsystem von Privatbahnen und Staatsbahnen am geeignetesten gewesen ist, ein so umfangreiches, bezüglich der einzelnen Anlagen ökonomisch und solide gebautes Bahnnetz zu schaffen, wie das gegenwärtig vorhandene. Das Muster von sparsamem Bau, welches unsere Staatsbahnverwaltungen gegeben, hat, mit Ausnahme einer kurzen Periode, nirgends die Möglichkeit aufkommen lassen, den Eisenbahnbau wie in andern Ländern, Oesterreich, Amerika und England, zu einem Gegenstande schwindelhafter Speculation zu machen. Jede Zeit hat aber ihre besonderen Aufgaben, und die jetzige hat die, innerhalb des Deutschen Reiches ein weitverzweigtes Netz von billigen, localen Anschlußbahnen zu bauen und den Betrieb auf dem Gesammtnetz so zu gestalten, daß die Eisenbahnen die intensivste Ausnutzung erfahren und den mög-

---

*) Man vergl. Märzheft S. 479.

**) Der vorläufige Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes, beurtheilt von dem Vereine der Privateisenbahnen im Deutschen Reiche. S. 16. Berlin, 1870.

lichsten wirthschaftlichen Vortheil gewähren — eine Aufgabe, welcher das herrschende Mischsystem von concurrirenden Staats- und Privatbahnen nicht gewachsen ist.

Die Anwendung des Princips der freien Concurrenz auf das Eisenbahnwesen kann überhaupt als rationell nicht anerkannt werden; sie erscheint doppelt unangemessen da, wo Staatsbahnen mit Privatbahnen concurriren, also die Voraussetzungen eines Kampfes mit gleichen Mitteln fehlen, und auch die Möglichkeit ausgeschlossen ist, die Schäden des Concurrenzsystems durch freiwillige Vereinigung der Bahnen, durch Fusionen, zu beseitigen; wo vielmehr der einzige Weg zur Erlangung der nöthigen Einheit in der zwangsweisen Fusion, d. h. dem Ankauf aller Bahnen durch den Staat besteht.

Das Princip der freien Concurrenz beruht darauf, daß es Jedem erlaubt sein soll, jede wirthschaftliche Leistung nach Belieben anzubieten, daß Niemand ein ausschließliches Recht auf Anbietung einer wirthschaftlichen Leistung haben, und auf diese Art die möglichst billige und gute Ausführung jeder wirthschaftlichen Leistung erzielt werden soll. So heilsam nun die Concurrenz bei andern industriellen Unternehmungen wirken mag, so erscheint doch die Anwendung derselben auf das Eisenbahnwesen als ebenso willkürlich, wie zweckwidrig. Zunächst fehlt beim Eisenbahnwesen thatsächlich die erste Voraussetzung der freien Concurrenz und es besteht durchaus nicht für einen Jeden die Möglichkeit, jede beliebige Eisenbahnunternehmung auszuführen, da hierzu weitgehende staatliche Privilegien erforderlich sind, und die Staatsgewalt sich bisher in allen Ländern für deren Ertheilung eine sehr discretionäre Entscheidungsbefugniß vorbehalten hat. Sodann sind Eisenbahnbauten so kostspielige Anlagen, daß es als eine ganz thörichte Capitalverschwendung erscheinen muß, zwei und mehr Linien dort einzurichten, wo zur Bewältigung des Verkehres eine einzige genügen würde. Dabei ist der Vortheil, welchen das Publicum zeitweise durch das von der Concurrenz bewirkte Herabgehen der Preise erzielen kann, nur zu oft von sehr zweifelhafter und einseitiger Natur. Rivalisirende Bahnen üben meist die Concurrenz in Bezug auf ihre Endstationen aus, während die Zwischenstationen in Folge seitlicher Abweichung der beiden Strecken vollständig unter der Herrschaft des Monopols stehen zu bleiben pflegen. Was die Bahnen daher an den Endstationen durch die Concurrenz verlieren, suchen sie durch vermehrte Steigerung der Preise für die Transporte nach den Zwischenstationen zu ersetzen.

Es gibt endlich keine industrielle Unternehmung, die so sehr im Interesse wirthschaftlicher Ausnutzung und sachgemäßen Betriebes auf Concentration in möglichst weiten Gebieten drängt, wie die Eisenbahn. Wenn die concurrirenden Bahnen sich also nicht durch rücksichtslose Concurrenz völlig ruiniren wollen, so werden sie sehr bald dazu übergehen, sich mehr und mehr zu vereinigen, um schließlich sich ganz ineinander zu verschmelzen. Zwei Bahnen werden um so lieber es vermeiden, ihre kostspieligen Anlagen durch Uneinigkeit unrentabel zu machen und zu entwerthen, als sie eben wegen der Kostspieligkeit des Bahnbaues nicht so leicht das Erstehen eines neuen dritten Concurrenten zu befürchten haben, sobald sie untereinander den Concurrenzkampf aufgeben und sich zu einer mehr oder weniger vollständigen Gemeinschaft vereinigen.

In England, wo bekanntlich die Eisenbahnen nur als Privatunternehmungen entstanden sind, haben die Bahnen sehr bald den großen Nachtheil eingesehen, den sie ebenso wie das Publicum durch erbitterten Concurrenzkampf erlitten. Durch die immer mehr zunehmenden Fusionen*) war die große Zahl von Privatgesellschaften im Jahre 1871 schon so zusammengeschmolzen, daß sich $^5/_6$ der englischen Bahnen in den Händen von 16 Gesellschaften und bedeutend mehr als die Hälfte im Eigenthum von 7 Gesellschaften befand, ja, daß eine Gesellschaft allein den siebenten Theil aller Bahnen in England besaß. Auch unter den Gesellschaften, die getrennt bestehen

*) Cohn, Die Entwickelung der englischen Eisenbahngesetzgebung. Leipzig, 1874. S. 323. — W. v. Nördling, Eisenbahnconcurrenz und Eisenbahnfusionen in England. Wien, 1875.

blieben, hat die Concurrenz fast gänzlich aufgehört, da zwischen diesen theils gemeinschaftliche Tarife verabredet sind, theils auch die Ausbeutung von Parallelbahnen zufolge Vereinbarung auf gemeinschaftliche Rechnung stattfindet. Die allgemeine Meinung geht gegenwärtig dahin, daß die Concurrenz für das Publicum ärger wirke, als das Monopol. Nicht eine ökonomische, sondern lediglich eine politische Erwägung hat neuerlich die Entwicklung dieser Verhältnisse einiger Maßen verlangsamt. Da man in England seit einiger Zeit voraussah, daß über kurz oder lang das gesammte Bahnnetz sich in der Hand einer einzigen Gesellschaft befinden werde, das Erstehen einer so mächtigen Privatcorporation aber vielfach als staatsgefährlich angesehen wurde, so hat das Parlament in den letzten Jahren manchen Fusionsverträgen die Genehmigung versagt. Dagegen ist eine lebhafte Agitation entstanden, das gesammte Bahnnetz für den Staat anzukaufen. Wie das endliche Ergebniß sich gestalten wird, ist zur Zeit noch nicht abzusehen.

Das Entstehen einer Fusionsbewegung in solchem Umfange ist natürlich in Deutschland nicht zu erwarten, da überall Staatsbahnen und Privatbahnen bunt durcheinander liegen, die Staatsbahnen aber sich an Fusionen mit Privatbahnen nicht betheiligen können und dürfen. Privatbahnen gehen zur Fusion über, um die Concurrenz zu beseitigen und um, im Besitz eines Monopols, dem Publicum die Preise vorschreiben, d. h. auf Kosten des Publicums einen höheren Gewinn machen zu können; es ist rein zufällig, daß daneben das Publicum durch die Fusion Vortheile anderer Art hat und auf indirectem Wege einen Ersatz für den erlittenen Schaden erhält. Der Staat kann und darf sich niemals an einer Fusion betheiligen, die bei Privatbahnen lediglich den Zweck hat, das Publicum durch Schaffung eines Monopols zu übervortheilen. Gegenüber dem Auftreten einer Fusionsbewegung würden sich insbesondere unsere Privatbahnen mit Staatsverwaltung in einer sonderbaren Lage befinden: das legitime Interesse der Actionäre würde unbedingt den Beitritt zu der Coalition verlangen, unmöglich aber könnte sich die staatliche Direction zur Schaffung eines gewinnsüchtigen Monopols hergeben.

Hieraus ergibt sich zur Genüge, daß die Beibehaltung des Mischsystems von concurrirenden Staats- und Privatbahnen überhaupt auf die Dauer unmöglich ist. Es muß doch als ganz ungehörig angesehen werden, daß eine Reichsbahn die Staatsbahnen eines Bundesstaates mit Concurrenz bekämpft und also wirthschaftlich zu untergraben sucht; daß dasselbe stattfindet zwischen den Staatsbahnen verschiedener Bundesstaaten. Völlig widersinnig ist es aber, daß ein Staat mit den Bahnen des eigenen Landes, die er vielleicht selbst unterstützt und mit staatlicher Zinsgarantie ausgestattet hat, in Concurrenz tritt. Und solche Verhältnisse kommen überall vor; ich erinnere z. B. an die Parallelstaatsbahnen in Elsaß-Lothringen, Baden und Würtemberg, an die im Bau begriffene Staatsbahn Coblenz-Trier und die mit Zinsgarantie gebaute Privatbahn Cöln-Trier, welche sich um große Massen des durchgehenden Verkehrs zu streiten haben.

Ist die Aufrechterhaltung der Concurrenz auf die Dauer zu verwerfen, so stehen bei den jetzigen Verhältnissen nur zwei Wege der Fortentwicklung offen: entweder geben die Bundesstaaten ihre Staatsbahnen auf, verwandeln dieselben in Privatbahnen und erwarten die Schaffung der einheitlichen Bahnverwaltung von der alsdann unaufhaltsam wie in England herantretenden Fusionsbewegung; oder sie setzen sich in Besitz aller Privatbahnen und verwalten dieselben als ein einheitliches Staatsbahnnetz. Es bedarf wol keiner Erörterung, daß von diesen beiden Alternativen die letztere nicht nur sachlich sehr viel größere Vortheile zu gewähren im Stande ist, sondern nach Lage der Verhältnisse allein Aussicht auf Annahme hat. Ehe wir auf dieselbe näher eingehen, wird es angezeigt sein, zu prüfen, welche Stellung die neuere Gesetzgebung und die Staatsverwaltung den Klagen über die Mißstände im Eisenbahnwesen gegenüber angenommen hat.

Zur Zeit des Entstehens der Eisenbahnen hat man die Lebensfähigkeit der jungen Unternehmungen durch Ertheilung von Privilegien zu garantiren gesucht und Parallel-

bahnen ausgeschlossen;*) lediglich durch das Dichterwerden des Bahnnetzes sind schließlich viele Routen entstanden, welche sich auf Ausbeutung derselben Transportgebiete angewiesen sahen. Der Art. 41 der Verfassung des Deutschen Reichs hat aber diesen Zustand sanctionirt, indem er anordnet: „Die gesetzlichen Bestimmungen, welche bestehenden Eisenbahnunternehmungen ein Widerspruchsrecht gegen die Anlegung von Parallel- oder Concurrenzbahnen einräumen, werden, unbeschadet bereits erworbener Rechte, für das ganze Bundesgebiet hierdurch aufgehoben. Ein solches Widerspruchsrecht kann auch in den künftig zu ertheilenden Concessionen nicht weiter verliehen werden." Im auffallenden Gegensatz zu dem hier proclamirten Princip der freiesten Concurrenz stehen die Bestimmungen der Art. 42 und 43, welche erklären, daß das deutsche Bahnsystem im Interesse des allgemeinen Verkehres als ein einheitliches Netz zu verwalten sei, und daß zu diesem Zweck die Einführung möglichst übereinstimmender Betriebseinrichtungen angestrebt werden solle. Im Art. 45 wird die Einführung eines übereinstimmenden Betriebsreglements in Aussicht gestellt, und nicht nur die Erzielung möglichst gleichmäßiger und niedriger Tarife, sondern für gewisse Transporte die Anwendung des Einpfennigtarifes als dringend wünschenswerth bezeichnet. Dies klingt genau so, als wenn man beispielsweise für das Bäckergewerbe freieste Concurrenz proclamiren und sich nur vorbehalten wollte, von Obrigkeitswegen Gewicht, Qualität und Preis des Brodes zu bestimmen. Sowenig es in früherer Zeit dem Staate gelungen ist, im Wege der Oberaufsicht und des amtlichen Einschreitens, die durch die Concurrenz erzeugte Zersplitterung mit allen ihren nachtheiligen Folgen zu beseitigen, ebensowenig kann dies dem Deutschen Reiche gelingen.

Es ist ein absoluter Widerspruch, den Bahnbetrieb der freien Concurrenz zu überlassen und alsdann den natürlichen Lauf der Entwickelung, nämlich das Entstehen von Kämpfen und von Zwietracht nach Gutdünken lenken und leiten zu wollen. Am Wenigsten wird dies einer Staatsverwaltung gelingen, die selbst Eisenbahnen für eigene Rechnung betreibt, selbst mitten im Concurrenzkampf steht und in Conflictsfällen von Staatsbahnen mit Privatbahnen als Richter in eigener Sache fungirt. Es ist eine ganz willkürliche Annahme, wenn man meint, es würde möglich sein, eine neutral über allen Bahnen stehende Reichseisenbahnbehörde zu schaffen.**)

Ganz in dem Sinne der Reichsverfassung sucht der im Jahre 1875 publicirte „Vorläufige Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes" die unserem Eisenbahnwesen anhängenden Schäden zu heilen.

Der Bundesrath soll nicht allein das Recht haben, ein gemeinsames Betriebsreglement zu erlassen, sondern auch die für die Bildung der Beförderungspreise im Allgemeinen maßgebenden Grundsätze, das Tarifsystem, sowie für die Beförderungspreise die Maximalsätze festzustellen. Differential-Rabatt und Localtarife unterliegen der Genehmigung des Reichseisenbahnamtes; Tarifermäßigungen müssen im Personenverkehr mindestens drei Monate, im Güterverkehr mindestens ein Jahr bestehen bleiben. Nimmt man hierzu noch die Bestimmung des Art. 45 der Verfassung, daß für gewisse Transporte der Einpfennigtarif thunlichst eingeführt werden solle, so ist offenbar zur directen Vorschreibung des ganzen Tarifs nur noch ein kleiner Schritt. Durch die projectirten Vorschriften wird unseren Bahnen ein Grundpfeiler ihrer ganzen auf Concurrenz basirten Stellung entzogen, ohne daß doch die im Art. 45 der Verfassung gewünschte „Gleichmäßigkeit" der Tarife erreicht würde. Die Tarifirung der Transporte ist das Hauptmittel, dessen sich die Bahnen gegenwärtig im Concurrenzkampf zur Sicherung ihres Interesses bedienen; wird derselbe so gebunden, wie dies im Entwurfe geschehen ist, so wird er ein unbrauchbares Werkzeug und die Frage erhält Berechtigung, warum man ein System nicht lieber ganz beseitigt, als daß man demselben die Grundpfeiler seiner Existenz entzieht.

*) cf. § 44 des Gesetzes vom 3. Nov. 1838.

**) Nationalität und Eisenbahnpolitik von M. M. v. Weber. S. 108. Wien, 1876.

Art. 36 des Entwurfes verpflichtet die Bahnen, sich gruppenweise zu Verbänden zu einigen und gemeinsame Vertretungen herzustellen, welch' letztere die auf einheitliche Benutzung und möglichste Ausnutzung der den einzelnen Bahnen gehörigen Betriebsmittel zielenden Maßnahmen treffen sollen. Auch diese Bestimmung führt einen Schlag gegen die freie Concurrenz, indem einzelne Bahnen genöthigt werden können, in nähere Verbindung mit concurrirenden Linien zu treten. In solchen Fällen wird gewiß die gemeinsame Vertretung lediglich beschließen, Alles beim Alten zu lassen.

Art. 18 verpflichtet die Bahnen auf staatliche Anordnung im allgemeinen Verkehrsinteresse Locomotiven und Wagen anderen deutschen Bahnen zur aushilfsweisen Benutzung zu überlassen. Wie erbaulich muß es für eine Bahn sein, mit anzusehen, wenn ihre eigenen Wagen auf obrigkeitliche Anordnung dazu dienen, um den einer Concurrenzbahn zugefallenen Verkehr zu bewältigen! Große Bahngesellschaften werden sehr leicht Mittel finden, die befohlene Aushilfe zu verweigern; sie werden umgekehrt lieber selbst große Gütermassen längere Zeit unbefördert liegen lassen, anstatt einer Concurrenzbahn durch Wagenmiethe ein Verdienst zuzuführen.

Art. 8 bestimmt, daß Fusionsverträge von größerer oder geringerer Tragweite der staatlichen Genehmigung bedürfen — eine Bestimmung, die unter Beibehaltung des Mischsystems von Staats- und Privatbahnen zu den ärgerlichsten Consequenzen führen könnte, im Uebrigen sehr leicht zu umgehen wäre.

Art. 9 wiederholt die schon im § 27 des preußischen Eisenbahngesetzes enthaltene, bis heute völlig unpraktisch gebliebene Bestimmung, daß auf einer Bahn auch andere Personen, als der Eigenthümer, zum selbstständigen Nebenbetriebe zugelassen werden müssen, jedoch mit der Einschränkung, daß nicht jede beliebige Person, sondern nur andere Bahngesellschaften zugelassen seien.

Hervorragende Techniker halten einen solchen concurrirenden Nebenbetrieb auf längeren Strecken für durchaus sicherheitsgefährlich und wollen denselben nur auf ganz kurzen Strecken zulassen. Die Vorschrift beruht auf der oft ausgesprochenen Idee, daß die Eisenbahn eine „freie Straße" sei, die jedermann zur Benutzung offen stehen müsse.

Es ist aber offenbar ganz falsch, die Eisenbahn als eine „freie Straße" zu bezeichnen, da sie thatsächlich eine solche nicht ist. Der Fahrverkehr muß sich innerhalb der festliegenden Schienen vollziehen; zwei Fahrzeuge können sich weder ausweichen, noch überholen. In den wenigen Fällen, in denen in Deutschland, und den zahllosen Fällen, in denen in England ein Nebenbetrieb stattfindet, ist derselbe niemals auf Grund des hierzu berechtigenden Gesetzes, sondern stets auf Grund freundschaftlicher Vereinbarung eingeführt worden. Es muß Mißverständnisse erzeugen, wenn man wie Schwabe, den in England stattfindenden Nebenbetrieb als Concurrenzbetrieb bezeichnet;*) von Concurrenz ist in allen diesen Fällen absolut keine Rede, der Nebenbetrieb ist vielmehr ein gemeinschaftlicher Betrieb; meist werden die betreffenden Strecken zu gleichen Tarifen, sehr oft aber ganz für gemeinschaftliche Rechnung befahren. Es wird in England schon längst als eine ganz antiquirte Idee angesehen, daß die Bahn eine freie Straße sei, welche Jedermann benutzen dürfe; es gilt als höchst unvernünftig, eine Bahn zu zwingen, auf ihrer eigenen Strecke eine andere Gesellschaft zum Betriebe zuzulassen. Die Sicherheit des Betriebes kann nur da gewährleistet werden, wo die vollste Harmonie zwischen allen betheiligten Factoren herrscht; die geringste, auch nur augenblickliche Mißhelligkeit kann zu unheilvollen Katastrophen führen. Jedenfalls ist die „Concurrenz auf der Strecke" der größte Widerspruch gegen das Princip der Concurrenz selbst. Auf der einen Seite proclamirt man den freien Wettkampf aller wirthschaftlichen Kräfte, auf der andern Seite zwingt man eine eben zur Lebensfähigkeit gelangte Unternehmung, ihre eigenen Anlagen dem concurrirenden Gegner zur Ausfechtung des Kampfes mit zu überlassen.

*) Schwabe, Ueber das englische Eisenbahnwesen. Reisestudien. Berlin, 1871.

Die „Concurrenz auf der Strecke" wird aber noch viel eher zur Fusion führen, als die Concurrenz zweier Bahnlinien, da bei ersterer noch weniger als bei letzterer das Erstehen eines neuen Concurrenten zu befürchten ist.

Art. 17 des Entwurfes räumt Jedermann das Recht ein, seine Transporte auf jeder Bahn mit eigenen Wagen auszuführen. Es muß auffallen, daß somit das Institut der „Wagenleihe" bei uns in den Vordergrund geschoben wird und auch in der Literatur vielfache Empfehlung findet, nachdem man dasselbe in England nach langer, ausgedehnter Erfahrung als unpraktisch und unökonomisch erkannt hat und bestrebt ist, dasselbe unter Einverständniß der Bahnen, des Publicums und der staatlichen Aufsichtsbeamten zu beseitigen.*)

Man hat in England festgestellt, daß die Ausnutzung eines aus Bahn- und Privatwagen bestehenden Fahrparks an Intensivität bedeutend hinter der Ausnutzung eines einheitlichen Fahrparks zurückbleiben muß. Die Wagen von Privaten gehen viel häufiger leer und unbeladen an ihren Ausgangspunkt zurück, als die der Bahn; denn der Privatmann will in der Regel seinen Wagen für seine eigene Disposition zurückbehalten.

Häufiger kommt es vor, daß mehrere nur theilweise beladene Wagen auf weite Strecken zusammenlaufen. Eine gewisse Minderung dieser Uebelstände kann insofern eintreten, wenn sich Transportunternehmungen bilden, die auf eigenen oder gemietheten Wagen für dritte Personen Versendungen nach allen Richtungen hin bewirken, während die Bahn nur die Locomotivkraft stellt. Es können jedoch auf einer Bahn mehrere solche Unternehmungen arbeiten und somit immer wieder eine nicht einheitliche Ausnutzung aller vorhandenen Wagen hervorrufen.**)

In Nordamerika hatten Spediteure das durchgehende Frachtgeschäft an sich zu ziehen und zu behalten gewußt, solange als die Bahnen nicht selbst sich entschlossen, zu einheitlichen Maßregeln zusammenzutreten; sehr bald sahen die Bahnverwaltungen ein, wie thöricht es sei, sich den Gewinn des durchgehenden Frachtverkehrs entgehen zu lassen, richteten selbst für eigene Rechnung durchgehenden Güterverkehr ein und stellten somit die naturgemäße Verbindung zwischen Fahr- und Frachtverkehr wieder her.***)

Die intensivste Ausnutzung des Wagenparkes findet nur dann statt, wenn Fuhr- und Frachtgeschäft sich in einer Hand vereinigt finden; es ist auch gar nicht abzusehen, welche Vortheile eigentlich die Trennung der beiden Geschäftszweige des Eisenbahnverkehrs mit sich bringen soll. Schon im internen Verkehr einer kleinen Bahn läßt es sich nicht vermeiden, daß häufig Wagen unbenutzt laufen; wieviel mehr wird dies der Fall sein, wenn eine unbegrenzte Anzahl von Transportunternehmern auf einer Bahn mit eigenem Fahrpark wirthschaftet. Eine Ausgleichung zwischen Wagenmangel an einem Orte und Wagenüberfluß an einem andern wird immer schwieriger zur Ausführung kommen können.

Englische Bahnbeamte schätzen die Ersparniß an Wagenmaterial auf 25%, wenn der Fahrpark in einer Hand vereinigt ist.

Ebenso wie ein größerer Wagenpark zur Bewältigung derselben Transportmassen nöthig sein würde, ebenso müßten auch die Bahnhofsanlagen zur Aufnahme der Privatwagen ungemein vergrößert werden. Ueberläßt man das Frachtgeschäft mehr oder weniger den Spediteuren, so wird die Möglichkeit einer einheitlichen und übersichtlichen Tarifirung vollends verloren gehen; statt der Tarife von 50 Bahnverwaltungen würde der Handelsstand sich mit dem Studium der Frachtpreise von 500 concurrirenden Frachtunternehmern zu befassen haben.

Und wenn früher nur ein Geschäft auf Erzielung eines Reingewinnes bei den

---

*) Cohn, Zur Beurtheilung der englischen Eisenbahnpolitik. Leipzig, 1875. S. 112 ff.

**) Zur Eisenbahnreform. I. Frachtverkehr oder Fahrverkehr. Berlin, 1872.

***) Dorn, Aufgaben der Eisenbahnpolitik. Berlin, 1874. S. 160.

Eisenbahntransporten angewiesen war, so werden nach Trennung von Fracht- und Fuhrgeschäft deren zwei das Publicum mit ihren Ansprüchen auf Gewinn belasten.

Die englischen Bahnen sind ferner aus dem Grunde gegen die Gestellung von Privatwagen, weil durch dieselbe der Betrieb ungemein erschwert und verlangsamt, also auch die Ausnutzungsfähigkeit der Strecke gemindert wird; die Directionen klagen über die unermeßliche Mühe, welche der Bahnverwaltung daraus entstehe, daß z. B. 50 leere Kohlenwagen, die 25 bis 30 verschiedenen Eigenthümern gehören und auf verschiedenen Stationen zusammengehängt worden sind, nach Benutzung an den betreffenden Stationen wieder auseinander gehängt und hin und her geschoben werden müssen. Wenn solche Mißstände schon in England höchst störend wirken, wieviel mehr werden sie es auf unseren, von Herrn Hartwich als betriebsunfähig bezeichneten Bahnhofsanlagen?

Das Publicum hat die Erfahrung gemacht, daß die Privatwagen von den Bahnen schlechter in Reparatur gehalten werden als die Bahnwagen; daß ferner die Privatwagen sehr häufig außerordentlich langsam zurückbefördert werden, wodurch für die Eigenthümer der Wagen oft die größten Verluste entstehen. Gegen diese Mißstände hat man vergeblich im Wege des Civilprocesses und der Oberaufsicht anzukämpfen gesucht; denn es ist höchst selten möglich, den Bahnverwaltungen nachzuweisen, daß sie die Privatwagen absichtlich schlechter behandelt haben, als die eigenen. In England hat man aber endlich die Wahrnehmung zu machen geglaubt, daß durch die, in Folge mangelhafter Controle, oft fehlerhafte Beschaffenheit der laufenden Privatwagen zahlreiche Unglücksfälle veranlaßt worden seien. Die Bahnen suchen daher immer mehr die Privatwagenparks anzukaufen. Wie sehr ein hochentwickelter Verkehr zu ökonomischer und prompter Erledigung der möglichsten Concentration bedarf, zeigt der Umstand, daß in England die Bahnen das ganze An- und Abfuhrwesen auf den Bahnhöfen mit eigenem oder gemiethetem Rollfuhrwerk besorgen, oder auch an einen Unternehmer zu festen Preisen verdingen. Sowie ein Zug ankommt, wird ein Waggon nach dem andern auf Rollfuhrwerke entladen, so daß in wenigen Stunden der Zug geleert ist, Geleise und Abladeplatz wieder frei sind. Zur Erleichterung der Anfuhr hat man in größeren Städten Güterempfangsstellen eingerichtet, an welchen die aufgegebenen Güter nach den Bestimmungsorten sortirt und dann erst zu den Bahnhöfen auf Rollfuhrwerken gefahren werden. Die Empfangsstellen sind oft an Transportunternehmer vergeben, welche jedoch auf den Eisenbahnverkehr nicht den mindesten Einfluß ausüben, sich vielmehr in der vollsten Abhängigkeit von der Bahnverwaltung befinden.

Man kann nicht verkennen, daß viele in dem Entwurfe enthaltenen Vorschriften dahin gehen, Einrichtungen auf den deutschen Bahnen einzubürgern, welche sich anderwärts als lebensunfähig erwiesen haben und die ohne Zweifel auch Nichts zur Heilung der in Deutschland vorhandenen Schäden werden beitragen können. Andere Vorschriften stehen aber in so grellem Gegensatz zu dem Princip der freien Concurrenz, auf welchem unser gegenwärtiges System ruht, daß bei consequenter Anwendung derselben die Eisenbahnen selbst sehr bald das Verlangen äußern werden, ihnen auch den Schein selbstständiger Existenz zu nehmen, nachdem man sie aller Vorbedingungen zu selbstständigem Wirken beraubt habe. Der Verein der deutschen Privatbahnen hat daher gegen den Entwurf den lebhaftesten Protest erhoben.*)

Sowenig die Erzielung einer staatlichen Correctur der Concurrenz früher unter einfacheren Verhältnissen gelungen ist, so wenig wird die Lösung des Problems jetzt möglich sein, nachdem zu den Staats- und Privatbahnen noch Reichsbahnen gekommen sind, und die Ausübung der Oberaufsichtsrechte theils den Einzelregierungen, theils der Reichsregierung, für viele Fälle aber beiden gemeinschaftlich anheimgefallen ist. Solange der Staat selbst für eigene Rechnung Bahnen verwaltet, wird es nicht

*) Der vorläufige Entwurf eines Reichs-Eisenbahngesetzes, beurtheilt von dem Verein der Privateisenbahnen im Deutschen Reiche. Berlin, 1875.

möglich sein, eine ganz unparteiische staatliche Aufsichtsbehörde für alle Bahnen zu schaffen. Es würde vergeblich sein, nach dem Vorschlag des Herrn Hartwich*) in Preußen die Staatsaufsicht dem Handelsminister, die Verwaltung der Staatsbahnen dem Finanzminister zu übertragen. Abgesehen davon, daß manche Dinge gegenwärtig von dem Ministerrath in pleno erledigt werden, wie das Concessionswesen, geht es doch nicht an, den Finanzminister unter die Aufsicht des Handelsministers zu stellen. Wo es sich um Anwendung feststehender Rechtsgrundsätze handelt, da kann man eine völlig unabhängig dastehende Behörde schaffen, welche neutral gegenüber dem Staate, wie den Privaten steht; wo es sich aber um die Ausübung eines Aufsichtsrechts, um die Anordnung von Zweckmäßigkeitsmaßregeln handelt, wird man niemals eine Behörde so einrichten können, daß sie bei Beurtheilung von staatlichen Instituten unweigerlich denselben Maßstab anlegen muß, wie bei der Beurtheilung von Privatunternehmungen. Die höchste Instanz in Eisenbahnangelegenheiten bildet im Deutschen Reich der Bundesrath, dessen Mitglieder, als Vertreter der einzelnen Bundesstaaten, sehr bald dazu neigen werden, die Staatsbahnen günstiger zu behandeln als die Privatbahnen.

Kann von den Vorschriften des Entwurfes eine Heilung der schädlichen Folgen der Concurrenz im Wege staatlichen Eingreifens nicht erwartet werden, so bleibt als der einzige Ausweg übrig, sämmtliche Privatbahnen zu Staatsbahnen zu machen und sodann als einheitliches Netz zu verwalten. Gibt es in Deutschland gar keine Bahnen mehr, die lediglich als industrielle Unternehmungen zu Gunsten einzelner Personen ausgebeutet werden, so wird sich nicht nur bald eine Verwaltungsform finden lassen, welche einerseits die für den Betrieb nothwendige Centralisation schafft, andererseits den Einzelbehörden die zur Berücksichtigung der localen Bedürfnisse erforderliche Selbständigkeit gewährt, sondern es wird auch möglich sein, in umfassender Weise ein Netz localer Anschlußbahnen ins Leben zu rufen und mit ökonomischem Betriebe auszustatten.

Man hat den deutschen Aufsichtsbehörden vorgeworfen, daß sie sich bisher der Entwickelung des Vicinalbahnsystems wenig günstig gezeigt, ja derselben dadurch geschadet hätten, daß für Vicinalbahnen stets dieselben Baubedingungen wie für Hauptbahnen vorgeschrieben und in Folge dessen die Lebensfähigkeit solcher Unternehmungen untergraben worden sei. Wäre solches früher hin und wieder der Fall gewesen, so würde dies nur beweisen, daß die betreffenden Behörden bezüglich der Vicinalbahnen nicht immer richtig verfahren seien; es würde aber nicht beweisen, daß die Staatsgewalt an sich nicht befähigt sei, ein großes Vicinalbahnsystem zu schaffen und wirthschaftlich zu betreiben.

Im preußischen Handelsministerium wenigstens ist man gegenwärtig weit entfernt davon, für Nebenbahnen die Schablone der Hauptbahnen vorschreiben zu wollen.

Hauptsächlich wird sich durch die Einheit des Betriebes letzterer sehr ökonomisch gestalten lassen. Ein großer Theil des für Anlage und Betrieb nicht mehr geeigneten Materials kann mit Vortheil und ohne Schwierigkeit den langsam fahrenden Vicinalbahnen zugewendet werden. Beschaffen die betreffenden Gemeinden aus eigenen Mitteln den erforderlichen Grund und Boden, so wird dem Staate die Aufbringung des geringen Baucapitals umsoweniger Schwierigkeit machen, da bei jedem wirklich den Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßten, nicht nach der Schablone der Hauptbahnen angefertigten Bau eine solche Verzinsung des Capitals erreicht werden kann, wie sie der Staat selbst dem Geldmarkt gewähren muß. Ein Privatunternehmen kann sich nur schwer einer solchen Anlage zuwenden, da dasselbe dem Geldmarkt höhere Zinsen geben muß und selbst die Erzielung eines höheren Gewinnes bei seinem Entstehen voraussetzt. Da wo Hauptbahnen den Bau von Localbahnen unternommen haben, die eine geringe Rente erwarten ließen, ist dies meist nur dann geschehen, wenn die Gemeinden den Grund und Boden kostenfrei beschafften, der Staat aber eine

*) Hartwich, Bemerkungen über Transportmittel und Wege ꝛc. Berlin, 1875. S. 30 ff.

Geldprämie oder eine Zinsgarantie gewährte. Dabei ist es denn zuweilen vorgekommen, daß die betreffende Strecke sehr bald sich zu bedeutender Rentabilität emporschwang und die Actionäre der Hauptbahnen sich im Genusse eines von Gemeinde und Staat gemachten Geschenkes befanden, ohne daß sie auch nur das geringste Risico zu übernehmen gehabt hätten. Auch unter diesem Gesichtspunkte erscheint es viel rationeller, daß der Staat die Bahnen selbst baut; wenn die Gemeinden alsdann das Terrain kostenfrei geben, so bleiben sie doch immer als Glieder des Staates Miteigenthümer des Bahnkörpers. Sind alle Hauptbahnen Eigenthum des Staates, so werden Localbahnen selbstverständlich niemals die geringste Schwierigkeit hinsichtlich des Anschlusses zu befürchten haben.

Von manchen Seiten wird bezweifelt, daß es überhaupt möglich sei, ein Bahnnetz von 25,000 Kilometern Länge einheitlich zu verwalten, daß sich die Centralisation des Betriebes über gewisse Grenzen hinaus nicht ausdehnen lasse, auch innerhalb gewisser Grenzen nur unter äußerster Schablonisirung des Betriebes erreichbar sei, welche nothwendig das Zurücktreten jeder Fortentwickelung des Eisenbahnwesens durch die Initiative einzelner Capacitäten zur Folge haben müsse.*)

Herr v. Weber, der diese Meinung hauptsächlich vertritt, setzt uns aber an einer anderen Stelle auseinander, daß bezüglich des Betriebsmaterials die weitestgehende Generalisirung, also die Anwendung der Schablone, die Grundbedingung einer wirthschaftlichen Ausnutzung des Materials bilde.**) Ohne einheitliche Betriebsleitung läßt sich aber die Einführung der Schablone für die Gestaltung des Betriebsmaterials nicht erzwingen. Trotz aller Vereinbarungen weisen die deutschen Güterwagen bezüglich der Entladungsart und der Tragfähigkeit die größte Verschiedenheit auf. Wenn man zu wählen hat zwischen Erhaltung der freiesten Initiativen für die Einführung neuer Erfindungen und der möglichsten Generalisirung der Betriebsmittel, so kann man sich um so unbedenklicher für letztere Alternative aussprechen, da Herr v. Weber selbst versichert, daß an einem so einfachen Apparat, wie an einem Güterwagen, wesentliche Verbesserungen nicht mehr zu erfinden seien***), und auch die Locomotivconstruction nach dem Urtheil hervorragender Fachmänner nahezu den Höhepunkt ihrer Fortbildung erreicht haben dürfte.†) Uebrigens ist nicht einzusehen, warum nicht auch bei einer einheitlich organisirten Staatsbahn neue Erfindungen Eingang erlangen sollten.

Es wird nicht nothwendig sein, die Betriebsführung nach allen Richtungen hin zu centralisiren; es wird genügen, das gesammte Netz in verschiedene Gruppen zu theilen, innerhalb deren die Anordnungen, entsprechend den Bedürfnissen des Localverkehrs, mehr oder weniger selbständig getroffen werden; die Anordnungen für den Durchgangsverkehr würden von einer Centralstelle zu erlassen sein.

Im Personenverkehr werden alsdann alle Brücken und Bahnhöfe u. s. w. lediglich für alle Linien so benutzt werden, wie das Bedürfniß es erheischt; man wird überall die Ströme mit den vorhandenen Brücken im Eisenbahnwagen passiren können; man wird nicht mehr genöthigt sein, neben dem Geleise zu Fuß von einem Ufer zum anderen zu gehen. Parallellinien werden überall nach einheitlichem Fahrplan betrieben werden, die Herstellung guter Anschlüsse aller Orten wird eine ganz selbstverständliche Maßregel sein. Im Güterverkehr werden alle an einem Orte zur Beförderung aufgegebenen Güter auf dem kürzesten Wege, also auf die billigste Weise, an den Ort ihrer Bestimmung geschickt werden können. Innerhalb jeder Gruppe wird die Ausnutzung des Wagenparks mit weit größerer Oekonomie vor sich gehen,

*) M. M. v. Weber, Nationalität und Eisenbahnpolitik, S. 49. Derselbe, Bemerkungen zum vorläufigen Entwurf eines Reichseisenbahngesetzes. S. 8. 9.

**) v. Weber, Die Individualisirung und Entwickelbarkeit der Eisenbahnen. Leipzig, 1875. Abschn. III.

***) Die Individualisirung ꝛc. S. 42.

†) Schwabe, Ueber den Kohlenverkehr auf den preußischen Eisenbahnen. Berlin, 1875. S. 3.

als es gegenwärtig, innerhalb des durch Zufall und Willkür zusammengestellten Verwaltungsbezirkes, möglich ist. Die Zahl der „verlorenen" Güter wird auf ein Minimum herabsinken.

So gut es dem preußischen Staate gelungen ist, bisher recht „glücklich", wie Herr v. Weber sich ausdrückt, ungefähr die Hälfte aller preußischen Bahnen zu verwalten, so würde ihm dies wol auch rücksichtlich der anderen Hälfte gelingen. Und es ist ein Irrthum, wenn Herr v. Weber glaubt, die preußischen Eisenbahnen seien deshalb so gut vom Staate verwaltet worden, weil die Verwaltung bisher nicht als eine einheitliche, durch eine Centralstelle, sondern als eine locale, für jede einzelne Strecke gehandhabt worden sei.*) Wenn in Berlin auch keine Generaldirection bestanden hat, so sind die Functionen einer solchen von dem Handelsministerium versehen worden, dessen Eingreifen in das Detail der Verwaltung Herr v. Weber bedeutend zu unterschätzen scheint. Wenn man der Verwaltung mancher deutscher Privatbahnen, wie der Rheinischen und Köln-Mindener Bahn, die höchste Anerkennung zollen muß, wenn sicherlich die Staatsbahnverwaltungen manche vortheilhafte Anregung durch die Privatbahnverwaltungen erhalten haben, so wäre es doch ein Irrthum zu glauben, daß die preußische Staatsbahnverwaltung sich blos durch das ausgezeichnete Beispiel der Privatverwaltungen auf ihrer Höhe gehalten. Daß „die conservativen und bureaukratischen Elemente, welche jeder Staatsbahnverwaltung imminent sind, im reinen Staatsbahnsystem Usus und Schlendrian herbeiführen", kann man von den deutschen Verhältnissen nicht sagen. Unsere Privatbahnen haben von Anbeginn vielfach unter Beamten gestanden, die aus dem Staatsdienst ausgetreten waren; daher mag es kommen, daß in manchen Privatverwaltungen reichlich ebensoviel bureaukratischer Geist weht, wie in Staatsbahnverwaltungen. Im Uebrigen bedienen sich beide Gattungen im Concurrenzkampfe genau derselben, mehr oder weniger lobenswerthen Mittel, deren Anwendung für eine staatliche Behörde in vielen Fällen nicht geziemend ist.

Alle derartigen Manipulationen fallen fort, sobald alle Bahnen in der Hand des Staates vereinigt sind und für gemeinschaftliche Rechnung betrieben werden.

Mit Schwierigkeiten ist die Erledigung der Frage verknüpft, auf welche Weise die zu gründende Staatsbahn dem Unwesen bezüglich der Tarifirung der Transporte zu steuern haben wird. Auf dem Gebiete des Tariswesens herrscht eine solche Unklarheit und Verwirrung, daß es schwer ist, einen leidlichen Ausweg zu finden. Man streitet darüber, welches System der Berechnung der Tarife zu Grunde gelegt, nach welchem Maßstabe die Höhe der Preise festgestellt werden soll. Einige erklären, daß die freie Concurrenz berufen sei, die Tarife auf den angemessenen Standpunkt zu bringen, ohne uns freilich zu sagen, wie der Tarif in den Fällen berechnet werden soll, wo gar keine Concurrenz vorhanden ist. Andere verlangen für die Tarife eine solche Höhe, daß durch den Ertrag die Betriebskosten und die Zinsen des Anlagecapitals Deckung finden: ein sehr vortrefflicher Satz, der leider nur bei jedem Schritte der Anwendung mit mannigfaltigen Schwierigkeiten umgeben ist.

Wenn vielleicht die Frage nach dem besten Tarifsystem noch nicht als spruchreif angesehen werden kann, jedenfalls wird sich ihre Lösung ebensowol innerhalb einer einheitlichen Staatsbahn, wie innerhalb einer Mehrheit von Staats- und Privatbahnen erreichen lassen.

Bei der Wahl eines Tarifsystems kommen verschiedene Punkte in Betracht, die für Staats- und Privatbahnen ganz gleichmäßige Geltung haben. Man hat zu prüfen, ob der Preis nach dem durch die Waare eingenommenen Wagenraume oder nach dem Gewichte des Frachtgutes oder unter Berücksichtigung beider Factoren zu normiren; man hat ferner zu entscheiden, ob die Frachtgüter je nach ihrem Handelswerth einen verschiedenen Frachtsatz zu zahlen haben und nach welchen Grundsätzen alsdann die Classification der Waaren vorzunehmen ist. Die Entscheidung über diese

*) Nationalität und Eisenbahnpolitik ꝛc. S. 56.

Punkte hängt nun durchaus nicht mit einem bestimmten Eisenbahnsysteme zusammen; dieselben sind nach ganz gleichen Principien zu beurtheilen, gleichviel ob innerhalb des Bahnnetzes die Concurrenz oder das Monopol herrscht. Die Auswahl des relativ besten Tarifsystems für das Bahnnetz eines Landes kann unter allen Umständen immer nur zu ein und demselben Resultat führen. Denn die Aufgabe geht lediglich dahin, das Tarifsystem so zu construiren, daß das Publicum mit Leichtigkeit den Preis einer jeden einzelnen Sendung sicher berechnen kann, und daß die Berechnungsweise möglichst regelmäßig stets diejenige Preisstellung ergibt, welche dem Werthe der von der Eisenbahn im einzelnen Falle zu machenden Transportleistung am Adäquatesten ist. Dies gilt ebenso für concurrirende wie für monopolisirte Bahnen. Durch die Schaffung einer einheitlichen Staatsbahn wäre aber jedenfalls der Vortheil erreicht, daß statt drei verschiedener Tarifsysteme nur ein einziges im ganzen Reich zur Anwendung gebracht würde: ein Resultat, welches logischer Weise nicht erzwungen werden darf, so lange der Staat noch zugibt, daß Eisenbahnen von Privatpersonen als Gegenstände kaufmännischer Speculation ausgebeutet werden. Solange der Staat die Anwendung des Princips der freien Concurrenz auf das Eisenbahnwesen zugibt, muß er consequenter Weise jedem Concurrenten die Auswahl des ihm gutscheinenden Tarifsystems überlassen; beraubt er den Concurrenten dieses Rechtes, so ist der freien Concurrenz eine ihrer wesentlichsten Lebensbedingungen genommen. Die Gleichartigkeit des Tarifsystems für das ganze Reich muß aber in wirthschaftlichem Interesse unbedingt gefordert werden; die Einführung derselben durch staatlichen Zwang innerhalb des aus Staats- und Privatenbahnen gebildeten Netzes erscheint unzulässig; die freiwillige Erreichung derselben durch Uebereinkunft ist kaum denkbar und jedenfalls ganz vom Zufall abhängig: es bleibt also nur die Möglichkeit offen, ein einheitliches Staatsbahnnetz zu gründen und in diesem *ein* Tarifsystem zur Anwendung zu bringen.

Innerhalb des gewählten Systems wird es aber dem Staat wol möglich sein, die richtige Preisstellung zu finden.*) Zur Klarstellung dieses Punktes müssen wir uns gegen die weitverbreitete Anschauung wenden, als ob die Kosten des Transportes den ausschließlichen oder doch den wesentlichen Maßstab für die Höhe des Transportsatzes abzugeben haben. Zunächst ist es kaum möglich, im einzelnen Falle vorher zu bestimmen, wie viel der betreffende Transport kosten wird; meist lassen sich diese Kosten erst nach Ausführung des Transportes und selbst dann nur durchschnittlich für eine ganze Anzahl von Transporten berechnen. Durch jeden, noch so kleinen Transport werden der Bahnkörper, das Wagenmaterial, die Maschinen abgenutzt; zur Bewältigung eines jeden Transportes gehören eine gewisse Quantität Kohlen, Wasser, Schmieröl, Brennöl; auch sind eine Anzahl Menschen zur Bedienung erforderlich. Wie soll man berechnen, wie viel von jeder dieser Leistungen auf jeden einzelnen Transport zu entfallen hat? Wäre man im Stande diese Aufgabe zu lösen, so würde man doch noch nicht mit Sicherheit die Kosten eines Transportes *vor* dessen Ausführung feststellen können, da sich auch während und nach der Ausführung Momente geltend machen, die auf die Höhe der Kosten des einzelnen Transportes einzuwirken geeignet sind. Wenn ein Güterzug im Schnee stecken bleibt, so vertheuern sich durch die Räumungsarbeiten die Kosten der Beförderung; wenn der Zug an seinem Bestimmungsorte volle Rückfracht findet, so müssen sich die Kosten des ersten Transportes ermäßigen. Wenn es demzufolge überhaupt unmöglich ist, die Preisstellung nach den muthmaßlichen Kosten des Transportes zu tarifiren, so kann doch dieser Umstand der Ermittlung einer wirthschaftlich gerechtfertigten Preisstellung nicht im Wege stehen. Denn das entscheidende Moment für die Bestimmung des Preises einer wirthschaftlichen Leistung dürfen wir nicht blos in den Kosten dieser Leistung, sondern ebenso in dem Werth suchen, welchen dieselbe für den Leistungsnehmer hat. Der Käufer fragt

*) O. Michaelis, Die Differentialtarife der Eisenbahnen. (Vierteljahresschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte, von Faucher, 1864. B. I.)

bei der Lieferung einer Waare oder der Leistung einer Arbeit nicht, wie viel dieselbe dem Anbieter der Arbeit, oder der Waare selbst kostet, sondern wie viel sie ihm, dem Leistungsnehmer, werth ist. Die Selbstkosten bestimmen blos die Grenze, unter welche der Preis nicht sinken darf, ohne das Angebot der Leistung ganz unmöglich zu machen. Das Sinken der Preise unter die Selbstkosten wird dahin führen, daß die betreffende wirthschaftliche Leistung überhaupt nicht mehr angeboten wird; niemals aber kann das Sinken der Preise unter die Selbstkosten allein die Ursache werden zu einer Erhöhung der Preise. Für die Preisstellung, also für die Gewährung eines gewissen Gegenwerthes in Geld, wirkt allein entscheidend der Werth, den die Leistung für denjenigen hat, der ihrer bedarf.

Die deutsche Post unterhält manche Personenrouten, deren Posten durch das eingehende Fahrgeld vollständige Deckung nicht finden; gleichwol wird eine Erhöhung des Fahrgeldes nicht vorgenommen, da die Personenbeförderung auf der Post für sehr viele Menschen keinen Werth mehr besäße, wenn das Fahrgeld auf das Doppelte oder Dreifache des jetzigen Betrages erhöht würde. Wenn dennoch die Leistung fortdauernd angeboten wird, so findet dies lediglich durch ganz außergewöhnliche Umstände seine Erklärung.

Der Eintritt eines zufälligen Momentes, der Concurrenz, kann bewirken, daß eine Leistung für einen geringeren Preis angeboten wird, als die Leistungsnehmer zu geben bereit wären; sobald die Concurrenz aufhört, muß der Preis wieder auf die Höhe steigen, welche dem Werth der Leistung für den Leistungsnehmer entspricht. Demnach ergibt sich für die Eisenbahnen die Aufgabe, zu prüfen, welchen Werth der einzelne Transport für den Absender hat; mit anderen Worten, welchen Preis jeder einzelne Transport ertragen kann, um überhaupt von dem Versender mit Vortheil gemacht zu werden. In vielen holzreichen Gegenden verwendet man für den Brennbedarf nicht das eigne Holz, sondern die von erheblicher Entfernung bezogene Steinkohle, weil der Tagelohn für Holzschläger bei einem gleichen Quantum Brennstoffes höher ist, als der Kaufpreis und die Fracht der Kohlen. Wollten die Bahnen den Frachtsatz erheblich erhöhen, so würde die Beziehung der Kohlen für die Waldbesitzer keinen Werth mehr haben; es würde für sie vortheilhafter sein, das eigene Holz zu schlagen und als Brennmaterial zu verwenden.

Für die Eisenbahn trifft aber dasselbe zu, was auch für viele andere Unternehmungen gilt: je massenhafter die angebotene wirthschaftliche Leistung gefordert wird, desto ökonomischer kann sie gemacht werden, und desto größer ist der zu erzielende Gewinn. Um daher möglichst viele Transporte zu erhalten, wird auch eine mit Monopol ausgestattete Bahn niemals höhere Preise ansetzen, als die betreffenden Transporte überhaupt ertragen können, um mit Vortheil für die Verfrachter verbunden zu sein. In England haben große Bahnen nach Beseitigung aller Concurrenz ihre Rentabilität dadurch erhöht, daß sie aus freien Stücken die Preise herabsetzten, und an alle Schnellzüge Wagen dritter Classe anhingen.

Eine einheitliche Staatsbahn wird endlich in der Lage sein, die Preise von Jahr zu Jahr so zu stellen, daß die Erträgnisse der Bahn wenigstens annähernd sich den Betriebskosten gleich stellen — ein Ziel, welches so lange ganz unerreichbar ist, als noch große Strecken lediglich zum Zwecke des Geldgewinnes von Privatpersonen ausgebeutet werden. Man kann dagegen kaum erwarten, daß mit Herstellung des Staatsbahnsystems zunächst mehr gewonnen sein würde, als die Einführung eines gleichartigen Tarifprincips und, eintretenden Falles, eines gleichartigen Classificationssystems; man wird nicht, wie Viele glauben, auch sofort eine gleichmäßige Preisstellung, also z. B. die Festsetzung eines gleichmäßigen Transportsatzes pro Centner und Meile für jede beliebige Strecke und jede beliebige Transportmasse erwarten dürfen. So dringend wünschenswerth die möglichste Gleichartigkeit auch bezüglich der Preisstellung sein mag, so kann doch zur Zeit noch nicht mit absoluter Bestimmtheit behauptet werden, daß eine solche Gleichartigkeit mit einem wirthschaftlichen Eisenbahnbetrieb vereinbar sei. Um dies mit Sicherheit beurtheilen zu können, müssen

noch weitere umfassende Erfahrungen gesammelt und eingehende Forschungen gemacht werden.

Es wäre immerhin möglich, und würde sich ein Versuch gewiß verlohnen, auf allen Strecken, ohne Rücksicht auf die Höhe der Bau- und Betriebskosten und die etwa durch Wasserstraßen noch stattfindende Concurrenz, einen gleichmäßigen Preis anzusetzen; vielleicht könnte man später noch weiter gehen und nach einem, vor mehreren Jahren gemachten Vorschlag, bei dem Massengüterverkehr für jeden Transport bis zu 20 Meilen 5 Thlr., für jeden Transport bis zu 50 Meilen 8 Thlr., und für jeden über 50 Meilen gehenden Transport 12 Thlr. als Frachtsatz per Waggon fest setzen, im Personenverkehr aber für jede Fahrt von beliebiger Länge in der ersten Classe 2 Thlr. in der zweiten 10 Gr., in der dritten 5 Gr. erheben.*) Zu solchen Versuchen ist offenbar nur ein großes Bahnnetz geeignet, welches ausschließlich ein ganzes Wirthschaftsgebiet umspannt; und so dürfen wir dann auch in Beziehung auf die Herstellung möglichst gleichmäßiger Transportpreise einen Fortschritt nur von einem einheitlich geleiteten Staatsbahnsystem erwarten.

III.

Das kürzeste Verfahren, um mit einem Schlage zum Ziele zu gelangen, würde sein, durch das Deutsche Reich alle Bahnen anzukaufen und als ein Staatsbahnnetz zu verwalten. Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches bietet indeß für eine derartige Maßregel keine genügende Handhabe, und es müßte zu diesem Zwecke eine Aenderung und Ergänzung der deutschen Reichsverfassung vorgenommen werden.

Es wäre eine etwas gewaltsame Auslegung des Art. 42 der Verfassung, wollte man denselben dahin interpretiren, daß behufs Erlangung der, in dem Artikel gewünschten, Verwaltung aller deutschen Bahnen als eines einheitlichen Netzes, auch die Anwendung eines jeden zur Erreichung dieses Zweckes dienlichen Mittels gesetzlich sanctionirt sei. Auf das Königreich Baiern findet dieser Artikel, gemäß dem Bundesvertrag vom 23. November 1870 Absch. III. §. 3, nicht einmal Anwendung. Man wird also für den Augenblick zufrieden sein müssen, mit voller Deutlichkeit über das zu erreichende Ziel, sich demselben schrittweise anzunähern. Im Allgemeinen bieten sich dazu zwei Wege: als erste Maßregel die Abtretung der in jedem Lande vorhandenen Staatsbahnen an das Reich, mit dem Vorbehalte, dann späterhin über den Erwerb der Privatbahnen zu beschließen; oder umgekehrt, zunächst die in jedem Lande vorhandenen Privatbahnen in Staatsbahnen zu verwandeln, und dann allmälig die Verwaltung derselben in den Händen des Reiches zu centralisiren. Wie es scheint, hat die preußische Regierung sich für den ersten dieser Wege, wenigstens für den ersten Schritt auf demselben, die Abtretung der preußischen Staatsbahnen an das Reich entschieden. Niemand wird die Möglichkeit läugnen, daß unter den heute gegebenen Umständen keine andere Maßregel Aussicht auf Gelingen hätte. Stellt man dagegen die Frage dahin, auf welchem Wege am Schnellsten wohlthätige Wirkungen für die Sache fühlbar werden möchten, so würde es sich vielleicht eher empfehlen, zunächst innerhalb eines jeden Bundesstaates die vorhandenen Privatbahnen in Staatsbahnen zu verwandeln und alsdann die für die einheitliche Betriebsführung und die gleichmäßige Tarifirung nothwendigen Bestimmungen von Reichswegen zu erlassen, die Leitung aber des durchgehenden Verkehrs ganz in die Hände einer Reichs-Verkehrs-Direction zu legen.

Das gesammte deutsche Bahnnetz hat (Ende 1874) eine Länge von 25427 Kilometern, von denen 12268 Kilometer Staatsbahn, 13169 Kilometer Privatbahn sind; wenn nun der preußische Staat dem Beispiel der baierischen Regierung, welche kürzlich die baierische Ostbahn von etwa 800 Kilometer Länge aufgekauft hat, folgte und

*) Perrot, Die Anwendung des Penny-Portosystems auf den Eisenbahntarif. Berlin, 1871. S. 31 ff.

die in Preußen vorhandenen Privatbahnen in einer Gesammtlänge von 11317 Kilometern in Staatsbahnen verwandelte, so würde in ganz Deutschland nur noch ein kleiner Rest Privatbahnen von 1852 Kilometer Länge übrig bleiben, welcher sich wegen seiner isolirten und zerstreuten Lage in der Pfalz, Hessen-Darmstadt, Thüringen und Sachsen auf die Dauer dem Anschluß an das Staatsbahnsystem nicht entziehen könnte. Dieser Weg ist um so leichter einzuschlagen, als das preußische Eisenbahngesetz vom 3. November 1838 im § 42 dem Staate das Recht vorbehalten hat, jede Bahn anzukaufen, sobald 30 Jahre seit der Transporteröffnung der Bahn verflossen sind. Der Staat soll im Falle des Ankaufes als Kaufpreis den fünfundzwanzigfachen Betrag derjenigen Dividende, welche an sämmtliche Actionäre im Durchschnitt der letzten fünf Jahre gegeben worden ist, auszahlen. Haben die gesetzgebenden Factoren einmal den Ankauf der Bahnen im Princip genehmigt, so würde es höchstens eines preußischen Specialgesetzes noch bedürfen, um die erwähnte Clausel, welche den Ankauf von dem dreißigjährigen Bestehen der Bahnen abhängig macht, zu modificiren oder ganz zu beseitigen.

Ist das Staatsbahnsystem in dem angegebenen Umfang zu einem herrschenden geworden, so werden die Bundesstaaten sehr bald aufhören, ihre Bahnen zum Gegenstande kaufmännischer Speculation zu machen; die öffentliche Meinung wird sich energisch der Fortsetzung des Concurrenzkampfes zwischen den Eisenbahnen der einzelnen Bundesstaaten und denen des Reiches widersetzen. Ist die Concurrenz gefallen, so besteht auch kein Hinderniß mehr, im Wege der Vereinbarung, d. h. durch Bundesrathsbeschlüsse dem Betriebe einheitlichen Zusammenhang und das erforderliche Maß von Gleichartigkeit zu geben. Die dann allmählich entstehende Interessengemeinschaft wird auf eine immer größere Centralisation des Betriebes hindrängen und schließlich auch den Anlaß bieten, die schwer ausführbare Repartition der bei dem gemeinschaftlichen Betriebe entstehenden Kosten und eingehenden Erträgnisse zu beseitigen, und ein gemeinschaftliches Eigenthum an sämmtlichen Bahnen für alle Bundesstaaten zu schaffen, also das ganze Bahnnetz für Rechnung des Reiches zu übernehmen.

Auf diesem Wege wird es sich von selbst machen, daß die unklare Stellung, in welcher gegenwärtig das Reichseisenbahnamt sich befindet, fixirt und dieser Behörde eine fest abgegrenzte Competenz angewiesen wird. Die Frage, inwieweit das Reich in Zukunft auf die Concessionirung neuer Bahnen einwirken soll, verschwindet von selbst, da nach Einführung des Staatsbahnsystems Concessionen überhaupt nicht mehr nachgesucht werden. Solange nicht eine engere Gemeinschaft zwischen den Bahnen der verschiedenen Staaten hergestellt ist, baut jede Einzelregierung innerhalb ihres Gebietes die erforderlichen Strecken; wenn Linien, die zwei oder mehrere Staaten zu durchschneiden haben, im Wege der Uebereinkunft nicht zu Stande kommen sollten, so kann im äußersten Falle das Reich den Bau selbst unternehmen. Ueber die für den einheitlichen Betrieb und die gleichartige Tarifirung nöthigen Einrichtungen werden durch Reichsgesetze und Verordnungen des Bundesrathes die erforderlichen Vorschriften erlassen, deren Einführung und Anwendung dann das Reichseisenbahnamt veranlaßt und beaufsichtigt. Da unter letzterem nur staatliche Einzeldirectionen nicht aber Privatverwaltungen stehen werden, so erhält das Reichseisenbahnamt ganz von selbst die Stellung einer Central-Verkehrs-Direction, die einerseits die Befolgung der generellen Normen überwacht, welche für den innerhalb der einzelnen Gruppen sich bewegenden Verkehr vorgeschrieben sind, andererseits aber den auf weite Entfernungen sich erstreckenden Durchgangsverkehr mit voller Selbständigkeit leitet. Auf diese Weise wird das Reichseisenbahnamt nicht wie bisher sich auf die Ertheilung theoretischer Rathschläge zu beschränken haben, sondern es wird innerhalb einer fest abgegrenzten Competenz eine eigene praktische Thätigkeit entwickeln können. Ist alsdann diese Behörde wirklich in der Lage, das deutsche Eisenbahnnetz so zu verwalten, wie dies aus wirthschaftlichen Gründen verlangt werden muß, so kann es nicht umgangen werden, an die Spitze derselben einen Mann zu stellen, der mit ministerieller Verantwortlichkeit sich der großen Aufgabe zu unterziehen hätte. Von der gesunden

Fortentwicklung unseres Eisenbahnwesens hängt das fernere wirthschaftliche Gedeihen der Nation wesentlich ab; die Entwicklung in die richtige Bahn zu leiten und in derselben zu erhalten, erfordert nicht nur das vielseitigste Wissen, sondern auch die Fähigkeit, im gegebenen Augenblick rasch und entschlossen zu handeln; wer sich der gewaltigen Aufgabe gewachsen fühlt, wird nicht für seine Maßnahmen Deckung suchen hinter der mehr formellen Verantwortlichkeit des höchsten Reichsbeamten, er wird, um mit voller Freiheit nach seiner Ueberzeugung handeln zu können, für sich selbst die volle persönliche Verantwortlichkeit vor Kaiser und Reich wünschen müssen.

Zu Anfang unserer Betrachtung haben wir es abgelehnt, die große ökonomische Frage nach politischen oder militärischen, nach anderen als nach ökonomischen Gründen zu beurtheilen. Hier, am Schlusse, finden wir uns durch die ausschließlich ökonomische Discussion inmitten unserer höchsten politischen Probleme versetzt: wir sind zu dem Ergebnisse gelangt, daß die wirthschaftliche Lösung der Eisenbahnfrage in untrennbarem Zusammenhange mit der Schöpfung verantwortlicher Reichsministerien, mit einer höchst bedeutenden Entwicklungsstufe unserer Reichsverfassung steht. Wie es häufig geschieht, sind die Gegner die ersten gewesen, welche die mächtige politische Bedeutung der Frage umfassend und scharf erkannt und gellende Alarmrufe in München und Dresden erhoben haben. Unsererseits denken wir, daß diese Wendung dem Fortgang der guten Sache nicht schaden wird. Je heftiger ein selbstsüchtiger Particularismus sich für die Fortdauer des bisherigen Systems erhebt, desto rascher wird das deutsche Volk, wird jede reichstreue Partei zur Erkenntniß des einzig richtigen und nationalen Weges gelangen. Auch solche Patrioten, welche bisher eine gewisse Nützlichkeit der Privatbahnen behauptet haben, werden die relative Geringfügigkeit ihrer Motive um so eher erkennen, je massiver die Hrn. von Pfretzschner und Genossen die unermeßliche politische Tragweite des Gegenstandes, ob nationale Einheit oder dynastisch-locale Zersplitterung, in den Vordergrund der Erwägung rücken.

Anfang März 1876.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 8. Mai 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. I.	163
II.	J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. I.	189
III.	Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. I.	208
IV.	* * * * Die Lage im Orient. III. (Schluß.)	225
V.	L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten	233
VI.	W. Roßmann, Ueber Schliemann's Troja	252
VII.	Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. II.	273
VIII.	Siegfried Kapper, Montenegro. I. II.	285
	Literarische Rundschau:	
IX.	Erich Schmidt, Scherer's Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert	294
X.	Karl Laubert, Neuere französische Literatur	299
	Berliner Chronik:	
XI.	Karl Frenzel, Die Theater	305
XII.	Louis Ehlert, „Tristan und Isolde" in Berlin	314
	Politische Rundschau:	
XIII.	Wilhelm Oncken, Napoleon III. am 5. und 6. Juli 1870	319
XIV.	Mittheilung der Kaiserlich Königl. Akademie der bildenden Künste zu Wien	324
XV.	Literarische Neuigkeiten	325

Die Aebtissin von Buchau.

Novelle

von

Julius von der Traun.

1.

Es war am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1713. Der Gottesdienst im fürstlichen Frauenstifte Buchau am Federsee, zwei Meilen von der schwäbischen Reichsstadt Biberach gelegen, war vorüber. Die andächtige Menge hatte sich im Städtchen, welches das Stift umgibt, zerstreut, oder wanderte durch die finsteren Stadtthore in's beschneite Land hinaus; denn das Bauernvolk draußen ließ sich nicht gerne das Vergnügen entgehen, an Festtagen in der Stiftskirche das Hochamt zu hören. Abgesehen von dem stolzen Münsterbau, den prachtvollen Altären, den sinnreich gewebten Gobelins an den Wänden des Chores, in welchem hundert Lichter flammten, der süßduftende Weihrauch wirbelte und die von Goldstoff starrenden Priester sich geheimnißvoll und feierlich bewegten: es war doch allzuschön an der Evangelienseite des Presbyteriums unter dem Baldachin von blauem, mit silbernen Sternen besätem und mit schweren silbernen Quasten und Frangen besetztem Sammet auf erhöhtem Throne die kaum dreißigjährige Clotilde, Gräfin von Montfort, die gefürstete Aebtissin des Stiftes, zu erblicken, im wallenden weißen Festornate, um die feinen Hüften den mit Kreuzen gestickten Gürtel, um die Schultern den in einer langen Schleppe endenden Mantel von hellblau grundirtem Silberbrokat, auf dem Busen am breiten blauen Seidenbande das diamantene Prälatenkreuz, während Infel, Stab und Ring den hohen Schmuck der schönen Frau vollendeten. Zu ihrer Linken lag auf goldenem Tischchen die purpursammtne Fürstenkrone mit goldenen Spangen, Perlenknauf und Hermelin. Unten aber, zu beiden Seiten der Estrade, saßen die Stiftsdamen in ihrer einfacheren, doch nicht minder kleidsamen und nicht ohne weltlichen Schönheitssinn geordneten weißen Capiteltracht, über die der blaue Atlasmantel hinabfloß. Keiner fehlte am moirirten Ordensbande das kostbare Stiftskreuz, die in gestickte Seidenhandschuhe gehüllten Finger spielten

in den goldbeschnittenen Blättern der reich gebundenen Breviere, von deren Pergament-Miniaturen manch ein jugendlich-schönes Augenpaar plötzlich empor sah, wie aufgerufen von Gedanken, deren Reich jenseits der Kirchenmauern liegt. Zur rechten Hand der Aebtissin saß die hagere Stiftspriorin Ehrgutta Freifrau von Gundelfingen, im Besitze von vierundzwanzig Ahnen und sechzig fruchtlos verblühten Frühlingen, zur linken Hand die Stiftshofmeisterin Sibylle Freifrau von Korporell, eine wohlgenährte, joviale Fünfzigerin, das Orakel und der Abgott der jüngeren Stiftsdamen. Diese waren dem Alter nach gereiht; die Baronesse Veronika von Besserer, die Gräfin Olympia von Werdenau, die Gräfin Romana von Ilgen und die Baronesse Sidonie von Imhof. Diese vier Damen standen im Alter von zweiunddreißig bis zwanzig Jahren. Der siebente und der achte Capitelsitz des reichen und unmittelbaren Stiftes, das nicht mehr als neun Präbenden in sich begriff, waren damals vacant. Zählen wir noch zu dem ganzen hochadeligen Kirchenprunk den feierlichen Orgelklang, den herrlichen Musikchor voll virtuoser Instrumentalisten und jugendfrischer Stimmen, so mag es wol Keinen Wunder nehmen, daß Hans und Trine das Lob Gottes lieber im Frauenmünster zu Buchau vernahmen, als daheim in der niederen Dorfkirche, wo die Orgel unter den Fäusten des Schulmeisters verdrießlich brummte, und die zahnlose Schulmeisterin mit meckernder Stimme das „Lamm Gottes" rief, das „hinwegnimmt die Sünden der Welt".

Wie gesagt, das Hochamt war zu Ende. Die Aebtissin und der ganze fürstliche Damenconvent waren unter Vortritt der galonirten Thürhüter, der fackeltragenden Pagen, des Hofmeisters, des Hofrichters und der übrigen schwarzgekleideten Stiftsbeamten, von denen die Ersteren in weißwolkigen Allongeperrücken prangten, bei Paukenschall und silbernem Trompetenklang in den Kreuzgang hinaus und hinüber in die Prälatur gezogen, der greise Stiftspfarrer Benignus und seine beiden Capläne hatten in der Sacristei die schweren Meßgewänder abgelegt, die Ministrantenbuben überzogen Antipendium, Mensa und den reichen Gold-, Silber- und Flitterschmuck des Hochaltars mit leinenen Tüchern, um ihn vor dem Staub der einsamen Wochentage zu schützen, und der Küster mit dem Schlüsselbunde schleifte zur eisernen, kunstvoll geschmiedeten Kirchenthür und schloß sie knarrend.

Im weiten Stiftshofe draußen war es leer und still. Die in besserer Jahreszeit Tag und Nacht so munter plaudernden Springstrahlen des bildnißreichen Brunnens waren eingefroren, die Tauben saßen mit gesträubten Federn unter dem Dache und die Hunde lagen um den Ofen der Gesindestube. Nur aus der Hofküche vernahm man von Zeit zu Zeit das Schnarren der Bratmaschine, die der Küchenjunge aufzog, oder den Schall des Stößels, der an die wohltönenden Wände des Messingmörsers schlug.

Das hätte kein Freund der Wahrheit behaupten dürfen, daß die Stiftsdamen zu Buchau nicht Tag für Tag die feinste Tafel führten; aber heute mußte es sich um ganz besondere Leistungen handeln, da die hochwürdige Frau Hofmeisterin, die runde Dame Korporell, selbst in der Küche erschien und Alles mit praktischem Auge prüfte, was an Spießen, in Töpfen und Casserollen schmorte, sott und dünstete, was aus den Backöfen duftete, oder in den Eiskübeln fror

und sich sulzte. Hierauf trat sie in die Wildpretkammer, denn des Stiftes hochangesehener Nachbar, der Landcomthur des deutschen Ordens zu Allershausen, hatte schon lang vor Tagesanbruch den alten Burkhart, seinen Förster zu Brakenhofen, mit einem fetten Rehbock, einem guten Frischling und einer Tracht Hasen, Fasanen und Wildenten herübergesendet. Burkhart hatte Bock und Frischling bereits auf das Gerechteste zerwirkt und die besten Stücke waren bereits ihrem Küchenschicksal überantwortet, als die Dame Korporell zu ihm trat und unter freundlichster Gutheißung seiner wohlgelungenen Mühen ihm einen Augsburgerthaler in die harte Hand drückte. Der Waidmann verfehlte nicht, mit Handkuß und geziemender Danksagung der Frau Baronin aufzuwarten, worauf diese ihn mit der Einladung regalirte, den Mittagstisch mit den Stiftsdienern zu theilen, dabei einer guten Maß Würtemberger Weines sich zu erfreuen und, wenn die Kürze des Tages oder geändertes Wetter das nicht besser dulden, wol auch im Stifte zu „nächtigen".

„Hochwürdige Frau," erwiderte Burkhart, „dazu wird's leicht kommen können, denn der Weg nach Brakenhofen ist weit, und bei dem dermaligen tiefen Schneefall gelten zwei Schritte kaum einen auf festem Boden. Ich kann mir's schwer denken, daß der hochwürdigste Herr Landcomthur, mein gnädigster Herr, heute zur Mittagstafel rechtzeitig eintreffen wird, denn Weg und Steg sind kaum kennbar, und Straßen und Brücke sind glatthin zugeweht. Vielleicht nehmen die Herrschaften den Weg über Diesenbach und Oggelshausen, daher liegen mehr Ortschaften und Feuerstätten, als oben herum am See, da ist mehr Fußgang und Fuhrwerk, und wol auch bessere Fahrspur. Aber — wie ich hierlands den Himmel kenne — wir sind keine Stunde sicher, daß er nicht noch eine Elle tief Schnee herabwirft."

„Da sei Gott vor!" rief die Stiftshofmeisterin. „Und zu spät zur Tafel kommen! Das wäre die rechte Bescheerung. Auch wenn sie knapp zur Tafel kommen, ist's schon zu spät. Hat sich doch der Herr Landcomthur ansagen lassen, heute seinen Neffen, den Freiherrn Fritz von Rehlingen, unserer Frau Aebtissin aufzuführen. Soll das etwa zwischen der Suppenschüssel und den gesulzten Forellen geschehen?! Aber, Burkhart, er hat Recht — das Wetter versteht nichts von Schicklichkeit. Noch Eins, Alter, hat er den jungen Baron Fritz schon gesehen?"

„Zu Befehl," erwiderte der Förster, „der junge Herr waren mit dem alten Herrn schon mehrmal bei mir heraußen zu jagen."

„So —?" sagte die Hofmeisterin in langgezogenem Tone, der sich zuletzt in ein sehr dringliches Fragezeichen zuspitzte.

Der Förster aber hatte seinen Wind und antwortete sogleich: „Baron Fritz ist ein gar hübscher, leutseliger Herr. Schlank, behend, etwa acht- bis neunundzwanzig Jahre alt, Rittmeister in einem kaiserlichen Dragonerregimente. Seine Familie soll im Stifte Salzburg sehr begütert sein, ich glaube gar, Vater und Mutter sind schon todt, und er war ihr einziger Sohn. Aber —"

„Aber! Was für ein Aber, Burkhart?"

„Als er Anno 1703 bei der Einnahme von Breisach gefangen wurde, hieb

ihm ein französischer Reiter über den Kopf. Drauf brachten ihn die Bayern nach Lindau, wo er zwar geheilt wurde und sich ranzionirte, aber seither —"

„Seither?! —?"

„Kann er keine Perrücke tragen."

„Wenn's weiter nichts ist! Er hat mich recht erschreckt mit seinem — seither."

„Ob's nicht weiter etwas ist, hochwürdigste Frau, das weiß ich allerdings nicht auf's Pünktlein. Zunächst trägt Baron Fritz schöne schwarze Haare, die recht kraus und reichlich über die Stirne hereinfallen und das Ende der Narbe verstecken, die weit gegen das Hinterhaupt zurückläuft, wie mir des Herrn Landcomthurs Leibhusar erzählt. Derselbe sagt mir auch, Baron Fritz sei wie die gute Stunde und ein Mann, wie das Herz Gottes der Welt selten einen schenkt. Er reitet und schwimmt, fechtet und schießt, er soll auch viel lesen und nicht selten schreiben, spielt und trinkt auch bei Gelegenheit erklecklich, aber —"

„Noch ein Aber?"

„— plötzlich kommen Stunden und Tage, da mag er nicht mehr essen und trinken, nicht mehr sprechen und lachen, sitzt am Fenster und starrt und seufzt so vor sich hin. Der Leibhusar hat's oft vom Vorzimmer mit angehört, wenn unser guter, alter gnädiger Herr die halbe Nacht lang ihm auf's Gewissen redete und ihn beschwor, zu sagen, was ihn drücke? Er aber antwortet immer: es sei gewiß nichts Schlechtes, es falle auf ihn wie der Alp, vielleicht sei es auch nichts, und wenn es auch — was Gott verhüte — etwas wäre, auch dann wisse er selbst nicht, was es sei!"

Das Mitgefühl und die Neugierde der Freifrau von Korporell waren auf's Höchste angeregt. Die Mittheilungen des alten Burkhart waren aber in der That danach angethan, auch Frauen in Spannung zu versetzen, die eben keine Stiftsdamen sind. Dame Korporell war über das räthselhafte, jedenfalls unglückliche Schicksal des jungen Baron Rehlingen in tiefes Nachdenken verfallen. Sie ließ den Förster von Brakenhofen sans adieu unter seinen Wildpretstücken stehen, kam an der Küchenthür vorüber, ohne von all' dem Klappern, Klingen, Schnarren, Prasseln und Brodeln drinnen auch nur einen Laut mehr zu vernehmen, und stieg langsam die breite Steintreppe zum Conventgang hinauf. Von Zeit zu Zeit aber blieb sie stehen, schüttelte den Kopf und wiederholte mit gedrückter Stimme: „Er trägt keine Perrücke und — er weiß nicht, was es ist!"

Im Stiftshofe herrschte noch die alte Stille, nur die Windfahnen auf den steilen Ziegeldächern begannen leise zu knarren und die Schneewolken sanken tiefer, als ob sie den Prophezeihungen des Försters von Brakenhofen gerecht werden wollten. Durch die altfränkisch beschnittene Taxushecke, die den Hofbrunnen einfaßte, schlüpfte ein munterer Zaunkönig und lockte sein Weibchen, das kichernd vor ihm herflog. Aehnliche schelmische Töne trafen das Ohr der Stiftshofmeisterin, als sie auf der letzten Treppenstufe verpustend anhielt. Sie kamen aus einer der tiefen Fensternischen des Conventganges, aus denen man in den Stiftshof hinabsah. Dort hatten die Gräfinnen Olympia und Romana

mit der blonden, lustigen Baronesse Sidonie Posto gefaßt. Es gab gar mancherlei zu zischeln und zu lachen. Ihnen gegenüber lag die Marmorpforte der Prälatur, deren beide Flügel offen standen und vor der ein breites Viereck ganz neuerlichst vom Schnee gereinigt worden war, um Ankommenden eine freie Zufahrt zu gewähren. Die jungen Stiftsdamen hatten ihren würdevollen Ernst in der Kirche drüben gelassen und neckten sich mit losen Worten; der Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung und ihrer neugierigen Vermuthungen war der erwartete Besuch des Landcomthurs und seines Neffen. Im Nebenfenster stand die hagere Priorin, eine stolze Dame, die nie lachte, und neben ihr die ebenfalls hochgewachsene und, ungeachtet sie erst zweiunddreißig Jahre zählte, reiz- und lustlose, doch nicht minder stolze Dame Veronica. Aber auch diese Beiden, die so nachdrücklich gegen die Welt und ihre falschen Freuden zu sprechen wußten, hielt nur Neugierde auf ihrem Beobachtungsposten fest. Als die Hofmeisterin an ihnen vorüberkam, erfolgte gegenseitig ceremonielles Knixen, als aber Dame Korporell zu den drei jungen Damen trat, neigte sie den Kopf gegen die Seite hin, wo die Priorin mit ihrer Begleiterin stand, wies mit dem rechten Daumen über die Schulter hinüber und zwinkerte spöttisch mit den gutmüthig-listigen Aeuglein. Die drei jungen Damen nickten einverständlich und schlugen ein muthwilliges, aber meisterhaft accentuirtes Gelächter auf, über das die Damen am Nebenfenster sich auf die Lippen bissen und verfärbten. Die blonde Sidonie aber streichelte das stattliche Doppelkinn der Hofmeisterin, und sie und Olympia und Romana riefen lachend wie aus einem Munde: „O du gute, liebe Mama Korporell."

„Nun, meine Damen," sagte diese, die Liebkosungen geschmeichelt abwehrend, „was wird der heutige Tag wol bringen?"

„Gäste," antwortete Olympia.

„Einen alten Herrn und —" hier stockte Romana.

„Und? Heraus damit!" sagte die Hofmeisterin.

„Und —" ergänzte Sidonie, — „und — einen jungen Mann."

„Allerdings, auch einen jungen Mann, aber —"

„Er ist doch nicht gar ein Krüppel?" unterbrach Olympia die Hofmeisterin.

„Ein Krüppel ist er nicht," versetzte diese, legte dann den Finger auf den Mund, führte die drei jungen Damen noch tiefer in die Nische und sagte mit geheimnißvollem Ausdruck, „— aber — er trägt keine Perrücke —"

„Keine Perrücke?" rief Sidonie, „ist er denn ein Kroate oder gar ein Pandur?!"

„Er trägt keine Perrücke," fuhr die Hofmeisterin fort, „und — stellt Euch vor — er weiß nicht, was es ist!"

Die jungen Damen blickten ihre Hofmeisterin eine Zeitlang verdutzt und ohne Verständniß an. Endlich blitzte ein eigenthümliches Licht durch die drei hübschen Augenpaare, Olympia stieß Romana, Romana stieß Sidonien mit dem Ellenbogen an, zuletzt brachen alle Drei in das lustigste Gelächter aus und riefen durcheinander: „Geh', geh', Mama Korporell! Mach' uns nichts weiß! Ein Rittmeister! Und er wüßte nicht —?! Heute hast Du wieder Deinen Schelmentag!" Und zum Schlusse setzte die blonde Sidonie schnippisch hinzu:

„Im Grunde geht uns das auch gar nichts an und ist uns obendrein ganz gleichgültig."

In diesem Augenblick knallte es im Hofe unten wie ein Flintenschuß, und als die Damen durch's Fenster blickten, sahen sie einen betreßten Vorreiter in hohen Kanonenstiefeln durch's Thor sprengen, der in den Steigbügeln stand und, eine gewaltige Schlittenpeitsche über dem Kopfe schwingend, nach rechts und links hin knallte, daß die Scheiben klirrten. Rasch darauf folgte der Schlitten auf vergoldeten Kufen, gezogen von zwei prächtigen spanischen Schecken, mit wogenden Federbüschen auf dem Kopfgeschirre, während die silberklingenden Schellendecken den Boden streiften. Vorn als Kufenknauf leuchtete in buntfunkelndem Metallschmelz ein Türkenkopf mit Turban und Reiherbusch, im Schlitten selber aber, über den ein riesiges Bärenfell gebreitet war, saßen der Landcomthur und sein Neffe, über und über in kostbares Pelzwerk gehüllt. Hinter ihnen, auf hohem Sitze, saß der Kutscher, der mit rothen Leitseilen über die Köpfe der Herrschaft weg das Gespann lenkte.

„Nu, nu," sagte die Hofmeisterin, „wenn die Herren unterwegs nicht erstickt sind, erfroren sind sie gewiß nicht."

Hinter dem Schlitten ritt der Leibhusar in rothem Attila, blauen Beinkleidern, gelben Czischmen, weißem, braunverbrämtem Pelzdolman, vergoldetem Pallasch und goldgestickter Säbeltasche, auf dem Kopfe jenen zuckerhutähnlichen, mit hohem Federstutz gezierten Cylinder, den man im vorigen Jahrhunderte in Deutschland irrthümlich für eine ungarische Kopfbedeckung hielt. Der Husar trug das Haar in einen langen Zopf gebunden, der gravitätisch hinabbaumelte, während der Reitknecht, der im reichen Treffenkleide und den obligaten Kanonenstiefeln neben ihm trabte, mit Stutzperrücke und einem kurzen Haarbeutel sich begnügte.

Der Husar war windschnell aus dem Sattel und schälte bereits den Landcomthur aus seiner Pelzvermummung. Ein ganz stattlicher alter Herr in schwarzem, spanischem Hofkleide, das Kreuz des deutschen Ordens auf der Brust, kam zum Vorschein, eine prachtvolle, weiße Allongeperrücke floß dreitheilig an beiden Seiten der Brust und über den Rücken hinab. Der Neffe war zuerst aus dem Schlitten gesprungen und hatte, noch ehe ihm ein Diener zu Hilfe kommen konnte, sein Pelzwerk abgeworfen. Er war in der Uniform eines kaiserlichen Dragonerofficiers, trug ein Collet von gelbem Tuche mit rothen Aufschlägen, einen blanken Brustharnisch an rothsammetnen Achselträgern, auf denen goldne Bukeln schimmerten, knappe blaue Beinkleider und blanke Reiterstiefeln mit Silbersporen. Als er sich auch seiner Pelzmütze entledigt hatte, reichte ihm der Vorreiter den blanken, mit carmoisinrothem Sammet gefütterten Stahlhelm, den er aber nicht aufsetzte, sondern am goldbeschlagenen Kamme faßte, auf das rechte Knie stemmte und unbedeckten Hauptes zuwartete, bis der Leibhusar die weißen Lockenströme der Allongeperrücke seines Oheims in Ordnung brachte. Inzwischen spielte der Wind, in dem die Wetterfahnen oben knarrten, mit seinen schwarzen Haaren, die seidenweich und lockig wehten um seine hohe Stirn, seine feurigen Augen und sein männlich schönes Gesicht.

Die jungen Damen im Conventgang oben drückten die Stirnen an die kalten

Fensterscheiben und athmeten kaum. Die Hofmeisterin aber war lächelnd und leise hinter ihnen weggeschritten, im Speisesaale nachzusehen, ob auch die Tafel standesmäßig gedeckt sei.

2.

Die frühe Nacht war eingebrochen; was kümmerte sich aber die fröhliche Gesellschaft, welche mit der Fürstäbtissin an der Tafel saß, um die Tageszeit. Das ebenso prächtige, als behagliche Beisammensein von reichversorgten Menschen hohen Ranges, die an nichts zu denken hatten, als an sich selbst und den besten Genuß ihres gesicherten Daseins, hatte das Gespräch, und, wie es schien, auch die Herzen in Fluß gebracht. Die Wachskerzen auf den vielarmigen Girandolen waren bis in das zweite Drittel herabgebrannt, natürlich ohne daß es Jemand merkte, das Eis und die candirten Früchte machten die Runde, und Kammerdiener und Lakaien hatten genug zu thun, die Champagnerkelche, die damals viel höher waren, als heutzutage, wieder und immer wieder zu füllen. Herren und Damen sprachen dem perlenden Weine tapfer zu und keine der letzteren hinderte den Schenken durch Wegbiegen des Glases oder Auflegen der Finger an der Ausübung seines Amtes.

Die schöne Gräfin Montfort hatte alle ihre Stiftsdamen geladen, und diese hatten alle Künste der Toilette aufgewendet, dem neuen Nachbar von jenseits des Sees in günstigster Weise sich zu präsentiren. Denn die Conventualinnen des freiweltlichen Damenstiftes Buchau trugen nur bei kirchlichen Functionen und officiellen Feierlichkeiten die Capiteltracht, sonst gingen sie wie andere Damen ihres Standes. Demzufolge waren sie heute auf das Modernste geputzt. Reifrock, Atlas und Damast, Spitzen, Schmuck und hohe Frisuren mit Federn, Schleifen, Schmelz und Spiegelknöpfen hatten heute Hofdienst, das Pinselchen hatte manche feine Augenbraue verstärkt oder verlängert, und manches volle Lippenpaar blühte jetzt in rosigerer Gluth, als am Morgen, da seine Besitzerin das Lager verließ. Die Aebtissin und die vier jüngeren Damen trugen Halsschmuck und ausgeschnittene Roben, auf der linken Brust eine Miniature des Stiftskreuzes, nur die Priorin trug das Seidenkleid am Halse geschlossen. Die Hofmeisterin von Korporell hatte sich zwar nicht in ein so hohes Kleid gepreßt, doch hatte sie aus Rücksicht für ihre höheren Jahre einen mehr schmalen, rothen Shawl um Hals und Nacken geschlungen, der die frischen Farben ihres vollen Gesichtes nicht wenig hervorhob.

Die Aebtissin präsidirte. Ihr zur Rechten saß der Landcomthur, zur Linken Baron Fritz, neben dem ersteren die Priorin, neben dem letzteren die Baronesse Veronica von Besserer. Der Aebtissin gegenüber hatte die Hofmeisterin Platz genommen, neben ihr waren die Gräfinnen Olympia und Romana, den äußersten linken Flügel bildete die blonde Sidonie, am rechten Flügel aber saß der Stiftspfarrer Benignus, der einzige Mann, der außer den auswärtigen Gästen geladen war, vielleicht als eine geistliche Sauvegarde der halbgeistlichen Gesellschaft.

Die Aebtissin hatte längst den alten Landcomthur der Priorin überlassen, der aber wußte sich bald von der verbissenen Dignitarin loszumachen, indem er sich an die joviale Hofmeisterin gegenüber adressirte, welche ihn doch wenigstens

nicht über den Inhalt seiner Meditationen, über Zeit und Dauer seiner Brevierpflichten, und über seine asketischen Lieblingsautoren mit Fragen marterte, denn die Stelle der Meditationen und der Askese des alten Freiherrn Mathäus Kraft von Weitingen vertrat seit langem sein Zipperlein. Die Hofmeisterin von Korporell wußte viel hübscheren Klatsch von Ulm, von Biberach und Ravensburg, vom Herrenstifte Weingarten und von den Schlössern an der Donau und an der Iller hinab bis zum Bodensee. Auch die Gräfin Olympia von Werdenau öffnete die Elfenbeinreihen ihrer Zähne und ließ bewaffnete Zusätze und Bemerkungen in's Feld rücken, so daß der Priorin zuletzt nichts erübrigte, als jene Zeit in Anspruch zu nehmen, die dem Stiftspfarrer vom Kauen und Schlucken übrig blieb. Das waren aber nur kurze Augenblicke, und die Priorin wußte die langen Pausen nicht besser zu benutzen, als überzuckerte Kastanien zu knuspern und einen Kelch Schaumwein nach dem andern in das weltverachtende Herz zu gießen.

Am lebhaftesten war die Unterhaltung zwischen der Aebtissin und ihrem Nachbar, dem Baron Fritz. Beide waren nahezu von gleichem Alter, und die fürstliche Frau wußte die Gleichheit der Jahre und das Exempte ihrer hohen Würde in einem überlegenen und zugleich vertraulichen Ton zum Ausdruck zu bringen. Baron Fritz gab mit aller Freimüthigkeit Auskunft über seine Jugend, über Vater, Mutter und ein Schwesterlein, das wie ein lächelnder Engel in seinen Erinnerungen vorüberschwebe. Alle drei liegen zu Salzburg, im Kreuzgange zu Sanct Peter begraben. Seit seinem achtzehnten Jahre reite er mit den kaiserlichen Dragonern und schlage sich, wo's gilt.

Die ihm unmittelbar gegenüber sitzende Gräfin Romana störte mit keinem Worte das Gespräch. Sie saß da mit dem Behagen einer Zuschauerin, die im Schauspielhause den besten Platz gewann. Sie war ganz versunken in den Anblick des vortrefflichen Dragonerofficiers, der so verständig und wohllautend sprach, der so angenehme Augen hatte, deren Blicke sie freilich nur im Vorübergehen streiften, und über dessen Stirne die schwarzen Haare so seidenweich und lockig hereinfielen.

Viel minder ruhig und beschaulich benahm sich die jüngste der Stiftsdamen, das Nestvögelchen, die blonde Sidonie. Sie war schon so nahe an Romana herangerückt und streckte ihr neugieriges Köpfchen so weit nach rechts vor, daß die Federn ihres Kopfputzes ihrer schwärmerischen Nachbarin die halbe Aussicht benahmen und die aufwartenden Tafeldiener die Platten nur schwer zwischen beiden Damen durchzureichen vermochten. Die Aebtissin sah mit der milden Freude eines feinen Gemüthes die stille Schwärmerei Romana's und das activere Wohlgefallen Sidoniens an ihrem jungen Gaste, und führte die Unterhaltung mit ihm so laut als thunlich, um Niemanden auszuschließen, der Vergnügen daran haben mochte.

Sidonie trug offenbar im Sinne, an passender Stelle in's Gespräch zu fallen, aber im Vergnügen des Zuhörens vergaß sie immer wieder ihren Plan, oder die Relationen des feurigen Dragoners über „Krieg und Kriegsgeschrei" machten es ihr unmöglich, dort hinein zu sprechen, wo geschlossene Thatsachen weder Raum noch Stoff für Bemerkungen boten.

Inzwischen war der damalige Lieutenant Fritz, Freiherr von Rehlingen, im Jahre 1703 zur Garnison in die Hauptfestung Breisach eingerückt, die Franzosen stürmten, und schwer verwundet stürzte er unter das Gedränge in den Wallgraben hinab. Gräfin Romana erblaßte, Baronesse Sidonie aber rief: „Verwundet! Aha, das klappt! So hat es uns heute Vormittag Mama Korporell erzählt. Ein Schelmfranzos hieb Sie mit seinem Säbel über's Haupt und seitdem — tragen Sie keine Perrücke."

Baron Fritz hatte bei der Erinnerung an jenen Säbelhieb, wie von einem jähen Schmerz durchzuckt, schnell an sein Haupt gegriffen und dabei seine Haare zurückgeschoben, so daß ganz oben auf seiner Stirn das Ende einer rothen Narbe sichtbar wurde. Romana schüttelte sich und hielt die Hand vor die Augen, die Aebtissin aber sprach: „Sidonie, Sidonie! Wie sind Sie wieder unbedacht und wortreich. Mit ihrer vorschnellen Detailmalerei rufen Sie schmerzliche Erinnerungen wach in unserm lieben Gaste."

„O, fürstliche Gnaden," sagte dieser, „zürnen Sie nicht der warmen Theilnahme der liebenswürdigen Baronesse. Die Erinnerung an meine Verwundung — das körperliche Leiden war Soldatenpflicht und ist verschmerzt und vergessen — ist nicht überwiegend eine schmerzliche. Ich wurde gefangen und auf Ehrenwort in Lindau internirt bis zu meiner Ranzionirung. Jene Verwundung und Gefangenschaft war der Ausgangspunkt eines Erlebnisses, das wonnevoll begann, das aber plötzlich abriß, verflog, spurlos verrann und dessen Fortsetzung ich nicht mehr finden kann. Wacht es wieder auf, oder ist es für ewig entschlafen? Blüht es fort und wird es mich an seinem Tage mit unverwelklichen Kränzen umwinden, oder schmiedet es in nächtiger Kluft Fesseln und Waffen, die mich schänden und tödten? — Ich weiß es nicht! Trete ich noch einmal in die Bahn dieses Erlebnisses, dann beginnt unwiderruflich der selige oder unselige Abschluß meines Lebens. Es drückt mich eine Schuld, und ich habe nichts verbrochen; es martert etwas meine Seele und ich weiß nicht, was es ist!"

Langsam und gedankenvoll sank sein Haupt auf seine Brust. Sidonie und Romana sahen sich mit ängstlichen Blicken an, die kluge Aebtissin, nicht minder erregt von der seltsamen Wendung des Gespräches, stand rasch von ihrem Stuhle auf, nahm den Arm des Landcomthurs, Baron Fritz bot den seinen der Baronesse Veronica, die Priorin hängte sich an den warmgetrunkenen Stiftspfarrer und die gute Hofmeisterin schloß sich mit den drei jungen Damen dem Zuge an. Die Tafel war aufgehoben.

„Habt Ihr's gehört?" sagte Sidonie zu Olympia und Romana, „das ist freilich etwas Anderes, als wir meinten. Wir haben Mama Korporell ganz und gar mißverstanden. Was muß hinter dem Allen stecken, oder" — setzte sie hinzu, indem sie mit den feinen Fingerchen auf ihrer Stirne trommelte — „ist vielleicht gar hier oben das ganze Ameublement in Unordnung gerathen?"

Die Gesellschaft war in den Nebensalon getreten, wo der Kaffee in japanischen Tassen duftete und der tiefgelbe Curaçao in den geschliffenen Liqueurgläsern funkelte. Man hatte sich nicht gesetzt, denn die Bewegungen und das

übrige Benehmen des Landcomthurs und seines Neffen verriethen deutlich die Absicht der Herren, sich bald zu verabschieden. Die Damen, insbesondere die jungen, waren bestrebt, diese Absicht zu durchkreuzen, und brachten immer neue Gesprächsstoffe an die Reihe. Der alte Baron hatte aber schon zuvor seine Befehle gegeben und ersuchte den Kammerdiener der Aebtissin, nachzusehen, ob die Pferde schon eingespannt seien.

„Ach nein," sagte die Hausfrau, „Sie wollen uns doch nicht so früh am Tage schon verlassen?"

„Ei, fürstliche Gnaden," erwiderte der Angeredete, „früh am Tage? Es ist schon lange nicht mehr Tag, und der geflügelte Genius dorten an der Standuhr —"

„Es ist der Gott Amour," flüsterte Baronesse Sidonie dem Baron Fritz zu, an dessen Seite sie sich gemacht hatte. „Der alte Herr kennt ihn wohl nicht!"

„— an der Standuhr," fuhr der Landcomthur fort, „weist mit seiner Pfeilspitze bereits auf Nummer Sieben."

„Sie zählen so ängstlich die Stunden!" schmollte die Aebtissin.

„O nein," versetzte der alte Herr, „aber dem Alter ist die Zeit ein strengerer Gebieter, als der Jugend."

„Und Sie, Baron Rehlingen? Haben Sie es auch so eilig, Abschied zu nehmen, wie Ihr Onkel? Sie sollten minder geizig sein. Sie sind ja ohnehin nur ein Zugvogel, der die Ufer unseres See's nur wandernd streift. In ein paar Tagen wird's heißen: der Herr Neffe ist fort zum fernen Glück."

„Nicht doch, gnädigste Frau, so rasch wird's nicht bei meinem Neffen. Bis zum nächsten Ritterschlag in Mergentheim, der zu Pfingsten stattfindet, bleibt er bei mir auf Allershausen, wo er, durch Gunst unsers hochwürdigsten Hochmeisters, sein Noviziatjahr vollendet."

Die Aebtissin verneigte sich mit dem anmuthigsten Anstande vor dem Novizen. „Ich wünsche Glück zur ehelosen Ritterschaft," sprach sie, und um ihre Mundwinkel spielten die Geister des Spottes.

„Was kann doch ein Mann, wie Sie, Herr Baron, für Gründe haben, so jung schon in Harnisch und Kutte zugleich zu springen?!" platzte Fräulein Sidonie heraus.

Die Aebtissin hielt ihr aber schnell den Fächer vor den Mund und rief: „Still, meine Dame! In dieser Sache haben Sie nicht mitzureden. Was kümmert Sie das Gelübde der Ehelosigkeit? Nur ich allein im Stifte habe als Aebtissin vermöge der päpstlichen Benediction dieses Gelübde abgelegt. Ihr Andern seid freiweltliche Stiftsdamen, könnt Eure Präbende verlassen und hinaus heirathen in die Welt."

„Ja, das können wir!" bestätigte die hagere Priorin von Gundelfingen.

„Das können wir," setzte Dame Korporell, die Hofmeisterin, mit komischem Ernste hinzu, „und das, Frau Priorin, ist für uns ein werthvoller Schatz."

Ein fröhliches Gelächter antwortete der guten Alten, und so war es dem feinen Tacte der Aebtissin gelungen, die Wolken zu zerstreuen, welche bei Sidonie's vorlauter Frage auf der Stirn Rehlingen's wieder aufzusteigen be-

gannen. Hierzu half noch, daß der Kammerdiener der Aebtissin eintrat und meldete, daß an eine Heimfahrt in so später Neumondnacht nicht zu denken sei, denn es habe sich ein ganz unerhörter Schneesturm erhoben, Weg und Steg, Felder und See, Bühel und Graben seien bis zur vollständigen Unkenntlichkeit verweht.

„Da müssen die Herren doch für diese Nacht in unserm Stifte vorlieb nehmen," meinte die Aebtissin.

„Was thut ein wenig Schneesturm," erwiderte der Landcomthur, „und gar des Teufels wird das Unwetter doch nicht sein!"

„Es ist ganz und gar des Teufels!" sagte der eintretende Stiftspfarrer, der im Gange draußen Wetterschau gehalten hatte. „Belieben die Herrschaften nur an's Fenster zu treten und den Hexensabbath selbst in Augenschein zu nehmen."

Und als die Herrschaften der Einladung gefolgt waren, hörten sie das dumpfe Brausen der empörten Lüfte, die Fenster waren von weichem Schnee halb verklebt, und der Hinausblickende nahm nichts wahr, als wirbelnde Flocken, die sturmgetrieben an die Glastafeln schlugen, als ob sie Einlaß begehrten und Schutz.

Inzwischen hatte der Stiftspfarrer dem Baron Rehlingen noch einen zweiten, die Abreise hindernden Umstand, der sich aber zur lauten Mittheilung nicht gut eignete, in's Ohr geflüstert. Die mitgebrachte Dienerschaft habe den ganzen Nachmittag mit dem Allerhauser Förster im Kellerstübchen gezecht, des Herrn Landcomthurs Leibhusar habe einen ziemlichen, der Kutscher und des jungen Barons Reitknecht aber hätten jeder einen ganz außerordentlichen Rausch.

Wenn auch Baron Fritz diesen übeln Zustand aus Schonung für die sonst braven Dienstleute verschwieg, so wußte er doch die Möglichkeit schwerer Unfälle, gegen die bei solchem Rasen der Elemente auch der stärkste Muth nichts helfe, mit dem vorgerückteren Alter und dem von Zeit zu Zeit hervorbrechenden Körperleiden seines Oheims in so nahe Verbindung zu bringen, daß letzterem nichts übrig blieb, als die gebotene Gastfreundschaft der Hausfrau unter den üblichen Entschuldigungen anzunehmen. Der Stiftspfarrer, der als Gastmeister des Stiftes im Herrengaststock mit den Caplänen seine Wohnung hatte, wurde abgesendet, das Erforderliche für die Gäste drüben vorzukehren, und die Gesellschaft blieb noch ein Stündchen beisammen. Aber ob auch der bunte Majolikaofen durch seine Lotosblätter, abenteuerlichen Seegeschöpfe und lächelnden Sirenen die angenehmste Wärme strahlte und so jenen Gegensatz zu dem Sturm- und Schneegetümmel draußen lieferte, der sonst die traulichsten Gespräche hervorruft und beschwingt, ob auch der köstlichste Ananaspunsch servirt wurde: die Unterhaltung kam nicht mehr in den vorigen Fluß. Die Aebtissin war noch immer die liebenswürdige Hausfrau von früher, aber man merkte, daß ein neuer Gedanke sie eingenommen hatte, dessen sie sich fruchtlos zu erwehren bemühte. Und fiel ihr Auge auf Baron Fritz, so zuckte es spöttisch um ihren Mund; das war aber nicht zu unterscheiden, ob der Spott dem jungen Novizen galt oder — ihr selbst. Die jungen Damen, insbesondere ihre Wort-

führerin Sidonie, wußten nicht mehr, in welchem Tone sie dem halbgeistlichen Dragonerrittmeister beikommen konnten, und so blieb es bei einem oft unterbrochenen Flüstern zwischen Sidonie und Olympia, während Gräfin Romana sich begnügte, nach wie vor ihre Augen in den Anblick des jungen Kriegers zu versenken.

Unterdessen wurden die Augenlider der älteren Damen schwerer, ja von Zeit zu Zeit hielt Eine um die Andere den halbaufgeschlagenen Fächer so dicht an den Mund, daß Niemand wissen konnte, was dahinter vorging. Es war zuletzt im Salon ganz still geworden und wurde erst wieder laut, als der Landcomthur und sein Neffe sich erhoben, um sich zu verabschieden: „da sie doch morgen mit frühestem nach Hause fahren müßten."

Die Aebtissin deprecirte, schon heute sich zu verabschieden, und bat sich die Ehre aus, morgen früh noch mit den Herren zu frühstücken. „Morgen ist wohl die Straße wieder fest und eben," setzte sie hinzu, „und vielleicht ist es möglich, ein Stückchen Weges im Schlitten zusammen zu machen."

Die Gäste nahmen diese „so überaus gütige" Einladung dankend an. Auch die Damen, ganz insbesondere die jungen, zeigten in Miene und Bewegung, wie sehr sie mit der aufgewendeten Liebenswürdigkeit ihrer Aebtissin einverstanden seien. Sie gedachten, die Angelegenheit, die sich in der letzten Stunde verwickelt hatte, zu beschlafen: „vielleicht hat das Ding morgen ein anderes Gesicht?! die Fürstin wird uns wohl zum Frühstück laden."

Die Fürstin lud aber Niemanden mehr, als die, welche sie bereits geladen hatte.

Man wünschte sich allerseits eine ruhsame Nacht, und während zwei Lakaien Onkel und Neffen mit Fackeln in den Herrengaststock vorleuchteten, zogen sich die Stiftsdamen, die Mehrzahl gerade nicht in bester Laune, in den Conventsgang hinüber und in ihre Gemächer zurück.

Nachdem die Aebtissin ihre Nachttoilette vollendet und ihre Kammerfrau sie verlassen hatte, warf sie einen Blick in den Pfeilerspiegel ihres Schlafgemaches und mußte sich gestehen, daß sie so aussehe, wie andere Frauen, von denen die Welt sagt, sie seien schön. Sie empfand über diese Wahrnehmung eine Befriedigung, die ihr an anderen Tagen ihr Spiegelbild nie eingeflößt hatte. Als sie später das Haupt in die Dunenkissen drückte, fiel ihr ein, daß Baron Fritz von Rehlingen diese Nacht mit ihr unter einem Dache schlafe, der interessante Cavalier. Sie lächelte. Schade, dachte sie, daß der junge Mann ein deutscher Herr werden und das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen soll. „Aber — habe ich nicht auch dasselbe Gelübde beschworen? Vielleicht wird er mir am andern Ufer des See's gegenüber wohnen — Hero und Leander!" Sie lächelte wieder und lächelnd schlief sie ein.

3.

Das Forsthaus zu Brakenhofen war ein altes Gebäude. Die Föhrenbalken, welche das Gerippe des Hauses bildeten, waren schwarz und morsch geworden durch den Athem der Zeit und die Unbilden des Wetters, auch der Kalkanwurf

der Backsteinlagen zwischen ihnen war grau und verbröckelt, und hätte nicht eine mehr als hundertjährige Rebe die Wände übersponnen, das Haus hätte einer Räuberschenke ähnlicher gesehen, als einem fröhlichen Waidmannsheim. Doch die Rebe machte Alles wieder gut. In guter Jahreszeit säuselte in ihr der Wind und zwitscherten die Heckenvöglein, über der Eingangsthür streckte der Hirschkopf sein achtzehnendiges Geweih aus dem Laubgewoge, das an luftigen Ranken durch die eisernen Fenstergitter des oberen Stockwerkes und bis zu Giebel und First emporkletterte, aber auch seitwärts zum geräumigen, spitzbedachten Erkerthürmchen hinübergriff, welches ostwärts gegen das, allerdings von dichten Waldbeständen verdeckte Seeufer hinaustrat. Im Winter fehlte freilich das fröhlich grüne Laubwerk, aber die Aeste und Aestchen des uralten Weinstocks zogen und bogen sich wie ein starkes Netz um das alte Gemäuer, daß es ganz behaglich zusammengehalten erschien.

Es war mitten in der Nacht. Während drüben im Damenstifte ein Licht um das andere verlöschte und Erinnerungen und Erwartungen in jungen Herzen sorgenlos entschliefen, war sowol das Erdgeschoß als der Oberstock des Forsthauses noch erleuchtet, und bald unten, bald oben, huschten die Schatten geschäftiger Gestalten an den Fenstervorhängen vorbei. Dann und wann öffnete die Försterin die Hausthür und horchte in die Nacht hinaus. Aber weitum war nichts zu hören, als das Aechzen der Bäume, die der Sturm bog, und der dumpfe Fall wuchtiger Schneemassen, welche der Wind von den schwankenden Tannenzweigen zu Boden warf. Von Zeit zu Zeit hielt die Frau die Hand über die Augen, als suchte sie das Herannahen eines sehnlichst Erwarteten zu erspähen — aber sie vermochte nichts zu erblicken, als tanzende Flocken, hinter denen die undurchdringliche Nacht lag, während der Wind eisige Schneeschauer ihr stoßweise in's Gesicht trieb. Mit trostloser Geberde trat sie zurück und schloß die Hausthüre.

Sie ging in die Unterstube, setzte die messingene Federbrille auf und versuchte, im Gebetbuche weiter zu lesen, das aufgeschlagen auf dem Eichentische lag. Aber immer wieder hob sie den Kopf und horchte, wenn auch nur ein Scheit im Ofen knisterte. Da war es von außen lautlos an die Stubenthür gekommen, drückte die Klinke und öffnete. Die Försterin fuhr erschreckt empor, sofort beruhigten sich aber ihre Züge und nahmen den Ausdruck liebevollsten Mitleids an. Ein hübsches siebenjähriges Mädchen trat, den Finger auf dem Munde und das Köpfchen horchend halb nach rückwärts gewendet, in die Stube. In den braunen Augen des Kindes lag flehende Angst und schmerzhaft zuckten seine Lippen. Als aber die Försterstrau ihm fragend die Arme entgegenstreckte, da hing es schon am Halse der Alten und weinte bitterlich.

„Nicht so! nicht so!" sagte die Försterin. „Leg' Alles in Gottes Hand und sag' mir, wie's Deiner Mutter geht."

„Ach, Frau Försterin," sagte die Kleine, „das weiß ich nicht, und es scheint mir, meine arme Mutter weiß es selbst nicht. Sie liegt und athmet so ruhig —"

„Sie schläft wol, Röschen!"

„Ach nein! das thut sie nicht, denn ihre Augen stehen offen, und wenn ich

sage: Mutter, sieh doch Dein Röschen an! — so kann sie den Blick nicht herüber bewegen, höchstens daß sie einen Finger auf der Decke rührt. Aber immer bewegt sie die Lippen; es ist, als spräche sie mit Jemandem, ich sehe aber Niemand und verstehe nur hin und wieder ein einzelnes Wort. Es ist mir, als spräche sie weithin, weit weg von hier, mit andern Menschen, als wir sind, und von ganz andern Dingen, als den unsrigen. Und wenn sie so die Lippen bewegt und mich nicht hört und nicht sieht, da ist es mir, als wäre auch sie schon weit, weit weg von mir, als könnt' ich nie mehr zu ihr kommen; dann fange ich an mich zu fürchten und getraue mich nicht zu weinen und laufe zitternd zu Euch herab, liebe Frau Försterin."

„Sei ruhig, Kind," tröstete diese, „es wird wol so schlimm nicht ausgehen. Deine gute Mutter ist jung, und junge Bäume bricht der Sturm nicht so leicht. Wenn nur mein Mann oder der Waidjunge zu Hause wären; ich schickte so gern in's Städtchen um den Arzt. Aber durch diesen Schneesturm und in dieser sternlosen Neumondnacht, in der auch nicht eine Wildkatze vom Baume springt, wer weiß, ob einer von den Männern sich hinaus wagte? Und kämen sie auch hin, dann ist's noch immer eine Frage, ob der Arzt zu uns heraus käme, bevor das Wetter umgeschlagen."

Während dieser Rede hatte Röschen die kleinen Hände gefaltet an den Mund gedrückt, zuletzt ließ sie aber dieselben ungelöst hinunter sinken und seufzte: „Also kann uns Niemand helfen?"

„Niemand als der liebe Gott, der Retter aus allen Nöthen, wenn er nur will. Sag' mir, liebes Kind, was Deiner Mutter widerfuhr, als Du mit ihr heute Mittags gegen den See hinab lustwandeltest, weil die Sonne eben so hell durch die Wolken brach."

„Wir gingen ruhig vor uns hin. Die Mutter führte mich an der einen Hand, die andere wickelte ich in meine Schürze, der Schnee glänzte und die Kohlmeisen pfiffen. Das war recht hübsch. Als wir aber hinaus kamen, wo der Allershauserweg in unsere Straße mündet, da flog, umgeben von prächtigen Reitern, ein glänzender Schlitten herbei. Das klingelte, wehte und schimmerte so bunt durcheinander; vorauf ritt Einer, der von Zeit zu Zeit mit einer schweren Peitsche knallte. Zwei Herren saßen im Schlitten, und während sie in die Buchauerstraße einbogen, kam ein Windstoß und riß dem Einen die Pelzmütze vom Kopf. Er aber schnellte in die Höhe, griff rasch zurück und haschte sie noch im Fluge. Der die Mütze fing, war ein junger Herr, er lachte den alten Herrn, der in einer großen Perrücke neben ihm saß, lustig an, schüttelte seine schwarzen krausen Haare, setzte die Mütze wieder auf, und inzwischen war auch das ganze Fuhrwerk vorüber. Ich blickte freudig nach, von fern klingelten noch die Schellen. Zuletzt wendete ich mich wieder zu meiner Mutter, ich dachte, daß ihr diese Begegnung wol eben so viel Vergnügen gemacht haben werde, als mir; als ich sie aber ansah, hätte ich sie fast nicht mehr erkannt. Sie stand vor mir, als ob sie größer geworden wäre als früher. Sie war todtenblaß, mit starren Augen blickte sie dem Schlitten nach, sie zitterte; endlich ergriff sie rasch meine Hand und schlug den Heimweg ein. Sie ging lange schweigend neben mir, schüttelte von Zeit zu Zeit

den Kopf, ihre Schritte wurden immer langsamer; als wir schon nahe hier am Hause waren, blieb sie auf einmal stehen, ihr liebes Gesicht wurde ruhig und heiter, sie faßte mich am Kopfe, bedeckte mich mit Küssen und rief mehrmals: Ach, wäre es wirklich, wäre es möglich! Lange blickte sie mich an, als hätte sie mir das Allerbeste zu sagen. Sie sprach aber keine Silbe, fuhr sich mit der Hand über die Augen, schüttelte den Kopf und führte mich wieder weiter. Ihre Kniee wankten, sie schleppte sich mühsam bis zu unsrer Hausthür, hier lehnte sie sich an den Pfosten und sammelte Kraft. Nach einer Weile stieg sie mühsam die Stiege hinauf und wir waren in unserm Zimmer. Inzwischen war es dunkel geworden, ich warf Holz in den Ofen, machte Licht und deckte unsre Betten ab. Die Mutter hilft mir sonst bei dieser Arbeit, oder besser, ich helfe ihr. Aber heute ließ sie mich ganz allein machen, und da die Kissen schwer und die Betten hoch sind, so verfloß eine geraume Zeit, bis ich mit Allem zu Stande kam. Als ich darauf wieder zu meiner lieben Mutter trat, saß sie am Fenster und blickte hinaus. Auf mich sah sie nicht her. Sie war wieder recht blaß geworden und athmete so schwer, wie ich das nie noch bei einem Menschen gesehen. Ich setzte mich auf den Schemel zu ihren Füßen, sie aber merkte nichts davon. Das dauerte wieder eine Stunde, da war es Schlafenszeit. Mutter, sagte ich, indem ich aufstand, meine Hand unter ihr Kinn hielt und ihren Kopf aufhob, wollen wir nicht beten und schlafen gehen? Auf das erwachte sie wie aus einem Traume, sah mich an wie ein fremdes Ding, gleich darauf aber wurden ihre Augen so freundlich, so freundlich und sie sprach: „Weg, weg mit allem Andern. Du, mein Röschen, bist mein einziger Schatz! Laß uns zusammen beten.“ Wir knieten dann, wie jeden Abend, vor unserm Lager nieder und die Mutter sprach wie immer die Gebete vor. Aber, wie schlecht das ging! Bald konnte sie den Anfang, bald das Ende nicht finden, oft stockte sie gänzlich, und ich wußte nicht, was sie wollte. Ich half dann ein, denn ich weiß die Gebete alle, aber sie hörte mich lange nicht, und nachdem wir mühsam zu Ende waren, blieb sie noch immer knieen und stotterte so vor sich hin, — ich weiß nicht was. Auf einmal stand sie rasch auf, ich griff zu, wie sonst, ihr Hilfe zu leisten beim Entkleiden. Sie lächelte mich an und half selber mit, aber als ob sie nicht wüßte, was sie that, und als sie ihr Haupt in die Kissen drückte und ich ihr den Gutenachtkuß gab, erwiderte sie mir wider alle Gewohnheit weder Kuß noch Wort und war nicht mehr bei mir. Damals rief ich Euch in meiner Angst das erste Mal, Frau Försterin, und jetzt komm' ich das zweite Mal herab. Es steht noch immer nicht besser.“

„Geh' hinauf,“ sagte die Alte, „und begib Dich zur Ruhe. Ich komme bald nach und wache statt Deiner. Bete noch einmal herzhaft, der liebe Gott ist guter Kinder Freund. Das sehe ich schon,“ setzte sie hinzu, indem sie den Fenstervorhang zurückschob und das alte Unwetter draußen vernahm, „für diese Nacht sind wir ihm allein überlassen. Es ist weit über Mitternacht, bald kommt der neue Tag, und der kann Alles wenden.“

Röschen drückte ihre Wange scheu an den Arm der Försterin, als zage sie, allein in die so beängstigende Nähe ihrer kranken Mutter zurückzukehren. Als

aber die Alte mit begütigender Hand die braunen Locken des Mädchens streichelte, faßte dieses neuen Muth, ging festen Schrittes aus der Stube und stieg die Holztreppe in den Oberstock hinauf. Die Försterin hörte, wie die Thür oben sich öffnete und schloß, und verfiel in ernstes Nachdenken. Sie nahm die Federbrille ab, legte sie vor sich auf das Buch und murmelte vor sich hin: „Ein Schlitten mit Vorreiter und Lakaien von Allershausen her? Das konnte doch wohl kein Anderer gewesen sein, als der Landcomthur. Und der junge Mann? Das weiß ich nicht. Wie kann man denn aber auch vor einem jungen Mann so erschrecken, daß man in eine Todeskrankheit verfällt? Das wäre mir nie geschehen. Daß es was ganz Geheimes hat mit dieser jungen Frau, das ist ganz sicher, und daß mein Alter davon weiß, ist nicht minder gewiß. Er gesteht's ja auch, aber, sagt er, er wisse doch nur wenig, und das sei nichts Ganzes, auch habe er Stillschweigen gelobt, und — das weiß ich schon — wenn er darauf sein Wort gegeben, so bringt auch Niemand etwas aus ihm heraus. Schlechtes ist's nicht, sonst hätte er sie nicht im Hause behalten. Es sind jetzt über sieben Jahre, seit sie bei uns im Walde wohnt, sie zahlt Alles, hat keine Noth, thut Gutes, so immer recht an seinem Platze, und wenn sie — daß Gott vor sei — jetzt oder je stürbe, oder sich sonst von uns wegbegäbe, ich wäre nicht die Einzige zwischen Bussen und dem Federsee, welche die Augen naß bekäme. Der Schlitten, der Schlitten?! Soll's wirklich dort drinnen gesessen haben? Still — was hör' ich? ist das nicht Schellengeläute?!" Sie stand vom Stuhle auf und horchte, den Kopf gegen das Fenster vorgeneigt.

„'s ist nichts! Nur weil ich an den Schlitten dachte, so glaubte ich Schellen zu hören. Die tiefe Nacht ist voll Blendwerk. Ich will lieber hinauf zur Kranken."

Sie schritt zur Thür. Kaum aber hatte sie diese geöffnet, so hörte sie wieder ganz nahe draußen den klingenden Schellenkranz.

„Bei allen Heiligen, ich habe doch recht gehört," rief sie, riß die Hausthür auf, stürzte hinaus, und wahrhaftig — durch Flockengewirr fuhr ein Schlitten heran, in dem in Wildschur und hoher Pelzmütze ein einzelner Mann saß und das Rößlein lenkte.

„Haltet an," rief die Försterin, „um Gotteswillen, wer Ihr auch seid — haltet an!"

Der Mann im Schlitten fuhr näher an's Haus und erwiderte: „Nu, nu, Frau Försterin! Haben die Wilddiebe Euren Mann hinaufgeschossen, oder was sonst für Unglück ist los? Wer ich auch sei? Als ob Ihr mich nicht kenntet! Bin ich denn nicht der Bader von Seekirchen!? Ich muß zum Amtmann in Schloß Bussen, der sich gestern Abend auf dem Eise das Bein brach. Es wird sich schon geben, wird sich schon geben."

„So sei Gott tausend Mal Dank gesagt, daß Ihr es seid, Herr Meldemann! Euch schickt geraden Wegs die gute Stunde. Wir haben eine Kranke im Hause, an der wir verzweifeln."

„An der Ihr verzweifelt? und da laßt Ihr mich nicht früher rufen? und

wartet, bis sich der Amtmann auf Schloß Bussen das Bein bricht? Schlimm, schlimm!"

„Macht nicht so viele Worte, bindet die Zügel hier an's Fenstergitter und kriecht heraus aus Eurem Korbe."

Herr Meldemann war endlich in die Hausflur getreten und fragte: „Wo ist sie denn, die Patientin?"

Die Försterin wies die Treppe hinauf.

„Da oben?" sagte mit theilnahmsvollem Schrecken der Landarzt. „Doch nicht gar die liebe Frau Louise? die engelgute Frau?"

„Sie selber," antwortete die Alte.

„Die war ja die ganzen Jahre her so frisch und blühend. Was fehlt ihr? Schwindel, Kopfschmerz, Herzweh?"

„So geht doch nur hinauf und seht selbst, Herr Meldemann."

Es war aber, als ob Herr Meldemann sich fürchte, die engelgute Frau, welche die ganzen Jahre her so frisch und blühend war, krank zu sehen, und als ihn die Försterin die Treppe hinauf nöthigte, wiederholte er noch immer: „Die liebe Frau Louise! Schlimm! sehr schlimm!" Vor der Thür stand er noch einmal still, warf Wildschur und Pelzmütze auf die nebenstehende Bank, fuhr sich mit der Hand durch die grauen Haare, fegte mit dem Taschentuche den zerfließenden Schnee aus Wimpern und Brauen, räusperte sich leise und krümmte die Finger, um an die Thür zu klopfen. Die Försterin hatte aber bereits geöffnet, und so stand er bald, nicht ohne Befangenheit, mitten im Zimmer.

Dieses war eben so nett als traulich. Eine Commode, ein hoher Schrank, um Kleider hinein zu hängen, ein tüchtiger Tisch vor einem zierlichen, nicht allzugroßen Sopha, einige Stühle mit hohen Lehnen, mit gepreßtem Leder überzogen, in der Fensternische ein kleines Tischchen, daran zwei kleine Armsessel, und zwei an den Wänden sich gegenüberstehende Betten, darin bestand das ganze Ameublement. Aber alle Einrichtungsstücke waren aus dunkelbraunem, polirtem Nußholz, mit gelben Buchs- und fein geschnittenen Zinkornamenten ausgelegt. Man merkte leicht: das Alles war aus besseren Lebenskreisen zugeflogenes Gut. Nur das Eine, das Kinderbett, offenbar Röschens Schlafstätte, war die rohe Arbeit eines Dorftischlers, es war zu den Ueberkommnissen früherer Tage ein späterer Nachtrag.

Am Fenster, in dessen achteckigen, bleigefaßten Scheiben der Wind klirrte hing eine Blaudrossel, die nach dem eintretenden Arzt das Köpfchen hinstreckte und mit leiser Stimme zwitscherte, als wollte sie ihm — ungehört von der Kranken — ihre Besorgnisse mittheilen. Auf einem niedrigen Schemel hinter der Commode stand das Licht, im grünen Kachelofen knisterte ein gutes Feuer und warf durch das halbgeöffnete Eisenthürchen seinen ungewissen Flammenschein in das halbdunkle Gemach. In einem Stuhle an der größeren Bettstelle, auf deren Kopfbrett in Goldbuchstaben der „süße Name Jesu" prangte, saß Röschen, — das Köpfchen des Kindes war auf das Deckbett seiner Mutter gesunken, ermattet und erschöpft war es eingeschlafen. In den Kissen lag ruhig athmend mit offenen Augen, ihr gelöstes blondes Haar war von den

Schläfen zurückgefallen, Frau Louise — man sah es: mit allen ihren Sinnen abgewendet von der Welt.

Herr Meldemann fühlte ihren Puls, legte die Hand an ihre Stirn, behorchte ihren Athem und sagte endlich: „Ei, liebe Frau Louise, was ist das mit Euch? Habt Ihr irgendwo Schmerz?"

Die Kranke, als sie die fremde Stimme vernahm, hob mit nervöser Raschheit das Haupt auf, stierte den Frager mit leblosen Augen an, fiel aber gleich darauf in die Kissen zurück; ein schmerzliches Zucken flog über ihre blassen Züge und krampfhaft griff sie mit der Rechten an ihr Herz. Aber bald sank ihre Hand wieder auf die Decke und sie verfiel in die vorige Apathie.

Inzwischen war auch die Kleine von dem Klange der fremden Stimme erwacht, und als der Arzt kopfschüttelnd die Stube verließ, folgte sie der ihn begleitenden Försterin. Schweigend warf er seinen Pelz über, stülpte die Mütze auf das graue Haar und murmelte: „Schlimm, sehr schlimm!"

„Gott im Himmel! Macht mir nicht noch mehr Angst! Sie wird uns doch nicht sterben?" rief erschreckt die Försterin.

„Seid nicht so ungestüm! Bei jungem Blut reicht die Kunst weit. Es ist ein Herzkrampf. Nervosität, Hysterie. Halb Fleisch, halb Geist. Seelenleiden! Wer es wüßte! Man muß die Nerven beruhigen. Gebt ihr von Zeit zu Zeit ein ganz klein Löffelchen Kirschlorbeeröl, dann knetet von Senfmehl und Essig einen Teig und legt ihn in ein Leinentuch geschlagen ein Viertelstündchen zwischen ihre Schultern. Und das thut Alles recht bald, sonst kommen Fraisen oder Starrkrampf und dann gibt's lange Händel. Ich komme vielleicht den ganzen Tag nicht zurück; weiß doch nur der Himmel, wie des Amtmanns zu Bussen Knochenbruch aussieht! Drum schickt auch schleunig nach dem Doctor Hasenreffer im Damenstift, der weiß mit Nervenkrämpfen, Hysterie und solchem Zeuge besser umzugehen. Derlei kommt in der Damenpraxis wol vor, in meiner Bauernpraxis niemals!"

„Nach dem Stiftsdoctor schicken? Aber wen? Mein Mann und der Waidjunge sind schon den zweiten Tag nicht zu Hause."

„Werden wol kommen, Frau. Also frisch, Kirschlorbeeröl und Senfteig! Das habt Ihr doch im Hause für die Nerven!"

„Wo denkt ihr hin! Wir armen Leute haben nicht einmal Nerven im Hause, viel weniger Lorbeeröl und Senfmehl."

„Schlimm, sehr schlimm!" sagte der Arzt.

„Also Kirschlorbeeröl und Senfmehl," sagte jetzt Röschen, die Worte langsam und nachdrücklich vor sich hinsprechend, „und der Stiftsarzt soll herauskommen. Ist's so recht, Herr Meldemann?"

„Ganz recht so, Kleine, merk' Dir's fein, und wenn der Förster oder der Waidjunge nach Hause kommen, so sollen sie gleich wieder fort. Und dasselbe muß ich auch. Adieu!"

Als er aus dem Hause trat, empfing ihn das alte Windgebrause und Flockengestöber, er aber ergriff wacker die Zügel, sein Pferd nahm den altbekannten Weg unter die Hufe, und bald verklang der Schellenkranz in der finstern Nacht.

„Nun, mein Röschen, geh' wieder zu Deiner Mutter. Du hast gehört, sie wird den Tag wol erleben, dann kommen Leute und wir werden alle Hilfe leicht besorgen. Ich gehe schlafen. Sollte, was Gott verhüte, es schlimmer kommen, so wecke mich auf. Gute Nacht, Röschen!"

Röschen war sorgenvoll in sich versunken, so daß sie vergaß, die gute Nacht zu erwidern. Sie eilte hinauf zu ihrer kranken Mutter, die sie in demselben Zustand traf, in dem sie dieselbe verlassen hatte. Als sie wieder so allein dasaß, überkam sie eine namenlose Angst, und es war ihr, es wäre Niemand mehr auf der Welt, der helfen könne, helfen müsse, als nur sie allein.

„Der Tag wird Hilfe bringen, sagen sie!" flüsterte die Kleine, „wo aber ist der Tag?" Sie sah auf die Stutzuhr, die auf der Commode stand; es war vier Uhr Morgens. „Wie langsam doch der Zeiger geht. Was schadet's! Ich habe mir's schon vorgenommen, da der Arzt noch unten stand. Es muß so sein. Und jetzt gilt's! Ich laufe dem Tag entgegen. Mein Sitzen am Bette kann meiner Mutter nicht helfen. Ich laufe hinein nach Buchau in's Damenstift. Ich kenne den Weg. Und unterwegs will ich immer beten, dann setzt sich der Schutzengel an meinen Platz, und sobald es wieder tagt, bringe ich Kirschlorbeeröl und Senfmehl und wol auch den Doctor Hasenreffer, und meine Mutter schlägt wieder die Augen auf und kennt mich wieder und gehört wieder mir."

Rasch streifte sie die Pantoffelchen ab, zog ihre starken Lederschuhe an, band ihr Pelzmützchen unter dem Kinne fest, schlang ein starkes Wollentuch um die Schultern, das sie auf dem Rücken in einem tüchtigen Knoten festband, und als sie so reisefertig war, kniete sie mitten in's Zimmer, hob die gefalteten Hände hoch gen Himmel empor, bat um seinen Segen und daß sich einstweilen der Schutzengel setzen möge auf ihren Platz.

Dann schlich sie aus dem Gemache, die Treppe hinab, an der Stube unten vorüber, klinkte die Hausthür auf und trat in's Freie. Ein Windstoß überschüttete sie mit einem Schauer von eisigen Flocken. Sie aber strich sich den Schnee aus den Augen, segnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und machte sich herzhaft auf den Weg.

4.

Im Anfang der kühnen Fußreise stapfte die Kleine wacker im hohen Schnee. Sie beeilte sich, so viel es ihre schwachen Kräfte nur zuließen, aus der Nähe des Försterhauses wegzukommen, sie fürchtete, man könnte dort ihre Entfernung zu früh entdecken, ihr nacheilen und sie an der Ausführung ihres Entschlusses hindern. Darum war sie auch auf die andere Seite des Fahrweges gegangen, wo alte Tannen, nur selten von dichterem Unterwuchs unterbrochen, ganz nahe an den Weg herantraten. Ja sie ging hinter den ersten Reihen der Waldbäume, um unberufenen Blicken verborgen zu bleiben, zu gleicher Zeit aber die Straße, die außen hinlief, nicht aus dem Auge zu verlieren. Diese Straße hatte aber durch die in den jüngsten Stunden wehenden Schneestürme ihr gewöhnliches Aussehen verloren, sie war eine glattgefegte weiße Fläche geworden, ganz ähnlich denen, welche als lange Waldblößen oder ausgehauene Rittsteige durch den wildreichen und jagdbar gehaltenen Forst sich hinzogen. So war die Kleine schon

in der ersten Viertelstunde von dem Wege, den sie nicht zu verlassen gedachte, weit abgekommen, sie merkte aber nichts davon. Sie wollte nach Buchau, um Kirschlorbeeröl, Senfmehl und Doctor Hafenreffer zu holen, und da sie rüstig vor sich hinschritt, so hatte sie auch nicht den mindesten Zweifel, daß sie an ihr vorgesetztes Ziel gelangen müsse. Dabei fand sie sich nicht wenig dadurch ermuthigt, daß die Nacht, vor der sie sich beim Austritt aus dem Försterhause so sehr gescheut hatte, lange nicht so finster war, als sie befürchtet hatte. Ihr Auge hatte sich an den Glanz des Schnees gewöhnt, schwarze Stämme und weiße Flächen bildeten ein leicht unterscheidbares Terrain, auf dem sie sich zurecht zu finden glaubte. Und als das Schneegestöber plötzlich endete und die Luft klarer und auf mehrere Schritte durchsichtig wurde, fühlte sie sich auch nicht mehr so ganz allein. Hin und wieder regte es sich über ihr. Es war wohl der kletternde Specht oder die muntere Meise, die, auf den beschneiten Ast hintrippelnd, Flöckchen auf das Haupt der Kleinen herabwarfen, hin und wieder traf ein feiner, noch halbverschlafener Vogelpfiff ihr Ohr, daß sie sich verwundert fragte: Geht denn die Stutzuhr der Mutter um so viel zu spät, weil die Waldvöglein jetzt schon aufwachen? Einmal erschrak sie sehr, da sie über ein Gebüsch herüber aus Manneshöhe ein paar braune, glänzende Augen anstarrten. Es war aber nur ein Hirsch, der sich, vor dem letzten Schneegestöber Schutz suchend, zwischen die Stämme einstellte und verwundert die kleine Nachtwandlerin an sich vorüber kommen sah. Als diese bald darauf über eine breitere Blöße kam, war es ihr, als zittere schon ein leiser Frührothschein um die Wipfel der Tannen, aber es währte nicht lange, so sank graue Dämmerung wieder tief herab. Durch die zuvor noch so stille Luft grollte ein unheimliches Brausen, ein tolles Flockengewirre begann von Neuem, die Wipfel schwankten und verschwanden zuletzt dem Auge der Kleinen in Gestöber und Nacht, ein wachsender Sturm bog die Stämme und schob Nachbaräste knarrend in einander, schwere Schneelasten polterten von den Zweigen. Dazu der scharfe Wind und das eisige Gestöber, das schmerzhaft in Röschen's zarte Wangen schnitt. Die Kleine rang sich zwar durch alle diese Unbilden des Wetters vorwärts, aber bereits begannen die Schrecken der Nacht, des Frostes und des Sturmes ihre Kräfte zu überwältigen. Da sah sie sich plötzlich vor einer offenen Futterscheune, wie sorgsame Jagdherren in ihren Revieren sie einrichten lassen, um dem edlen Rothwild in seiner Winternoth beizuspringen. Vier oder sechs starke, rohbehauene Baumstämme, darüber ein braunes Dach aus dem Schilfe des nahen See's, mitten darunter an geschützter Stelle ein tüchtiger Schlag guten Wiesenheues. Die Scheune aber, vor der unser Röschen stand, erschien bei dem Ungestüm, das ringsum wetterte und sauste, um so wirthlicher, als zwischen einigen der Stämme, welche das Dach trugen, frisch geschlagenes Klafterholz aufgeschichtet war, das eine trefflich schützende Wand abgab.

Röschen trat in den windstillen Raum, schüttelte den Schnee von den Kleidern und Schuhen und ließ sich behaglich in das Heu nieder, das so trocken war und so lieblich duftete. Die Arme auf's Knie gestemmt, das Gesicht in die Hände gestützt, wollte sie ein wenig rasten und dann um so frischer dem nahen Tage entgegen; das war ihr Vornehmen. Sie kannte nicht die einschläfernde

Kraft der dürren Wiesenkräuter, nicht die markerschütternde Kälte des anbrechenden Wintermorgens, nicht die todbringende Gewalt des Frostes über erschöpfte Nerven.

Es ward ihr recht wohl und warm um's kleine, liebevolle Kinderherz, sie war so recht mit sich zufrieden, daß sie sich so furchtlos auf den Weg gemacht, sie war so fest überzeugt, daß es nicht mehr weit sein könne in's Stift nach Buchau, ganz nahe hinter den Bäumen glaubte sie schon das Rauschen des Sees zu hören. Sie fing an zu erwägen, wie bald der Tag anbrechen müsse, dann wär's ganz hell und sie könne mit Sicherheit in's Stift hineinlaufen, drinnen wäre wol gar ein Wagen, der sie rasch heimbrächte in's Forsthaus mit Kirschlorbeeröl und Senfmehl, inzwischen wäre ja der Schutzengel gesessen am Bette der Mutter, und sind nur die Arzneien im Hause, da wird ja Alles bald wieder gut. „Und wenn die Mutter wieder gesund ist," und der Gedanke war ihr gar so lieblich, sie dachte ihn so langsam und deutlich durch und wollte sich so recht daran ergötzen, „dann schmilzt auch wieder der böse Schnee, dann kommen die Mädchen wieder aus den Dörfern zu uns und die Mutter lehrt sie stricken und nähen, lesen und schreiben, und nach der Arbeit führt sie uns auf die große Waldwiese, nennt uns die Blumen und Kräuter, erzählt von ihrem Leben, ihrer Kraft und ihrem Nutzen, und ringsum duftet Wiese und Wald, so süß wie hier." Und wieder wollte sie beginnen, dieselbe schöne Gedankenreihe durchzudenken, doch umsonst — ihr müdes Köpfchen sank zurück in die verstorbenen Halme und Blumen, und am Rande zweier Welten, dem wir so oft im Leben nahe treten, ohne es zu wissen, verfiel sie ahnungslos in einen tiefen Schlaf.

Anfänglich war ihr Athem schwer und hastig, sie warf sich von einer Seite auf die andere, einige Male war es, als wollte sie sich aufraffen und sich schleunig wieder auf den Weg machen, aber kraftlos sank sie immer wieder zurück. Die fieberische Röthe ihrer Wangen verblaßte, kaum merklich floß der Athem über ihre bleicher werdenden Lippen. Der Schneesturm war vorüber, es graute zwischen den Stämmen, und die Fittige des erwachenden Tages wehten bittere Todeskälte durch die hilflose Waldeinsamkeit. In den Adern der Kleinen begann der Strom des Lebens zu stocken; doch — der Schutzengel, den sie am Krankenbett ihrer Mutter zurückgeblieben glaubte, war mit ihr in den Wald gegangen und waltete seines Amtes.

Da fühlte sie mitten in die Tiefen ihres gefährlichen Schlafes hinein heiße Lippen ihre Stirn und Wangen berühren, immer wieder und wieder blies warmer Athem in ihr kaltes Angesicht, Nerven und Muskeln erhielten allmälig ihre fast versunkene Thätigkeit, der Geist ermannte sich zu dunkeln Träumen, es war ihr, als neige sich ihre Mutter über sie und leise lallte das träumende Kind: „So bist Du doch wieder gesund, liebe Mutter, weil Du mich wieder kennst und küssest!"

Langsam schlug die Kleine die Augen auf: nach wie vor lag sie in der Futterscheune und — ein junges Reh, das Frost und Hunger hereingetrieben hatten, beschnupperte die junge Menschenblüthe, welche sie im duftenden Heu so unvermuthet antraf. Die erschreckte Schläferin fuhr empor, rieb sich den Schlaf

aus den Augen, fand Bewußtsein und Besinnung wieder, und als das Reh, das einen Sprung zurückgewichen war, von Neuem traulich zurückkam und sein schwarzes Näschen neugierig dem Antlitze Röschen's näherte, da grüßten sich vier braune Augensterne mit dem unschuldsvollen Gruße der Natur.

Röschen schlang den linken Arm liebkosend um den schlanken Hals des Thieres, während ihre Rechte ihm eine Handvoll Futter bot. Als aber unsere Wanderin, während das Reh an den dürren Halmen knusperte, einen Blick in den Wald hinaussendete, gewahrte sie zu ihrer unnennbaren Freude die ersten Lichtboten des Tages, zugleich aber auch zu ihrem Leidwesen einen dichten, milchigen Nebel, der zwischen den Stämmen lag und auch nicht einen Schritt weit zu sehen gestattete. Erst jetzt fiel es ihrem kindischen Sinne ein, daß sie, längst von der Straße entfernt, gar nicht mehr wisse, wo sie sich befinde, nach welcher Seite hin ihre Heimat, nach welcher hin der Federsee liege und das Stift Buchau. „Wenn nur ein Mensch käme," seufzte sie, „mit dem ich gehen könnte! Mein Gott, so habe ich denn Niemand, der mir den Weg weist?"

Da regte es sich unter ihrem linken Arme, und das Reh blickte treuherzig mit seinen braunen Augen empor, als wollte es sagen: Bin nicht ich da, Dein neuer Kamerad? Weiß nicht gerade ich am besten hier Weg und Steg?!

„Ja, du hast recht!" rief Röschen. „Also frisch voran und sei Du mein Führer." Damit trat die Kleine unter dem Schilfdache hervor und das Reh lief vor ihr her. So ging es ein Viertelstündchen. Hin und wider kam das Thierchen zurückgesprungen und holte sich ein Streichelhändchen von Röschen, dann verfolgte es wieder die Bahn.

„Wo mag denn aber das Thier hinwollen?" bedachte sich mit einem Male die Kleine. „Es ist ja ein junges Kitzchen. Das läuft wol zu seiner Mutter, die wohnt wol noch tiefer im Walde, und bei ihr finde ich weder Kirsch- lorbeeröl und Senfmehl, noch den Doctor Hasenreffer, der meine arme Mutter gesund machen soll." Neue Verzagniß kam über ihr Herz, als auf einmal in dem dichten Nebel um sie herum eine leise Bewegung sich entwickelte. Zuerst beleuchtete sich die Masse von innen heraus, ein silbernes Licht durchdrang die Dünste, welche sich in Wölkchen und zarte Streifen zertheilten, an deren Rand feinfeine Wassertheilchen wie Diamanten erfunkelten. Ein sanfter Wind förderte die erwachte Regung; es flimmerte und flatterte zwischen den Bäumen hin, als wären es die Schleier enteilender Nachtelfen, deren Reigentänze die steigende Sonne stört. Wirklich — es war Tag geworden, offenbarer goldener Tag! Noch ein paar Schritte, und Röschen war aus dem Walde im Freien. Ganz nahe vor ihr lag die Straße; jenseits derselben der gefrorene See, gegen Süden das Städtchen Buchau, das prächtige Damenstift mit seinen Giebeln und Thürmen, und über das Alles goß die aufgehende Sonne ihr freudiges Licht. Während der Wind die Nebel zerpflückte und mit glänzenden Ballen und Bändern in den goldenen Lüften droben spielte, bis er die letzten Reste in schmelzenden Flocken verstreute, athmete Alles, was Sturm und Gestöber verscheucht und in's Ver- steck getrieben hatte, von Neuem auf und wagte sich hervor. Hoch über den reichen Wildgehegen schwebte der Adler, und sein scharfes Auge spähte durch die offen gewordene Luft nach Beute. Aus den Wipfeln des Waldes rauschten lange

Züge schwarzglänzender Krähen und Dohlen, Nahrung zu suchen in Städten und Dörfern; Sperlinge und Goldammern flogen zu der Scheuer des Bauers, wo ihnen das Korn von der Tenne stäubt, die Meisen pickten vergnüglich pfeifend in die Knospen, der Specht hackte mit lautem Schnarren die Käfer und Larven aus der Rinde, der Dompfaff in Sammethaube und Purpurweste wiegte sich würdevoll auf seinem Aestchen, im Schilfe fliegend ließ der Eisvogel den Metallglanz seines Gefieders im Morgenlichte spielen — Alles war in hoffnungsfreudiger Bewegung, und Röschen's Herz war es auch.

Bevor das Mädchen seinen Weg fortsetzte, sah es sich nach seinem Wegweiser um. Das junge Reh war aber nicht mit aus dem Walde getreten, die Straße, das offene Land hatten es eingeschüchtert. Unter den letzten Bäumen war es stehen geblieben, weit vor streckte es sein Köpfchen und blickte mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit seiner Gespielin nach. Als aber Röschen ein paar Schritte zurückging, um es zu locken oder zu haschen, sprang das Thier erschreckt in den Forst zurück und kam nicht wieder zum Vorschein. Menschenkind und Wildkind, welche der Wald vereinigt hatte, trennte das offene Land.

In großer Freudigkeit eilte unsere Kleine auf der Straße vorwärts. Doch, so sonnenhell es auch vor ihr lag, es war noch weit hinein nach Buchau. Das merkte sie bald und sie verdoppelte ihre Schritte. Aber — nach den angstvollen Stunden am Krankenbette der Mutter, nach den Unbilden der nächtlichen Waldfahrt mußte diese hastige Ueberanstrengung ihre schwachen Kräfte vollends erschöpfen, sie schleppte kaum mehr die Füßchen, und je schneller sie zu gehen meinte, desto langsamer war ihr Schritt. Das Ziel ihres Weges schien immer weiter in die Ferne zurückzutreten.

Die klare Behaglichkeit der winterlich glänzenden Morgenlandschaft trat in grellen Widerspruch mit der Empfindung ihrer körperlichen Unzulänglichkeit; während ihre Seele dem Augenblicke entgegenflog, in dem sie, die rettenden Arzneien in Händen, an das Lager ihrer Mutter zurückkehren wird, sehnten sich ihre versagenden Glieder nach Ruhe. Während die wärmeren Sonnenstrahlen auf Schnee und Eis funkelten, sank kalte Trägheit in ihre Muskeln.

Links an der Straße stand ein wilder Rosenbusch entblättert, um jedes Aestchen bog sich ein kristallener Saum. Er hing voll frischrother Hagebutten, Menschenhand und Vogelschnäbel hatten bis jetzt die süße Frucht verschont. Der Busch stand auf der niedern Böschung, welche die Straße auf dieser Seite einsäumte, um seine Wurzeln lag in weichen Polstern immergrünes Moos, das mit herabgefallenen rothen Beeren geschmückt war. Das Spiel des Windes hatte den Schnee von diesem natürlichen Ruhesitze weggehoben, oder hatte der dichte Busch den Andrang der wehenden Flocken abgehalten? Der Blick der Kleinen fiel auf diesen farbigen, traulichen Fleck. Es war ihr, als führe sie eine fremde Hand und nöthige sie, auf diesem Platze sich niederzulassen, und als sie saß, sank auch ihr Köpfchen in die Aeste zurück. Es war nur noch ihr Gehör wach, es war ihr, als höre sie fernes Schellengeklingel, als sähe sie wieder den prächtigen Schlitten, den schönen jungen Mann, der lachend im Winde seine fliegende Pelzmütze fängt; sie wollte hinauf sehen in das Antlitz ihrer lieben

Mutter, aber Alles klang und schwamm in undeutlichen Nebel zusammen und wehrlos schlief sie wieder ein.

Die entschlafenden Sinne hatten die Kleine nicht getäuscht. Der betreßte Vorreiter in hohen Kanonenstiefeln sprengte die hüglige Straße herunter und knallte mit seiner gewaltigen Schlittenpeitsche, welche in der stillen Morgenluft doppelt mächtig erschallte und an dem nahen Waldrand weit hinunter widerhallte. Dann folgte der vergoldete Schlitten mit dem funkelnden Türkenkopfe am Kufenknauf, mit den spanischen Schecken, den wogenden Federbüschen, den silbernen Schellendecken, dem riesigen Bärenfell und dem stattlichen Kutscher, der rückwärts auf luftigem Sitze saß und an rothen Leitseilen über die Köpfe der Herrschaft weg das brausende Gespann lenkte. Aber noch ein zweiter schöner Schlitten kam hinterher, und zuletzt ritten der rothe Leibhusar, der eine Reitknecht und noch ein zweiter in der Livrée des Damenstiftes zu Buchau.

Im ersten Schlitten saß die Fürstäbtissin Clotilde von Montfort, neben ihr Baron Fritz von Rehlingen, im zweiten saß der alte Landcomthur zu Allershausen, in dessen bereifter Wolkenperücke tausende von Eiskörnern flimmerten, zu seiner Rechten die fröhliche Stiftshofmeisterin von Korporell in einem dunkelrothen, goldverschnürten polnischen Pelz und einer mit Zobel verbrämten Kopfbedeckung, die einem Turban ähnlicher war als allem Anderen.

Schwatzend und lachend flogen die schöne Aebtissin und der prächtige Dragoner die Anhöhe herab, die ahnungsvolle Verstimmung des vorigen Abends war verschlafen und verschwunden. In der fröhlichen Frühstückslaune hatten die Damen beschlossen, die heimfahrenden Herren eine Strecke zu begleiten, und die Ausführung dieses Beschlusses wurde jetzt in Heiterkeit genossen. Die Schlittenkufen glitten mit jenem eigenthümlichen singenden Metallklange, den jeder Schlittenfahrer kennt, über den gefrorenen Schnee, die silbernen Schellen läuteten so lustig, und die schnellen Hufe der Pferde warfen sprühenden Schneestaub empor, der glitzernd und funkelnd hinflog. Plötzlich sprangen die spanischen Schecken scheu aus dem Geleise; der Kutscher, der auf seinem luftigen Sitze wankte, zog die Zügel scharf an und vermochte kaum die brausenden Thiere durch die Kraft seiner Arme und sein schmeichelndes „Hoho, Hoho!“ zu beruhigen, und Baron Fritz war seiner Begleiterin ohne alles Verschulden an den Hals geflogen.

Als Alles wieder geordnet und beruhigt war, und die Schecken schäumend, gespitzten Ohres und mit den Vorderfüßen den Boden scharrend still standen, fragte Baron Fritz den Kutscher: „Was war das?“

„Ihro Gnaden,“ antwortete dieser, „dort unterm Hagebuttenstrauche liegt etwas, vor dem die Pferde scheuen, und wenn ich recht sehe, so ist's ein erfrorenes Kind!“

„Barmherziger Gott!“ schrie die Aebtissin, warf das Bärenfell zurück und sprang aus dem Schlitten, eben so schnell war ihr der Baron gefolgt, und schon wateten die Beiden durch den tiefen Schnee des Straßensaumes. Sie fanden Röschen hingesunken, blaß mit eingefallenen Wangen, die linke Hand krampfhaft in das grüne Moos gedrückt, während rothe Beeren zwischen ihren weißen Fingerchen sich hervordrängten, kalt und steif an allen Gliedern. Der Baron fühlte der Kleinen an beide Schläfen, legte seinen Mund an ihre Lippen, ob er

noch Athem verspüre, riß ihr das Kleidchen auf, legte die Hand auf ihre Herzgrube, fühlte in ihre Achselhöhlen und rief endlich voll innigster Herzensfreude: „Das Kind ist noch warm!"

Schnell holte er das Bärenfell aus dem Schlitten, breitete es auf den Boden, hob das Kind, das sein Köpfchen hängen ließ, wie ein todter Vogel, sorgsam darauf, nahm die Hand voll Schnee und begann die erstarrten Glieder zu reiben. Die Aebtissin hatte, Alles begreifend, bereits die Hände voll Schnee und der Baron sagte nur: „Hier, hier, aber schnell und stark," und wies mit dem Finger die Stellen. Kaum war Gräfin Clotilde an ihrer Arbeit, so war auch die Dame Korporell herangekommen, die fragte kein Wort, faßte Schnee und rieb, wo sie nur zugreifen konnte, und auch der alte Landcomthur war ungeachtet seines Zipperleins herzugewatet, griff in den Schnee und hätte so gern mitgerieben, wenn nur seine Hände noch Platz gefunden hätten zur Arbeit.

Da schlug das Kind die braunen Augen auf und sagte, verwirrt die Kleider in Ordnung bringend: „Ihr Leute, was thut Ihr mir denn? Haltet mich nicht auf, ich muß nach Buchau in's Damenstift, dort hole ich Kirschlorbeeröl, Senfmehl und den Doctor Hasenreffer für meine kranke Mutter!"

Dame Korporell zog unter dem polnischen Pelze den rothen Shawl hervor, wickelte das Kind sorgfältig darein und sagte: „Ach, jagt man ein so hübsches zartes Kind in diesen Winterfrost hinaus! Was müssen das für Leute sein!"

„Mich hat Niemand hinausgejagt," eiferte die Kleine, „am allerwenigsten meine Mutter. Aber auch die Försterin zu Brakenhofen nicht, bei der wir wohnen; das ist eine gar gute Frau. Ich bin selbst in die Nacht hinaus, damit nichts versäumt, denn es habe Eile, meinte der Bader von Seekirchen. Und so schlich ich mich fort, um durch die Nacht dem Tage entgegen zu laufen, aber die Nacht war noch lang, das Wetter war schrecklich, und hätte mich nicht das Reh aus dem Walde geführt, weiß Gott, wo ich jetzt wäre. Was habt Ihr mir denn die Kleider vom Leibe gerissen und Ihr seht doch alle recht vornehm aus und wie gute Leute. Ah! da ist auch der Herr, der gestern seine Mütze im Winde fing und so lustig lachte. Ach, meine arme Mutter erschrak darüber, daß sie jetzt todtkrank ist. Habt Ihr mich aufgehalten, so laßt mich jetzt in Eure Schlitten steigen und führt mich nach Buchau und mit dem Doctor zurück in's Forsthaus. Warum soll meine Mutter länger warten, weil Ihr mich so aufhieltet auf meinem Weg?"

Die Herren und Damen sahen sich verwundert an. Die Gesichtszüge, das Benehmen, die Ausdrucksweise des Mädchens machten es klar; das war kein Bauernkind. Zur Neugierde der Damen gesellte sich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Wesen, das sie aus den Armen des sicheren Todes errettet; denn edle Herzen leiten aus einer gelungenen Wohlthat die Verpflichtung zu einer langen Reihe von guten Thaten ab.

„Wie heißest Du, mein Kind?" fragte die Aebtissin, die Wangen der Kleinen streichelnd.

„Ich heiße Röschen."

„Du bist wol armer Leute Kind?"

„Ich bin gar keiner Leute Kind, Du vornehme Frau. Ich habe gar Nie-

manden, als eine Mutter, und die ist nur arm, weil sie jetzt krank ist, denn wenn sie gesund ist, schenkt sie den armen Leuten Geld und die Kinder lehrt sie lesen, schreiben, beten und arbeiten."

„Hier stehen wir vor einem Geheimnisse," sagte die Aebtissin, „dessen Spuren wir nicht verlassen dürfen. Mir ist, als hätte uns ein Schutzengel herausgeführt, ein Schicksal einzulenken, das sich verfahren hat. Du gutes Kind," fuhr sie zu Röschen gewendet fort, „durch unsere Schuld soll an Deiner Sendung nichts versäumt werden. Wolf," rief sie ihrem Reitknecht zu, „Du sprengst in's Stift und gibst dieses Blatt aus meinem Portefeuille, das ich hier beschreibe, dem Doctor Hasenreffer. Spannt schnell einen bequemen Schlitten ein, der Doctor soll, was da auf dem Zettel steht, mitbringen, und dann kommt beide, was die Pferde laufen können, verstehst Du, was sie laufen können, in's Forsthaus zu Brakenhofen."

„Zu Befehl, fürstliche Gnaden," versetzte Wolf, sprang in den Sattel und galoppirte nach Buchau zurück.

„Und was steht denn auf dem Zettel geschrieben?" fragte Röschen ernsthaft und mit krauser Stirn.

„Auf dem Zettel," antwortete die Aebtissin mit dem wohlwollenden Lächeln, das ihren anmuthvollen Zügen so gut anstand, „steht geschrieben: Kirschlorbeeröl und Senfmehl."

„Nun," versetzte Röschen mit fester Stimme, „wenn das darauf geschrieben steht, dann ist's mir recht."

Hierauf hob Baron Fritz das Kind in den Schlitten, setzte es zwischen sich und die Aebtissin, deckte es sorgsam mit dem Bärenfell und rief, als ob sich das bei Allen ohne Verabredung von selbst verstände, dem Vorreiter zu: „Nach Brakenhofen in's Forsthaus!"

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Der deutsch-französische Krieg 1870—71,

redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

Erster Theil.

Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs.

Ein kritischer Versuch

von

J. von Hartmann,

General der Cavallerie z. D.

I.

Die Geschichte eines in den großartigsten Abmessungen und mit dem Aufwande der gesammten Streitmacht zweier großer Nationen geführten Krieges nach Ablauf einer kaum nennenswerthen Spanne Zeit mit dem Anspruche vollster Authenticität niederzulegen, gehört auf dem Gebiete wissenschaftlicher Geschichtsschreibung zu den schwierigsten und gewagtesten Unternehmungen. Ihre Verwirklichung würde überhaupt nicht möglich sein, wenn nicht einer Seits die Vorbereitung der betreffenden Arbeit schon während des Krieges selbst eingeleitet und dauernd überwacht wäre, und wenn nicht anderer Seits zur Sichtung, Prüfung, Abwägung und Verarbeitung des einzuerntenden Materials in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes eine Centralstelle zunächst für Preußen, im weiteren Sinne aber auch für Deutschland bestände, die, mit einem besonders befähigten Personal reich ausgestattet, Kraft und Muße desselben jenem Unternehmen vollauf zuzuwenden im Stande ist. In ihrer sachkundigen und geübten Hand werden die unter der Forderung strengster Gewissenhaftigkeit und ernstester Sorgsamkeit geführten und gesammelten Kriegsacten, so sehr sie der Natur der Dinge nach in ihrem Werthe durchaus verschieden gewogen werden müssen, zu Quellen verhältnißmäßig bester Art.

Zunächst die Tagebücher, wie sie die einzelnen Truppentheile zu führen angewiesen sind: Sie haben den in's Auge fallenden Vorzug vor nahezu allem andern Material voraus, daß sie unter dem vollen, im Kriege mehr wie irgend sonst persönlich erfassenden Eindrucke der That selbst oder der Begebenheit nieder-

geschrieben sind; sie geben somit die angeregteste Anschauung des Augenzeugen und selbst Betheiligten, und sind meistens frei von dem, was Ueberlegung und Combination nach und nach, wenn auch unwillkürlich, doch immerhin von der unmittelbaren Wirklichkeit loslösend erst gestalten, ja erfinden. Sie sind aber zugleich unbedingt einseitig abgefaßt; dem Standpunkte, von dem ihr Bericht ausging, ist ein verhältnißmäßig eingeengter Gesichtskreis gestattet, und wenn ihnen des Gedankens Bläße fehlt, so treten an deren Stelle die belebten, ja grellen Farben der Fantasie, welche durch Handlung und Gefahr, Spannung und Entscheidung herausgefordert und in den Vordergrund geschoben wurden. Nicht im behaglichen Studirzimmer, nicht in der Ruhe nach wohl vollbrachtem Tageswerk entstehen Kriegstagebücher; unter den wechselndsten Umständen und Stimmungen, beeinflußt von Mangel und Hast, von Ueberfluß und Freude am Gelingen, oft nur mit Mühe anderweitigen anstürmenden, nicht minder berechtigten Forderungen an die Zeit des Schreibers abgewonnen, erwachsen sie, ohne daß eine eingehende und vielseitig beleuchtende Prüfung Hand an sie legte. Wenn ihnen dabei dennoch, gerade weil sie officiellen Charakter haben sollen, und weil ihnen officieller Weg und officielle Zukunft vorausbestimmt sind, auch die Retouche nicht fehlt, dieselbe hier schärfere Lichter aufsetzt, dort mit tiefen Schlagschatten volles Dunkel herstellt, so verschiebt dies die Züge des dargestellten Bildes nur noch mehr. Alles das fordert bei der Benutzung gerade dieser Quellen zur Vorsicht auf. Von besonderm Belang werden sie für die Detailschilderung, welche sich die Darlegung der Betheiligung der einzelnen Heeresglieder an der Entwicklung der Vorgänge als Ziel gesteckt hat. Aber selbst hier wird man nicht durchgängig unmittelbar entnehmen dürfen, sehr häufig ist auszugleichen, vielfach gelangt man nur durch Folgerungen zum unbedingt richtigen Sachverhalt, hier und da muß vollständige Verwerfung eintreten.

Entschieden größeres Gewicht wohnt den Tagebüchern bei, welche seitens der höheren Stäbe, der Divisionen und Armeecorps, namentlich aber seitens der Obercommandos geführt wurden. Der Gesichtskreis der Berichterstatter ist ein durchaus anderer geworden; sowol in Bezug auf den strategischen Gedanken, der als rother Faden das Gewebe und Gewirre der Einzelnhandlungen durchzieht und sie aneinander reiht, haben Ausgang, Mittel und Zweck ihre Würdigung gefunden, auch bei der Darstellung der Vorgänge an sich ist ihrem Zusammenhange mit dem, was vorausging, ihrer Bedeutung dem Ganzen gegenüber und ihrer gegenseitigen Wechselwirkung Rechnung getragen. Eine größere Gleichmäßigkeit der Berichterstattung waltet ob, sie hat in verständnißvollere Hand gelegt werden können, hat mehr Sichtung und Abklärung gefunden. Und wenn subjektive Auffassung und einseitiges Interesse auch hier nicht ganz zu verbannen sind, so tritt ihrem Einflusse doch die Bedeutung des innegehabten Standpunktes beschränkend entgegen.

Die Tagebücher erhalten ihre Erläuterung, Ergänzung und Bestätigung durch die Operationsjournale, dann durch die Ordrebücher, welche die Befehlsertheilung und den Befehlsempfang nach Inhalt, Ort und Stunde nachweisen, ferner durch die in den Kriegsacten gesammelten Originalmeldungen und Depeschen,

und endlich durch die Einzelnberichte, welche sofort nach den bezüglichen Vorgängen erstattet wurden. Hier hat man es mit einem Quellenmaterial zu thun, das möglichst unvermittelt entgegengebracht ist, das also in manchen Beziehungen der Situation noch näher führt, als selbst die Tagebücher der Truppentheile, das aber auch in seinem berichtenden Theile erheblich mehr unvermeidlicher Täuschung unterlegen ist. Auch ihm gegenüber bedarf es einsichtiger Prüfung.

Außerdem sind im Archiv des Generalstabes massenhaft Correspondenzen und Listen aufgehäuft, in denen unter einem Wust von Unwesentlichem sich doch auch mancher werthvolle Aufschluß vorfindet; so mühsam ihre Durchforschung ist, so unerläßlich bleibt dieselbe.

Die danach verfügbar gemachten fast überreichen Quellen gehören einzig und allein der deutschen Seite der Kriegführenden an. Der Gegner bietet außerordentlich wenig, das für entsprechend werthvoll oder gleichwiegend erachtet werden könnte; Details sind seiner Seits sehr kärglich zugemessen. Die deutsche Darstellung ist daher in der Berichterstattung über das, was der Feind beabsichtigte, unternahm und durchführte, ferner über die feindliche Auffassung der diesseitigen Maßnahmen, endlich über den Grad der thatsächlichen Einwirkung dieser letzteren auf seine Ziele und Entschlüsse, auf den Zustand und den Zusammenhalt seiner Kräfte wesentlich abhängig von den Wahrnehmungen, welche man auf eigener Seite machen zu können glaubte. So müssen hier denn nothwendiger Weise Combination und Voraussetzung weiten Spielraum gewinnen; irrthümliche Deutungen können nicht ausbleiben, ebenso wie die durch Meldungen und Berichte unter diesseitiger Auffassung gewonnenen Einblicke den größesten Abweichungen von der Wirklichkeit und den ausgiebigsten Fehlgriffen unterworfen sind.

Einen, wenn auch nur sehr geringen Ersatz für das, was französischer Seits fehlt, liefern die Berichte der Zeitungen, welche unmittelbar den Ereignissen des Krieges sich anschließend, sowohl in Frankreich selbst, wie in den Nachbarstaaten erschienen. Während man im nördlichen Frankreich sich schlug, und während dort mehr oder weniger die Presse zum Schweigen gebracht war, enthielten die Blätter, die mit vorwiegend lokalem Charakter in der Mitte und im Süden des Landes erschienen, zahllose Mittheilungen, welche theils von der Armee, theils von dem Centrum der Verwaltung, von Paris, dann Tours und später von Bordeaux ihren Ausgang genommen hatten, und welche, wenn ihnen auch immer nur ein Körnchen Wahrheit beiwohnte, dennoch der Berücksichtigung unterzogen werden müssen. Von etwas mehr Zuverlässigkeit, aber auch von geringerem Belang ist das, was die gleichzeitig verausgabten schweizerischen und belgischen Zeitungen brachten. Manches Gute findet sich in englischen Tages- und Wochenblättern. Die Agenten der auf dem gesammten Kriegstheater ihre Thätigkeit entfaltenden „internationalen Gesellschaft für Kranke und Verwundete", unter denen sich nicht wenige beurlaubte Officiere befanden, waren wol im Stande zutreffende Anschauungen zu gewinnen. Zudem fehlte es bekanntlich den großen englischen Zeitungen nicht an Correspondenten, die manches selbst sahen, anderes sich von Augenzeugen überliefern ließen. Daß sie viel Oberflächliches, viel nur zur Hälfte Wahres, viel vollständig Unrichtiges niederschrieben, liegt auf der Hand.

Endlich ist schon, während der Krieg noch andauerte, eine voluminöse Litteratur erschienen, welche es sich zur Aufgabe gestellt hatte, möglichst rasch und umgehend in weiten Kreisen eine Anschauung von dem sich vollziehenden großartigen geschichtlichen Drama zu geben. Nach Eintritt der Friedensruhe haben sich zahlreiche Werke gleichen Inhalts, zum Theil von Acteurs jenes Dramas verfaßt, zum Theil mit officiellem oder officiösem Charakter jenen Erstlingen angeschlossen. Auf beiden sich gegenüber stehenden Seiten suchte man aufzuklären, Verdienst und Erfolg in's richtige Licht zu stellen, zu rechtfertigen und dem Vergessen zu entziehen. Das in reichster Fülle Erschienene ist zum Theil höchst werthvoll, zum Theil leidet es unter der Einseitigkeit des Standpunktes, von dem aus es verfaßt wurde, zum Theil verfällt es tendenziöser Speculation und ist für eine gewissenhafte Geschichtsschreibung vollständig unverwendbar.

Das Vorgeführte stellt zusammengefaßt ein Quellenmaterial von kolossalen Dimensionen dar, und dennoch bleibt es lückenhaft; es bietet in vielen Beziehungen minutiöses Detail mit größtmöglichster Genauigkeit, und daneben kaum entwirrbare Widersprüche, sich schroff entgegenstehende Angaben. Hier so lange sichten und prüfen, bis das wirklich Thatsächliche gefunden werden konnte, hier emsig suchen, bis jeder Moment gleichmäßig beleuchtet und aufgeklärt wurde, das als wahr Erkannte objectiv und unparteiisch berichten, anschaulich und übersichtlich zur Darstellung bringen, dabei die allgemeinen Gesichtspunkte nie über die speciellen vernachlässigen und endlich eine solche Arbeit in möglichst kürzester Zeit bewältigen — das war die große Aufgabe, welche der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes gestellt war, als sie die Redaction des vorliegenden Werkes in die Hand nahm. Wenn sie dann ihrem Referate den generellen Titel: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71" gab, so beschränkte sie sich doch und zwar mit vollem Rechte in dem wirklich Dargebotenen auf das, was sie gründlich und abgeschlossen darzulegen nur überhaupt im Stande war. Eine geschichtliche Behandlung des Krieges, wie er auf politischer Grundlage erwachsen, sich unter thätigster Mitwirkung aller auf beiden Seiten Betheiligten strategisch und taktisch gestaltete, wie er von den mannigfachsten Einflüssen abhängig seinen Verlauf nahm und wie er durch die leitenden und ausführenden Persönlichkeiten im Ganzen wie im Einzelnen Charakter und Färbung erhielt, eine derartig umfassende lebenswarme Darstellung des großen weltgeschichtlich Epoche machenden Vorgangs ist nicht gegeben. Viel begrenzter, viel einseitiger erscheint unter dem gewählten Titel eine Darlegung — der deutschen Kriegführung 1870—71; diese aber ist erschöpfend, klar und durchaus charakteristisch, in einzelnen Abschnitten geradezu mustergültig an Correctheit und Durchsichtigkeit geschaffen worden.

Die Entwicklung aller militärischen Theorie beruht auf Empirie. Der Krieg ist das große Experiment, an welchem die Stichhaltigkeit der bis dahin für richtig geltenden Lehrsätze erprobt wird, welches zwingt, sie zu modificiren oder vollständig umzugestalten, und welches endlich den Ausgang bietet für ganz neue Systeme. Der Krieg liefert das entsetzliche Versuchsfeld, auf dem die in die Praxis übersetzte Theorie sich die Antwort darauf zu holen hat, ob denn jene Uebertragung auch die entsprechende war, ob den theoretisch gefaßten Vor-

aussetzungen auch die zutreffenden practischen Folgerungen abgewonnen wurden. Somit erscheint denn die Entwicklung militärischer Theorie und militärischer Praxis nicht als eine unablässig oder gar stetig werdende; sie schließt sich vielmehr unmittelbar an die Erfahrungen an, die zu machen der einzelne Krieg die Gelegenheit bot, und gelangt, wenn diese ausgenutzt schienen, mehr oder weniger zum Stillstand. Auch an Reactionen in's alte, für überwunden Gehaltene fehlt es nicht, bis dann ein neues Experiment, ein neuer Krieg wieder Anstoß und Bewegung schafft. Es bedarf der Beobachter, die mit energischen Sinnen und mit energischem Denkvermögen ausgestattet sind, soll der kriegerische Versuch auch wirklich verstanden, sollen ihm die zutreffenden Abstractionen abgewonnen werden; und es bedarf eines energischen Willens, um dann auch die eingelebte und eingewöhnte Praxis der neugewonnenen Theorie gemäß umzugestalten. Man hat nicht lange Zeit zum Einernten der auf dem Versuchsfelde gewonnenen Früchte, man muß zugreifen, entschlossen die Resultate klar legen und sich zum Bewußtsein bringen. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist; die alte Routine hat mächtige Anhänger und widersetzt sich vermöge der ihr innewohnenden vis inertiæ den mit den neuen Erfahrungen gebieterisch verbundenen Nöthigungen als schwer wiegendes Hemmniß. Selbst die von dem furchtbaren Getöse des Krieges uns zugerufenen Wahrheiten werden rasch vergessen, wenn sie mit der Widerstandskraft todter Formen den Kampf aufnehmen sollen.

Nicht dankbar genug kann es daher anerkannt werden, wenn die vom Generalstabe gegebene Darlegung der deutschen Kriegführung in möglichst unmittelbarer Anknüpfung an die Begebenheiten die lebendig gewordenen und bewährten Principien entwickelt, ihre Erfolge näher bespricht, die ihnen innewohnenden Gefahren nicht verschweigt und somit die wissenschaftliche Unterlage gewinnen läßt, auf Grund deren die Praxis ihre Normen nun festzustellen hat. Und wie unendlich mannigfaltig können die gewonnenen Erfahrungen dargeboten werden! Ueberall treten theils neue Erscheinungen, theils die alten mit veränderten Abmessungen zu Tage. Die Ausbeutung, später die Sicherung der Eisenbahnen und Telegraphen, die Gliederung der Armeen, ihre Leitung nach gegebenen Directiven, ihre Verpflegung unter den erschwerendsten Umständen, der fast Angesichts des Gegners vollzogene strategische Aufmarsch, die elastisch dem Gebote der Situation sich anschließenden Operationen, das Gefecht aller Truppengattungen mit verbesserten Waffen und gegen dieselben, bald isolirt geführt, bald verbunden mit einander, der Festungskrieg, die Küstenvertheidigung, der Etappendienst, die Sorge für die Verwundeten und für den Ersatz; es gibt kein Feld kriegerischer Thätigkeit und militärischer Verwaltung, auf dem nicht anderweitig sich gestaltende oder schon gestaltete Verhältnisse zu beobachten und wo nicht demgemäß Folgerungen in reicher Mannigfaltigkeit zu gewinnen waren.

Gemeinsam mit dieser wesentlich kritisch-wissenschaftlichen Behandlung des vorhandenen Stoffes mußte die Redaction des Werkes der streng historischen Seite ihrer Aufgabe in dem Sinne gerecht werden, daß sie in der authentischen Darstellung der Begebenheiten ein Ehren-Denkmal der ruhmreichen Armee schuf, ein Denkmal, bleibend für alle Zeiten und errichtet sowol in Mitten des deutschen Vaterlandes, wie gegenüber einem besiegten, aber tapfern und eben-

bürtigen Feinde. Die Verbindung beider maßgebenden Zwecke war nicht leicht und mußte um so schwieriger werden, je mehr der Antheil, welcher jedem einzelnen Truppentheile und jedem einzelnen Führer an dem zu glücklichsten und großartigsten Erfolgen hinausgeführten Kampfe zuzueignen war, festgestellt und dargethan werden sollte.

Man möchte sagen, in dieser letztbezeichneten Richtung sei zu viel geschehen, es leide das Werk unter diesem Zuviel. Sowohl im Allgemeinen wie im Einzelnen sind dem Streben, nirgends zu vergessen, überall gerecht zu sein, Klarheit und Uebersicht häufig zum Opfer gebracht worden. Dieses Urtheil muß aufrecht erhalten werden, wenn auch zuzugestehen ist, daß die vereinzelte Verwendung der kleinsten Einheiten tactischer Gliederung das moderne Gefecht eigenthümlich charakterisirt, und daß dasselbe nicht dargestellt werden kann, ohne diesem Umstande vollständig Rechnung zu tragen. Wenn aber in der Schilderung der großen Schlachten der Weg nachgewiesen wird, den die einzelnen Compagnieen, ja ihre versprengten oder abgesonderten Bruchtheile genommen, so steht das nicht im Einklange mit der dem Ganzen nach großem Maßstabe gegebenen Anlage. Eine solche Detaillirung hat keinen bleibenden historischen Werth; ihre mühsame Durcharbeitung glaubt das Interesse, welches die Lebenden für ein Detailbild haben, ganz unverändert bei einer späteren Generation voraussetzen zu können. Diese wird sich aber nur allzubald, der Natur der Dinge nach, von einem Fadengewirre abwenden, zu welchem an und für sich jede länger andauernde Schlacht der Neuzeit wird; sie wird wesentlich nur nach den bestimmenden, Charakter, Färbung und Entscheidung gebenden Zügen im Gemälde fragen.

Man möge auch nicht vergessen, daß eine zu sehr ausgeführte Detailschilderung der Gefechte Gefahr läuft, den Boden einer wirklich verbürgten Wahrheit zu verlassen. Sobald die Berichterstattung von Augenzeugen vom Generellen zum Speciellen übergeht, treten sofort Widersprüche auf; die über alles Maß des Gewöhnlichen hinaus beanspruchenden Momente und Affecte einer Thätigkeit im Gefechte verwirren die Sinne in einem solchen Grade, daß es nur außerordentlich wenigen besonders Begünstigten gegeben ist, nachher mit Bestimmtheit und mit klarer Anschauung für das eintreten zu können, was sie während der Action wahrzunehmen glaubten. Man lasse nur zwei Berichterstatter, die nahezu denselben Standpunkt inne hatten, den detaillirten Hergang des nämlichen Gefechtsmoments erzählen, und man wird in der Regel auf ganz unausgleichbare Abweichungen stoßen. Das sind nicht absichtliche Täuschungen, mit denen man zu kämpfen hat, sondern durchaus unwillkürliche, hervorgerufen durch die Unzuverlässigkeit unserer Sinneswerkzeuge, sobald sie dem Einflusse psychischer Erregtheit anheimfallen. Der eine Beobachter gewinnt mit seinen Augen und Ohren effectiv Eindrücke, die oft in hohem Grade verschieden sind von denen, die sein Genosse entgegennahm. Noch mehr aber, als die Sinne dem Irrthum unterliegen, täuscht sich das Gedächtniß; es verwechselt die Momente mit einander und verschiebt ihren Zusammenhang. Einzelne, auf gewisse Augenblicke concentrirte Eindrücke sind zu überwältigend, als daß nicht unter den grellen Farben, welche sie trugen, das Bild der übrigen Erlebnisse in ein Halbdunkel träte. Hierzu kommt, daß Detailschilderungen nur dann vollständig zutreffend gegeben

werden können, wenn die scrupulöseste Feststellung und die genaueste Vergleichung der Zeitangaben ermöglicht waren. Irrungen von wenigen Minuten können zu Entstellungen führen, und wie unendlich schwierig es ist, gerade in dieser Beziehung volle Congruenz zu erlangen, das liegt auf der Hand.

Die Vorsicht, auf welche die Benutzung der von den Truppentheilen geführten Tagebücher verwiesen ist, findet in dem Vorstehenden ihre eingehendere Begründung. Die Detailschilderung ist aber wesentlich genöthigt, sich auf die dort niedergelegten Berichte zu stützen, ein Umstand, der um so bedenklicher wird, als das Gegenbild, wie es von feindlicher Seite zu entwerfen wäre, vollständig fehlt. Damit entgeht dem Darsteller der beste Prüfstein für seine Auffassungen; man möchte sagen, die Belastungszeugen sind wol gehört, aber nicht die Entlastungszeugen. Der Aussagen der letzteren wird sich aber ein Tribunal nicht entäußern können, dessen Autorität so allgemeine Anerkennung beanspruchen darf, wie das hier sprechende. Wenn es nun in seinem Referate die Details mit gleicher Bestimmtheit zeichnet, wie die großen Züge der Begebenheiten, so fehlt ihm dazu die ausreichende Berechtigung.

Alle diese Einwendungen würden indessen von minderem Gewichte sein, wenn es sich nur um eine einfache geschichtliche Darstellung handelte; aber mit der letztern verbindet sich, freilich nur indirect, aber darum nicht minder entschieden, die Austheilung von Lob und Ruhm. Das Maß der Ehren, wie es sich auf die einzelnen Truppentheile und ihre Führer auseinander legt, gewinnt in officiellen Veröffentlichungen bestimmteste Abgrenzung. Und wenn nun auch die tactvolle Vorsicht, welche in dieser Beziehung dem bis jetzt bekannt gegebenen Theile des Werks charakteristische Färbung verleiht, vollständig und lebendig anerkannt werden soll, so wird doch auch daran zu erinnern sein, daß gerade sie die Aufgabe im Auge haben muß, nie sich auf ein Gebiet zu verlieren, auf welchem sie nicht mehr im Stande ist, das Mitgetheilte als absolut richtig zu vertreten.

Auch die Gleichmäßigkeit der Bearbeitung leidet unter dem zu sehr ausgeführten Detail. Nicht allein, daß ein Mehr bei der einen Schlacht, ein Weniger sich bei der andern vorfindet, selbst innerhalb desselben Gesammtbildes erscheint der eine Theil ausgeführter wie der andere. Hier nur ein Beispiel: Das Grenadier-Regiment Nr. 11 hatte in der Schlacht von Vionville einen Verlust von 41 Officieren (unter denen 17 todt) und 1119 Mann (339 todt). Seinem Antheile an dem blutigen Ringen des Tags konnte nur eine halbe Seite Text zugewandt werden, weniger als an anderen Stellen einzelnen Compagnien. Man darf in dem beobachteten Verfahren den Wunsch erkennen, so viel zu geben, wie allerorts möglich war; hier sich Beschränkung auferlegen, würde wesentlich heißen: Gerechtigkeit üben.

Was von den Detailschilderungen der Gefechte gesagt ist, das gilt auch der lebhaften Vorliebe, welche während einzelner Zeitabschnitte des Krieges den Recognoscirungen und Patrouillen der Cavallerie zugewandt ist. Das hohe Interesse, welches der Einblick in das Werden der Conjuncturen bezüglich der feindlichen Maßnahmen und in das Feststellen der entsprechenden Entschlüsse bezüglich der diesseitigen Anordnungen darbietet, soll gewiß nicht unterschätzt

werden; aber nicht wenige der mitgetheilten Meldungen fallen als entweder unrichtig oder nur bestätigend kaum in's Gewicht. Das Zuviel belastet den Fluß der Darstellung und hemmt ihren gleichmäßigen Fortgang.

Es möchte scheinen, eine so weit durchgeführte Vereinzelung des Stoffs sei besser Monographien überlassen: in ihnen würde sie ganz am Platze und auch sehr willkommen sein.

Sieht man nun aber von dem Vorangeführten ab, so wird man die generelle Anordnung des gewaltigen Materials als ganz besonders gelungen begrüßen. Klar und anschaulich entwickeln sich die Begebenheiten aus ihrer Anlage und Einleitung. Die Uebergänge von einer Armee zur andern, von einem Operationsfelde auf das benachbarte oder das entfernter gelegene, vollziehen sich wie in selbstverständlicher Folge. Mit großem Geschicke werden die einzelnen Fäden der Darstellung, welche vorübergehend liegen bleiben mußten, von Neuem aufgenommen und weiter geführt. Die dann wieder eintretende Zusammenfassung der isolirt behandelten Gegenstände in größere Umrahmung zur rechten Zeit und am richtigen Orte stellt eine große Uebersichtlichkeit her. Die eingelegten Reflexionen greifen stets unmittelbar auf die zunächst behandelte historische Darstellung zurück, sind schlichtverständlich und einfach sachlich; sie heben die der Erfahrung abgewonnenen oder von ihr beseitigten Principien der Strategie und Taktik präcis und ungekünstelt hervor und bieten reiche Belehrung in ansprechender Form. Auch alle Hilfsmittel, welche zu vollem Genügen vorhanden sind, um in jedem Augenblicke Orientirung zu gewähren, ergeben sich, sei es in Zurückweisungen auf früher Besprochenes, sei es in Terrain- und Operationsskizzen, oder in Gefechts- und Schlachtplänen, oder endlich in Uebersichtskarten als sehr zweckentsprechend. Statistische Nachweisungen und andere Anlagen vervollständigen das Ganze durchaus im Sinne seines Gesammtzwecks.

Der erste hier näher zu besprechende Theil des ganzen Werks ist in neun Heften erschienen und enthält die „Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs". Gewiß ist der gemachte Abschnitt der Zeit nach durchaus an die richtige Stelle gelegt. Auffallend ist nur, daß man, dem Titel nach zu urtheilen, in der Katastrophe des empire das Motiv für diese Abscheidung gefunden zu haben scheint. In Wirklichkeit ist sie damit kaum anders als zufällig verbunden. Der am Schluß des neunten Heftes gegebene „allgemeine Ueberblick des deutsch-französischen Krieges bis Anfangs September" stellt auch jenen Sturz des Kaiserreichs durchaus in den Hintergrund, er sagt:

> „Mit dem Ausgange der gewaltigen Kämpfe bei Sedan und Noisseville,
> „in welchen die geschulten Heere des französischen Kaiserreichs zum
> „letzten Male das freie Feld gehalten hatten, gelangte der
> „Krieg an einen entscheidenden Wendepunkt."

Das Verschwinden der geschulten Heere Frankreichs aus dem freien Felde bildet das entscheidende Kriterium für den Abschnitt, nicht der Sturz des Kaiserthums. Hätte die nach dem 4. September eintretende Regierung noch geschulte Heere außerhalb Paris und Metz besessen, sie hätte sie gewiß zur Verwendung gebracht, ebenso wie, wenn Napoleon bei Sedan nicht Gefangener geworden wäre und in Paris die Regentschaft der Kaiserin sich gehalten hätte, der oben

klar und bestimmt bezeichnete Wendepunkt doch eingetreten wäre. Die Mobilgarden waren noch unter dem Kaiserthum in Activität gerufen, Neuformationen waren eingeleitet, die Organisation der garde nationale sédentaire, selbst die Bildung von Franc-tireurs-Corps waren genehmigt. Man kann, wenn alle diese im weitern Verlauf des Krieges die Hauptbestandtheile der auftretenden Heere bilden, nicht sagen, daß sie es thun als charakteristisch der Republik zugehörig. Wenn aber mit jener entscheidend gestaltenden Thatsache der Sturz des Kaiserthums nicht bedingend, sondern nur allgemein der Zeit nach zusammenfiel, so hätte er wol kaum als die Grenzmarke für einen Hauptabschnitt der „Geschichte des Kriegs" hingestellt werden dürfen, und das um so weniger, als die letztere, wie sie hier vorliegt, wesentlich davon abstrahirt, auch die politische Seite des großen Kampfes zu behandeln. Es wäre glücklicher gewesen, wie es in dem erwähnten „Ueberblick" geschehen, auch im Titel einfach den Anfang des Monats September als absonderndes Zeitmoment zu adoptiren. Der decorativen Draperie mit dem fallenden Kaisermantel bedurfte es wol kaum.

Auch die Einleitung, welche dem bedeutungsvollen Gesammtwerk vorangestellt wurde, dürfte kaum der tiefgreifenden Großartigkeit des Conflicts, dessen Austrag nunmehr zu schildern ist, gerecht werden. Obwol sie in die Politik hinübergreift, ignorirt sie den principiellen Gegensatz, in welchen das katholische und unter dem empire mehr und mehr den ultramontanen Einflüssen unterliegende Frankreich zu Deutschland getreten war, als sich dieses anschickte, seine engere Einigung unter dem Schutze einer protestantischen Vormacht zu vollziehen. Das Ausscheiden der katholischen Präsidialmacht Oesterreich aus dem deutschen Bunde schuf nicht allein in Deutschland eine anderweitige Vertheilung von Macht und Einfluß; es verschob in Europa überhaupt die Gewichtsverhältnisse, nach denen bis dahin den staatlichen Vertretern der beiden Confessionen bestimmende Bedeutung zugemessen war; es veränderte die Stellung Preußens und Deutschlands zu Rom und zu Frankreich viel weitergehend, als nur auf dem Felde, auf welchem über sie ausschließlich die reale Entwicklung der Wehrkraft entscheidet. Man darf doch bei derartigen Erörterungen nicht vergessen, daß die mit dem Ausbruche des Krieges fast zusammenfallende Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit in der katholischen Welt seit Jahren vorbereitet wurde, und wesentlich gegen den Protestantismus, der nach ultramontanen Begriffen mit der Revolution synonym ist, ihre Spitze zu kehren bestimmt war. Unter dem angedeuteten Gesichtspunkte aber mußte Frankreich die eminente und in stetem Anwachsen begriffene Steigerung, welche Preußens activer Kraft, sowol durch die Reorganisation seiner Wehrverfassung, als durch die Annectirung großer volkreicher Provinzen zuwuchs, als eine Beengung seiner Pläne und eine Bedrohung seiner Position ansehen. Der wachgerufene Gegensatz wurde fort und fort durch die zunehmende Consolidirung der preußisch-deutschen Gestaltungen gereizt und geschärft. Die „französische Eigenliebe", welche von der Einleitung des Generalstabswerks hervorgehoben wird, wirkte gewiß schürend und treibend, dem empire entging es auch nicht, daß es ein glücklicher Krieg zum Herrn seiner im Innern Frankreichs bedroht erscheinenden Situation gemacht haben würde, aber die eigentlichen Motive der französischen

Politik waren viel inhaltreichere, und wurden durch eine tiefer erfassende Beurtheilung der Verhältnisse bestimmt, als sie in jenen beiden Momenten Ausdruck findet. Die Eigenliebe der Nation war dem Kaiserthum mehr Mittel für seine Zwecke als treibende Kraft für seine Action, und die Befestigung seines Regimes galt als eine Frucht, welche man mit dem Erreichen des andern großen Ziels, dem Niederwerfen der protestantischen in den Vordergrund tretenden Großmacht, als selbstverständliche, aber nicht minder willkommne Zugabe in den Schooß geworfen erhielt.

Daß man sich auch preußischer Seits dieses principiellen Gegensatzes zu Frankreich und seiner andauernden Steigerung bewußt war, daß man sich mit allen Kräften darauf vorbereitete, ihn eventuell durchzukämpfen, und daß man unablässig auf der Wacht stand, um zu verhüten, daß die Initiative nicht plötzlich der Hand entwunden werden möchte, das beweist auf's Sprechendste das berühmte, schon im Winter von 1868 auf 1869 entworfene Memoire des Generals von Moltke, wie es seinem wesentlichen Inhalte nach in dem ersten Hefte des Generalstabswerks mitgetheilt wird. Seine ganze Haltung, seine Entschiedenheit und Klarheit sind der Ueberzeugung entwachsen, daß der Krieg unabwendbar und nahe bevorstehend sei.

Wenn nun scheinbar ganz unerwartet die Annahme der spanischen Königskrone seitens des Erbprinzen von Hohenzollern zum provocirenden Anlasse der Krisis wurde, so wäre es höchst interessant gewesen, wenn man durch die besprochene „Einleitung" hätte erfahren können, wie denn der Leiter der preußischen Politik, der Kanzler des norddeutschen Bundes, zu jenem Schritte des Prinzen gestanden. Sah der Kanzler in ihm nur den harmlosen Act persönlichen Ehrgeizes, oder war er sich dessen gewärtig, daß Frankreich das politische Hervortreten eines Prinzen der Dynastie Hohenzollern als einen Ausfluß der Aggressive Preußens betrachten würde? Die zweite Auffassung möchte näher liegen, als die erste.

Zu dem Ansprechendsten des im gesammten ersten Theile des Generalstabswerks Dargebotenen gehört die Parallel-Besprechung der beiden feindlichen Armeen, ihrer Operationspläne und ihres Aufmarsches bis zum 31. Juli. Auf französischer Seite hatte der sehr begabte Kriegsminister, Marschall Niel, die in der Heeresorganisation seit Jahren eingetretene selbstgefällige Stagnation nur theilweise beseitigen können. Sein Nachfolger, der Marschall Le Boeuf, läßt Leitung und Ausnutzung der an sich glänzend ausgezeichneten Elemente einem bis zur Frivolität gesteigerten Dilettantismus verfallen. In immobilem Zustande sind die einzelnen Heerestheile aus ihren Garnisonen und Lagern an die Grenze abgerückt, und in wahrhafter Verkennung der Wirklichkeit erklärt Le Boeuf die Armee für vollendet kriegsbereit, während Ergänzungs-Personal wie Material in größter Verwirrung ihre Bestimmungsorte unter Schwierigkeiten und Aufenthalten zu erreichen streben. Ein Kriegsplan, im Kopfe des Kaisers entstanden und wesentlich bewahrt, vergißt über weit aussehende politische Suppositionen die unmittelbar vorliegende militärische Situation, rechnet nur mit einer sich passiv verhaltenden preußischen Armee, und vernachlässigt, indem er ausschließlich die Offensive in's Auge faßt, sowohl die Prüfung des in den Zuständen des

Heeres beruhenden inneren Widerstandes, auf welchen dieselbe stoßen mußte, als auch die Erwägung, wie sich denn eine von außen aufgezwungene Defensive zu gestalten haben würde. Die Armee bleibt ohne feste Gliederung, der Mechanismus der Befehlsführung ist von vornherein ungeregelt und ohne durchgreifend bestimmenden einheitlichen Mittelpunkt. Und wie im Frieden die Kenntniß der deutschen Organisation und der ihr entwachsenden Resultate hintenan gesetzt und unbeachtet geblieben war, so tappen jetzt angesichts der sich von Stunde zu Stunde steigernden Spannung die französischen Heerführer, wie ihre Truppen umher, ohne irgend welche Anschauung von dem zu haben, was auf der ganzen breiten Front ihnen gegenüber sich vorbereitet.

Dem entgegen walten auf deutscher Seite, wohin man blickt, planvolle Einsicht und gesammelter Ernst. Die umfassendste und concentrirteste Vorbereitung auf den nun wirklich eingetretenen Kriegsfall gestattet die Unterlassung jeder partiellen Maßnahme, bis daß zum entscheidenden Momente Zug um Zug mit unverrückbarer Präcision die allgemeine Rüstung sich vollziehen kann. Mit den Erweiterungen der preußischen Macht und des preußischen Einflusses war die Wehrordnung Schritt für Schritt ergänzt und vervollständigt worden; sie sicherte die unbedingte Verfügung über eine numerische Ueberlegenheit, sobald nur die in ihr vorgesehenen Maßnahmen zum Abschluß gebracht werden konnten. Dem bis in's Detail hinein ausgearbeiteten und als unabänderliche Richtschnur bekannt gegebenen Mobilmachungsplane ist eine festgegliederte Organisation des Transportwesens angeschlossen; Eisenbahnfahrpläne sind mit sorgsamster Gewissenhaftigkeit auf dem Laufenden erhalten. Ein Kriegsplan liegt vor, einfach, durchsichtig und sachgemäß; seine Bestimmungen, so durchdacht und wohlberechnet sie sind, erscheinen wie selbstverständlich und allein zulässig. Nur das unmittelbar sich bietende Operationsziel im Auge, die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und, wo sie gefunden würde, mit concentrirter numerischer Ueberlegenheit anzugreifen, ist der Calcul mit weisester Vorsicht zunächst nur auf die Kräfte des norddeutschen Bundes gestellt, sind alle weitern Conjuncturen bei Seite gelassen. Der Zuwachs an Macht, den dann in Wirklichkeit die süddeutschen Staaten geben, fügt sich ohne Reibung und Bewegung an richtiger Stelle verstärkend ein. Die dem strategischen Aufmarschterrain sich anpassende Dreitheilung der Armee gibt innerhalb desselben sofort die sicherste Handhabung der sich ansammelnden sehr großen Massen. Auf der ganzen Linie entzieht ein Schleier von Posten dem Feinde den Einblick, nehmen vorgetriebene Abtheilungen Fühlung mit seinen Kräften und Maßnahmen; beide letzteren aber sind mit kenntnißvoller Voraussicht berechnet und abgewogen. Und als dann die Besorgniß sich geltend macht, daß feindliche Angriffsbewegungen im Centrum eine augenblickliche Störung für den Aufmarsch desselben hervorrufen könnten, wird es, ohne irgend Friction herbeizuführen, zurückgehalten, um nicht eher in der gewählten Front zu erscheinen, als bis es vollzählig und vollgerüstet dort aufzutreten im Stande ist.

So verliert denn der französische Kriegsplan, der die „Ueberlegenheit des Gegners durch Schnelligkeit der Bewegung ausgleichen" wollte, ohne jeden Schwertstreich allen Inhalt. Er scheitert, noch bevor die Einleitung zu seiner

Ausführung verwirklicht war, an dem Mangel eigener Bereitschaft, an der dadurch hervorgerufenen Verspätung und Unentschlossenheit, und im Gegensatze dazu an dem festgeschlossenen Gleichschritt der deutschen Maßregeln. Am 31. Juli schon stehen dem etwa geplanten Angriffe des Feindes überlegene Massen gegenüber, rechts die erste Armee, den rechten Flügel hinausgeschoben bis Trier, in der Mitte zurückgehalten die zweite Armee zwischen der Nahe und dem Rhein bei Mannheim; links, nach Süden vorgreifend zu beiden Seiten des Rheins, die dritte Armee hinter der Grenze der Pfalz und in gleicher Höhe mit derselben. Am 3. August war im Wesentlichen für die drei Armeen Operationsbereitschaft erreicht; zu ihrer Verstärkung war der Transport von drei weiteren preußischen Armee-Corps eingeleitet. Die Frist des defensiven Abwartens ist verstrichen, die Operationen können beginnen.

Mit der Umgestaltung der Situation an der Westgrenze sind denn auch die weitgehenden Pläne der Franzosen gegen die deutschen Küsten gefallen; die Einschiffung von Landungstruppen unterbleibt, die dänische Neutralität wird anerkannt, selbst die Flotte an sich ist in ihrer Thätigkeit gehemmt.

Alles das ist im Referate des Generalstabs klar und anschaulich vorgeführt; nirgends werden Lücken innerhalb der dargelegten Entwicklung fühlbar; nur eine Frage taucht auf und bleibt unerledigt. In dem Kriegsplan von 1868—1869 wird über drei preußische Armeecorps nicht verfügt; es muß angenommen werden, daß man aus Ursachen, die keine Erörterung finden, beabsichtigte, sie im Osten zurückzuhalten. So geschah es denn auch jetzt bei der wirklichen Ausführung des Plans; nicht von vornherein, erst später, am 4. und 5. August wurden jene Corps den drei Armeen zugetheilt. Welche Gründe sprachen für die Reservirung, und welche Umstände ließen es zu, daß von derselben Abstand genommen wurde? Rücksichten, welche ihren Ausgang von einem Kriege gegen ein isolirtes Frankreich nahmen, können kaum bestimmend gewesen sein; die Theorie der strategischen Reserven ist von der Praxis des ersten Napoleons längst beseitigt worden. Hier muß die Politik mitgeredet haben. Dachte man vielleicht an Verwicklungen mit Oesterreich? War es nicht möglich, in dieser Beziehung Aufschluß zu geben? Die Strategie kann nicht anders, als ihre Entwürfe auf politischer Grundlage gestalten; man gewinnt daher nur dann vollen Einblick in den strategischen Aufbau, wenn für jene Basis volles Licht erlangt ist.

Wir werden nun auf den Standpunkt des mit dem 2. August in Mainz eintreffenden großen deutschen Hauptquartiers versetzt. Die Terrainformen des Operationsfeldes, welche vor ihm in großer Mannigfaltigkeit zwischen der „trouée de Belfort“ bis zur unteren Saar ausgebreitet liegen, jede von der anderen verschieden, und alle vielfach in Abschnitte getheilt, werden kurz und doch charakteristisch geschildert. Die Saar und dahinter die Mosel bilden die beiden Linien, deren Gewinnung zuerst angestrebt werden muß. Man weiß, daß zwischen ihnen die französische Armee in zwei Hauptgruppen, vorwärts Metz und ohnweit Straßburg, auseinander gehalten ist; man sagt sich, daß die nächsten Bewegungen der letzteren ihrer Vereinigung gelten werden; in welcher Richtung wird diese zu suchen sein? Man wollte sich Gewißheit an Stelle der Supposition gewinnen. Die 3. Armee erhielt zu dem Ende Befehl, ihre Gesammtkräfte auf dem linken

Rheinufer zu vereinigen, sich gegen Süden zu wenden und die Lauter zu überschreiten. Zog sich die jenseits vermuthete südliche Heeresgruppe des Feindes nach Norden zur nördlichen heran, so sollten ihr die deutschen Corps dicht auf den Fersen folgen, damit sie bei der Entscheidungsschlacht gegen den vereinigten Gegner an dem gemeinsamen Kampfe Theil nehmen könnten. Eine großartige Umfassung des Feindes war das zu erstrebende Endziel.

Der Vormarsch der 3. Armee gegen die Lauter am 4. August eröffnete die Siegesbahn des deutschen Heeres. Der Feind war nicht abgerückt; er hatte verhältnißmäßig geringe Kräfte, die Division Douay, isolirt bis Weißenburg vorgeschoben; sie wurde in Front und rechter Flanke von überlegenen Massen angegriffen und gänzlich über den Haufen geworfen. Ihr eiliger Rückzug wies darauf hin, in welcher Richtung das Gros der französischen Südgruppe zu finden sei. Die 3. Armee hatte ihre Front gegen Westen zu kehren, sich in dieser Richtung breit entwickelt vorzuschieben. Schon zwei Tage später, am 6. August, konnte sie mit nahezu vereinter Kraft die eigentliche Stärke des Gegners treffen und schlagen.

Nicht in gleicher Weise einfach gestalteten sich die Verhältnisse im deutschen Centrum und auf dem rechten Flügel. Die 2. Armee mußte zuvörderst in gleiche Höhe mit den beiden Armeen auf ihren Flügeln geführt werden; die Zusammenwirkung der drei Armeen war momentan gehemmt. Der am 2. August mit verhältnißmäßig erheblichen Kräften und mit einer gewissen Ostentation in Scene gesetzte französische Angriff gegen die bei Saarbrücken aufgestellten Vorposten der 1. Armee gab im Vereine mit anderweitigen Wahrnehmungen und Meldungen der Eventualität eines gegnerischen Offensivstoßes erhöhtes Gewicht. Nach zwei Seiten hin war Besorgniß wachgerufen; einmal, die 1. Armee auf dem rechten Flügel und damals nur aus zwei Corps bestehend könne vereinzelt einem Angriffe überlegener Massen ausgesetzt sein; sodann, die vorwärts der „Waldzone von Kaiserslautern" geplante Versammlung der 2. Armee möchte gefährdet werden. Um jedenfalls Herr der Situation zu bleiben, wurde die 1. Armee am 4. August gegen den rechten Flügel der 2. Armee herangezogen; sie sollte einer Seits ohnweit Tholey bereit sein, gegen die linke Flanke des Feindes einzuwirken, wenn ihm die zunächst verfügbaren Kräfte der 2. Armee schon jenseits des Gebirges Stand hielten, sie konnte anderer Seits in diesen letzteren die nothwendige Verstärkung finden, wenn sich der feindliche Vorstoß gegen sie wenden sollte.

Indessen gelangte die 1. Armee in Folge dieser ihrer Bewegung nach links mit erheblichen Theilen auf die Anmarschlinie des rechten Flügels der 2. Armee — St. Wendel — Neunkirchen — St. Johann. — Als der französische Vorstoß nun ausblieb, die auf wenige Straßen im Gebirge beschränkten Colonnen der 2. Armee ihr allmäliges Einrücken in die vorgezeichnete Front unbeirrt fortsetzen konnten, um so mehr aber des Aufmarschraumes bedurften, mußte die 1. Armee am 5. August wiederum rechts geschoben werden. Es war nicht zu vermeiden, daß in Folge dieses Hin und Her die Auffassung des vom großen Hauptquartier eigentlich Beabsichtigten getrübt wurde. Der Commandirende der 1. Armee, General von Steinmetz, hatte geglaubt, der 2. Armee viel nütz-

licher sein zu können, wenn er durch einen Vormarsch gegen die Saar zu beiden Seiten von Saarlouis feindliche Kräfte auf sich und von jener ab gezogen hätte; er hatte nur ungerne Pläne, die er in diesem Sinne entworfen und eingeleitet, aufgegeben. Jetzt sah seine Armee sich unwillkürlich vom rechten Flügel der 2. Armee überholt, ja bedroht, vom Feinde abgedrückt zu werden; sie verlangte darnach, in Berührung mit ihm in und um Saarbrücken zu bleiben. Eine Anhäufung von Truppen auf den gegen diesen Punkt convergirenden Straßen trat an die Stelle der früheren weitgreifenden Ausbreitung nach rechts. Alles das waren Momente, die den Vorgängen am 6. August bei Spicheren ihr Gepräge gaben.

An diesem Tage sollte die 2. Armee hinter dem Vorhange, den ihre Cavallerie gezogen, mit vier Armeecorps in der Linie Neunkirchen — Zweibrücken stehen, zwei andere dicht dahinter als Reserven. Im großen Hauptquartiere beabsichtigte man, sobald dies erreicht sein würde, sich abwartend zu verhalten, an der Saar die französische Armee so lange zu fesseln, bis daß das Vorschreiten der 3. Armee wirksam werden könnte, dann aber die Entscheidungsschlacht zu suchen. Man wünschte zu derselben, ähnlich wie 1866 bei Königgrätz, möglichst alle Kräfte heranführen zu können. Bis dahin entsprach das bereits Erreichte der im Kriegsplane begründeten Anlage. Initiative und Vorsicht hatten sich gegenseitig glücklich im Gleichgewicht gehalten.

Das Generalstabswerk schildert die skizzirten Hergänge, wie sie unter dem Gewirre von Nachrichten aus dem Wechsel der von der Unbestimmtheit der Situation aufgedrängten Erwägungen endlich zur Verwirklichung gelangten, in allen ihren Phasen und mit mannigfachen Zwischenfällen. Die Darstellung gibt das volle Bild des Werdens, so verwickelt, wie es sich im Kriege thatsächlich gestaltet. Der Abend des 5. August wird um so mehr zu einem Abschnitte, als für diesen Tag auch französischer Seits wesentliche Maßnahmen zu verzeichnen waren. Der Kaiser hatte nach Eingang der Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Treffens bei Weißenburg es als nothwendig anerkannt, endlich eine bestimmtere Heeresgliederung eintreten zu lassen. Er hatte die Südgruppe, das 1., 5. und 7. Corps, unter die Befehle des Marschalls Mac Mahon gestellt, dagegen innerhalb der Nordgruppe das 2., 3. und 4. Corps dem Obercommando des Marschalls Bazaine anvertraut, sich selbst aber als Höchstcommandirenden die Verfügung über die Garden, welche hinter den zuletzt genannten Corps vorwärts Metz standen, vorbehalten. Marschall Canrobert organisirte bei Chalons das 6. Corps. —

Der 6. August brachte auf beiden deutschen Flügeln, bei Wörth und Saarbrücken Entscheidungen von großer Tragweite; dort, wenn auch dem Zeitmomente nach noch nicht gesucht, doch vorbereitet und planmäßig gewonnen; hier, gegen Absicht und Wunsch unberechneter Verwicklung mühsam abgerungen. Die im Referate des Generalstabs gegebene, nach Zeit und Ort mit großem Geschick gegliederte Vorführung beider Schlachten läßt sich das Kämpfen und Siegen der deutschen Truppentheile, bis in ihre kleinsten Abtheilungen hinein, an den Stellungen des Gegners und, soweit dieselben bekannt wurden auch an seinen Gegenwirkungen, durchgängig objectiv faßbar, ja in einzelnen Momenten lebens-

warm entwickeln. Nur wo das anhaltende Gefecht den taktischen Zusammenhang der Truppen vollständig löste, und allein noch die Brocken und Reste, neu zusammengeballt, hier ausharrend den Vorstoß frischer feindlicher Kräfte abweisen, dort zum letzten niederstreckenden Streiche anlaufen, verzichtet die Berichterstattung darauf, die vereinzelten Elemente durch das Gewühl hindurch zu geleiten. Die Bedenken gegen das Zuviel in dieser Richtung sind bereits erörtert; sie lassen sich nicht beseitigen, selbst wenn eine Reconstruirung der Vorgänge in Gemäßheit der Darstellung und unter Anhalt der Pläne die Möglichkeit, daß sie so verlaufen, bis in's Detail hinein annehmbar macht. Jedenfalls ist ein sehr zutreffendes Bild von den Formen gegeben, zu denen die bestimmenden Einwirkungen des Personals, welches ficht, und der Bewaffnung, womit es ficht, unsere moderne Fechtweise in nothwendiger Folge gestalten müssen. Man kann nur wünschen, daß ebenso klar, wie hier die Berichterstattung in ihrer Objectivität spricht, sie ihren Wiederhall finden möge in den Anordnungen für Truppengliederung und Truppenausbildung, von welchen nunmehr die Gefechtsformen werden den Ausgang zu nehmen haben.

Hält man die Darstellung der beiden Schlachten neben einander, so fällt es sofort in's Auge, daß nur für die bei Spicheren auch zusammenhängende Nachrichten über das, was beim Feinde geschah, zur Verfügung standen. Bezüglich des Kampfes bei Wörth sind es nur die erste gegnerische Aufstellung und die Angriffe der Cavallerie, welche nach französischen Quellen skizzirt wurden. Es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand bedingend für eine leicht erkennbare Verschiedenheit der Zeichnung in den beiden Schlachtenbildern wird; die Conturen des einen müssen der Natur der Dinge nach sicherer und deutlicher hervortreten, als die des anderen. Der Unterschied wird nur dadurch gemindert, daß die gegnerischen Nachrichten, auch da, wo sie vorhanden sind, sich nur auf generelle Angaben beschränken. —

Wenn der Verarbeitung des Stoffes nirgends eine eingehende directe Kritik beigegeben wird, selbst nicht nach derartig drastisch herausgehobenen Begebenheiten, als welche Schlachten von Abmessungen erscheinen, wie sie die bei Wörth und Spicheren darbieten, so entspricht das vollkommen dem objectiven Standpunkte, der für das Referat des Generalstabes gewählt wurde. Aber damit ist das eine der großen Endziele jener Arbeit, nämlich das, die wissenschaftliche Ableitung der Theorie von der Erfahrung in richtige Wege zu leiten, in den Schatten gestellt. Kritik ist an und für sich nicht Tadel; sie würde in dem vorliegenden Falle sich darzustellen haben einmal, als Erörterung des Geschehenen unter der Beleuchtung, welche ihm bis dahin als richtig anerkannte Principien zuwenden, und sodann umgekehrt, als Modificirung resp. Neugestaltung dieser Principien gemäß der Macht der Thatsachen. Dankbar wäre es entgegenzunehmen gewesen, wenn die „Schlußbetrachtung", welche der Berichterstattung über die beiden Schlachten angefügt ist, in dieser Richtung Vollständigeres enthielte, wie es thatsächlich der Fall ist, und das um so mehr, als sich gegen die aufgestellten Sätze gewichtige Bedenken erheben lassen.

Die „Schlußbetrachtung" sagt von beiden Affairen, daß sie, aus dem Heranbrängen der Vortruppen entstanden, eine für den Tag noch nicht beabsich-

tigte Entscheidung gegeben; sie entwickelt sodann, daß unterscheidend für beide nur das Moment geworden wäre, daß bei Wörth der Feind als *standhaltend* gewußt gewesen und die Einleitungen zur Schlacht bereits 24 Stunden vorher getroffen waren, daß aber bei Spicheren der Gegner im *Rückmarsche vermuthet* wurde, und daß man demgemäß instinctiv in vorderster Linie zum Angriff gegen ihn überging, um ihn festzuhalten oder wenigstens um die Fühlung mit ihm nicht zu verlieren. Es kann dies als charakteristisch zutreffend anerkannt werden, nur ist dabei vergessen, zu dem einen Momente, das bei Wörth hervorgehoben wurde — *die Einleitungen zur Schlacht waren getroffen* — das Gegenbild bei Spicheren zu fixiren. Dies bestand nun darin, daß — *die Einleitungen zu einer Schlacht vollständig fehlten*. — Legt man auf diesen Gegensatz das Hauptgewicht, wie denn das „Herandrängen der Vortruppen" und ihrer Führer wesentlich von der Gesammtsituation den Ausgang zu nehmen hat, dann gelangt man zu einem Vergleiche, der dort das höchste Verständniß zur Handlung übergehen sieht, hier ein „instinctives" Wagniß herausfühlt, das doch wol noch mehr einsetzte, als nur „einen vereinzelten Mißerfolg", wie die Schlußbetrachtung vermeint. In welche Lage kamen denn die sämmtlichen deutschen Truppen, welche die Saar bei Saarbrücken überschritten hatten, wenn die Divisionen des französischen 3. Corps ihre Pflicht thaten, und gleich denen ihres Gegners dem kämpfenden Genossen, hier dem 2. Corps, die Hand reichten? Und ferner: die Anklage gegen Bazaine, wie sie die Acten seines Processes enthalten, weist nach, daß, wenn der Marschall am 6. August mit Eintritt des deutschen Angriffs den Entschluß zur Aufnahme der Schlacht mit seiner ganzen Armee gefaßt hätte, die französische Heeresleitung im Stande gewesen wäre, am 7. August nach und nach drei vollständig frische Corps in nächster Nähe des Schlachtfeldes zu concentriren; würden gegen eine solche Macht die Tags vorher stark angegriffenen drei preußischen Corps sich haben behaupten können? und was konnte zu ihrer Unterstützung vom 1. und 4. Corps herangebracht werden, wenn auch am 7. August noch keine einheitliche Leitung der Deutschen Armee gegenüber einer neu und unvorbereitet an sie herantretenden Eventualität bestellt worden war?

Die Vorbereitung zur Schlacht war bei der 3. Armee vor Beginn des Engagements in allen Beziehungen vollendet. Die Zusammenfassung überlegener Kräfte, die Breite ihrer Front, welche ermöglichte, sie sämmtlich rechtzeitig zur Entwicklung gelangen zu lassen, das sich darbietende Schlachtfeld, welches die „ausgiebigste" Verwendung aller Waffen zuließ, die frühe Tageszeit, das einheitlich bestehende Commando, kurz alle Verhältnisse, wie sie die Schlußbetrachtung als charakteristisch günstig für unsere Waffen bei Wörth darlegt, gaben daselbst dem Verlangen nach Entscheidung vollste Berechtigung. Das bekannte Schwerin'sche Wort: „Frische Fische, gute Fische", mit dem der Feldmarschall vor der Prager Schlacht den Angriff empfahl, fand nie eine bessere Bestätigung, als gerade hier. Und umgekehrt, weil alle die Vorbedingungen, welche bei Wörth der Ausnutzung des Moments den Sieg als reife Frucht versprachen, den Höhen von Spicheren gegenüber fehlten, weil ferner die Vorbereitung zur Schlacht, die dort beendet, hier im Werden, weil die 2. Armee noch

im Aufmarsch, der weitgreifende Operationsplan in der Entwicklung begriffen war, deshalb entsprachen der Situation vorwärts Saarbrücken ganz bestimmt ausgesprochen: Vorsicht und Zögern.

Motiv und Tendenz wurden dem Angriffe gegen die Höhen von Spicheren nicht, wie die Schlußbetrachtung hervorhebt, durch das Verlangen gegeben, den Feind dort festzuhalten, sondern vielmehr durch den Wunsch, ihn von dort vollends zu vertreiben. Es ist die herrlichste Bewährung einer Armee, wenn jeder einzelne Führer seine Entschlüsse auf die todesmuthige Hingebung nicht allein seiner, sondern aller Truppen und auf das „kameradschaftliche Einstehen eines Führers für den andern" aufbauen kann; aber die oberste Heeresleitung wird doch mehr wie erschwert, wenn nicht eine behutsame Scheu vor der Störung ihrer Pläne jenen beiden Momenten zur Seite steht. Gerade in dieser Beziehung muß die Richtigkeit der Behauptung angefochten werden, wenn gesagt ist, die höheren Anordnungen seien bei Spicheren nicht durchkreuzt worden. Es heißt das, sich in Widerspruch setzen mit der eingehenden Darlegung, welche als Gipfel der Maßnahmen des Großen Hauptquartiers während der vorangegangenen Tage hinstellt: „Allgemeine Offensive ist beabsichtigt." Im Gegensatz dazu machte die vereinzelte Offensive die Durchführung dieser Absicht für den Augenblick unmöglich. —

Wenn bei Wörth die Vorbereitung zur Schlacht sich dahin bewährte, daß, trotz ihres improvisirten Beginns, die einfache, mit Ausnahme zweier Momente zutreffend erfolgende tactische Durchführung der Anlage planmäßiges Gelingen zu Wege brachte, so zwang die Situation bei Spicheren allen Maßnahmen, zu denen das Erforderniß des Augenblicks die nachrückenden Unterstützungen trieb, wesentlich den Charakter des Unzusammenhängenden, Dispositionslosen auf. Und wenn so bei Wörth eine geschickte Leitung die unübertroffene Bravour der Kämpfenden zu glänzenden Triumphen führte, so gelangte die aufopferndste Hingebung der Führer bei Spicheren nur dazu, dem Muth und der außerordentlichen Ausdauer ihrer Truppen die Behauptung des Schlachtfeldes zu sichern.

Auch der Annahme der Schlußbetrachtung, daß die Armee des Marschalls Bazaine am 7. August unter dem Eindrucke der Nachrichten von Wörth an sich schon den Rückzug angetreten haben würde, und so, abgesehen von dem Angriffe am 6., „voraussichtlich die Mosel erreicht" hätte, „ohne vorher durch die Niederlage eines ihrer Corps Einbuße zu erleiden," kann so unbedingt nicht beigetreten werden. Zunächst darf man der vor der Schlacht gehegten Absicht, das zweite Corps nach St. Avold zurückzunehmen, keine andere Auslegung geben, als daß damit eine engere Concentrirung der ganzen Armee erreicht werden sollte. Dann aber war der Kaiser, wie dies auch an anderer Stelle das Referat des Generalstabs selbst anführt, derartig abhängig von der öffentlichen Meinung, daß er es nicht hätte wagen mögen, ohne einen ostensiblen Grund das Land bis zur Mosel aufzugeben. Auch aus dieser Erwägung wird keine Berechtigung für den Angriff der 14. Division abzuleiten sein; sein einziger Rechtsanspruch datirt vom Erfolge, und das ist allerdings im Kriege ein sehr gewichtiger und durchschlagender. Der Erfolg hat zu Gunsten der ergriffenen Initiative plaidirt; ohne denselben würde sie verurtheilt worden sein. Erörtern zu wollen, welche

Entwickelung die Dinge genommen hätten, wenn die erstrebte „allgemeine Offensive" zur Reife gelangt wäre, würde als müssiges Beginnen erscheinen. Darum darf aber nie vergessen werden, daß der einzelne Erfolg, so enorm seine Bedeutung als praktisches Resultat sein kann, der wissenschaftlichen Kritik gegenüber nur von sehr bedingtem Werthe ist. Die letztere entnimmt ihre Resultate einer größeren Zahl übereinstimmender Erfolge. —

Von jenen beiden Vorgängen, die, wie erwähnt, bei Wörth nicht im Einklange mit der Tendenz der Gesammtanordnung blieben, bestand der eine in dem durch einen ausdrücklichen Befehl des Obercommando's herbeigeführten Abbrechen des bei der vierten bayerischen Division selbständig entrirten Gefechts. Die obere Führung hemmte hier das „Herandrängen der Vortruppen", welches ihr unzeitgemäß schien, weil sie den überwiegenden Werth auf den vollen Abschluß der Vorbereitung zur Schlacht legte. Aber so zweckentsprechend war die Gesammtanlage entworfen, daß die durch den Austritt des rechten Flügels aus der Linie der Fechtenden hervorgerufenen Schwierigkeiten ohne nachtheilige Folgen blieben; das erste bayerische Armeecorps, in voller Bereitschaft herangebracht, konnte für die später beschlossene Durchführung der Schlacht die Ausgleichung des erlittenen Ausfalls rechtzeitig übernehmen.

Mehr zu beklagen war die zweite Abweichung von dem für die Eventualität des Schlagens Vorgesehenem; die Heranbeorderung der Cavallerie-Reserve war unterblieben. So mußte denn an ihrer Statt untergeordneteren und zum Theil sehr ermüdeten Reiterabtheilungen die unmittelbare Verfolgung übertragen werden. Wer aber die Erzählungen der Augenzeugen vernommen, in welcher Verfassung die französischen Truppen den Rückzug auf Zabern bewirkten, dem kann die Ueberzeugung nicht fern geblieben sein, daß hier ein reiches Feld der Ernte für jene Cavallerieresерve bereit lag. Sie suchte das ungern Versäumte durch einen zum Theil in der Nacht zurückgelegten Marsch wieder einzuholen; sie gewann auch kurz vor Zabern die Fühlung mit dem Feinde, gab sie aber wieder auf, als in später Abendstunde ihr Lager bedroht schien. Als dann das französische Heer während der Nacht zum 8. August den Rückzug fortgesetzt hatte, blieb die Berührung mit ihm dauernd unterbrochen. —

Bei Spicheren hinderten das nächtliche Dunkel und die überaus ungünstige Bodenbeschaffenheit an der Ausbeutung des Sieges durch die anwesende Cavallerie. Dennoch war auch hier das Erlangte bedeutender, als man am Abend des blutigen Tages geglaubt hatte.

Es kam nun darauf an, die erreichten Resultate in die Rechnung einzutragen, wie das Referat des Generalstabs sich treffend ausdrückt; erst nachdem dies geschehen, konnte ein weiteres Operationsziel festgestellt werden. Die Anlage zu einer großen Entscheidungsschlacht war in Folge des Sieges von Wörth und des anticipirten Erfolges von Spicheren gegenstandslos geworden; der Rückzug des Feindes hatte das Operationsfeld freigegeben; es mußte neu disponirt werden. Da wird es nun zu einer auffallenden Erscheinung, deren Erklärung die vorliegende Geschichte des Krieges schuldig bleibt, daß dem glorreichen 6. August eine Verzögerung der Operationen folgt, so erheblich, daß sie selbst die Erwartung des Gegners übertraf. Es macht den Eindruck, als hätte man

sich erst zu besinnen gehabt, bevor die Armeen den Vormarsch energisch wieder aufnahmen.

Vor der Front der 1. und 2. Armee war die Linie der Saar theils schon in deutschen Händen, theils wurde sie unmittelbar nach dem 6. August besetzt; bereits am 8. August gelangte das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Saargemünd. Demnach galt es nun, die 3. Armee, welche durch die Sonderaufgabe, welche ihr zugefallen war, in divergirender Richtung hatte operiren müssen, möglichst bald gleichfalls an die Saarlinie und zwar an den linken Flügel der 2. Armee heranzuführen. Jedoch wurde es der 11. August, bevor die von Wörth nicht 9 Meilen betragende Entfernung von erheblichen Kräften der 3. Armee zurückgelegt war. Erst am 12. August Abends standen 4 Corps und die würtembergische Division auf der Strecke von Saarburg bis Finstingen; nur die Vortruppen waren auf das linke Ufer des Flusses vorgeschoben. Verschiedene Umstände mögen sich hemmend in den Weg gelegt haben: die Erschöpfung der Truppen in Folge der Schlacht und der ihr vorangegangenen Märsche, die Ungewißheit über das Verbleiben des Feindes, die Voraussetzung, derselbe werde das Gebirge unmittelbar vertheidigen, jedenfalls aber sich dem Debouchiren jenseits entgegenstellen, der Mangel an Straßen, um einen gleichzeitigen Vormarsch zu ermöglichen, die Absperrung der Hauptverbindung von Zabern auf Saarburg durch das wohl vertheidigte Pfalzburg, auch die Nothwendigkeit, manches, was die eilig betriebene Mobilmachung unvollkommen gelassen hatte, zu ergänzen und der Wunsch, die im 6. Corps und in der 2. Cavallerie-Division zuwachsenden Verstärkungen herankommen zu lassen; Alles das hat sicherlich mitgewirkt, das eine mehr, das andere weniger. Endlich aber mußte der Vormarsch der 3. Armee der Raumbeengung Rechnung tragen, welche neben ihr die 2. Armee längs der Saar dadurch empfand, daß die 1. Armee in Folge der Schlacht bei Spicheren mit nahezu 2 Corps in den naturgemäß der 2. Armee zufallenden Rayon gelangt war. Wiederholt wurde es nothwendig, die Colonnen der 3. Armee von ihren Marschlinien gegen ihren linken Flügel hin zu schieben und sie damit auf schlechte Nebenwege zu weisen; um so mehr verloren sie an Zeit. Von den französischen Corps unter Mac Mahon wußte man unendlich wenig; sie blieben unverändert jeder Fühlung entrückt; erst am 14. August erfuhr man genauere Data über die Richtungen, die sie ihrem Rückzuge gegeben hatten.

Bei der 1. und 2. Armee war die eingetretene Operationspause fast noch mehr bemerkbar; die großen im Centrum gedrängt angesammelten Massen behinderten sich gegenseitig in ihren Bewegungen; die zurückgehaltenen Corps hatten ihre Queue an die Tête heranzuziehen; auch beeinflußte selbst hier die Unsicherheit über den Verbleib Mac Mahons. Indessen Alles dies fiel nicht so in's Gewicht, wie die Abhängigkeit von der 3. Armee. Bevor diese nicht weiter nach vorwärts gelangt war, durfte der Vormarsch gegen den Feind, der hier noch überall vor der Front, wenn auch im Rückzuge begriffen, gespürt wurde, nicht beginnen. Erst am 10. August glaubte man den Zeitpunkt dazu gekommen; die Corps der 1. Armee wurden endlich aus dem Rayon der 2. nach rechts geschoben; der erste Schritt zu den neuen Operationen war geschehen. (Fortsetzung im nächsten Heft.)

Eine Faust-Trilogie.*)

Dramaturgische Studie

von

Franz Dingelstedt.

I.

Wenn einmal der deutsche Michel — gleichviel ob der altfränkische in der Zipfelmütze, oder der neumodige in der Pickelhaube — von Polizeiwegen steckbrieflich verfolgt werden sollte, so dürfte in der Personalbeschreibung unter den besonderen Kennzeichen die Angabe nicht fehlen: Hat einen angeborenen Hang zum Räthselhaften und Unverständlichen. Ob die Völker-Psychologie, eine philosophische Disciplin frischesten Datums, durch den geistreichen Lazarus unlängst erst eingeschwärzt auf dem ehrwürdigen schwarzen Brett deutscher Universitäten, ob sie diesen hervorragenden Charakterzug des germanischen Stammes schon wissenschaftlich festgestellt hat, und wie sie ihn erklärt: das kümmert uns hier nicht. Wir gehen einfach aus von der leicht zu beweisenden Thatsache: daß — während der Romane, besonders der Franzose, in allen Stücken, sei es ein politisches oder ein wissenschaftliches System, ein Lehrbuch, ein Kunstwerk, vor Allem auf Klarheit dringt — umgekehrt der Germane, vorzugsweise der Deutsche, unwillkürlich seine Sympathieen der Dunkelheit zuwendet. Er schätzt am höchsten, was er am schwersten versteht, zu dessen Erläuterung er ein Programm, einen Commentar bedarf. Dabei geschieht es ihm freilich zuweilen, daß, nachdem er sich durch ein Dutzend von dergleichen Noth- und Hilfsmitteln durchgearbeitet hat, der ursprüngliche Gegenstand seines Studiums ihm ganz abhanden gekommen ist, und daß er die Rede, das Gedicht, den Lehrsatz, welche er anfänglich schwer verstand, zuletzt gar nicht mehr versteht. Das thut aber dem Eindruck keinen Abbruch. Wo es uns vor den Augen schwimmt, vor den Ohren saust, im Herzen gruselt: da fühlen wir uns wohl, da sind wir zu Hause. In der Musik reizt uns am heftigsten diejenige

*) Drei Lese-Abende der Wiener Concordia, Schriftsteller- und Journalisten-Verein. Mittwoch 1, 8, 15. März 1876.

Melodie, welche tief versteckt und unfaßbar geführt ist, und wir schwelgen völlig in Instrumentationen, die uns chaotisch, disharmonisch umwogen. In Ateliers und Ausstellungen gehen wir achselzuckend an Gemälden von klarer Composition, leicht verständlicher Handlung und einfachem Vortrag vorbei, um vor imponirenden Riesenbildern staunend stehen zu bleiben, welche, von einer Unmasse verworrener Ideen und gewaltsamer Anspielungen strotzend, ein Stück Weltgeschichte mit der Gelahrtheit eines Professors und der Tiefsinnigkeit eines Philosophen darstellen. Selbst der Porträtmaler, dessen bescheidene Aufgabe doch zunächst nur darin besteht, lebendige Menschengesichter, wie sie uns auf der Straße und in Gesellschaften begegnen, auf Leinwand getreu abzuschreiben, — selbst er muß, um der Mann des Tages zu werden, in bekannte Physiognomien etwas hineingeheimnissen und ein Männlein oder ein Fräulein aus dem neunzehnten Jahrhundert wenigstens so costümiren, als hätten sie in Velasquez' oder Rembrandts glücklichem Zeitalter existirt. In der Poesie endlich — ein einziges Beispiel statt unzähliger! Welches von den Stücken Shakespeare's ist, in Deutschland nicht blos, sondern unter allen Völkern germanischer Zunge, das beliebteste, das populärste auf der Bühne, vor dem Katheder des Vorlesers oder des Erklärers, unter der Lampe oder Lupe des Denkers, und im Nachttisch der jugendlichen Schwärmerin? Weder Othello, das unübertreffliche Urbild der wildesten Leidenschaft, noch Romeo und Julie, das hohe Lied der Liebe. Nicht Macbeth, ein wunderbares Nachtstück, unnachahmlich im Colorit wie in der Composition, und nicht der Kaufmann von Venedig, dies schillernde Schmuck- und Schatzkästlein im reichsten Renaissancestyle. Kein Römerdrama und keine englische Historie, obwol sie Fundgruben tiefster Menschenkenntniß und erhabenster Staatsweisheit. Ueber ihnen allen steht der germanischen Kritik wie dem germanischen Volkssinn ein Stück, welches, abgesehen von seinem Helden, allerdings der eigenthümlichsten und geistvollsten Gestalt des Dichters, der schwachen Seiten nicht wenige bietet: eine mangelnde oder doch mangelhafte Handlung, ungleiche Ausführung, überstürzte Peripetie, unbefriedigende Katastrophe. Dies Stück, dieser deutsche Liebling heißt: Hamlet, Prinz von Dänemark. Und warum ist der melancholische Dänenprinz unser Liebling? Weil seine Monologe so schön dunkel sind, daß sich alles Mögliche aus ihnen heraushören, alles Unmögliche in sie hineinlegen läßt. Weil die leckersten Streitfragen gewisser Maßen von selbst aus dem Stücke herauswachsen: Ist Hamlet wirklich wahnsinnig, oder stellt er sich nur so; ein Brutus oder ein Trottel? Ist er nicht wahnsinnig, sondern nur trüb- und tiefsinnig? Liebt er Ophelien, oder wird er nur von ihr geliebt? Warum spricht er so viel und handelt so wenig? Und so weiter, mit oder ohne Grazie, bis in's Unendliche. Diese mysteriöse Figur, vom ersten Liebhaber in ächten Seidensammet und vortheilhaftes Tricot von feierlichster Schwärze gesteckt; dazu ein leibhaftiger Geist, und zwar ein Shakespeare'scher Geist von Fleisch und Blut; ein Schauspiel bei Hofe, welches Gelegenheit zu einem gesprochenen Theaterfeuilleton gibt, — was braucht es mehr, um gerade diesem Stücke das Ehrenbürgerrecht in Deutschland und die oberste Stelle auf allen Repertoiren zu verschaffen?

Hamlets Zwillingsbruder, so in dichterischer Conception wie in allgemeiner Popularität, ist Faust, der wohlbekannte Zauberer, der auch uns in seine Kreise bannt. Faust — ! — Der Name allein weckt ein vieltöniges Echo in jeder deutschen Brust. Hundert Male ist es gesagt, geschrieben, gedruckt worden: im Faust liegt der ganze Goethe, der größte, universellste, souveränste der deutschen Dichter; seine Jugend stürmt und drängt im ersten Theil, im zweiten starrt uns versteinert, in bisher ungelösten Räthseln, sein Greisenalter entgegen. Ebenso oft und mit gleichem Rechte ist Faust als die Personification des gesammten deutschen Volkes aufgefaßt und dargestellt worden; unser wechselvolles, unstätes Streben, nach Erkenntniß zuerst, dann nach Lebensgenuß, nach politischer Macht, unser Hang zum Uebernatürlichen, unser Schweifen in die Weite, die Ferne: jeder Zug des Gedichtes spiegelt einen Charakterzug der Nation bedeutsam ab. Darum fühlen wir uns insgesammt verwandt, ja verwachsen mit Faust, und das sinnreiche Wort des Romantikers Arnim hat heute noch volle Geltung: daß jeder deutsche Dichter seinen Faust schreiben müsse. Freilich, viele haben dies Wort schier allzu wörtlich genommen, und so ist denn der arme Faust so oft geschrieben und gedruckt worden, daß wiederum ein anderes Dichterwort seine Berechtigung gefunden, dies Mal nicht von einem Romantiker stammend, sondern von einem Jungdeutschen, welcher wehklagend ausgerufen: die deutsche Literatur ist mit Fäusten geschlagen.

Woher die nahe Wahlverwandtschaft, das so zu sagen persönliche Verhältniß zwischen Faust und Goethe, Faust und dem deutschen Volksthume?

Diese Frage führt uns auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung: das Wesen, der Ursprung, die Bedeutung, die Verbreitung der Faustsage; ihre Verkörperung in epischer und dramatischer Poesie; ihre charakteristisch verschiedene Erscheinung in verschiedenen Literaturen und Nationalitäten. Erst auf dem Umwege über diese Gesichtspunkte werden wir zu unserem Hauptgegenstande gelangen: Goethe's Faust in seiner äußerlichen Gliederung und inneren Zusammengehörigkeit, und zuletzt denselben abschließen, indem wir mit einer Bühnendarstellung des Faust, und zwar des ganzen Faust, einen festen Boden, ein bestimmtes Ziel unserer Wanderschaft durch allerlei labyrinthische Gänge und unheimliche Höhlen erreichen.

Die mythische Person des Faust ist im Zeitalter der Reformation erzeugt; ein weder zufälliges noch unwesentliches Moment. Zauberer kennt freilich auch der Orient auf der frühesten menschlichen Culturstufe; es kennt sie das classische Alterthum, wie die christlichen Kirchenväter von ihnen wissen. Allein was Faust von dem schattenhaften Geschlechte der Magier und Nekromanten unterscheidet, das Muttermal seiner durchaus modernen Physiognomie, die Entzweiung der Menschennatur in sich selbst, der bewußte Abfall von überirdischen Mächten, das Bündniß mit unterirdischen, und der Untergang durch solche Schuld, — das trifft zum ersten Male zusammen in einer Gestalt, welche recht eigentlich in die zerrinnenden Nebel des Mittelalters gehört und ihre angewiesene Stelle findet in der schauerlichen Dämmerung zwischen einer absterbenden Nacht und einem anbrechenden Tage.

Einen antiken Mythus gibt es, vielleicht den sinnreichsten unter allen, der nahe an den Inhalt der Faustsage streift. Das ist der Mythus von Prometheus. Gewiß war es mehr als Zufall, daß Goethe gerade mit diesem Mythus sich beschäftigt hat, zu derselben Zeit, aus welcher nachweislich seine ersten Faustarbeiten herrühren, in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts. Das Ergebniß dieser Beschäftigung ist das weit berühmte, aber wenig bekannte dramatische Fragment: Prometheus (1773). Ob Goethe den entfernteren Stoff fallen ließ, weil er den näheren, oder weil dieser ihn gewaltig erfaßte? Thatsache ist, und zwar eine recht bedauerliche, daß der eine und der andere, Prometheus und Faust, unvollendet liegen blieben, jener für immer, dieser für geraume Zeit. Von den griechischen Tragikern hat der Aelteste, Mächtigste, Aeschylus, eine Prometheia geschrieben; der erste Theil, der feuerbringende Prometheus, ist uns ganz verloren, der zweite Theil, der gefesselte Prometheus, ganz erhalten, der dritte, der befreite Prometheus, wenigstens in einem Bruchstücke, wenn auch nur in lateinischer Uebersetzung. Der Inhalt dieser Tragödie, die in unseren Gesichtskreis fällt wegen ihres charakteristischen Verhältnisses zu Faust, läßt sich folgender Maßen erzählen. Prometheus, vom Geschlechte der Titanen, den Göttern verwandt, hat sich im Kampf, der zwischen Kronos und Zeus, Vater und Sohn, um die Herrschaft über die Götter entbrannt war, auf Seite des Zeus gestellt und zu dessen Sieg wesentlich beigetragen, durch weisen Rath und die Erfindung wirksamer Kriegeslisten, wie denn sein Name schon, Prometheus = der Vorbedachte, minder auf Stärke und Tapferkeit als auf besondere Verstandesgaben des Helden hinweist. Zeus besteigt den Thron, und, wie es menschlichen Usurpatoren auch wol zu begegnen pflegt, zerfällt er, einmal im Besitze, mit Denjenigen, welche ihm dazu verholfen und vergißt die ihnen gegebenen Versprechungen. Zeus, der dem Menschengeschlecht vielleicht eine liberale Constitution in Aussicht gestellt, übergeht dasselbe bei Vertheilung der Güter der Welt und droht sogar, es gänzlich zu vertilgen, um sich nach eigenem Modell eine vermuthlich bequemere Weltbürgerschaft zu erschaffen. Dagegen bäumt sich der Trotz des Titanen, der die Menschheit beglücken, lehren, bilden zu wollen sich vorgesetzt. Prometheus entwendet dem absolutistischen Donnerer eine der köstlichsten Gaben des Olympos, die Blume Vulkans, das Feuer, bringt es zur kalten Erde herab und macht es dem sterblichen Geschlechte dienstbar. So weit mag der erste Theil der Prometheia, der Feuerbringer, gegangen sein. Der zweite beginnt mit der Rache des Gottes, mit der Strafe des Helden. Kraft und Gewalt, die Werkzeuge des Zeus, schleppen den gefesselten Titanen in eine wüste Felsengegend, gelegen am äußersten östlichen Rande der Erdscheibe, die rings vom Meere umflossen ist. Dort, im Skythenlande nach der Bestimmung des Aeschylus, muß Hephästus den gefesselten Titanen mit Rumpf und Gliedern an einen steilen Felsen festschmieden. In dieser, nach unseren Begriffen für einen jugendlichen Helden oder Helden-Vater äußerst unbequemen Lage verharrt Prometheus durch das ganze, über tausend Verse enthaltende Stück. Er läßt sich vorsingen von dem mitleidigen Chor der Okeaniden, von ihrem Vater allerlei wohlfeilen guten Rath ertheilen, von der Jo, einem anderen Opfer göttlicher Tyrannei, auf ihrer wahn-

sinnigen Irrfahrt durch die Welt ihr trauriges Schicksal erzählen, zuletzt von Hermes, dem diplomatischen Götterboten, nach einigen verschmähten Aufforderungen zur Unterwerfung noch weitere Qualen voraussagen, darunter den gefürchteten rothen Adler, des Zeus „beschwingten Hund, welcher ungeladen kommt an jedem Tag, mit seiner Leber schwarzem Raub sich sättigend". Das ist die ganze Handlung des gefesselten Prometheus, wie die ganze Rolle des im strengsten Sinne passiven Helden sich darauf beschränkt, daß er in beredten und tönenden Worten sein Verdienst um das Tagsgeschlecht der Menschen, des Zeus Undank und die Zukunft der Hörnerträgerin Jo, dann seine eigene vorausverkündigt. Zum Schluß der Tragödie versinkt unter Blitz und Donner, Staubwirbeln und Seesturm der Fels mitsammt dem Helden im Abgrund. Wie nach dem erhabenen Pathos, in welchem das Stück einherschreitet, der dritte Theil, die Befreiung, auf gleicher Höhe sich zu erhalten vermocht, ist schwer zu begreifen. Es muß angenommen werden, daß Herakles als handelnder Held die Fesseln des gestürzten Titanen gelöst hat, und daß eine doppelte Sühne aus der Verkettung der betheiligten Personen unter einander abgeleitet worden ist: Prometheus sühnt seinen Abfall von Zeus durch heldenmüthiges Dulden, Zeus seine Schuld an Prometheus, indem er ihm den eigenen Sohn, Herakles, als Befreier sendet.

Forschen wir einmal, wenn auch dem Gange unserer späteren Untersuchung vorgreifend, nach den Berührungspunkten zwischen dem Prometheus-Mythus und der Faustsage. Beide, Prometheus und Faust, sind Erdenwürmer, Himmelsstürmer. Sie sagen sich, aus allerdings sehr verschiedenartigen Motiven, von der Gottheit los und büßen ihre Empörung gegen höhere Mächte, indem sie den Mächten der Tiefe verfallen. So weit parallel, gehen der antike Mythus und die mittelalterliche Sage auch wieder auseinander. Jener ist viel einfacher, reiner, so zu sagen humaner oder humanistischer als diese. Prometheus kämpft gegen Zeus im Interesse der ganzen Menschheit, deren Wohlthäter und Bildner er ist; Faust vollzieht seinen Abfall von Gott und seinen Bund mit dem Teufel aus subjectiven, und zwar den verwerflichsten Gründen, sinnlichem Genusse und egoistischer Naturbeherrschung zu Liebe. Den Prometheus erlöst die Gnade des durch sein Leiden versöhnten Gottes, während Faust nach einem Leben voll Verirrungen und Gräuelthaten von den finsteren Geistern der Unterwelt in Stücke zerrissen wird. In dem Mythus leuchtet der milde Sonnenschein des griechischen Himmels; aus der Sage schlagen die Höllenflammen des christlichen Mittelalters in die Nacht des Aberglaubens und die Nebel des Zweifels. Um beide endlich, die Sage und den Mythus, welch reichhaltiger Apparat, mythologischer oder magischer! In beiden welcher tiefe Gehalt, welche weltumfassende Tendenz, wenn der „Menschheit ganzer Jammer", wenn alle Schreckniſse der Ober- und Unterwelt zusammengezogen werden, dort in dem einsamen Dulder am Felsen des Kaukasus, hier in dem grübelnden Schwarzkünstler der engen Klosterzelle zu Wittenberg!

Denn, wie bereits erwähnt worden, Faust ist ein Kind der Reformation, die Faustsage ein Erzeugniß des sich auflösenden Mittelalters. Mythen und Sagen entstehen überhaupt immer da, wo in der Weltanschauung eines Zeitalters eine derartige Zersetzung vor sich geht, daß der thatsächliche Inhalt der Geschichte

verflüchtigt wird in das Ideale, welches dann für sich in der Kunst eine neue Wirklichkeit gewinnt. Die griechische Heroenwelt ist erneuert zur Erscheinung gekommen im Homer, in den Tragikern, in den Werken plastischer Künstler, lange nachdem ihre Realität aufgelöst worden war. Die große Epoche der Völkerwanderung hat sich fixirt im Nibelungenlied, ebenfalls nach ihrem thatsächlichen Untergange. Ebenso krystallisirt die volksthümliche Weltanschauung des absterbenden Mittelalters in der Faustsage, die, je nachdem sie in dieser oder jener Nationalität erscheint, verschiedenartige Färbungen und Formen annimmt. Der Don Juan des Spaniers, des Italieners, des Franzosen und seine besondere Spielart, Calderon's „wunderthätiger Magus", sie sind verkleidete, aus der Geisterwelt in das Sinnliche übersetzte Fäuste. Hat es doch einem besonders wilden und kecken deutschen Poeten, Grabbe, einfallen wollen, beide, Don Juan und Faust, in einem Stücke neben einander zu stellen. Der eigentliche Faust aber gehört dem germanischen Stamme an, ist ächtdeutsches Gut und Blut, wobei es sich wunderlich genug trifft, daß in der Zeit seiner ersten Erscheinung die zweifelhafte Ehre seiner Vaterschaft zwischen den zwei feindlichen Lagern des damaligen geistigen Lebens in Deutschland hin- und hergeschoben wird. Die Papisten verdammen im Faust die philosophische Speculation und die religiöse Skepsis der Reformation, während die Reformatoren den fahrenden Scholasten, der in Weltlüsten und Teufelskünsten verkommen ist, in eine Mönchskutte stecken. Jeden Falls steigt aus dem finsteren Abgrunde der großen Kirchenspaltung die räthselhafte Gestalt empor, die sich ebenso rasch als weit, über ganz Europa, verbreitet und in welcher, wie es bei Sagen zu geschehen pflegt, eine Menge zerstreuter Züge, auch wol mehrere verschiedene Personen und alle verwandten Traditionen zusammenfließen. Daß in der mythisch gewordenen Gestalt des Faust ein realer Kern, ein wirklicher Mensch gesteckt hat, unterliegt keinem Zweifel. Glaubhafte Zeugen, unter ihnen Melanchthon, haben ihn gesehen, den leibhaftigen, lebendigen Faust. Aber wo und wann er gelebt hat, wie und wo er gestorben ist, darüber läßt sich Gewisses nicht feststellen. An den verschiedensten Ecken und Enden Deutschlands haben sich Spuren seiner Anwesenheit, sogar seines furchtbaren Endes erhalten. Im schwäbischen Stift Maulbronn gibt es einen Faustthurm, in Erfurt die Faustgasse, in Leipzig den Faustkeller, in Prag das Fausthaus. Zu Krakau soll der gefährliche Abenteurer die schwarze Magie studirt und sie dann bald vor diesem, bald vor jenem Hofe, vor dem Herzog von Parma, dem Kurfürsten von Sachsen, dem Fürsten von Anhalt, in Innsbruck sogar vor Kaiser Karl dem Fünften ausgeübt haben. Im Vatikan zu Rom trieb er unsichtbar drei Tage lang allerlei Possen und Schelmenstreiche und ward, nach jahrelangen Irrfahrten durch Europa im Harem des Großfürsten zu Constantinopel gesehen, maskirt als der Papst, aber unter den heiligen Gewändern den unheiligsten Schabernack spielend. Die Schlußscene, da ihn, nach Ablauf der vierundzwanzigjährigen Vertragsfrist, die Teufel, bis dahin seine gehorsamen Diener, zerreißen, wird verschiedentlich angesetzt: in den Thurm zu Maulbronn, in ein Haus zu Köln, in ein Schloß in Holland; an allen drei Stellen, wie an manchem anderen durch Mord und Todtschlag verrufenen Platz der Geschichte, hat der Finger der Sage die bekannten unvertilgbaren Blutflecken auf Mauer und Estrich gezeichnet. So

ziehen sich durch die Chronik des gesammten sechzehnten Jahrhunderts wie Runenschriften die Schnörkel der nach allen Richtungen ausgedehnten Faustsage, am reichsten ausgebildet in Wittenberg, an der Wiege der Reformation. Eine feste Gestalt gewinnen sie zum ersten Male in dem Faustbuche, dessen älteste Ausgabe im Jahre 1587 zur Herbstmesse in Frankfurt am Main erschien. In ihm findet sich das vollständige Material schon beisammen, welches später von der Dichtkunst frei behandelt worden ist: der Abfall Fausts von Gott, motivirt durch übermüthiges Streben nach Erkenntniß und Macht; die Beschwörung des Teufels, der unter dem Namen Mephistopheles eingeführt wird; die mit Blut vollzogene Verschreibung an diesen auf fünfundzwanzig Jahre ausgestellt; ein unstätes, abenteuerliches und ausschweifendes Leben während dieser Frist; nach ihrem Ablauf die Höllenfahrt. Dies der Inhalt des ältesten, schulgerecht in drei Abtheilungen und 77 Capiteln eingetheilten Volksbuches vom Doctor Faust. Es dauert nicht ein Jahrzehent, bis dasselbe in zahlreichen Wiederholungen, Auflagen, Umarbeitungen, Uebersetzungen sich in ganz Deutschland, sogar über dessen Grenzen hinaus verbreitet hat. Der Stoff lag in der Luft, der Schwarzkünstler wuchs sich, wie durch die Wirkung seiner eigenen Zauberkraft, binnen unglaublich kurzer Zeit in die volksthümlichste Gestalt der germanischen Sage aus. Dieselbe wanderte, bald in gereimten Vierzeilern, bald in ungebundener Erzählungsform durch ganz Deutschland, längs dem Rheine nach Holland, über See nach Dänemark und England. Dort nahm sich zum ersten Male die Hand eines schöpferischen Dichters ihrer an: Christoph Marlowe, einer der berühmtesten Zeitgenossen Shakespeare's, schrieb kurz nach dem Jahre 1590 eine Tragödie: Doctor Faustus. Diese kehrte dann nach Deutschland zurück, vermuthlich mit den sogenannten englischen Komödianten, welche im siebenzehnten Jahrhundert und noch vor dessen Beginn auf ihrem umherziehenden Thespiskarren englische Stücke nach Deutschland und in die Niederlande herüberbrachten. Aber das noch in den rohesten Anfängen steckende deutsche Theater bot dem eigenen Sohne keine Heimstätte. Die Riesengestalt mußte sich bequemen, in den engen Kasten des Puppenspiels zu schlüpfen, der in allen größeren Städten von einem Platz zum anderen, von Gasse zu Gasse umherzog und auf Messen, Jahrmärkten, Kirchweihen unter den übrigen Volksluftbarkeiten eine hervorragende Stelle einnahm, Faust als Volksbüchlein, auf Löschpapier gedruckt, in Knittelverse gebracht, durch Bänkelsänger heruntergeorgelt; Faust als Puppenkomödie, von Marionetten im leinenen Zelt, besten Falls in der Bretterbude abgespielt. Wol sind das rohe Formen, dürftige Umgebungen, in welchen die ursprünglich zwiefache Verkörperung der größten deutschen Sage sich darstellt. Aber wir dürfen deswegen weder von dieser noch von jenen geringschätzig urtheilen. In die Volksbücher, die noch bis in unsere Tage hinein an Straßenecken und im Kramladen sich behauptet haben und nur Schritt vor Schritt dem Platzregen der Zeitungen und der Sündfluth des fliegenden Buchhandels weichen, in diese Volksbücher flüchtet sich während des Mittelalters recht oft die ächte, die wahre Poesie, während die gelehrten Köpfe, die gekrönten Dichter der Zeit sich vom Volk immer weiter entfernen, in Dunst und Schwulst der Schule verkümmern, pappendeckelne Schäferspiele und Schäferorden fabriciren, oder gar in schmählicher Knechtschaft unter todtem

Latein und usurpatorischem Französisch untergehen. Bis auf den einzigen braven Schuhmachermeister von Nürnberg findet sich kaum ein Poet für nationale Stoffe und volksthümliche Richtung in der öden Steppe, die sich zwischen dem Abend des Mittelalters und dem Morgen einer neuen Aera ausdehnt. Die Schlesier, Lohenstein, Gryphius, — aus ihnen allen sprüht nicht ein Funke des göttlichen Feuers, das schon in den bloßen Titeln der Volksbücher uns entgegenlodert: Faust, Don Juan, Medea, Alceste, Genoveva, der verlorene Sohn, Judith und Holofernes, Esther und Haman, sie schöpfen aus den ewigen Quellen der Poesie, der Bildung, aus der Bibel und der Antike, aus populären Ueberlieferungen und volksthümlichen Sagenschätzen. Und was die Marionetten-Theater anbetrifft, so haben wir sie uns gar nicht so einfach zu denken, sei es in ihrem Repertoire, oder in ihrer Technik, wie es der Name anzugeben scheint. Sie spielen im ganzen Mittelalter eine bedeutende Rolle, hängen wie an unsichtbaren Fäden unter einander zusammen und vervollkommnen sich eigentlich ungleich früher und rascher als die Theater, die geraumer Zeit bedürfen, ehe sie sich aus den Klosterhöfen und Schulsälen oder aus den Fastnachts- und Jahrmarktsbuden entschieden ablösen. Durch alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges, durch die exclusive Cultur des achtzehnten Jahrhunderts, bis in die Mitte des neunzehnten sind die Marionetten siegreich hindurchgegangen, als keineswegs unwichtige Träger nationaler Literatur und Kunst. Das Puppenspiel Faust, neuerdings auf künstlichem Wege hergestellt, in seiner ursprünglichen Fassung ein wunderliches Mischerzeugniß aus dem Volksbuche, aus Marlowes englischer Tragödie und aus dem stereotypen Humore Hanswursts und seiner Gesellen, dies Puppenspiel ist der wirkliche Urältervater von Goethe's Faust, aus dem ihrerseits wiederum die größten Tondichter, Maler, Zeichner, Bildhauer der Gegenwart geschöpft haben. Wie die verschiedensten Gesellschaften dasselbe in Ober- und Nieder-Deutschland, in Belgien und Holland, in Dänemark und in der Schweiz, kurz, im ganzen germanischen Sprachgebiete viele, viele Jahre hindurch aufgeführt haben, so stellt es — obgleich das paradox lauten mag — die Faustsage reiner als Goethe dar; hundert Male wirksamer als das Volksbuch ohnehin, und durchweg ächt dramatisch. Goethe muß sich an vielen entscheidenden Stellen, seinem Plan gemäß, von der Sage entfernen, namentlich am Schluß, für welchen die Höllenfahrt doch immer wesentlich bleibt. Mephistopheles ist nichts weniger als der rechte Volksteufel, der im Puppenspiel in mehreren Exemplaren und Gestalten erscheint, als behaarter Affe, als Hund, als Bär. Die Verschreibung geschieht viel unwirksamer auf dem größten Hoftheater, als in der Marionetten-Bude, wo ein Rabe die Urkunde in seinem Schnabel getragen bringt und Faust mit einer Hahnenfeder von Mephisto's spitzem Hute unterzeichnet, die er zuvor in das sichtbarlich aus seiner Hand quillende Blut getaucht hat. Und Kaschperl, mein unvergeßlicher, unsterblicher Freund Kaschperl, der du endest wie ich angefangen, mit einem Nachtwächterliede, und anfängst, wie ich enden möchte, in weltüberwindendem Humor dem Satan selbst ein Schnippchen schlagend! Noch klingt mir in den Ohren dein unnachahmliches: „Hehehe", lange vor deinem Auftreten schon hinter den Coulissen hörbar, und das zwerchfellerschütternde Gelächter von hundert jungen und alten Kinderstimmen, wenn dein parodistisches

Zauberwort „Perlicke, Perlacke“ die citirten Höllengeister im Nu verschwinden, im Nu erscheinen ließ, oder wenn du mit deinem bösen Weibe Gretel nach allen Schauern der Höllenfahrt zum gemüthlichen Beschlusse ein eheliches Prügelduett mit obligatem Kehraustanz aufführtest! Auch im höheren, ja im höchsten poetischen Sinne ist dieser unmittelbare Uebergang von dunkler Tragik in helle Komik, von Fausts Qualen in des Hanswursten Späße, vom Bunde Fausts mit dem Bösen zu dem lächerlichen Miethsvertrag zwischen Kaschperl und Wagner, bezeichnend und bedeutungsvoll. Wird dadurch doch ausgedrückt, daß der beschränkte, sich gefangen gebende Menschenverstand, die heilige Einfalt des Naturkindes Gefahren entgeht, denen ein, alle Fesseln brechender Titanengeist rettungslos zum Opfer fällt.

In Druck ist das alte Puppenspiel von Dr. Johannes Faust schwerlich gelegt worden. Um bei dem zuschauenden Publicum seine Zugkraft nicht einzubüßen, mußte es dem lesenden vorenthalten bleiben; mehr noch den concurrirenden Unternehmungen, die alle ihren eigenen Faust, vermuthlich mit Variationen, Zusätzen, auch Censurstrichen sowol der Herren Principale, als der hohen Polizei zu Markte brachten. Einer der namhaftesten Puppenspieler, welcher Oesterreich und Süddeutschland frequentirt, hieß Geißelbrecht: er stammte aus Wien und war noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts thätig. Den Faust hat er zum letzten Male 1817 in Frankfurt am Main aufgeführt. Am Schlusse seines Manuscripts sollen sich, eigenhändig von ihm beigefügt, die Worte vorgefunden haben: „Alles, was unterstrichen ist, bewegt mich, daß ich Fausten nie wieder aufführen werde.“ Vielleicht waren dem Manne mit seinem Reichthume Gewissensscrupel über Faustens gotteslästerliche Teufelsbeschwörungen und Kaschperls lockere Späße gekommen. Aus ähnlichen Motiven wurde in Berlin, um 1800 herum, auf des Pietisten Spener Betrieb das Stück verboten; worauf es die oberdeutsche Gesellschaft Schütz und Dreher, zuletzt in Potsdam seßhaft, doch wiederum in den zwanziger Jahren zu Berlin darstellte. Noch 1844 wurde es daselbst gesehen, und fünf Jahre später, 1849, im Jubeljahr der Geburt Goethe's, war es mir beschieden, auf dem Dultplatz in München in der Bude eines Herrn Brummer aus Miesbach meinen lieben alten Puppen-Faust zu sehen, obendrein mit der beruhigenden Anzeige auf dem Zettel, daß alles Anstößige und Unerlaubte beseitigt worden sei. Vielleicht war meine verderbte Natur Schuld daran, daß mir trotz dessen oder gar deswegen das Stück lange nicht mehr so gut gefiel, wie es mir zehn Jahre früher auf meiner ersten Rheinreise in Köln gefallen, wo ich Hennesche (so heißt Kaschperl am Niederrhein) einen halben Tag nachlief und seinetwegen fast den Dom versäumt hätte. Jeden Falls war inzwischen im Kunststyl und in der Dramaturgie des Marionettentheaters eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Herrn Brummers Puppen imponirten mir als mechanische Muster- und Meisterwerke; man sah die Drähte mit bloßem Auge kaum, an denen sie hingen, und sie konnten nicht blos Hände und Füße bewegen, sondern einzelne Finger, die Augen rollen, die Zunge herausstrecken, veritables Feuer speien und mehrere dergleichen raffinirter Nüancen des denkenden Schauspielers verrichten. Irre ich nicht, so befand sich Miesbach damals bereits auf dem abschüssigen Wege alles Meiningens, und es sollte mich in der That gar

nicht wundern, wenn in weiteren fünfundzwanzig Jahren aus dem Idealismus der freien Marionettenbude sich der Realismus einer ständigen Miesbacher Bühne mit menschlichen Menschendarstellern entwickelt haben würde.

Verunglimpfen wir unsere prächtigen Puppenspiele darum nicht. Sie haben eine internationale Mission in der Theatergeschichte erfüllt und in ihrer leichten Beweglichkeit, ihrer weittragenden Wirkung, ihrer kaum glaublich scheinenden Verbreitung kostbare Dienste geleistet. Wir, die wir der folge- und segensreichen Erfindung von Dampfschiffen, Eisenbahnen, Telegraphen uns erfreuen, des Vorzuges eines eigenen Communications-Ministeriums nicht zu gedenken, wir sollten uns deswegen nicht einbilden, die Communication selbst erfunden zu haben. Handel und Wandel nicht allein, auch Wissenschaften und Künste sind, trotz Grenzsperre und Sprachenverwirrung, im Mittelalter in fortwährender Völkerwanderung, in anregender Wechselwirkung begriffen. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schickt Deutschland seine Faustsage nach England; gleichsam mit umgehender Fluth kommt ein Faustdrama von England nach Deutschland zurück. Leblose Marionetten bringen das Puppenspiel Faust, dunkle Samenkörner einer Wunderblume, mit günstigem Winde über ganz Europa, und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts blühen auf den vornehmsten Kunstbühnen Spaniens, Italiens, Frankreichs die Ableger des ursprünglich fremden Gewächses. Noch ein Jahrhundert, und Goethe schenkt der Weltliteratur seinen Faust, nicht mehr Sage, nicht mehr Puppenspiel, obwol beider Spuren noch an sich tragend, die größte poetische Schöpfung aller Zeiten und aller Völker, welche nun ein für alle Male den Stoff abschließt und dessen vollendete Typen für ewig feststellt.

Was die wälschen Blutsverwandten des germanischen Faust anbetrifft, welche sämmtlich aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammen, so ist von ihnen schon im Allgemeinen gesagt worden, daß sie dem Urbilde gleichen, nur mit der charakteristischen Verschiedenheit des Blutes, der Race. Die Sage verwandelt sich, sobald sie über die Alpen, die Pyrenäen, die Vogesen geht. Aus dem Doctor Johann wird ein Don Juan, ein Don Giovanni, aus dem fahrenden Schüler ein irrender Ritter, aber nicht ein girrender Troubadour oder ein seinen Stand ironisirender Don Quixote, sondern ein dämonischer Wüstling. Die Gier des Wissens, welche den nordischen Denker aus seinen stillen Kreisen in die weite Welt, dann in den Bann des Bösen treibt, sie schlägt in dem warmen, sinnlichen Süden um in die Gier des Genießens, in unersättlichen Lebens- und Liebesdrang. Beide, Faust und Don Juan, verfallen zuletzt der Hölle; jener bewußt, vorsätzlich, kraft eines Vertrages; dieser in natürlicher, nothwendiger Folge seiner Ruchlosigkeit und der offenen trotzigen Auflehnung gegen das Sittengesetz.

Der zuerst unter den romanischen Dichtern den Stoff der überlieferten Sage künstlerisch behandelte, war der berühmte spanische Dramatiker Tirso de Molina, mit wahrem Namen Gabriel Tellez geheißen, Beneficiat des Ordens unserer Lieben-Frau. Er greift seinen Helden Don Juan Tenorio aus einer der edelsten Familien Sevilla's und nennt das Stück, welches in der Blüthezeit des spanischen Theaters, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, erschien: Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast. Dasselbe zählt nicht zu

den besseren Arbeiten des sehr fruchtbaren Verfassers, obwol es reich ist an dichterischen Schönheiten, reicher noch an starker Bühnenwirkung, wie solche der Epoche überhaupt eigen. Don Juan, als frevelhafter Wüstling mit den schärfsten Zügen gezeichnet, in glühenden Farben gemalt, bleibt im durchschlagenden Grundton Spanier, Christ, Katholik. Der deutsche Faust fällt ab vom Glauben, wie von der Kirche; der französische Don Juan, wie ihn Molière geschaffen, bekennt sich offen zum Gottesleugner und Atheisten. Der spanisch geborene Don Juan hingegen verlangt in seinem letzten Stündlein ausdrücklich nach einem Beichtiger, und bei dem Mahl, welches ihm der steinerne Gast auf seine Einladung zurückgibt, werden, unter Begleitung düsterer Bußgesänge, die schwersten Strafen und Qualen der Hölle in sinnlichster Weise an dem Uebelthäter vollzogen; er wird gespeist aus Schüsseln voll Scorpionen und Schlangen, gelabt aus Bechern voll essigsaurer Galle. Dazwischen fallen dann immer die Späße des in keinem spanischen Drama fehlenden Grazioso, Catalinon genannt, aus welchem Molière seinen Sganarelle, da Ponte-Mozart ihren Leporello gemacht haben; beiläufig die letzte Wandlung, welche die Figuren und Motive desselben Stückes in fast allen europäischen Literaturen während des langen Zeitraumes zweier voller Jahrhunderte erfahren haben. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ist das außerordentlich beliebte Drama zu Paris gleichzeitig in drei verschiedenen Sprachen gespielt worden: französisch, italienisch, spanisch. Die verschiedenartigsten Bearbeitungen jagten einander, darunter Sensationsstücke der schauerlichsten Gattung und derbe Harlequinaden, aus denen das Puppenspiel wiederum hervorsieht. Aus einer der letzteren ist zum Beispiel der Spaß von Leporello's Schönheitsgallerie entstanden; dessen Ahnherr, Arlechino in eigener Person, warf die viele Ellen lange Pergamentrolle von der Bühne in's Parterre, ein Ende in der Hand behaltend, und forderte das männliche Publicum auf, nachzusehen, ob Niemand seine Ehefrau oder seine Geliebte auf der Liste finde.

Wir können um so leichter auf die Analyse der zahlreichen Ausgaben verzichten, als die Fabel wesentlich dieselbe ist, wie in dem Textbuche zu Mozarts Oper. Nur Molière's Don Juan wollen wir im Vorübergehen noch mit einem Blicke streifen, da er ebenfalls in seiner Volksart von lehrreicher Eigenthümlichkeit ist. Das Stück heißt bekanntlich: Don Juan, ou le festin de Pierre, ein Titel, dessen zweiter Theil vielen Schriftgelehrten ein Stein des Anstoßes geworden. Sie kannten aus dem Spanischen, dem Italienischen wol einen steinernen Gast (convidado de piedra, — convitato di pietra), aber ein steinernes Gastmahl kam ihnen mit Recht schwer verdaulich vor. Nun soll aber das französische Pierre gar nicht „Stein" bedeuten, sondern den Vornamen, den der Comthur in dem italienischen Drama Giliberti's führt: Pietro de Ulloa, woraus der Franzose Dorimond im Jahre 1658, allerdings, der Zweideutigkeit halber, ungeschickt genug, le festin de Pierre, das Gastmahl Don Pedro's, macht. Molière's Stück, erschienen 1665, behielt den Titel bei, änderte aber mit gewohnter Freiheit und zugleich Meisterschaft Stoff, Personen, Fabel und Charakteristik. Sein Don Juan ist der Vorläufer seines Tartufe, diesem weder an innerer Bedeutung noch an nachhaltiger Wirkung vergleichbar, wol aber in der Tendenz. Im Don Juan plänkeln die Tirailleure, welche der Dichter in seinem

Kampf auf Tod und Leben gegen die Clique der Scheinheiligen vorausschickt, um in Tartufe die Kerntruppen und das schwere Geschütz in's Feld zu führen. Auch die Aerzte, gegen die der eingebildete Kranke loszieht, kriegen im Don Juan den ersten Seitenhieb ab. Das ganze Stück offenbart schon, daß es Abend geworden ist, düsterer Abend im Gemüth des Dichters. Keine Spur mehr von dem heiteren Himmel, der lichten Weltanschauung, welche über den Erzeugnissen der ersten Periode blauen. Molière's Scherze bluten jetzt, sein Spott ist vergiftet. Wenn er früher die Marquis, ihren Stand und dessen Gebrechen lächerlich gemacht hat, so stellt er im Don Juan einen Cavalier im gehässigsten Lichte dar; derselbe ist nicht blos sitten- und grundsatzlos, sondern herzlos dazu, verlogen gegen seinen arglosen Vater, ein Scheinheiliger, der seine Passionen versteckt, ein Gottesleugner, mit seinem Atheismus noch großthuend. Das Strafgericht, das über den unverbesserlichen Sünder hereinbricht, wird in dem französischen Stück sehr summarisch und kurz behandelt. In Madrid mochte dem Publicum ein Höllentribunal mit allem schauerlichen Zubehör Eindruck machen; Molière's Pariser hätten vielleicht dazu gelacht, und so begnügt sich der Dichter, seinen Helden nach ein paar hastigen Wechselreden unter dem Griffe des steinernen Gespenstes schnell versinken zu lassen. Gegen diesen, beinahe nur symbolischen Abschluß sticht denn freilich die blutige Execution an Faust, die das Puppenspiel vollzieht, ebenso sehr ab wie das großartige Finale der Oper Don Juan.

Noch ein Seitensprung, und wir sind wieder in unserem Stoffe, im Faust. Das barockste Gegenstück zu letzterem hat der größte der spanischen Dramatiker geliefert, Calderon, im wunderthätigen Magus, der mit Faust ebenso oft verglichen, als ihm entgegengehalten worden ist. Aeußere Spuren eines Zusammenhanges beider Sagen lassen sich kaum nachweisen, während die innere Verwandtschaft und die Aehnlichkeit der dichterischen Behandlung sich in vielen und bezeichnenden Stellen aufdrängt. Cyprian, der in der Chronik der Heiligen und Märtyrer als Sanct Cyprian von Carthago seine Stelle gefunden, wird uns in Calderons Stück zu Antiochien vorgestellt. In der Exposition bekennt er sich als Heide und Polytheist, aber durch Zweifel in seinem Glauben irrgemacht, und philosophirt über die Natur des Göttlichen. Dieser Anfang entspricht genau dem großen Monolog, mit dem Faust beginnt, sowol im Puppenspiel wie bei Goethe. Beide, Faust und Cyprian, gleichen sich auch in der Tracht; sie treten auf im schwarzen Talar des Gelehrten. Wie bei Faust Mephistopheles, so findet bei Cyprian der Dämon sich ein; aber — ein wesentlicher Unterschied — Mephistopheles erscheint auf Fausts Beschwörung, der Dämon macht sich ungerufen an Cyprian, um ihn zu versuchen. Er erscheint in Maske und Tracht eines Cavaliers. Es folgt eine metaphysische Disputation über Monotheismus und Polytheismus, in welcher der Dämon unterliegt und deswegen gelobt, Cyprian durch die Macht weiblicher Schönheit zu verführen. Dies gelingt, allein nur auf einer Seite: bei Cyprian, welcher sich dem enthüllten Dämon gegen Justina's Besitz verschreibt und von ihm in der Magie sich unterrichten läßt. Die andere Seite, Justina, eine Christin, widersteht ebenso der Werbung Cyprians wie der Versuchung des Dämons, der selbst von ihrem Reiz gefangen wird. Die siegreiche Macht ihres Glaubens bewährt sich sowol an dem Dämon, der

als machtlos gegen sie beschämt abziehen muß, wie an Cyprian, den sie von seinen Zweifeln heilt, durch Hinweisung auf den allein wahren Gott der Christen. Cyprian und Justina, als seine Bekenner zum Tode verurtheilt, vereinigen sich auf dem Wege zum Schaffot, und über den enthaupteten Leichen des Märtyrer-Paares muß der Dämon, auf einer Schlange reitend, seine Niederlage eingestehen, die Rechtfertigung Justina's und Cyprians und den Triumph der Religion des Kreuzes verkünden. In diesem Ende geht der wunderthätige Magus wieder ab von dem Magus aus Wittenberg, wie ihn das Volksbuch und das Puppenspiel geben, da sich an diesem das höllische Strafgericht wirklich vollzieht. Dagegen finden sich Calderon und Goethe zusammen in der Rettung ihrer gefallenen Helden durch die göttliche Gnade. Anders konnten auch, der ursprünglichen Anlage und der Intention der zwei großen Dichter gemäß, ihre Stücke nicht schließen: Goethe's Faust darf nicht untergehen, Calderons Cyprian kann es nicht. Als bühnenfähige Dramen an einander gemessen, überragt das spanische das deutsche; die Composition des ersteren ist einfacher, klarer, abgeschlossener, der Styl einheitlicher, die theatralische Wirkung untadelbar. · Dagegen hat das deutsche Werk vor dem spanischen voraus die Universalität des Inhalts und der Tendenz. Der Faust von Goethe gehört der Weltliteratur an; der wunderthätige Magus ist specifisch spanisch. Durch jenen weht der Sturm, der die Blätter der Weltgeschichte umwendet; dieser duftet nach dem Weihrauch katholischer Kirchen. Jener ist ein Drama; dieser das Drama.

Ein Vergleich nach der anderen Seite, dem Puppenspiel und den ihm folgenden italienischen und französischen Volksstücken, zeigt uns den spanischen Dichter in seiner vollen, stolzen, strengen Größe. Er zuerst hat den Stoff idealisirt, poetisch concentrirt, dramatisch gestaltet. So hoch und so fest steigt er auf dem Kothurn einher, daß dieser zuweilen in seiner Fremdartigkeit an Stelzen gemahnt, und wo er zum Soccus des Lustspiels sich herabläßt, geschieht dies immer mit feinem Geschmack und nach künstlerischer Intention. Calderons Grazioso ist dem italienischen Arlechino und dem deutschen Hannswurst oder Kasperl weit überlegen, und die Beziehung der drei humoristischen Figuren zu den ernsten bleibt immer die einer bewußten Ironisirung, eines neckischen Gegenspieles, ohne selbständig und unvermittelt in das Ganze einzugreifen. Clarin und Moscon, die Diener des wunderthätigen Magus, parodiren ihren Herrn und necken den Dämon, während Livia, die Zofe der Heldin, durch ihre doppelte Liebe Justina, das ideale Urbild weiblicher Reinheit, als Folie zu illustriren bestimmt ist. Außerordentlich komisch wirkt der Auftritt, in welchem Clarin Cyprians tragische Verschreibung an den Dämon in komischer Tonart variirt, zu diesem Zwecke ein Taschentuch von mehr als zweifelhafter Reinheit hervorzieht und sich selbst auf die Nase schlägt, um das zur Unterzeichnung nöthige Blut zu gewinnen. Dicht neben einer so grotesken Scene steht dann die, im höchsten Pathos gesprochene Beschwörung des Dämon an die Höllengeister, welche Justina's Tugend versuchen sollen. Der ganze feurige Schmelz spanischer Sprache und Poesie liegt über den von unsichtbaren Geisterchören gesungenen Strophen, welche, gleich schwülen, düfteschwangeren Hauchen einer südlichen Frühlingsnacht, die trotz ihrem Widerstreben tief und innerlich erglühende Jung-

frau umwehen. Alles in Allem genommen, haben wir im wunderthätigen Magus eines der erhabensten Werke Calderons vor uns, zu dem Besten zählend, was die dramatische Poesie aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat.

Wir müssen eine tüchtige Strecke Wegs heruntersteigen, wenn wir nach diesem Meisterwerk einer reifen und reichen Literatur das Probestück eines ohne Zweifel berufenen Dichters und einer Uebergangsepoche betrachten wollen: Marlowe's Faust; das erste eigentliche Faustdrama, den unmittelbaren Abkömmling des deutschen Volksbuchs über Faust und zugleich den Vorläufer des deutschen Puppenspiels Faust. Da ist Anfängerschaft, bis zur Rohheit ungebildet, mehr theatralisch als dramatisch, unsicher in der Auffassung, mangelhaft in der Ausführung. Wol verräth mancher Zug den genialen Dichter, aber kaum einer den geschulten Künstler. Der humoristische Theil, breit genug angelegt, strotzt von herzlich schlechten, plumpen Späßen, und der ernste läßt jede tiefere Charakteristik, jede überlegte Composition, jede feste Führung der Handlung und deren befriedigenden Abschluß vermissen. Marlowe's Held ist weder ein philosophischer Zweifler, wie Goethe's Faust, noch ein religiöser, wie Calderons Magus. Er stellt sich uns dar als ein ganz gewöhnlicher Hexenmeister, der die schwarze Kunst nur erlernt hat, um ein tolles Lotterbubenleben zu führen. Nachdem er sich dem Teufel verschrieben und dafür übernatürliche Kräfte erlangt hat, weiß er diese zu keinem höheren Zwecke zu benützen, als um schlechte, vielmehr dumme Streiche in der Welt zu machen, ein paar schwache Edelfrauen zu berücken, den Papst zu mißhandeln, einem Pferdehändler eine Mähre aus Stroh in betrügerischem Handel aufzuhängen, und was dergleichen durchaus triviale Narrenspossen mehr sind, mit welchen etwa ein junger Vollblut-Engländer aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, vielleicht auch noch aus späteren Tagen, auf seiner Bildungsreise über den Continent sein Geld und seine Zeit durchbrachte. Nur als Faust, der Ueberlieferung des Volksbuches gemäß, die Erscheinung der Helena aus der Unterwelt heraufbeschwört, erhebt sich Marlowe zu einem hochpoetischen Hymnus auf ihre Schönheit. Dem schwachen Faust steht ein noch schwächerer Teufel gegenüber, mit leichter Variante des gebräuchlichen, seiner Etymologie nach bisher nicht völlig erklärten Namens Mephostophiles genannt. Er ist ein melancholischer Teufel, dessen Physiognomie eine Familienähnlichkeit mit Byrons Satan aufweist. Die Fabel des Drama's, durch welche sich beide Hauptfiguren locker genug hinschleppen, mischt deutsche, englische, italienische Zustände und Personen willkürlich und mit naiver Mißhandlung der Geographie und der Geschichte durcheinander. Dazu ein schwerfälliger scenischer Apparat, wie er den Anfängen der englischen Tragödie eigenthümlich ist; unaufhörliche Verwandlungen des Schauplatzes; lyrische Excurse, die dem Chor zufallen, einer halb allegorischen, halb populären Zwittergestalt, und eine, von schwülstiger Extravaganz in die platteste Dürrheit abfallende Sprache.

Doch wollen wir nicht ungerecht sein, wollen weder für den spanischen Dichter, noch wider den englischen Partei nehmen. Beide können richtig nur gewürdigt werden, wenn man sie nicht aus ihrer Zeit, ihrem Lande herausreißt. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts steht Spanien auf

einer vergleichsweise sehr hohen Macht- und Culturstufe, das spanische Theater namentlich in seinem Zenith. Calderon erscheint als der Gipfel eines ganzen Gebirgszuges großer Dramatiker, in sich vereinigend die vielseitige Bildung seiner Epoche und die fruchtbaren Ueberlieferungen einer vollkommen organisirten Nationalbühne, an deren Aufbau sich eine ganze Reihe kunstliebender Könige und ein reich begabtes, für phantastische Romantik und freiesten Humor gleich empfängliches Volk betheiligt hatten. Ganz anders das England der Königin Elisabeth, das Theater der vorshakespearischen Zeit, die Stellung Marlowe's. Daß er ein ächter, ein voller Poet gewesen, beweist sein Jude aus Maltha, sein Tamerlan. Im Faust wagte er sich auf ein Feld, das ihm und seinem Publicum gleich fremd. Hätte er es auch verstanden, die metaphysische Seite seines Stoffes auszubeuten oder gar ihn symbolisch zu behandeln, Niemand würde ihn verstanden haben. Das damalige England glaubt alles Ernstes an Zaubereien und Teufelskünste, wie es Hexen verbrennt und Alchymisten aufhängt. Aber an einen Zauberer, der aus tieferen Beweggründen als grobem Sinnengenusse zu Liebe dem Bösen sich verschreibt und schließlich dann doch durch die göttliche Gnade oder die Kraft seiner Buße gerettet wird, an einen solchen Faust würde ein solches England nicht geglaubt haben. Marlowe's Faust ist nichts weiter als die ursprüngliche Legende, in ein theatralisches Flügelkleid gesteckt und auf ungehobelte Bühnenbretter gebracht. Die Frage liegt nahe, was Shakespeare aus der Volkssage gemacht haben würde, er, der seine unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen mit den Siebenmeilenstiefeln des incommensurablen Genies im Nu überholt. Aber ebensonahe liegt der Vergleich mit Goethe's Faust, der um zwei Jahrhunderte später zur Welt kommt, und auf welchen Marlowe's Werk in so manchem Zug doch wie ahnungsvoll hinführt, wie wenn die Intuition des Dichters das höchste Ideal von Ferne erkannt hätte. Deß zum Beweise diene Marlowe's letzte Scene:

(Wittenberg. Es schlägt eilf Uhr.)

Faust.

O Faustus,
Jetzt hast du nur ein Stündlein noch zu leben,
Und dann bist du verdammt in Ewigkeit. —
Steht still, ihr nimmermüden Himmelssphären,
Und hemmt den Lauf der Zeit, eh' zwölf sie schlägt!
Natur, schlag' wieder auf dein schönes Aug' und gib
Uns ew'gen Tag! O laß zum Jahr die Stunde werden,
Zum Mond, zur Woche, nur zu einem Tag,
Daß Faust bereu' und seine Seele rette!
O lente lente currite noctis equi!*) —
Fort gehn die Stern', es rinnt die Zeit, der Pendel schwingt,
Der Teufel naht, die Hölle thut sich auf. —
O, auf zum Himmel, Faust! — Wer reißt mich nieder? —
Sieh, wie's da oben wogt von Christi Blut!
Ein Tropfen kann mich retten — o mein Christ!

*) Langsam, o langsam rennet, ihr Rosse der Nacht!
(Citat aus Ovid.)

Ich ruf' ihn an — o hilf mir, Lucifer!
Wo ist es nun? — 's ist aus!
Und sieh, ein dräu'nder Arm, ein finstrer Braun! —
O Berg und Hügel, kommt, kommt, fallt auf mich,
Und deckt mich vor des Himmels schwerem Zorn!
Nicht? — Nun, so stürz' ich häuptlings in die Erde!
Thu' auf dich, Erde! — Willst mich nicht verschlingen? —
Ihr Sterne, die mir die Geburt regiert,
Die mich dem Tod, der Hölle preisgegeben,
Jetzt zieht mich auf, gleich einem Nebeldunst,
In jener schwarzen Wolke schwangern Schooß,
Daß mein Gebein aus ihres Schlundes Dampf
Sie speie, wenn die Stürme sie zerreißen —
Doch meine Seele laßt zum Himmel schweben!

(Die Uhr schlägt halb zwölf.)

Die eine Hälft' ist hin, bald auch die andre. —
O muß die Seele für die Sünde leiden,
So setz' ein Ende für die stete Qual!
Laß tausend Jahr' mich in der Hölle leben,
Ja hunderttausend, aber rette dann!
Ach, den Verdammten ist kein Ziel gesteckt!
Warum bist du kein seelenloses Wesen?
Warum ist diese deine Seel' unsterblich?
O Seelenwand'rung, o Pythagoras!
Wenn diese Seele von mir flög' und sich
Zu einem Thier verkehrte! —
Glücklich sind alle Thiere, denn sie sterben
Und ihre Seelen fließen in die Lüfte,
Doch meine lebt zur ew'gen Höllenqual! —
Verflucht die Eltern, welche mich erzeugten!
Nein, fluch' dir selber, Faust, fluch' Lucifern,
Der um des Himmels Freuden dich betrogen!

(Es schlägt zwölf.)

Es schlägt, es schlägt! Nun, Leib, zerfließ in Luft,
Sonst trägt dich flugs zur Hölle Lucifer!
O Seele, schmilz zu kleinen Wassertropfen,
Fall' in den Ocean, damit dich Keiner finde!

(Donner. Die Teufel kommen.)

O Gnade, Himmel! Schau' so stolz nicht nieder!
Ottern und Schlangen, laßt mich athmen noch!
Klaff', schwarze Hölle, nicht! Fort, Lucifer!
O Mephostophiles! In's Feu'r die Bücher!

(Die Teufel zerreißen ihn, dann verschwinden sie.)

Die Studenten treten auf.

Erster.

Kommt, Herren, laßt den Doctor uns besuchen,
Denn solche Schreckensnacht ward nie gesehn,
So lange diese Welt geschaffen ist;
Solch furchtbar Schrei'n und Kreischen hört' ich nie.
Gott gebe, daß der Doctor durchgekommen.

Zweiter.

O Himmel, hilf! Da liegen seine Glieder
Umher, zerrissen von der Hand des Todes.

Dritter.

Das that der Teufel, dem sich Faust ergeben,
Denn zwischen Zwölf und Eins, wenn ich nicht irre,
Hört' ich ihn schrei'n und laut um Hilfe rufen.
Da schien das ganze Haus in Feu'r zu steh'n
Und Höllenschauer gingen durch die Kammern.

Zweiter.

Nun wohl, ihr Herrn, wie auch sein Ende war,
Daß jede Christenseele d'rob erbebt,
Doch war er einst bewundert als ein Meister
Von hoher Weisheit auf den deutschen Schulen.
D'rum laßt uns den zerstückten Leib bestatten,
Und die Studenten all' in schwarzer Trauer
Soll'n seinem ernsten Leichenzuge folgen. (Ab.)

Chor tritt auf.

Gebrochen ist der Zweig, der nach den Wolken strebte,
Verbannt Apollo's grüner Lorbeersproß,
Der manche Blätter trieb in diesem weisen Manne.
Faust ist dahin. Betrachtet seinen Sturz,
So daß sein Mißgeschick den Klugen warne,
Verbot'ner Weisheit grübelnd nachzugeh'n;
Denn ihre Tiefe lockt vorschnellen Erdenwitz,
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz'.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die Lage im Orient.

Von * * * *

III.

Der Hauptzweck des Pariser Friedens war gewesen, der Intervention Rußlands in den Angelegenheiten der Pforte ein Ende zu machen. In der identischen Note der Westmächte vom 8. August 1854 war erklärt, daß der Friede nicht wieder hergestellt werden könne, so lange Rußland ein Protectorat über türkische Unterthanen irgend welchen Glaubens beanspruche. Die Mächte müßten vielmehr dahin wirken, um von der Initiative der Pforte eine Sanction der Rechte der Christen zu erlangen, ohne daß dieselbe die Würde und Unabhängigkeit des Sultans beeinträchtige. Diese Aufgabe sollte der Hat-i-Humaïum lösen — aber war sie überhaupt lösbar, d. h. nicht auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich die Bedingungen der osmanischen Herrschaft vergegenwärtigen.

Das türkische Volk ist nie durch seine Kopfzahl, sondern nur durch seine Organisation bedeutend gewesen. Diese beruhte, im Gegensatz zu den meisten orientalischen Staaten, auf einer festbegründeten Dynastie, die an der Spitze einer Krieger-Aristokratie stand; beide waren durch die Religion auf das engste verbunden. Es hat nie einen christlichen Staat gegeben, der diesen Namen in dem Sinne verdient, wie die türkische Herrschaft den eines muhammedanischen; ihre Aufgabe ist nur die Verwirklichung des durch den Propheten geoffenbarten Willens Gottes. Es liegt schon im Wesen des Islam, daß Staat und Religionsgemeinschaft untrennbar verbunden sind, Religion, Politik, Gesetze, Sitten sind nur verschiedene Seiten derselben Idee, der Koran regelt Erb- und Strafrecht so gut wie Moral und Cultur, eine Kriegserklärung ist nicht minder eine religiöse Frage als der Glaube an das Paradies. Aber nirgend war jene Einheit so consequent durchgeführt, wie im osmanischen Reiche; auch der Befehl des Sultans unterlag der Prüfung der Ulemah, des höchsten religiösen Collegiums. Kein Krieg konnte begonnen werden, ehe nicht das Haupt desselben, der Scheich-ul-Islam, denselben durch sein Decret, Fetwa, sanctionirt, wie in Rom erst die Fetialen erklärt haben mußten, daß dem Kriege nach göttlichem Rechte nichts im Wege stehe.

Diese Organisation gab, unter der Führung hervorragender Herrscher, den Türken die Kraft, von Asien aus bis vor die Thore Wien's vorzudringen und ihr gewaltiges Reich in drei Welttheilen zu begründen. Dasselbe konnte sich aber unter der Herrschaft jener militärischen Oligarchie nur durch eine weitgehende Decentralisation halten, welche es fast zu einer Conföderation halbunabhängiger Staaten machte. Die Häupter derselben, die Dereg-Begs, deren manche ihre Gebiete Jahrhunderte vor dem türkischen Reiche beherrscht, entsprachen den mittelalterlichen großen Baronen Westeuropa's; unter ihnen genossen wiederum die kleineren Lehensträger, die Timarlis, bedeutende Selbständigkeit; es war die „landed gentry" unter Soliman dem Prächtigen, 53,352 zählend, welche mit ihrem Gefolge die Hauptkriegsmacht bildete und durch ihre feste Stellung mit den Dereg-Begs vereint dem Sultan starke Schranken zog. Neben und unter dieser Lehensherrschaft bestand eine weitgehende Gemeindefreiheit; jeder Häuptling hatte für sein Gebiet politische und militärische Autorität und zog den Zehnten, die einzige directe Steuer, ein, aber er durfte sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Gemeinden mischen, welche durch frei gewählte Beamte derselben besorgt wurden, und diese Selbständigkeit bestand auch für die Christen. Wie dem Islam die Nationalitätsidee fremd ist, so drängt er unterworfenen Völkerschaften nicht seine religiösen Satzungen auf; sie haben keinerlei politischen Rechte, die vielmehr, namentlich der Kriegsdienst, den Muselmännern allein gehören, und müssen ihren Tribut zahlen für den allgemeinen Schutz, den sie genießen. Darüber hinaus wird nichts von ihnen verlangt. So behielten auch die christlichen Gemeinden der Türkei ihre Autonomie unter ihren gewählten Häuptern, den Demogeronten, Nodjabachis, welche die schuldige Steuer an die Regierung ablieferten, die übrigens gar nicht in directe Berührung mit der Rajah kam; auch die kirchliche Organisation derselben unter ihrem Patriarchen in Constantinopel blieb. Das war das System des alttürkischen Staates, in welchem Druck der Unterworfenen fast nur da vorkam, wo die Renegaten die muselmännischen Herrschaftsrechte gegen ihre Landsleute ausbeuteten.

Dies System war nun allerdings im 18. Jahrhundert in Verfall gerathen. In Rumelien, Anatolien und dem Libanon benutzten die Dereg-Begs die äußeren Niederlagen des Reichs, um vollständige Unabhängigkeit anzustreben; andrerseits waren die Janitscharen, eine von Murad I. gestiftete Miliz, welche den Kern des stehenden Heeres bildete, zu einer Prätorianerbande geworden, deren Willkür die Sultane vollkommen preisgegeben waren. So ging dem Reich eine Provinz nach der andern verloren. Mahmud II. wurde hier, nach mehreren vergeblichen Versuchen seiner Vorgänger, der Reformator, welcher die Einheit wiederherstellte; er vernichtete die Janitscharen und alle mit ihnen verbundenen Corporationen, schuf ein stehendes Heer nach europäischem Muster, erzwang den Gehorsam der rebellischen Statthalter entfernter Provinzen und unterwarf die erblichen Dynasten. Unzweifelhaft war eine Reform in dieser Richtung geboten, unzweifelhaft aber ging Mahmud zu weit, indem er die Dereg-Begs nicht nur wieder unter seine Botmäßigkeit brachte, sondern sie der Reihe nach vollständig zerstörte und den Timarlis mit einem Federstrich alle ihre Besitzungen nahm. Damit war die ganze provinzielle Organisation des Reiches zerstört und der nackte Absolutis-

mus der Centralregierung an die Stelle gesetzt. Das System ward 1840 durch Reschid-Pascha vollendet, der in Paris die französische Centralisation hatte bewundern lernen und durch die Anwendung derselben auf die Türkei ihre Racen zu fusioniren hoffte. Der Erfolg zeigte, daß damit die Kraft des Reichs nur geschwächt wurde; die Justiz und Verwaltung der Begs mochte, nach europäischem Maßstab, oft nicht musterhaft sein, aber sie entsprach im Ganzen den örtlichen Interessen und fand ihre Controle an den Timarlis, wie der Bevölkerung überhaupt. Die erhobenen Steuern blieben im Lande, und nur ein fester Jahrestribut ward nach Constantinopel gezahlt. Nach der Vernichtung der Begs aber führte Mahmud das heillose Institut der Steuerpacht, Iltizam, ein; armenische Bankiers machten dem Divan Vorschüsse und halfen durch ihre Agenten, die Paschas, die Provinzen aussaugen. So ward die allgemeine Bestechung, die Käuflichkeit aller Aemter, Regel; jeder Beamte bezahlt hohe Summen für seine Ernennung und weiß, daß er sich nur halten kann, wenn er die unersättlichen Machthaber am Bosporus befriedigt. Ein Pallast nach dem andern wurde dort gebaut, Schulden wurden auf Schulden gehäuft, die ewig wechselnden Minister und Paschas wurden reich und das Land verarmte reißend. „Bei uns," sagte ein hoher Würdenträger naiv, „glaubt man, daß die Regierung zum Vortheil der Regierenden, nicht der Regierten, besteht." *)

Die Herstellung des Absolutismus durch Mahmud hatte die Stellung der Rajah ganz unberührt gelassen; die Pforte lehnte die Vermittlung Rußlands, Englands und Frankreichs in der griechischen Sache ab, weil ihre Vorschläge auf nichts Geringeres hinausliefen, als eine vollständige Umstellung der Lage der Türken und der Rajah zu bewirken und den Besiegten an die Stelle des Siegers zu setzen; was die Gesandten wollten, könne nur nach Zerstörung der muselmännischen Bevölkerung stattfinden. Demzufolge lautete die Kriegsproclamation (Dec. 1827) an die Dorfältesten (Ajâns) höchst feindselig gegen die Christen: „Wenn es wahr ist, was jeder verständige Mensch zugibt, daß die Muhammedaner einen angebornen Haß gegen die Ungläubigen haben, so ist es andrerseits nicht weniger gewiß, daß jene Feinde des Islam sind, das Heidenthum bildet nur eine Nation." Die Pforte zog es schließlich vor, Griechenland aufzugeben, statt der Rajah Rechte zu gewähren; auch der Hat vom Dec. 1831 sagte nur: „Unser fester Wille ist, daß alle Rajah, die in den Schatten der Gesetze des Islam und unserer kaiserlichen Gerechtigkeit kommen, eines sicheren Wohlseins genießen, daß sie beschützt, von allem Zwang und Belästigung befreit seien." Also Schutz und Gnade, kein Recht. Unter Mahmud's Nachfolger, Abdul-Medjid, aber hielt Reschid-Pascha, welcher in England persönlich beobachtet, wie populär Mohamed-Ali durch seine energischen Reformen geworden, für nothwendig, der ganzen civilisirten Welt durch einen feierlichen Act zu zeigen, daß auch die Pforte entschlossen sei, die Bahn des Fortschrittes zu betreten. Am

*) Achmed Vefic Effendi, der übrigens später abgesetzt ward, weil er gewagt hatte, ein unparteiischer Richter zu sein. Senior a Journal kept in Turkey and Greece, 1853, p. 17, ein Buch, welches die interessantesten Mittheilungen aus zuverlässigen Quellen enthält. Der Finanzminister von Tripolis erzählte, daß er jährlich 250,000 Pfd. St. einnehme und 125,000 abliefere, die andere Hälfte theilte er und seine Beamten. p. 21.

3. Nov. 1839 wurde mit großem Pomp der Hattischerif von Gülhane erlassen, welcher damit begann, den Verfall des Reichs der Vernachlässigung der Gesetze des Korans zuzuschreiben, und dann zu dem eigenthümlichen Schlusse kam, daß durch neue Einrichtungen allen Landen die Wohlthat einer guten Verwaltung verschafft werden solle. Diese sollten vornehmlich drei Punkte umfassen: 1) Bürgschaften für die Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums; 2) gerechte Steuervertheilung; 3) Regulirung des Militärdienstes der Muhammedaner. Damit waren zum ersten Mal allen Unterthanen, „welcher Religion oder Secte sie auch angehören mögen," Rechte zuerkannt, und deshalb erregte der Hat, als Beweis der Freisinnigkeit, damals große Bewunderung. Das ganze Volk sah darin eine Bürgschaft gegen Beamtenwillkür und Steuerdruck, die Christen freuten sich der zugesagten Sicherheit von Person und Eigenthum, die Türken der verringerten Dienstzeit, die Beamten der Abschaffung der seidenen Schnur. Aber zunächst war der Hat nicht einmal ein Gesetz, sondern nur eine Proclamation von Grundsätzen, nach welchen eine Reihe von Gesetzen erlassen werden sollten, deren Ausarbeitung allerdings dem Staats- und Kriegsrath übertragen wurde, von denen aber ungemein wenig zu Stande kam. Sodann aber löste er den fundamentalen Widerspruch zwischen dem Koran und der Gleichberechtigung Aller in keiner Weise, und eben deshalb blieb er ein todter Buchstabe, dem die Komödie der Provinzialdelegationen, welche Reschid 1845 in Constantinopel als Beginn des parlamentarischen Regiments der Diplomatie vorführte, kein Leben geben konnte. Nun sah die europäische Diplomatie, als es sich gegen Ende des Krimkrieges darum handelte, die Türkei in die europäische Staatenfamilie aufzunehmen, ein, daß für die Durchführung der Gleichstellung der Christen und Muselmänner mehr Garantien geboten sein müßten, als ein einseitiger Act des Sultans gewähren konnte. War doch, trotz des Hattischerifs von Gülhane, noch 1854 ein armenischer Renegat, der wieder vom Islam abgefallen, in Adrianopel auf Befehl der Muftis öffentlich hingerichtet worden. Die Pforte ihrerseits war zu allen möglichen Versprechungen bereit, aber wehrte sich auf das entschiedenste dagegen, daß an die Stelle des russischen Protectorates ein europäisches trete, da, wie Ali-Pascha in einer Denkschrift vom 15. Mai 1855 auseinandersetzte, dies der Integrität und Unabhängigkeit der Türkei, für welche der Krieg geführt sei, widerstreite. Ganz ließen sich nun freilich die Mächte damit nicht abspeisen; die Botschafter von England, Frankreich und Oesterreich überreichten am 19. Jan. 1856 der Pforte eine gemeinsame Denkschrift über die betreffenden Reformen und setzten die Annahme derselben durch. Der am 18. Febr. erlassene Hat-i-Humaïum unterschied sich nur redactionell, aber formell hatte Ali-Pascha seinen Willen behauptet, der Hat war ein einseitig erlassenes Decret. Die Mächte nahmen auf dem Pariser Congreß davon Mittheilung, bezeugten den hohen Werth derselben, aber erklärten ausdrücklich, daß sie ihnen kein Recht gebe, sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei und die Beziehungen des Sultans zu seinen Unterthanen zu mischen (Art. 9 des Pariser Vertrags). Dagegen verschlug es wenig, wenn Palmerston im Parlament behauptete, die bloße Erwähnung des Hats im Vertrage stelle den Inhalt desselben unter die moralische Bürgschaft der Mächte; weit mehr berechtigt waren die ironischen Lobsprüche,

die Baron Brunnow in der Sitzung des Congresses vom 25. März über den Act ausschüttete, „qui réalise et même dépasse toutes leurs espérances". Thatsächlich war mit der Erlassung des Hat's für die Reform nichts geschehen, denn er war nur eine Wiederholung und Erweiterung seines Vorgängers von Gülhane; die einzelnen Verordnungen aber, durch welche seine Versprechungen ausgeführt werden sollten, erregten im Gegentheil die lebhafteste Opposition der Bevölkerung, so die schon früher verfügte Zulassung des Zeugnisses der Christen in Criminalsachen gegen oder für die Türken, die Einsetzung von Gerichtshöfen, die von der Gesetzgebung des Islam unabhängig sprechen sollten, Simultanschulen, die Zulassung der Christen zu allen Staatsämtern. Mit Ingrimm sahen die Türken vom Ausland octroyirte Gleichstellung der verachteten Giaurs (eine Bezeichnung, die nun verboten war), welche dem Koran widersprach und sie der Gefahr aussetzte, wie in Handel und Gewerbe, so auch im Staatsdienst von ihren gewandteren Nebenbuhlern überflügelt, ja beherrscht zu werden. Aber auch die Christen waren keineswegs zufrieden; sie hatten genugsam erfahren, was aus den schönen Versprechungen der Pforte ward. Sie glaubten nicht an das uneigennützige Interesse der Mächte, welche noch eben für den Islam gefochten; sie sahen mit Ungunst auf die Bestimmung, wonach ihre weltlichen Angelegenheiten künftig der Mitwirkung ihrer Geistlichen entzogen und durch einen von ihnen zu wählenden Rath besorgt werden sollten, weil sie voraussahen, daß dies nur der Vorwand sein werde, ihre kirchlich-nationale Selbständigkeit zu rauben. Vor Allem wollten sie nichts von der Gleichstellung im Kriegsdienst wissen, welcher seit Mahmud aus einem Privilegium zu einer drückenden Last geworden war, während der schimpfliche Charakter der Kopfsteuer sich verloren. So war Niemand befriedigt; die Pforte murrte, daß man ihr Dinge aufgezwungen, die sich nicht ausführen ließen, und verlangte vor Allem die Aufhebung der Capitulationen, welche die wohlhabende Bevölkerung ihrer Herrschaft entziehen. Die Mächte erwiderten unzufrieden, daß bei der säumigen Ausführung der Versprechungen seitens der Pforte an einen Verzicht auf die Capitulationen nicht zu denken sei. Sehr bald zeigte das Blutbad am Libanon, wie es mit der Gleichberechtigung der Christen in den Provinzen stand, und 1867 schrieb der der Pforte durchaus wohlgesinnte französische Minister, Marquis de Moustier, daß die Ausführung des Hat-i-Humaïum „a depuis onze ans échoué devant l'inertie du gouvernement turc." Rußland, welches seit 1860 unablässig die Nichtausführung der Versprechungen und die trostlose Lage der Christen bei den Cabineten angeklagt, beeilte sich natürlich, von solchen Erklärungen Act zu nehmen, und betonte, der Hat sei bereits ein vollständig discreditirtes Document, welches nur auf's Neue die Werthlosigkeit türkischer Verheißungen bewiesen habe. Solle den christlichen Bevölkerungen Zutrauen auf die wirkliche Verbesserung ihrer Lage eingeflößt werden, so könne das nur dadurch geschehen, daß neue Bestimmungen unter Mitwirkung der christlichen Mächte ausgearbeitet würden, wodurch die Ehre der letzteren für die Ausführung verpfändet werde. Die leitenden Gedanken für ein solches Reformproject legte der Kanzler in einer Denkschrift vom 6. April dar. Die russische Politik wünsche, das Wohlergehen der griechischen Religionsgenossen mit der Erhaltung der Autorität des Sultans zu

verbinden. Die Erfolglosigkeit der Reformversuche könne nicht überraschen, da die religiösen und socialen Lehren der Muselmänner im graden Widerspruch mit denen der Christen seien, woraus sich die Unmöglichkeit, beide unter dasselbe Regiment zu stellen, ergebe. Es handle sich vielmehr darum, „d'organiser leur coëxistence parallèle," also eine dualistische Organisation der innern Verwaltung durchzuführen. Die Christen müßten unter eigene Chefs gestellt werden, welche ebenso wie die Gerichte, die Gemeinde- und Provinzialräthe frei von der Bevölkerung zu wählen seien. Diese Vorschläge, die bis in's Einzelne ausgearbeitet waren, näherten sich der Organisation, welche früher bestanden, aber schwerlich wieder in's Leben gerufen werden könnte; vielmehr müßte ihre Verwirklichung bei dem herrschenden lebhaften Antagonismus von Christen und Muselmännern nur zu einer beschleunigten Auflösung der Türkei führen, wie das der österreichische Internuntius in Constantinopel, Baron Prokesch, in einer Denkschrift darlegte. Demgemäß lehnten Oesterreich, Frankreich und England ab, auf diesen Plan einzugehen. Der Kanzler, dessen Bemühungen, Griechenland Candia zu verschaffen, vergeblich waren, indem vielmehr das athenische Cabinet einen starken Verweis für seine völkerrechtswidrige Unterstützung des candiotischen Aufstandes von der Pariser Conferenz (1869) erhielt, hatte es gleichwol nicht aufgegeben, seine Ziele zu verfolgen und namentlich die lästigen Fesseln des Vertrages von 1856 abzuschütteln. Er lehnte freilich das übereilte Anerbieten Beust's ab, durch welches dieser mit dem Vorschlage einer Revision des Pariser Friedens ein besseres Verhältniß zu Rußland zu erkaufen suchte (Dépêche du 1. Janv. 67), aber während er mit Frankreich die Wahl Couza's begünstigte und die Erhebung des Prinzen von Hohenzollern in keiner Weise hinderte, bemerkte er nachträglich, daß die Vereinigung der Fürstenthümer unter einem fremden Herrscher dem Pariser Vertrag und der zur Ausführung der Stipulationen desselben über die Donaufürstenthümer vereinbarten Bestimmung vom 15. August 1858 zuwiderlaufe, also diesen hinfällig mache (Dép. au Bn. Budberg Janv. 66, au Bn. Brunnow 6. Mars 66). Was er aber der österreichischen Initiative nicht verdanken wollte, das nahm er sich selbst, indem er durch das Circular vom 31. October 1870 den contrahirenden Mächten des Pariser Vertrages einfach anzeigte, daß Rußland sich nicht mehr an die Bestimmungen desselben gebunden erachte, soweit sie seine Souveränitätsrechte im Schwarzen Meere beschränkten. Rußland hatte sich übrigens durch diese Bestimmungen von vornherein nicht abhalten lassen, unmittelbar nach dem Friedensvertrag in Odessa eine große Dampfschifffahrtsgesellschaft zu errichten, deren Schiffe so gebaut wurden, daß sie gepanzert und mit 12 schweren Geschützen ausgerüstet werden konnten, und im Asow'schen Meere gepanzerte Kanonenböte zu bauen, so daß es mit den durch den Vertrag zur Aufrechthaltung der Ordnung gestatteten Schiffen eine ansehnliche Flotte besaß. Endlich benutzte man die günstige Conjunctur, wo Deutschland und Frankreich im Kampfe waren und in England ein schwaches Manchesterministerium am Ruder stand, um sich gänzlich von vertragsmäßigen Verbindlichkeiten loszusagen, die man nach der heftigsten Opposition schließlich übernommen, weil England dies zur conditio sine qua non des Friedens machte. Der Versuch Lord Granville's, dem entgegenzutreten, ging nicht über Worte hinaus, der Widerstand Beust's war ohnmächtig,

hatte er doch selbst erklärt: c'est aller contre la nature des choses que d'interdire à un état d'une étendue et d'une population aussi immenses sa liberté d'allures dans le cercle de son action légitime. (Dép. du 1. Janv. 67). Der Kanzler setzte seinen Willen in der Londoner Conferenz von 1871 durch und hatte damit das große Ziel, das er sich vorgesteckt, erreicht.

Wir werden hiernach uns die Elemente vergegenwärtigen können, welche für die heutige Lage in Betracht kommen. Rußlands Ziel scheint uns keineswegs die Eroberung der Türkei; abgesehen davon, daß die übrigen Mächte dies niemals zugeben könnten, wäre es dazu gar nicht im Stande. Eine Herrschaft, die seit 400 Jahren auf dem eroberten Boden festgewurzelt ist, wird nicht so leicht beseitigt, Provinzen, wie die der europäischen Türkei, mit den verschiedenartigsten Bewohnern und Institutionen, lassen sich nicht wie mittelasiatische Gebiete behandeln, man würde sich ein zweites Polen schaffen; der Besitz Constantinopels würde außerdem den Schwerpunkt des Reiches nach Süden verlegen, Petersburg könnte nicht mehr Hauptstadt bleiben, und Rußland würde seine bisherige europäische Stellung aufgeben. Alles das fühlen die klug berechnenden Politiker an der Newa sehr wohl, werden aber, wie schon Nikolaus bemerkte, eben so wenig die Errichtung einer anderen starken Macht am Bosporus zulassen. Damit hat es nun auch gute Wege; denn so verkehrt es gewiß war, Griechenland nicht von Hause aus stärker zu constituiren, so unfähig ist dasselbe zur Herstellung eines byzantinischen Reiches. Man könnte ihm Thessalien und die Inseln geben, welche durch Race und Sympathie griechisch sind, aber es könnte seine Herrschaft über die anderen Provinzen, deren Christen Bulgaren, Serben, Albanesen sind, niemals behaupten; denn diese hassen die Griechen mehr als die Türken. Wie bisher das Ziel Rußlands war, die Pforte schwach unter seinem bestimmenden Einfluß zu halten, so erstrebt es für die Zukunft Auflösung der europäischen Türkei in einzelne Staaten, wie Serbien, in denen es überwiegenden Einfluß üben und denen gegenüber es den Bosporus und Archipelagus ebenso beherrschen würde wie das Schwarze Meer und die Donau. Ein derartiger Proceß wird sich freilich nur allmälig vollziehen lassen; ein allgemeiner Aufstand der Christen der Balkanhalbinsel würde schwerlich ohne auswärtige Hilfe gelingen, denn in einem solchen Kampfe um das Dasein würde der erregte türkische Fanatismus wahrscheinlich eine ungeahnte Widerstandskraft zeigen, und gelänge die Vertreibung des Islam aus Europa, so würde sie als unfehlbaren Gegenschlag die Vernichtung der Christen in Kleinasien hervorrufen. Ein solcher Ausbruch des muselmännischen Fanatismus, der Rußland in der europäischen Türkei vortheilhaft, in Kleinasien wenigstens nicht unvortheilhaft wäre, würde ihm in Centralasien ernste Gefahren bereiten und ebenso wenig von England gleichgültig angesehen werden können.

Auf der anderen Seite scheint uns die Frage der Reformen, wie sie jetzt discutirt werden, an sich ganz bedeutungslos. Der Irade des Sultan wird ebenso ein Stück Papier ohne Werth bleiben, wie der Hattischerif von Gülhane, und die Vorschläge des Grafen Andrassy sind, wenn auch die Pforte sie zehnmal annimmt, noch unausführbarer als der Hat-i-Humaïum. Keine Macht der Erde wird die feindlichen Elemente der Bevölkerung

verschmelzen oder zu friedlichem Nebeneinanderwohnen in Freiheit und Gleichheit bringen, und umsonst drängt man einen erschöpften, bankrotten Staat, der von der Hand in den Mund lebt, die directen Steuern für die Provinzen selbst zu verwenden. Es ist nicht gesagt, daß die türkische Herrschaft schon jetzt zusammenbricht; aber Reformen können ihr nicht mehr helfen, sie kann ihr Dasein nur durch successive Amputationen fristen. Wie sie Griechenland ganz, Aegypten, Serbien und die Donaufürstenthümer bis auf den Namen verloren hat, so werden diesmal wol Bosnien und Bulgarien an die Reihe kommen.

Hier entsteht nur die Frage, wie sich zu dieser Eventualität die andern Mächte verhalten werden. England hat sein altes Princip der Unabhängigkeit und Integrität der Pforte aufgegeben; es sieht, daß ihr nicht zu helfen ist, und sichert sich den Weg nach Indien, indem es die Hand auf Aegypten legt. Eben um des letzteren willen aber kann es nicht zugeben, daß der Bosporus mittelbar russisch werde, denn von dort aus würde eine starke Seemacht strategisch die ägyptische Position beherrschen; Rußlands asiatische Politik dagegen strebt dahin, für diesen Fall einen derartigen indirecten Druck auszuüben, um Englands Widerstand zu neutralisiren. In erster Linie aber kommt Oesterreich in Frage, das keine seinen Interessen nachtheilige Aenderung in den Verhältnissen an seiner Südostgrenze dulden kann. Wenn Oesterreich es geschehen ließe, daß die europäische Türkei auch nur unter die indirecte Leitung Rußlands käme oder letzteres die Donaumündungen und den Bosporus beherrschte, so hätte es nicht nur aufgehört, Großmacht zu sein, sondern seinen eigenen Untergang vorbereitet. Es kann auch niemals die Vereinigung von Bosnien und der Herzegowina mit Serbien oder Montenegro gestatten, wodurch die Existenz von Dalmatien unterbunden und ein gefährliches Gravitationscentrum für seine eigne südslavische Bevölkerung geschaffen würde.

In diesem durch Nichts auszugleichenden Gegensatz der Interessen liegt der politische Antagonismus, der mehr oder weniger seit Ende vorigen Jahrhunderts das Verhältniß von Oesterreich und Rußland beherrscht. Es hat in demselben Stillstände gegeben, wenn zeitweilig andere gemeinsame Angelegenheiten überwogen, so in letzter Zeit das Dreikaiserbündniß zur Erhaltung des Friedens gegen Revanchegelüste Frankreichs; aber dasselbe konnte, was den Orient betraf, nur die zeitweilige Bewahrung des status quo bedeuten, niemals den Conflict der Interessen aufheben, der in den Dingen selbst liegt. Inwieweit dieser latente Conflict activ wird, das wird von der weiteren Entwicklung des Aufstandes und der Stellung Englands wie Deutschlands abhängen, die sich wiederum nur durch die Umstände bestimmen lassen kann. Wir enthalten uns aller Conjecturen für die Zukunft. Unsere Absicht war nur, die geschichtliche Entwicklung und die thatsächlichen Voraussetzungen darzulegen, auf denen die gegenwärtige Situation beruht, und zu zeigen, was heute die orientalische Frage bedeutet.

Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten.

Von

Professor L. Friedländer in Königsberg.

Italien ist schon im 16. Jahrhundert von Touristen viel besucht worden, doch waren die Eindrücke der damaligen Reisenden ganz andere, als die der heutigen; schon darum, weil ein großer Theil der Werke aller Künste, die dort gegenwärtig die größte Anziehungskraft üben, noch nicht existirte oder noch nicht zugänglich war.

Zwar gehören nicht wenige der bedeutendsten monumentalen Bauten, namentlich in den Städten Ober- und Mittelitaliens, die der Phantasie jedes ihrer Besucher sofort gegenwärtig sind, schon dem Mittelalter an. So jene gothischen Dome, deren Außenseiten mit einer prächtigen Mosaik schwarzen, weißen und röthlichen Marmors bekleidet sind, die in demselben Schmuck prangenden schlanken Glockenthürme und von Kuppeln überwölbten Taufkapellen, die Stadthäuser und öffentlichen Loggien, die florentinischen Familienburgen mit gewaltigen Steinmauern und kleinen Bogenfenstern, die hier und da erhaltenen Thürme der Adelsschlösser (wie die beiden schiefen Thürme Garisenda und degli Asinelli in Bologna); auch die Paläste Venedig's spiegelten größtentheils schon im 15. Jahrhundert ihre mit phantastischer Pracht decorirten Fronten im großen Canal. Kaum gibt es in ganz Europa eine Stadt (außer etwa Brügge), die durchweg einen so mittelalterlichen Eindruck macht wie Siena. Auch auf dem stillen, grasbewachsenen Domplatz von Pisa, oder wenn man von der blühenden Wiese des Camposanto mit den vier uralten, von Taubenschwärmen umflatterten Cypressen in die herrlichen Bogenhallen ringsumher blickt, denkt man sich gern in die Zeiten der Größe und Macht der Pisanischen Republik zurück.

Doch mehrere der großen Städte Italiens haben ihren architektonischen Charakter erst in der Zeit der Hoch- und Spätrenaissance oder des Barockstyls erhalten. Die stolzen Paläste Genua's mit ihren königlichen Treppenhöfen und Hallen standen noch nicht, als Fiesco (am 1. Januar 1547) die Herrschaft des Andrea Doria zu stürzen unternahm und selbst den Tod fand. Der erste Papst, der der Stadt Rom den Stempel seines übergewaltigen Geistes aufgedrückt hat, ist Sixtus V. (1585—1590) gewesen. Unter seinem Vorgänger Gregor XIII.

stand Rom noch in Bezug auf die Größe und Schönheit seiner Kirchen den bedeutendsten Städten Deutschlands, Frankreichs und Italiens nach, wenn es auch bereits an Zahl und Größe der öffentlichen Plätze, an Schönheit der Straßen und Häuser Paris weit übertraf.*) Fünf Jahre nach Sixtus' Tode aber urtheilte der venetianische Botschafter Paruta: „Die öffentlichen und Privatgebäude, die Kirchen und Paläste, die Straßen, Springbrunnen und Landhäuser, welche in den letzten Jahren entstanden seien, würden allein hinreichen, eine Stadt ersten Ranges zu zieren."**) Den Geist der Epoche Sixtus' V. charakterisiren unter seinen Werken am besten die spanische Treppe und die Aufrichtung des Obelisken auf dem Petersplatze. Doch die Vollendung der Peterskirche sah erst das 17. Jahrhundert, und wieder 40 Jahre später erfolgte die Abschließung des Platzes durch die im Halbkreise geführten Colonnaden Bernini's und seine Belebung durch die beiden unvergleichlichen Springbrunnen, die ihre mächtigen Strahlen mehr als 40 Fuß hoch schleudern, gleich zauberisch, wenn der Sonnenschein sie mit Regenbogenfarben überzieht, und wenn das Mondlicht sie in flüssiges Silber verwandelt. Seit dem 17. Jahrhundert erhielt Rom „den Charakter der triumphirenden Kirche" und füllte sich nun mit jenen Kirchen und Palästen, in deren prahlenden und pomphaften Façaden und inneren Räumen eine immer verwegenere, immer bizarrere Variation, Häufung und Uebertreibung von Motiven und Effecten den Forderungen eines immer mehr verwildernden Geschmacks entsprach. In ähnlicher Weise, wie für Rom die Regierung Sixtus' V. war für Neapel die des spanischen Vicekönigs Pietro de Toledo (1532—53) epochemachend, von dem die weltbekannte, jetzt strada di Roma genannte Hauptstraße den Namen erhielt. Ihm, sagt der Chronist Giannone, verdankt Neapel, daß es in der Folge eine der schönsten und prächtigsten Städte der Welt geworden ist, denn seinem Beispiele nacheifernd, schmückten auch die folgenden Könige die Stadt mit prächtigen Anlagen und Gebäuden. Unter ihnen war der Herzog von Medina (seit 1695) der Begründer der nach ihm benannten Fontaine und der Villa Nazionale.

Aus dem 16. Jahrhundert stammen auch die ältesten der großen Prachtgärten, in welchen sich Alles zu einem so vollendet harmonischen Eindruck vereinigt: die künstlerische Benutzung der Bodenbildung, die architektonische Anlage, die starren Formen und das ernste, stille Colorit der immergrünen Vegetation, die Abwechselung in der Scenerie durch Grotten, Cascaden, Wasserbecken und Springbrunnen, und die Decoration durch antike und moderne Marmorbilder. So ist die unvergleichliche, in ihrer Verwilderung doppelt reizende Villa d'Este in Tivoli im Jahre 1549 angelegt, der Garten Boboli in Florenz schon eine Schöpfung Cosimo's I. von Medici. Doch die Mehrzahl der römischen Gärten gehört erst dem 17. und 18. Jahrhundert an.

Auch die vor ihrer, meist erst seit dem 17. Jahrhundert erfolgten Vereinigung in Museen zum Schmuck von Villen, Gärten und Palästen verwendeten antiken Statuen sind zum großen Theil nicht vor dem 16. Jahrhundert unter

*) Montaigne Journal d'un voyage en Italie 1580—81.

**) Hübner, Sixtus V. II. 134.

den Schuttdecken hervorgezogen worden, die sie vor Zerstörung bewahrt haben. Von den Statuen des Belvedere ist zwar der Apoll schon zu Ende des 15. Jahrhunderts entdeckt,*) aber der Laokoon und der Torso erst 1506, die Gruppe der Niobe in Florenz 1583, der Hauptbestand des Museums von Neapel im vorigen Jahrhundert, der Jupiter von Otricoli erst 1777 u. s. w.

Allbekannt ist, daß auch die italienische Malerei zur höchsten Blüthe erst im 16. Jahrhundert gelangte, in welchem mit einziger Ausnahme Leonardo da Vinci's die sämmtlichen großen Meister ihre bewunderten Werke geschaffen haben; sowie, daß darauf eine bis in's 18. Jahrhundert währende Zeit der Nachblüthe gefolgt ist, in welcher eine unermeßliche Fülle von immerhin interessanten und bedeutenden Werken zweiten und dritten Ranges entstand.

Selbst die Natur Italiens war im 16. Jahrhundert noch nicht dieselbe wie im 19.**) Eine Anzahl von Gewächsen, die wir für die dortige Vegetation als charakteristisch anzusehen gewohnt sind, ist erst aus Amerika eingeführt, wie die in den Gärten am Comersee prangenden Magnolien und andre Ziersbäume, und der Mais, dessen Cultur so sehr dazu beiträgt, der lombardischen Ebene den Charakter einförmiger Fruchtbarkeit zu geben; ferner zwei der süditalienischen Landschaft eigenthümliche, schon an die Tropenwelt erinnernde Arten, die Aloe und der Feigencactus, der z. B. auf Capri mit seinen seltsamen baumartigen Gestalten ganze Felder füllt. Citronen blühten in Italien schon im Mittelalter, denn die Frucht, sowie ihr arabischer Name limun (Limone) kam dorthin schon in der Zeit der Kreuzzüge; aber „das Land, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn", war Italien im 16. Jahrhundert noch nicht, denn die süße Orange (Apfelsine) brachten die Portugiesen erst um die Mitte des Jahrhunderts nach Lissabon, von wo sich ihre Cultur allmälig über die Mittelmeerländer verbreitete. Als Tasso in Sorrent am Befreiten Jerusalem dichtete, waren dort schwerlich auch nur die Anfänge jener großen Orangengärten vorhanden, deren in der Blüthenzeit fast betäubenden Duft der Südwind über die ganze Breite des Golfs bis Neapel trägt. Wenn aber im Uebrigen die Vegetation Italiens seit dem Mittelalter an Reichthum und Mannigfaltigkeit gewonnen hat, so hat sie doch in einer Beziehung verloren. Die Dattelpalme war allem Anschein nach im Alterthum (wo sie wol bei Apollotempeln mit Vorliebe gepflanzt wurde) und im Mittelalter (wo die Sarazenen wie in Spanien die Araber ihre Verbreitung gefördert haben mögen) häufiger als jetzt, wo man sie nur vereinzelt sieht. Die einzige Ausnahme macht der bekannte Palmenhain von Bordighera, der viertausend Stämme zählen soll und jener herrlichen Küstenlandschaft einen orientalischen Charakter gibt. Gegenwärtig ist man übrigens bemüht, diesen schönsten Zierbaum des Südens wieder mehr anzupflanzen.

Noch mehr als das Aussehen der Städte und Landschaften hat sich die Art des Reisens in Italien seit dem 16. Jahrhundert geändert. Obwol schon durch Gregor XIII., Cosimo I. und Emanuel Philibert die ersten Straßen (von der Breite einer Kutsche) gebaut wurden,***) reiste man nicht blos im 16., sondern

*) Gregorovius, Geschichte d. St. Rom, VII. 586 f. VIII. 130.

**) Vgl. V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere.

***) Hübner a. a. O. I. 84 f.

gewiß vielfach im 17.,*) zu Pferde. Im 18. bedienten sich Reisende gewöhnlich der Sedia, einer zweirädrigen Chaise mit halbem Verdeck, auf der zwei Personen nebst ihren Koffern Platz hatten. Auf solchen Sedien ist noch Goethe durch ganz Italien gereist. Von vierrädrigen Wagen wurde noch 1770 abgerathen wegen der häufigen schmalen Krümmungen auf den Hauptstraßen und weil die Postillone diese ungewöhnlichen Fuhrwerke nicht zu lenken verstanden.**) Schon damals reiste man meistens mit Vetturinen, die in der Regel 30 italienische Meilen den Tag machten, so daß man ihnen, wie Goethe sagt, zu Fuß folgen konnte. Ihre bequemen, mit starken Pferden oder Maulthieren bespannten Sedien konnten 300 Pfund Gepäck tragen; der gewöhnliche Preis war für die Person, einschließlich der Beköstigung, täglich ein Ducaten, bei längeren Reisen weniger. Auch seit der Zustand der Straßen überall die Benutzung vierrädriger Wagen erlaubte, blieb das Reisen mit Vetturinen für die große Mehrzahl der Reisenden das gewöhnliche. Gegenwärtig sind fast alle von Touristen berührten Punkte auf Schienenwegen zu erreichen.

Seefahrten wurden im vorigen Jahrhundert nur da Landreisen vorgezogen, wo, wie von Genua bis Livorno, die Straßen schlecht und unsicher und die Herbergen erbärmlich waren.***) Man machte dann die Reise auf sogenannten Felucken oder Brigantinen, kleinen Ruderschiffen ohne Verdeck, zu zehn bis zwölf Personen, die sich aber nicht auf die hohe See wagen konnten, erstens wegen ihrer leichten Bauart, und dann, weil man befürchten mußte, Seeräubern aus den Barbareskenstaaten in die Hände zu fallen und nach Tunis oder Algier geschleppt zu werden. In den Briefen des Grafen Borch über Sicilien und Malta (1777) glaubt man sich in die Zeiten der Odyssee versetzt. Er bediente sich einer maltesischen Speronara von der Größe einer halben Felucke mit 6 Rudern, die beim geringsten Anzeichen eines Sturmes auf's Land gezogen wurde. Ein Scirocco konnte den Reisenden wochenlang an die unwirthbare Küste von Calabrien bannen, und die Fahrt von Palermo nach Neapel dauerte 12 Tage.

Pässe brauchte man im 16. Jahrhundert nur in Feindes Land, dagegen bei jedem Gerücht von ansteckenden Krankheiten „Gesundheitszettel", eine häufige Veranlassung zu Erpressungen,†) die auch noch im 18. Jahrhundert verlangt wurden.††) Die Gasthöfe Italiens standen im 16. Jahrhundert den deutschen nach mehrfachen übereinstimmenden Berichten nach, obwol gerade von den letzteren Erasmus eine abschreckende Schilderung gegeben hat. In den italienischen Gasthöfen waren nach Montaigne die Weine schlechter und die Fleischspeisen weniger gut zubereitet als in Deutschland, wo sie viel besser gewürzt wurden und die Mannigfaltigkeit der Saucen und Brühen größer war; auch machte der kürzlich in Italien erfundene mechanische Bratenwender das Fleisch zu trocken. Ferner waren die Betten hart und der Mangel an Wäsche ebenso groß oder noch größer als in Deutschland; endlich der Aufenthalt in den Zimmern unbehaglich, weil

*) Vgl. z. B. Zeiller, Fidus Achates, S. 287.

**) Volkmann, Histor.-krit. Nachrichten über Italien, I. 81.

***) Keyßler's Reisen I. 325.

†) Hübner a. a. O. I. 80.

††) Keyßler's Reisen I. 325.

die großen, der Glasscheiben entbehrenden Fenster nur mit Holzläden geschlossen werden konnten. Beiläufig gesagt, hat sich der Gebrauch der Glasscheiben auffallend spät in Italien eingebürgert: noch im vorigen Jahrhundert waren selbst in Florenz und Mailand die Fenster großentheils mit geöltem Papier verklebt. Uebrigens waren im 16. Jahrhundert die Preise in Italien billiger als in Deutschland; als der theuerste Ort galt dort Florenz. Berühmt waren damals die Gasthöfe Venedig's, das „Rössel" in Verona, die „Post" in Piacenza und der „Bär" in Rom, in der Straße dell' orso, einer Nebenstraße der via della scrofa, im 16. und 17. Jahrhundert das gewöhnliche Absteigequartier für Personen von Stande, jetzt eine Herberge für Fuhrleute und Mercanti di Campagna.

Der Königsberger Arzt Caspar Stein, der auf seinen 1610—21 durch ganz Europa gemachten Reisen auch Italien besuchte, gibt in seiner (ungedruckten) Weltbeschreibung ein Verzeichniß der berühmtesten Gasthäuser in den Hauptorten Europa's; in Rom nennt er außer dem Bären „das Schwerdt", in der Nähe der Engelsbrücke und Engelsburg. Die Gastwirthe gingen in Italien den Reisenden weit entgegen, priesen ihr Haus an und luden mit vielen Schmeicheleien zur Einkehr ein; hatten sie aber ihre Gäste bis zu der stattlichen und schön bemalten Hausthür begleitet, so kümmerten sie sich nicht weiter um dieselben, betrogen auch mit falschem Gelde, mit schlechten Eseln, Pferden und Maulthieren. Die Bereitung der Speisen mit Oel sagte den Deutschen eben so wenig zu, als die vielen Fasttage; im Bären zu Rom erhielten sie auf besondern päpstlichen Indult auch in der Fastenzeit Fische und Eier in frischer Butter gebacken. Bei der Tafel wurde man von Kupplern, schäkernden und tanzenden Dirnen, Schauspielern und Bettelmönchen belästigt. Mit dem letzten Gange wurde von den Köchen ein sogenanntes allegramento aufgetragen. Die Betten waren oft voll von Wanzen, auch hatte man von Scorpionen und anderem Ungeziefer zu leiden.

Auch im 18. Jahrhundert bildeten in Italien die guten Gasthöfe die Ausnahme; als die besten galten San Marco und Il Pellegrino zu Bologna, überhaupt wurde das reichliche Leben in dieser Stadt gerühmt; dagegen waren im Kirchenstaat die Wirthshäuser so schlecht, daß die Reisenden Wein und kalte Küche bei sich zu führen pflegten. Noch in Goethe's Briefen (1786) wiederholen sich mehrmals auf der Reise von Bologna über Florenz nach Rom und von dort nach Neapel die Klagen über die „übeln Herbergen", in denen es zuweilen sogar unmöglich war, einen Brief zu schreiben. Gegenwärtig hat sich auch dieses sehr geändert, und wenn überhaupt, unterscheiden sich die guten Gasthöfe Italiens von denen des übrigen Europa's nur zu ihrem Vortheil.

Im 16. Jahrhundert waren Reisen so schwierig, kostspielig und zum Theil gefährlich, daß von Vergnügungsreisen noch nicht die Rede sein konnte; aber zur Ausbildung und Erweiterung der Kenntnisse wurden sie damals bereits öfter unternommen, natürlich (mit Ausnahme Derer, die eine unbezwingliche Wanderlust in die Ferne trieb) nur von den Bevorzugtesten, von Fürsten, Edelleuten und Patriciern. Ueber die Interessen der gebildeten Reisenden jener Zeit belehrt uns unter Anderm ein Tagebuch, das Montaigne auf seiner Reise in Italien

1580—81 geführt hat, und ein Schreiben, das der niederländische Philologe und Alterthumsforscher Justus Lipsius 1578 an einen jungen Landsmann richtete, der sich zu einer Reise dorthin vorbereitete.*) „Du wirst dort," heißt es in dem letztern, keinen Schritt, keinen Blick thun, ohne auf ein Denkmal oder eine Erinnerung an das Alterthum zu stoßen. Dort wirst Du gerührt auf den trasimenischen See, auf das Schlachtfeld von Cannä blicken, oder mit heiterm Sinn das Albanergebirg, Tivoli, das berühmte Bajä betrachten, die Wohnung des Plinius, die Geburtsorte des Virgil und Properz sehen, die Trümmer der Villa des Varro und Cicero. Welche Freuden gewähren solche Anblicke, wenn sich die Geister der großen Männer uns nicht blos vor die Seele, sondern fast vor die Augen stellen, und wir den Boden betreten, den jene so oft betreten haben. Ferner, wen sollten nicht jene alten Städte, Tempel, Theater, Bögen, Grabmäler, Steine im höchsten Grade zugleich belehren und ergötzen?"

Es waren keineswegs nur die Alterthumsforscher, die in jener Zeit in Italien vor Allem die Ueberreste und Erinnerungen aus dem classischen Alterthum anzogen: war doch damals die classische Bildung ein bei weitem wesentlicherer und wichtigerer Theil der Gesammtbildung als heutzutage. Schon darum mußte das Hauptziel der Reisenden Rom sein. Montaigne sagt, er habe die Geschichte Roms früher gekannt, als die seiner Familie, das Capitol früher als den Louvre, den Tiber früher als die Seine; er verweile gern in der Vergangenheit, und die Vorstellung des Zustandes des alten Rom zur Zeit seiner Freiheit, Gerechtigkeit und hohen Blüthe versetze ihn in Feuer und Leidenschaft.**) So wurde er nicht müde, sich in das Studium der Lage seiner alten Gassen und Häuser und seiner „bis zu den Antipoden versunkenen" Ruinen zu vertiefen. In der That sah man von dem alten Rom nur noch das Grab; und doch erschienen ihm die modernen, an diese Trümmer gehefteten Bauten, wie sehr auch an sich der Bewunderung werth, nur wie die Nester von Krähen und Sperlingen an den Gewölben und Mauern französischer Kirchen, die die Hugenotten zerstört hatten. Er verehrte ferner Rom als eine der ganzen Welt gemeinsame Stadt, als die Hauptstadt der Christenheit; er war stolz darauf, durch Verleihung des römischen Bürgerbriefs „der edelsten Stadt anzugehören, die je war und je sein wird."

In der That war Rom damals noch in höherm Sinne eine Weltstadt als die beiden andern in jener Zeit allgemein als solche anerkannten, Paris und Venedig. So sagt z. B. Erasmus, in Deutschland werde jeder einigermaßen auffallende Fremde in den Gasthöfen wie ein Wunderthier angestaunt; in Paris, Rom und Venedig falle es Niemandem ein, sich über irgend etwas zu wundern.***) Rom hatte als Mittelpunkt der katholischen Welt eine aus allen Nationen zusammengeflossene Bevölkerung, ähnlich wie in der römischen Kaiserzeit, die kämpfende und triumphirende Kirche entfaltete hier ihre Pracht in der großartigsten Weise. Nirgend lernte man ein Leben in so großem Styl kennen,

*) T. Lipsii Opera (Vesaliae 1675) II. 31 ff.
**) Montaigne, Essays III, 9.
***) Erasmi Colloquia, p. 325.

nirgend fand man eine so universell gebildete und geistig hochstehende Gesellschaft, nirgend endlich einen solchen Luxus, da mit dem Geschmack an Pomp und allen Genüssen des Lebens sich die Mittel zu seiner Befriedigung im reichsten Maße vereinigten.

Montaigne wurde durch Rom mehr als durch irgend eine andere Stadt an Paris erinnert, namentlich durch die Lebendigkeit seiner Straßen. Er schätzte es seinem Umfange nach als ebenso groß wie Paris mit all' seinen Vorstädten; von dessen Häuserzahl hatte es aber noch nicht ein Drittel, denn fast überall sah man nur Paläste und Gärten. Läden gab es weniger als in einer kleinen Stadt, dort war keine Straße Laharpe oder St. Denis, man glaubte sich überall in der rue de la Seine oder auf dem quai des Augustins. An Feiertagen und Werktagen hatte die Stadt dasselbe Aussehn. Die Unsicherheit war damals (unter Gregor dem XIII.) noch sehr groß.

Im Vatican übte auf Montaigne die größte Anziehungskraft die Bibliothek; nächstdem die Statuen im Belvedere und die von dem Papst aus allen Theilen Italiens zusammengebrachte Bildergalerie, die ihrer Vollendung nahe war. Als Antiken, die ihn besonders anzogen, nennt er die bronzene Wölfin und den Dornauszieher vom Capitol, von modernen Werken den Moses Michelangelo's und die Figur der Gerechtigkeit von Guglielmo della Porta am Grabmal Paul's III. in St. Peter. Besondern Reiz hatten für den mit einem sehr lebhaften Natursinn begabten Mann die Vignen und Gärten, die er zu den größten Schönheiten Rom's zählt. Hier wurde er inne, welche Vortheile die Kunst aus einem unebenen, hügeligen Boden ziehen könne. Sie verstehen, sagt er, diese Verschiedenartigkeit der Bodenbildung auf's kunstvollste zu benutzen, und Reize daraus zu gewinnen, die auf ganz ebenem Boden unerreichbar sind. Als die schönsten Gärten nennt er die der Cardinäle Este (auf Monte Cavallo), Farnese (auf dem Palatin), Ursino, Sforza, Medici, die des Papst Julius, der Villa Madama, der Cardinäle Riario (in Trastevere) und Cesio (vor Porta del Popolo). Alle standen Jedermann und zu jeder beliebigen Benutzung offen, wenn die Besitzer nicht anwesend waren.

Aber überhaupt hat Montaigne, wie man von einem so aufmerksamen Beobachter der menschlichen Dinge erwarten kann, während seines vom 30. November 1580 bis 16. April 1581 dauernden Aufenthalts keine irgend charakteristische Erscheinung des damaligen Rom's unbemerkt gelassen. Er berichtet über theologische Disputationen, Teufelsaustreibungen, barbarische Hinrichtungen, über die Bäder, die man in Gesellschaft von „Freundinnen" besuchte. Er unterließ auch nicht, die berühmtesten Courtisanen kennen zu lernen, die sich ihre Conversation eben so theuer bezahlen ließen, als ihre Gunstbezeugungen. Er fand, daß, wie in Paris, die Frauen sich am meisten durch Schönheit auszeichneten, die sie verkauften, und daß die Schönheit der übrigen Römerinnen hinter dem Rufe zurückblieb. Das Hauptvergnügen der Römer war, in den Straßen spazieren zu gehen und die sich an den Fenstern zeigenden Damen zu betrachten; die Kutschen der Standespersonen hatten oben Oeffnungen, um bequemer hinauf sehen zu können, weshalb sie ein Prediger mit Astrolabien verglich.

Am ausführlichsten ist Montaigne über die kirchlichen Ceremonien und

Festlichkeiten während der Weihnachts-, Fasten- und Osternzeit. Im Carneval sah man im Corso Rennen von Kindern, Juden, nackten Greisen, Pferden, Eseln und Büffeln, aber auch von wohlberittenen Edelleuten. Unter den Fastenpredigten hebt er die von einem ehemaligen Rabbi zur Bekehrung der Juden am Sabbat in Trinita di Monte gehaltenen hervor, denen jedes Mal 60 Juden beiwohnen mußten. Am Donnerstage der heiligen Woche vollzog der Papst in der Loge über der Vorhalle von St. Peter stehend, umgeben von den Cardinälen, die Excommunication von „unzähligen Personen", unter andern der Hugenotten und aller Fürsten, die sich in den Besitz von Ländereien der Kirche gesetzt hatten; worüber die Cardinäle Medici und Sforza herzlich lachten. Die Größe und Pracht Rom's zeigte sich am meisten in den Bethätigungen der Frömmigkeit. Es gab mehr als hundert Brüderschaften, die in leinenen Gewändern von verschiedener Farbe, die Gesichter meist mit Kapuzen bedeckt, in den großen Processionen einhergingen. In der Osterzeit dauerten die Züge nach St. Peter ununterbrochen von acht Uhr Abends bis Mitternacht. Die Zahl der Wachskerzen, die die Theilnehmer trugen, belief sich wol auf 12,000; jede Abtheilung zog singend, mit Musikbegleitung, einher; Alles ging in der größten Ordnung von Statten. Man bemerkte darunter eine Reihe von mindestens 500 Büßern, die sich den entblößten Rücken mit Stricken blutig geißelten, großentheils um die Sünden Anderer abzubüßen, von denen sie dafür bezahlt wurden. Im Allgemeinen fand Montaigne in Rom mehr Pracht und Ceremonie, als wirkliche Frömmigkeit; diese war allerdings unter dem niedern Volk größer als in Frankreich, aber unter den Reichen und Hofleuten geringer.

Italien übte ferner im 16. Jahrhundert eine große Anziehungskraft als ein Land der höchsten Cultur und der feinsten Sitten. „Was in Schmuck, Kleidung, Betragen geziemend ist," schreibt Lipsius an seinen jungen Landsmann, „worin die Grazie und Anmuth in der Unterhaltung und den Geberden besteht, das können Dich am besten die cultivirteren Nationen, Franzosen, Spanier, Italiener, lehren, und durch Erwerbung ihrer feinern Gesittung kann man sich in vielen Stücken von dem einheimischen bäurischen Wesen befreien." Freilich sei Italien zugleich ein höchst gefährliches Land; dreierlei sei dort nothwendig: eine offene Stirn, eine behutsame Zunge, ein verschlossener Sinn; freundliche Mienen und gegen Jedermann dieselben, aber ein Geist, der sich Keinem offenbart. Doch die größte Gefahr drohe dem Reisenden von den Weibern, die wahre Liebesgöttinnen seien, besonders die Römerinnen und Venetianerinnen.

Habe der Reisende Rom und seine Alterthümer gründlich kennen gelernt, so verlasse er diese wegen ihrer Unsicherheit, Unsittlichkeit und Ungesundheit zum Wohnort nicht geeignete Stadt. Er verweile einige Zeit in dem prächtigen und reizenden Neapel, länger in Toscana, wo alles rein ist, Sprache, Sitten und Luft, besonders in Florenz und Siena. Auf der Rückreise möge man einige Tage in den Universitätsstädten Bologna und Padua, ebenso viele Wochen in Venedig, dieser in beneidenswerthem Grade schönen, reichen und glücklichen Stadt, zubringen, und die Reise mit dem großartigen und weitläufigen Mailand beschließen.

Den größten Fremdenverkehr hatte damals Venedig, schon durch seinen

Handel und wegen des hohen Grades von Sicherheit, den seine berühmte Polizei gewährte; aber auch als Ort der üppigsten Vergnügungen und prachtvollsten Feste war es ein Hauptziel der Touristen. Auch in Shakespeare's „Wie es euch gefällt" muß der vielgereiste Mann sich vor Allem rühmen können, einmal in einer Gondel gefahren zu sein. Auf dem großen Canal sah man Nachts zuweilen schwimmende Säle, deren Zeichnung vielleicht Paul Veronese oder Jakob Sansovino angegeben hatte, glänzend erleuchtet, in denen wol hundert edle Frauen mit ihren Cavalieren tanzten, während die Musik in Gondeln folgte.*)

Außer den genannten Orten wurde Loretto, wo der Zudrang der Pilger damals vielleicht seine größte Höhe erreichte, auch von Reisenden viel besucht. Montaigne, der drei Tage dort blieb, konnte in dem heiligen Hause nur mit Mühe einen Platz erlangen, um eine Votivtafel mit vier silbernen Figuren anbringen zu lassen, die die Mutter Gottes und ihn, seine Frau und Tochter vor derselben knieend darstellten. Nach Keyßler wurde der größte Theil dieser Votivtafeln 1673 weg genommen und „die silbernen und auch goldenen Tafeln oder Stücke zu besserm Nutzen verwendet". In Volkmann's italienischem Reisehandbuch (1770) wird Loretto (das auch Gibbon im Jahre 1765 besuchte) noch sehr ausführlich beschrieben; in dem Bädeker's kommt es nicht mehr vor, es hat längst aufgehört, ein Reiseziel zu sein.

Im 17. Jahrhundert gab es bereits eine interessante Literatur von Reisebüchern, unter denen in Deutschland am meisten verbreitet die von Martin Zeiller gewesen sein dürften. Derselbe hat, als ein wahrer Bädeker seiner Zeit, außer einer allgemeinen Anweisung für Reisende, dem „Fidus Achates oder getreuen Reisgeferten" (der 160 Touren durch ganz Europa enthält), eine Reihe von Specialhandbüchern geschrieben, für Deutschland, Frankreich, England, Spanien und Ungarn. Sein „Itinerarium Italiae Nov-Antiquae oder Raißbeschreibung durch Italien" erschien mit schönen Abbildungen der hauptsächlichsten italienischen Städte und anderen Ansichten in Kupfer bei Merian in Frankfurt am Main 1640. Es gab damals bereits, wenigstens in Rom, gewerbsmäßige Fremdenführer; der von Zeiller genannte Johann Hoch aus Luzern, Officier der päpstlichen Schweizergarde, der sich Giovanni Alto nannte, führte auch Caspar Stein. Die Reisenden vereinigten sich zu Gesellschaften und mietheten einen Wagen, „damit gemelter Schweizer auch im fahren allerlei Discours von Einem und dem Andern halten könne, welches im gehen nicht so füglich geschehen konnte." Es gab auch eine gedruckte, von Fremden in Rom vielgebrauchte Anweisung, die Hauptmerkwürdigkeiten Rom's in vier Tagen zu sehn.

Was damals in Italien als sehenswürdig galt, deutet schon der Titel des Zeiller'schen Buches an, in welchem versprochen wird, daß die „vornembste Landschaften, Stätt, Vestungen und andere Ort sammt ihren Qualitäten, Raritäten und Antiquitäten" darin beschrieben sein sollen. Das 17. Jahrhundert war eben eine Zeit der Polyhistorie, welcher die Merkwürdigkeiten und Curiositäten auf allen Gebieten der Natur und Kunst als vorzugsweise wichtig und interessant

*) Hübner a. a. O. S. 95 f.

galten. Die größte Merkwürdigkeit Rom's war ohne Frage die (1626 eingeweihte) „gewaltige St. Peterskirch, von der man sagt, daß sie an Unkosten, Majestät, Marmel und Kunst alle Tempel in der Christenheit übertreffe," und die viele das achte Weltwunder nannten. Die Statuen des Belvedere erregten das Interesse schon als Antiquitäten. Die in den Palästen der Großen und Cardinäle befindlichen erwähnt Zeiller nur im Allgemeinen; die einzige, die er besonders nennt, ist (charakteristisch genug) die berühmte Statue des „Senecae", eine Figur aus schwarzem Marmor, die mit einer gewissen Naturtreue einen hinfälligen Greis darstellt und irrthümlich für eine Figur des sterbenden Seneca gehalten wurde. Von modernen Sculpturen nennt Zeiller nur den Moses des Michelangelo, und von allen Gemälden Rom's einzig und allein dessen jüngstes Gericht, offenbar weil es durch seine Colossalität imponirte, denn die übrigen „schönen Gemälde der Sistina" erwähnt er nur beiläufig, und Raphael's Name kommt bei ihm überhaupt nicht vor.

Sehr ausführlich wird dagegen die päpstliche Schatzkammer im Vatican beschrieben; dort befand sich unter Andern Trinkgeschirr aus Rhinozeroshorn, ein Einhorn, Straußeneier, in welche die Passion und andere Historien eingegraben waren, ein Altar aus Pfauenfedern und dgl. mehr. In den Kirchen werden die Reliquien gewissenhaft aufgezählt, so wie die „heiligen Leut", die in denselben begraben liegen; auch seltsame Grabschriften mitgetheilt, z. B. in St. Maria del Popolo von Einem, den eine Katze in den Finger gebissen hatte, und der daran gestorben war. Von den Gärten Roms werden die des Papstes auf dem Quirinal, die der Villa Aldobrandini und Medici (auf Monte Pincio) genannt, für die „lustigsten" aber die der Villa Mattei erklärt, die „voll sehr schöner Statuen und anderer alter Monumente, auch sonst herrlicher Sachen" waren. „Es werden da allerhand Thier als Hirsche, Rehe, Hunde und dgl. in Lebensgröße gar natürlich in den Wäldlein sampt Jägern und Hirten gefunden, daß man darob erschreckt und sie für lebendig hält."

Endlich wird auch auf verschiedene Naturmerkwürdigkeiten und -wunder aufmerksam gemacht. Bei St. Maria in Trastevere war eine Stelle, wo in der Nacht von Christi Geburt Oel aus der Erde geflossen sein sollte; steckte man eine Hand hinein, so wurde sie mit einer „Feiste" befeuchtet. In St. Maria in Porticu war eine Halbsäule von orientalischem Alabaster, welche einen gelblichen Schein in die Kirche fallen ließ, wenn sie von der Sonne beleuchtet war. Auf dem Campo Santo bei St. Peter verwesten angeblich die Leichen von Fremden in 24 Stunden, die der Römer aber nicht: „welches denn glauben mag, wer da will." Bei Caput bovis (Grabmal der Cäcilia Metella) war ein Echo, „welches einen ganzen Vers etliche Mal ganz und klärlich wiedergiebt" u. s. w. Die schöne Palme in der Nähe von St. Pietro in Vincoli war damals schon ein alter Baum.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts verbreitete sich durch Berichte und Abbildungen der Ruhm der neuern italienischen Kunst in ganz Europa, um so mehr, als die Länder diesseits der Alpen an Kunstwerken verhältnißmäßig noch sehr arm waren. Je länger je mehr wurden nun Reisen nach Italien unternommen, um die Werke der großen Maler, Bildhauer und Architekten des

16. Jahrhunderts kennen zu lernen. In Deutschland war es besonders Sandrart's „teutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst" (1675—79), die in weiten Kreisen die Kenntniß der bewundertsten Werke Italiens verbreitete. Die damalige wesentlich auf den Grundsätzen der Carracci basirende Aesthetik erkannte außer der Kunst des Alterthums, der eine ziemlich unterschiedslose Bewunderung gezollt wurde, nur die des 16. und 17. Jahrhunderts als mustergiltig an; das zwischen beiden liegende Jahrtausend blieb noch so gut wie unentdeckt. Da nun Rom einen Reichthum der bedeutendsten Kunstwerke jener beiden Epochen besaß, wie kein anderer Ort, so blieb es auch jetzt das Hauptziel der Reisenden, und hierin hat sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nichts geändert.

Die bedeutendste deutsche Reisebeschreibung von Italien aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die von J. G. Keyßler (1729—1731),*) die trotz ihres großen Umfanges (es sind zwei starke Quartbände) Deutschen, und in einer Uebersetzung auch Engländern vielfach als Handbuch diente. Hier tritt neben dem gelehrten und polyhistorischen das Interesse für Kunst schon in den Vordergrund. Der Verfasser bemerkt, daß junge Reisende in Rom vortreffliche Gelegenheit hätten, sich zu belehren und zu bilden, und daß der Aufenthalt hier auch für ihre Sittlichkeit zuträglicher sei, als in Paris. Die Conversation der Italiener war von den Zweideutigkeiten und Plumpheiten frei, die in Paris zum guten Ton gehörten, und die Denkmäler der alten und neuen Kunst gaben der Unterhaltung einen unerschöpflichen Stoff. „Es sind aber dadurch zwo Parteien entstanden, deren die eine denen raren Stücken, die man aus der Malerei Bildhauerkunst und Architektur der Alten noch übrig hat, den Vorzug einräumt; die andere aber für die neuern Werke eingenommen ist." Zeuxis und Apelles wurden gegen Rafael und Tizian, Phidias und Lisyppos gegen Michel Angelo und Bernini, Vitruv gegen Domenico Fontana gehalten u. s. w. „und täglich suchet jede Partei bei der Tafel im Scherze der andern vorzuhalten, was sie neues an deren Werken, die sie besehen haben, entdecket."

Im Jahre 1770 gab der Hamburger Dr. Volkmann, ein Bekannter Winckelmann's, seine „historisch-kritischen Nachrichten von Italien" in drei starken Octavbänden heraus, die nun das gangbarste Handbuch für deutsche Reisende wurden; auch Goethe hat sich desselben bedient. Volkmann sagt bereits: „Da die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde bei den meisten eine Haupturſache der Reisen nach Italien ist, so haben wir uns auch am ausführlichsten dabei aufgehalten."

Ein tieferes Verständniß der Antike erschloß Winckelmann's Kunstgeschichte (1764), und unermeßlich folgenreich wurde sie dadurch, daß aus dem zuerst hier voll erfaßten und durchgeführten Gedanken einer geschichtlichen Betrachtung der Kunst die Kunstgeschichte überhaupt erwuchs. Erst nachdem man gelernt hatte, jede Kunstperiode als Product einer bestimmten Cultur zu würdigen und mit ihrem eigenen Maß zu messen, gewann man das Verständniß für die in ihrer

*) Johann Georg Keyßler's Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen u. s. w. 3. Ausgabe von Schütz, 1776.

Knospenhaftigkeit so unendlich anziehende, halberschlossene Kunstblüthe des 15. Jahrhunderts und für die Kunst des Mittelalters überhaupt, namentlich für die bisher als barbarische Verirrung betrachtete gothische Baukunst. Doch setzten sich diese Richtungen erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch, wo sie dann (in Deutschland unter dem Einfluß des neu erwachten Nationalitätsbewußtseins und religiösen Sinnes) sich in's Extreme steigerten: so daß die Ultras des Prärafaelitismus, denen Rafael's Disputa als der Gipfelpunkt der Kunstentwicklung galt, nun den Anfang des Verfalls etwa von derselben Zeit datirten, von der man im 17. und 18. Jahrhundert den Anfang der Blüthe datirt hatte. Auch für Niebuhr (preußischer Gesandter in Rom 1816—1823) z. B. existirte die echte Kunst nur bis auf Rafael's Tod, und auch er hing an der vorrafaelischen Zeit mit besonderer Vorliebe.

Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das Interesse an der Natur Italiens als ein gleichberechtigtes neben das Kunstinteresse getreten. Im 18. Jahrhundert wurden Naturschönheiten noch nicht um ihrer selbst willen aufgesucht, sondern nur da genossen, wo sie sich in der Nähe von Orten befanden, die man aus anderen Gründen besuchte: so der Wasserfall von Terni an der Straße von Florenz nach Rom, das Albanergebirge und Tivoli, die nächsten Umgebungen von Neapel. So blieben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ausschließlich die Städte und die antiken Ruinen die Ziele der Reisenden, um so mehr als die Schwierigkeit, abgelegene Orte zu erreichen, überall noch sehr groß war. Goethe hat sich im Ganzen mehr als sieben Wochen in Neapel aufgehalten, und von dort aus Pompeji, Pozzuoli und Pästum besucht, ist aber weder nach Sorrent gekommen, für das gegenwärtig auch der flüchtigste Besucher Neapel's einen Tag übrig hat, noch nach Capri oder Ischia. Volkmann, der $1^1/_2$ Jahre in Italien war, nennt Sorrent nicht einmal; von Capri weiß er nur, daß Tiber dort abscheuliche Ausschweifungen begangen, von Ischia, daß es herrliche Schwitzbäder hat: gewesen ist auch er offenbar an keinem der drei Orte. Zwar haben Einzelne, wie Graf Friedrich Leopold Stolberg (der seine Reise in den Jahren 1791—92 bis Calabrien, Apulien und Sicilien ausdehnte),*) jene Punkte schon im vorigen Jahrhundert besucht, aber bei der großen Mehrzahl der Reisenden fanden solche Beispiele noch keine Nachahmung.

Es war Rousseau, der dem Naturgefühl zuerst die Richtung auf das Wildschöne, das sogenannte „Romantische", und zugleich der Auffassung der Natur überhaupt eine tiefere Innerlichkeit gab. Er ist im gewissen Sinne für Europa der Lehrer des Naturgenusses geworden, wie Winckelmann der des Kunstverständnisses, und zwar um dieselbe Zeit; die neue Heloise erschien 1761. Aber auch die von ihm gegebenen Anregungen konnten nur allmälig in die Breite wirken. Mit der neuen Vertiefung des Naturgefühls stand ein neuer Aufschwung der Landschaftsmalerei in Zusammenhang und Wechselwirkung; und die Landschaftsmaler, die zuerst auch in Italien in abgelegenere und Gebirgsgegenden vor-

*) Erschienen 1794 (4 Bände). Riedesel's Reise durch Sicilien und Großgriechenland 1771. Bartel's Briefe über Calabrien und Sicilien 1787.

drangen, und ihre Schirme an Orten aufspannten, die noch nie der Fuß eines Touristen betreten hatte, sind die ersten Pioniere des neuen Naturgefühls gewesen. So ist das Sabinergebirge allem Anschein nach von dem Tiroler Koch (1786 bis 1839, seit 1808 in Rom), entdeckt worden.*)

Von der Entdeckung der blauen Grotte auf Capri im Jahre 1826 hat August Kopisch eine Beschreibung gegeben,**) die es wol verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Veranlassung dazu gab der Notar Don Giuseppe Pagano, der damalige Besitzer des allbekannten, jetzt seinem Sohne gehörigen dortigen Gasthofes. Er glaubte, daß gewisse oberhalb der Grotte befindliche Ruinen von einem der Paläste Tiber's herrührten, von welchem ein geheimer Gang wahrscheinlich in die Grotte münden würde. Die Schiffer hielten sich von derselben fern, weil darin der Teufel mit vielen bösen Geistern wohnen sollte, doch hieß es, daß vor 200 Jahren zwei Geistliche hineingedrungen seien. Nach ihrer Aussage sollte die Grotte inwendig aussehen wie ein sehr großer Tempel mit einem Hochaltar, rings umher aber Alles voll von Götzenbildern, und das Wasser immer so wunderlich beschaffen sein, daß die Angst, darin zu schwimmen, ganz unbeschreiblich sei. Ein Bruder des Notars, Canonicus, warnte auf's dringendste vor dem Besuch dieses verrufenen Ortes, über den die schaurigsten Sagen auf der Insel umgingen. „Zuweilen erblicke man Feuer darin, zuweilen sähen Thiere wie Krokodile daraus hervor. Der Eingang verändere sich täglich sieben Mal, und sei bald weiter, bald enger. Bei Nacht sängen die Sirenen darin, und inwendig sei Alles voll von Todtengebeinen. Dann und wann schreie es darin, wie kleine Kinder. Stöhnen und Aechzen sei das Allergewöhnlichste, was man da vernähme; auch sei es gar nichts Seltenes, daß junge Fischer in jener Gegend verschwänden." Ein Fischer, der dort unwissentlich mit der Harpune einen Meermann verwundet hatte, der ihm in Gestalt eines großen Fisches erschienen war, sollte auf schreckliche Weise verdorrt sein, und seine Leiche ausgesehn haben, wie eine getrocknete Wurzel beim Apotheker. Als trotz alledem die Fahrt unternommen wurde, las der Canonicus eine Messe für die Betheiligten, der das ganze Haus Pagano inbrünstig betend beiwohnte. Als man in der Nähe der Grotte ankam, war der Muth des Don Giuseppe erheblich gesunken. Der Barkenführer drang zuerst hinein, in einer Kufe schwimmend und eine andere Kufe mit einem Pechfeuer vor sich herstoßend. Dann folgte Kopisch schwimmend, und groß war sein Schreck, als er das Wasser unter sich sah „gleich blauen Flammen entzündeten Weingeist's". Er glaubte im ersten Augenblick an eine vulkanische Erscheinung, und erst bei späteren Besuchen wurde ihm die Ursache der wunderbaren Färbung klar. Seinen Vorschlag, die Grotte Grotta azurra zu nennen, wollte Don Giuseppe anfangs nicht annehmen; azurra sei kein gutes Italienisch und auf Capri verstehe es Niemand; doch ließ er sich bedeuten, daß die Fremden es verstehen würden.

Noch lebt ein Theilnehmer an jener Entdeckungsfahrt, der damals zwölf-

*) Er hat ein Heft mit radirten Ansichten von Landschaften des Sabinergebirges herausgegeben.

**) Italia. Herausgegeben von A. Reumont. Berlin, 1838. S. 155.

jährige Sohn Don Giuseppe's, jetzt ein rüstiger Sechziger, Don Michele Pagano. Manche Leser dieser Blätter werden in seinem kleinen aber überaus behaglichen und herrlich gelegenen Hause gewohnt haben, in dessen Garten die in allen deutschen Ateliers bekannte prachtvolle Palme steht. Die deutschen Künstler, deren Lieblingsquartier das Häuschen geblieben ist, haben das Holzwerk der Zimmer reich mit Bildern geschmückt, und auf dem Piano des Salons findet man Schubert's Lieder und Beethoven's Sonaten.

Seit jener Entdeckung gilt nun der Besuch von Capri oder wenigstens der blauen Grotte auch flüchtigen Touristen als unerläßlich; und in Folge dessen ist Ischia, das früher eine weit größere Anziehungskraft übte und dessen Besuch in den ersten Jahren nach 1826 noch mit dem von Capri verbunden wurde,*) in eine Art von Vergessenheit gerathen. Obwol Capri erst seit Kurzem durch eine täglich von und nach Sorrent gehende Postbarke eine regelmäßige (aber keineswegs bequeme) Verbindung mit dem Festlande hat, während zwischen Ischia und Neapel täglich ein Dampfboot geht, wird man doch unter hundert Reisenden, die auf Capri gewesen sind, kaum einen finden, der Ischia gesehen hat. So sehr herrscht auch in diesen Dingen die Mode. Denn der nordöstliche Theil von Ischia, wo unter den schroff und gewaltig aufsteigenden Höhen des Epomeo sich Abhänge und Ebenen von wahrhaft paradiesischer Fruchtbarkeit ausbreiten und zahllose freundliche, hellfarbige Häuschen einzeln und gruppenweise aus dem üppigen Grün der Feigenbäume und Reben hervorschauen, deren Altane und platte Dächer die entzückendsten Aussichten auf den Golf und die Küsten bieten — dieser Theil der Insel gehört gewiß zu den reizvollsten Gegenden des italienischen Südens.

Von der zauberischen Abgeschiedenheit Ischia's, von dem harmlosen Frohsinn und der kindlichen Zutraulichkeit seiner Bewohner hat der nachherige Staatsrath G. H. Nicolovius († 1833), der auf der Insel 1791 mit dem Grafen Stolberg mehrere Wochen zugebracht hatte, eine überaus anziehende Beschreibung gegeben, die in jener Zeit gerechte Aufmerksamkeit erregte und auch in's Französische übersetzt wurde.**) Wie sehr Ischia damals in Deutschland die Phantasie der Gebildeten beschäftigte, sieht man daraus, daß Jean Paul eine Hauptscene seines Titan (1800 ff.) dahin verlegt hat: ein heutiger Dichter würde sie ohne Zweifel auf dem jetzt so viel bekannteren Capri spielen lassen. Ebenso wenig würde übrigens ein Dichter, der seine Erzählung in einer durch landschaftliche Schönheit berühmten Gegend Oberitaliens beginnen lassen wollte, gegenwärtig, wie Jean Paul, Isola bella wählen. Die Bewunderung der (1671 entstandenen) Anlagen der Borromeischen Inseln hat sich sehr vermindert, seit sich das Naturgefühl von der künstlichen Gestaltung der Landschaft mehr und mehr abgewandt hat. Vor hundert Jahren wurden sie über Alles gepriesen; Gibbon, der in dem kurzen Bericht über seine Reise in Italien (1764—65) nur von den Städten spricht, macht eine Ausnahme mit diesem „bezauberten Schlosse, einem Werke

*) Vgl. z. B. Reisebriefe von F. Mendelssohn-Bartholdy aus d. Jahren 1830—32. S. 149.

**) Sie erschien in dem Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden 1796, und ist wieder abgedruckt in der Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von A. Nicolovius (1841), S. 39—46.

der Feen, in der Mitte eines Sees von Gebirgen umgeben, und dem Zugange der Menschen weit entrückt." In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dürfte übrigens der Titan noch die Richtung der italienischen Reisen unsrer Landsleute nicht selten bestimmt haben.*)

Auch das Interesse an dem Volksleben Italiens wurde den Touristen im ersten Drittel dieses Jahrhunderts vielfach durch die malerische Auffassung vermittelt. Man denke an die Bilder von Leopold Robert († 1835) und seinen zahllosen Nachahmern. Die bunten und lebensvollen Scenen galten zunächst als erwünschte Staffage einer herrlichen Natur, und nur bei wenigen gesellte sich bereits zu dem ästhetischen Interesse menschliche Theilnahme. Den reinsten Ausdruck fand die Richtung auf ausschließlich ästhetischen Genuß Italiens durch Wilhelm v. Humboldt (preußischer Gesandter in Rom 1802—1808). Bekannt ist sein Wunsch, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polizirte Stadt verwandelt werden möchte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. „Denn (so schreibt er an Goethe), nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr ist, als dies ganze Geschlecht."

Der erste deutsche Reisende, dem die Kunst und das Alterthum in Italien Nebensache, und dessen Hauptzweck war, Land und Leute kennen zu lernen, ist Seume**) (1802). In dem ohnehin unglücklichen, nun von Aufruhr, Krieg und Plünderung völlig erschöpften Lande fand er überall namenloses Elend. Im Dom zu Mailand sagte ihm ein Italiener vor der Statue des geschundenen heiligen Bartholomäus von Marco Agrate: „Das sind wir, die Augen hat man uns gelassen, damit wir unser Elend sehen können." Seine Empörung über die heillosen Zustände des Landes hinderte ihn nicht, der Nation volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Der Italiener ist ein edler, herrlicher Mensch, aber seine Regenten sind Mönche oder Mönchsknechte, die meisten sind Väter ohne Kinder; das ist Erklärung genug. Ueberdies ist es der Sitz der Vergebung der Sünde."

Aehnliche Aeußerungen findet man in dem Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italiens in den Jahren 1804 und 1806 von Elise von der Recke.***) Die Verfasserin ist frei von Sentimentalität, die man vielleicht bei der Freundin Tiedge's (ihres Reisebegleiters) erwartet. Auch sie zeigt, außer der traditionellen Begeisterung für Italiens Natur, Kunst und Alterthum, einen warmen Antheil an den sittlichen, religiösen und politischen Zuständen Italiens. Auch sie nimmt wie Seume den italienischen Nationalcharakter lebhaft in Schutz und erklärt die Entartung des Volks aus seiner Lage.

Doch in der Zeit der Romantik wurde das Interesse an der trostlosen Gegenwart Italiens, das die weihevolle Vertiefung in die Vergangenheit, Kunst und Natur dieses Zaubergartens der Poesie nur gestört haben würde, wieder in den Hintergrund gedrängt. Bücher, wie Fr. H. v. d. Hagen's „Briefe in die

*) Vgl. z. B. Fr. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimath, I. 247.

**) Spaziergang nach Syracus.

***) 4 Bände, herausgegeben 1815—17 von Böttiger.

Heimath"*) (um hier nur das vor 50 Jahren am meisten gelesene zu nennen), und zahlreiche andere liefern dafür den Beweis. Die Einflüsse der Romantik zeigen sich auch in der damals hergebrachten andächtigen Schwärmerei für die Ostermusik in der päpstlichen Capelle. Zwar hörten die nationalen Eigenthümlichkeiten nicht auf, das Interesse der Reisenden zu erregen, und fanden dann meist (wie in der noch immer sehr lesenswerthen Reise durch Italien und Sicilien von Kephalides, 1818, 2 Bände) eine wohlwollende Beurtheilung. Aber den politischen und sonstigen Zuständen des Volks wandte sich die Aufmerksamkeit erst nach der Julirevolution zu, und erst seit dieser Zeit beginnen Mittheilungen und Betrachtungen über dieselben allmälig in den Reisebeschreibungen stehend zu werden. Es genügt hier, an Stahr's „Ein Jahr in Italien" (1847 ff.) zu erinnern.

Je besser man nun in Deutschland die so reich und hoch begabte, so überaus liebenswürdige, und trotz vielhundertjährigen Schmachtens in namenlosem Elend nicht herabgekommene Nation kennen und verstehen lernte, desto wärmer wurden auch die Sympathien für sie. Das früher häufige, meist auf krasser Unwissenheit beruhende schnöde Aburtheilen deutscher Reisender über die Italiener hat so gut wie ganz aufgehört. Ein Buch, wie Gustav Nicolai's berüchtigtes „Italien wie es wirklich ist",**) würde heute kaum möglich sein. Man begreift überhaupt schwer, wie ein Buch eine zweite Auflage erleben konnte, bei dessen Lesung man in Zweifel bleibt, ob man die Bornirtheit, Ignoranz und geistige Stumpfheit des Verfassers oder seine naive Dünkelhaftigkeit mehr anstaunen soll.

Gegenwärtig dürfte sogar die Begeisterung für das italienische Volk bereits in Gefahr sein, über das Ziel hinauszuschießen. Gern stimmen wir der warmen Schutzrede Victor Hehn's „Pro populo Italico" in seinem trefflichen „Italien"***) zu, insofern er die vielen guten Seiten des italienischen Nationalcharakters hervorhebt und eine nachsichtige oder doch gerechte Beurtheilung seiner Schattenseiten verlangt. Aber bedauern müssen wir, daß ihn seine Vorliebe für Italien gegen Deutschland in hohem Grade ungerecht macht.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so war Italien im 16. Jahrhundert das Ziel der Reisenden als der classische Boden voll ehrwürdiger Erinnerungen, als ein Land der höchsten Cultur und als der Sitz des weltbeherrschenden Papstthums. Im 17. kam das Interesse für seine zahlreichen Merkwürdigkeiten auf allen Gebieten der Natur und Kunst hinzu. Seit dem 18. suchte man dort vor Allem Kunstanschauungen, seit dem 19. bestimmt auch der Wunsch, die Schönheiten seiner Natur zu genießen und das Leben des Volkes kennen zu lernen, die Richtungen der Reisen.

*) Fr. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimath aus Deutschland, der Schweiz und Italien. 4 Bde. 1818—1821.

**) Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai, Kgl. Preuß. Divisionsauditeur. 2. Auflage. 1835.

***) Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Petersburg, 1867.

Im Ganzen hat also im Laufe der letzten drei Jahrhunderte eine fortwährende Erweiterung und Vermannigfachung der Ziele und Zwecke wie der Eindrücke der Besucher Italiens stattgefunden. Doch haben die letzteren auch Einbußen erlitten. Manches, was früher hoch bewundert wurde, findet jetzt keine Beachtung mehr oder wird gering geschätzt, Anderes ist verschwunden. Nicht wenige Kunstwerke sind zu Grunde gegangen oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt; man denke z. B. an das Abendmahl Leonardo's, an die Kuppelfresken Correggio's in Parma, von denen man nur noch aus den Aquarellen oder Stichen Toschi's eine Vorstellung gewinnen kann. Eine Menge bedeutender Antiken ist in den Besitz transalpinischer Sammlungen übergegangen: so sind die Chigischen nach Dresden, die Borghesischen nach Paris, die Medusa Rondanini und der Barberinische Faun nach München gekommen u. s. w. Im Jahre 1746 wurden hundert Bilder der Galerie von Modena für 100,000 Zechinen (etwa 300,000 Thaler) nach Dresden verkauft, darunter die beiden großen Veronese, der Cristo della Moneta, die sechs Correggios einschließlich der Nacht und der Magdalena u. a.; 1753 wurde Rafaels Madonna vom Hochaltar der schwarzen Mönche zu St. Sisto in Piacenza (daher die Sistinische genannt) für 40,000 Scudi erworben.

Auf dem Gebiete der alten Kunst sind jene Verluste allerdings durch Entdeckungen aller Art mehr als ersetzt. Herculanum wurde 1711, Pompeji 1748 entdeckt, und durch die letztere Entdeckung nicht nur unschätzbare Einblicke in das Leben einer römischen Stadt, sondern auch in die Zustände der Kunst des ersten Jahrhunderts, namentlich die Malerei und Broncesculptur, gewonnen. Und so haben fort und fort neue Entdeckungen überraschende Anschauungen der schon im Alterthum in Italien gleichsam schichtenartig übereinander gelagerten Culturen gewährt: von den vorhistorischen Zeiten, denen die cyklopischen Mauern, bis zu den christlichen, denen die Katakomben und ältesten Basiliken angehören. Auch die Ruinen von Pästum, die einzigen Ueberbleibsel einer griechischen Stadt auf dem Festlande Italiens, sind erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden. Winckelmann glaubte der erste Deutsche zu sein, der sie gesehen habe. Durch diese Entdeckung haben unsre Anschauungen eine der werthvollsten Bereicherungen erhalten. Die weite, öde, mit Gestrüpp, Thymian und Acanthus bewachsene Ebene, in der kein Laut sich vernehmen läßt, als das Geschwirr der Grillen und das Rascheln der Eidechsen, auf der einen Seite im weiten Kreise von einer herrlichen Gebirgskette mit warm beleuchteten Gipfeln umgeben, auf der andern von dem tiefen Indigoblau des Golfs begrenzt — und in dieser großartig einsamen Landschaft die ehrwürdigen altdorischen Bauten, deren Travertinblöcke und Säulen eine tiefe Goldfarbe angenommen haben: alles dies vereinigt sich dort zu einem in seiner Art einzigen Eindruck.

Die mannigfaltigen Wandlungen und Umgestaltungen, die der Kunstgeschmack im Laufe dieser Jahrhunderte erfahren, und die wiederholt Bewunderung in Gleichgültigkeit oder Abneigung verwandelt und im Gegentheil, haben auch bewirkt, daß dieselben Bauwerke, Sculpturen und Bilder in Italien abwechselnd große und geringe Anziehungskraft geübt haben. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts verschmähte man die Kunst der Renaissance. Der Palast Giraud

in Rom, eine der edelsten Schöpfungen Bramante's, galt für platt und gemein; dagegen vor hundert Jahren die Kirche St. Ignazio für die schönste Rom's, und das Portal am Palast Sciarra am Corso für das achte Weltwunder, das man neben dem Vatican und Obelisken nannte.*) Die gothische Architektur wurde (wie bemerkt) damals als barbarische Verirrung betrachtet. Von dem Mailänder Dom sagt Volkmann: „Inwendig ist die Kirche ganz im gothischen Geschmack, wie die Kathedralkirchen in Paris, Straßburg, Pavia und andern Städten. Diesen Gebäuden fehlt das gefällige und zugleich feste Ansehn, sie verdienen nur wegen ihrer Größe, wegen der weiten Bogen, der dreisten Baukunst, der Verhältnisse einiger besonderer Theile und des erstaunlichen Fleißes in den Zierrathen die Aufmerksamkeit der Kenner."

Es ist bekannt, wie Goethe in Italien den letzten Rest nordischen Kunstgefühls abstreifte, wie er sich förmlich von der einst hochgepriesenen gothischen Architektur lossagte. In Assisi entzückte ihn die Vorhalle eines antiken Tempels (S. Maria della Minerva); „den tristen Dom" und das Franziskanerkloster würdigte er keines Blicks. Wir verstehen es, wenn er Palladio, wenn er die Bologneser Maler weit höher stellt, als es gegenwärtig geschieht; wenn er aber sich freut, Carl Maratti, einen der schaalsten Maniristen, „schätzen und lieben" zu lernen, so sind wir doch befremdet von diesem Abstand zwischen der damaligen und heutigen Art zu sehen. Das größte Aergerniß erregten die Kunsturtheile in seiner italienischen Reise in der Zeit der Romantik und des Prärafaelitismus, wo, wie Niebuhr sagt, der herrschende gesundere Sinn ihm das Kunstverständniß überhaupt absprach.

Ist nun auch seit jener Zeit an die Stelle der unbedingten Verurtheilung der Kunst des 17. Jahrhunderts eine objectivere Würdigung getreten, die sich bemüht, den relativen Vorzügen derselben gerecht zu werden, so bleibt doch die Zahl der Werke sehr groß, die vor hundert Jahren andächtig bewundert wurden, dagegen heute nur eine kühle Anerkennung finden oder nur einer flüchtigen Betrachtung werth gehalten werden, und umgekehrt. Wurden doch die Engel Bernini's auf der Engelsbrücke in Rom noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Künstlern studirt, die man heute kaum aus einem andern Grunde ansieht, als um sich zu überzeugen, wie weit die Unnatur und Affectation getrieben werden konnte. Volkmann stellt den Plafond des Annibal Carracci im Palast Farnese zu Rom neben die Fresken Rafael's, welche weder so schön colorirt und erhalten sind, noch so angenehme Gegenstände vorstellen; dagegen den liebenswürdigsten Künstler des 15. Jahrhunderts, Benozzo Gozzoli, kennt er nicht einmal dem Namen nach. Er spricht ausführlich von den älteren Fresken des Campo Santo zu Pisa, die seine Aufmerksamkeit durch die Seltsamkeit der Gegenstände erregten: die Reihe von herrlichen Scenen aus dem alten Testament von Benozzo erwähnt er nur ganz flüchtig und nennt den Maler Benelzo. Ebenso war Fiesole damals völlig unbekannt, und überhaupt fanden nur wenige Künstler des 15. Jahrhunderts als Vorläufer der großen Meister Beachtung, am meisten Masaccio. Wie in Folge dieser Veränderungen des Geschmacks

*) Hübner a. a. O. I. 99.

auch die Ziele Derer, die in Italien in erster Linie Kunstanschauungen suchen, vielfach andre geworden sind, bedarf keiner Ausführung.

Schließlich ist hier noch zu erwähnen, daß die Eisenbahnen in Italien ähnliche Einflüsse auf die Reisen geübt haben, wie überall. An Orten, die bei der frühern viel langsamern Beförderung als Haltepunkte willkommen waren, eilt man jetzt vorüber; Orte, die die Bahnen nicht berühren, werden nur von Wenigen besucht, wenn sie es auch noch sehr verdienen. So z. B. Terracina, über welches die alte Fahrstraße von Rom nach Neapel führte, und dessen Schönheit die Reisenden um so mehr entzückte, da sie hier zuerst den Eindruck der südlichen Vegetation empfingen. Aber diese Einbußen werden mehr als ersetzt, da man nun zu ferneren, früher nur selten erreichbaren Zielen gelangt. Erst die Eisenbahn von Neapel nach Salerno hat für die große Mehrzahl der Reisenden die an Naturschönheiten überaus reichen Gegenden zwischen La Cava und Salerno einerseits und Amalfi andrerseits erschlossen. Das Gebirge tritt hier in einer großartigen Kette, die nicht mit Unrecht den Namen der Alpen des italienischen Südens führt, hart an das herrliche tiefblaue Meer, und die Vegetation, die Thäler und Abhänge bekleidet, ist von einer Pracht, Fülle und Mannigfaltigkeit, von der man auch in der Umgegend von Neapel noch keinen vollen Begriff erhält; im Vergleich mit dieser Natur macht die römische Landschaft geradezu den Eindruck nordischer Einförmigkeit und Dürftigkeit.

Vielleicht ist der Blick von jener Höhe von Ravello oberhalb Amalfi, wo die Ruine eines Sarazenenschlosses steht, in landschaftlicher Beziehung der reichste und schönste, den das Festland Italiens überhaupt bietet.

Voraussichtlich werden aber in zwanzig bis dreißig Jahren die Ziele der Touristen im Süden Italiens wieder weitere sein. Schon ist die an der Südostküste bis Otranto und über Tarent nach Reggio geführte Bahn so gut wie vollendet. Wenn erst eine Anzahl von Zweigbahnen die Küste mit dem Innern verbinden wird, dann werden auch die Städte, die Naturschönheiten Calabriens und Apuliens zahlreiche Besucher aus allen Ländern anziehn, und die schon im Alterthum hoch gepriesenen Golfe von Squillace und Tarent eben so beliebte Aufenthalte bieten, wie jetzt die Golfe von Neapel und Salerno.

Ueber Schliemann's Troja.

Von

W. Roßmann.

Unter diesem Titel ist bei Elwert in Marburg ein Vortrag von Ludwig v. Sybel erschienen,*) welcher mir Veranlassung gibt, über eine Besichtigung der Ebene von Troja, die ich im Jahre 1872 vorgenommen habe, zu berichten und die Frage zu erörtern, ob es überhaupt Sinn und Berechtigung hat, nach dem Troja Homer's zu suchen.

Es fragt sich: Ging Homer bei der Darstellung der Kämpfe, welche die Ilias erfüllen, von der Anschauung eines bestimmten, irgendwo in Wirklichkeit existirenden Terrains aus und hatte er die Marken und Abschnitte desselben so fest und deutlich in der Erinnerung, daß sie in seinen Schilderungen constant und an der rechten Stelle wiederkehren? Und sodann: Ist es für das Verständniß und den Genuß seiner Dichtung irgendwie von Werth, dieses Terrain aufzusuchen und nachzuweisen?

In Bezug auf die erste Frage äußert sich Ludwig v. Sybel nicht mit voller Schärfe; aber er leugnet jedenfalls, daß dem Dichter von der Scene seiner Kämpfe ein festes und unverrückbares Bild vorgeschwebt habe. „Jedem Auftritt," sagt er, „gehört seine Coulisse. Wenn Agamemnon die Troer durch die Ebene vor sich her treibt, so läßt der Dichter wie Markſteine der Jagd aus der sonst vagen Fläche flüchtig auftauchen einen Grabhügel, weß ist er doch gleich? eines alten Königs der heiligen Ilios, sie wird von ihm den Namen haben, also des Königs Ilos, des alten Dardaniden Grab mitten in der Ebene, und den Wildfeigenbaum, da geht die Jagd vorbei, der Stadt zu. Und bald nachher setzt der Dichter noch einen Stein auf den Hügel, zur Deckung des Bogenschützen, und wir denken und stoßen uns nicht daran, daß dergleichen Grabhügel wol fünfzig und hundert Fuß hoch waren."

---

*) Ueber Schliemann's Troja. Vortrag von Dr. Ludwig von Sybel. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1875.

Aber wie sollten wir uns auch verwundern, daß der Dichter auf dem Tumulus des Ilos, wo er desselben zum zweiten Male gedenkt, einen Stein erwähnt, von welchem er das erste Mal, bei Gelegenheit der Verfolgung der Troer durch Agamemnon, nichts sagt? Bei der Flucht der Troer, welche unten am Tumulus vorbeigeht, ist der Denkstein von gar keiner Bedeutung, und wir würden uns im Gegentheil wundern müssen, wenn der Dichter denselben unnützer Weise erwähnt hätte. So behaglich breit Homer werden kann, wo er es werden darf, so versteht er doch zugleich die Kunst, seinen Stoff zu concentriren und alles Gleichgültige oder Beziehungslose davon auszuscheiden, im höchsten Maße. Und weiter, woran sollten wir uns stoßen, wenn der Dichter (XI, 370) einen Bogenschützen auf den Tumulus laufen, dort sich hinter die Denksäule schmiegen und von oben herunter schießen läßt? Der Bogenschütze Paris thut nichts Anderes, als was unter gleichen Verhältnissen zu allen Zeiten jeder kluge Schütze thun würde. Der Tumulus des Ilos ist, wie alle diese Tumuli der trojanischen Ebene, ungefähr 60 Fuß hoch und leicht zu erlaufen; wer oben steht, ist gegen einen Speerwurf von selbst geschützt, er aber kann sich für sein ferntreffendes Geschoß in Muße das Ziel ersehen, und gegen den Pfeilschuß eines Anderen hat er an dem Steine eine Deckung. Eben dieses letzteren Umstandes wegen mußte der Stein nunmehr, wo er für die Handlung Bedeutung gewinnt, erwähnt werden.

Auch das zweite Beispiel, durch welches Sybel erweisen will, daß der Dichter keine constante Anschauung von der Scenerie der erzählten Vorgänge habe, sondern die Coulissen setze, wie er sie brauche, scheint seinem Zwecke nicht zu dienen. Homer läßt den Hektor vor dem letzten Kampfe noch einmal zur Stadt gehen, und dabei schildert er kurz den Palast des Priamos mit seinen fünfzig Gemächern für die fünfzig Söhne des Priamos und ihre Frauen und den weiteren zwölf Gemächern für die Tochtermänner des Königs und ihre Frauen. „Von da geht Hektor zum Hofe seines Bruders Alexandros; der hat ihn sich selbst gebaut mit den besten Zimmerleuten in Troja, Gemach, Haus und Hof, nahe bei Priamos und Hektor auf der Burg. Da hat also auf einmal Alexandros seinen eigenen Hofhalt; und Hektor ebenso den seinen, wir begleiten ihn nachher auch dorthin. Und Alexandros und Hektor gehören doch beide zu den fünfzig Söhnen des Priamos, die alle im Hause des Vaters wohnen, ein Jeder in seinem Gemach mit seiner Frau, wie wir soeben hörten. Ein Widerspruch zwischen der Coulisse dieser Scene und der Coulisse jener Scene. Die Coulisse wird eingesetzt nach Bedarf und nach dem Gebrauch zurückgezogen." Hierauf ließe sich zunächst erwidern, daß Homer, wenn er auch das gewachsene Terrain im Wesentlichen so vor sich sah, wie es zur Zeit des Krieges gewesen, die Stadt selbst doch nur im Zustande vollkommener Verwüstung kennen lernte und daher seiner Phantasie gestatten konnte, den trojanischen Königssöhnen so viel Wohnraum zuzumessen, als ihr nur immer beliebte; denn obenein war der Grund, welcher, wie wir sehen werden, ihn bestimmen mußte, in der Beschreibung der Ebene als des Kampfplatzes sich möglichst genau an das Gegebene zu halten, in Bezug auf die Stadt nicht in gleicher Stärke vorhanden. Aber an der ganzen Sache ist auch, außer dem mit echt dichterischer Freigebigkeit be-

messenen Kindersegen des Priamos, gar nichts Auffälliges. Das alte Serai zu Konstantinopel hat Wohnungen für ganze Generationen von Sultanskindern; trotzdem aber haben sich die Thronfolger und andere Prinzen, die es zu besonderem Ansehen gebracht, noch ihre besonderen Paläste gebaut und die Sultane selbst ein neues und wieder ein neues Serai errichtet. Das ist orientalisch, und dergleichen orientalische Verhältnisse hatte der Dichter vor Augen. Am Ende ist es ja auch bei uns in großen Fürstenfamilien nicht anders. Homer wollte, wie Sybel richtig hervorhebt, den beiden hervorragendsten Söhnen des Priamos ein besonderes Ansehn verleihen, darum gab er ihnen eigene Paläste; gerieth er aber nach landläufigen Vorstellungen durch diese poetische Munificenz in Widerspruch mit der nur 60 Verse früher gebrachten Schilderung der Königsburg, so wäre ihm dies trotz des Schlummers, dem er zuweilen verfallen sein soll, wol selbst aufgestoßen, und dann hätte ein Vers genügt, den Conflict zu begleichen. Somit war für die Zuhörer, für die er dichtete, sicherlich kein Widerspruch in den beiden Angaben enthalten.

Es scheint fast, als fürchte man mit dem Zugeständniß, Homer habe sein Terrain nach der Natur geschildert, ihn als Dichter herunterzusetzen, und als verberge sich in dieser Scheu der letzte Rest jener Ansicht, welche die Wirklichkeit des Dichters sammt derjenigen seines Stoffes leugnete und den einen zum Collectivbegriff, den andern zum Phantasma, zur Allegorie, zur arischen Ur-Sage machte. Und das Alles zur größeren Ehre des Gedichtes. Aber diese Ansicht entstand zu einer Zeit, in welcher die ästhetische Theorie stärker war, als die Gewalt irgend eines Kunstwerkes. Der Theorie galt die Realität nichts, die phantastische Ausgeburt, das Ersonnene, das erfundene Allgemeine, die Allegorie Alles. Als ob es nicht so viel schwieriger wäre, eine Wirklichkeit künstlerisch deutlich und charakteristisch auszusprechen, als irgend eine naturarme Allgemeinheit zu erfinden. Wer heutzutage, wo wir der Theorien in künstlerischen Dingen anfangen los zu werden, sich von Vorurtheilen unbeschwert in die Ilias versenkt, der spürt, daß er sich einem riesengroßen Künstler, Einem Künstler und keiner schemenhaften Mehrheit, gegenüberbefindet, einem wirklichen, greifbaren Dichter, der seine Naturstudien macht so gut wie ein Anderer, der aber mit der höchsten Besonnenheit die höchste Naivetät verbindet; den umwehet der frische Erdgeruch des Stoffes, der gewahrt vor Allem mit Entzücken die Fülle anschaulicher Realität, mit welcher das Gedicht gesättigt, und die naive Art und Weise, mit welcher das Uebermenschliche, Wunderbare, Göttliche dieser Realität verknüpft und dadurch überzeugend gemacht ist. Heute wird kaum noch Jemand zweifeln, daß dem Gedichte ein geschichtlicher Vorgang zu Grunde liegt, und daß des Dichters Kunst wesentlich darin bestand, den an sich einfachen Stoff aufquellen zu machen und ihn durch und durch mit lebendigem interessantem Detail auszustatten.

Aber wie dem sei, wenn der Dichter in der Darstellung der einzelnen Kämpfe sich nicht an ein bestimmtes Terrain binden wollte, so ging er mit der Angabe der geographisch festen und zu allen Zeiten bekannten Punkte, durch welche er den Schauplatz der Ilias umschrieb, schon viel zu weit. Er verlegt denselben

zwischen Ida und Hellespont, nennt als in der Nachbarschaft gelegen die Inseln Tenedos, Lemnos, Imbros und Samothrake, und kennzeichnet die Ebene noch durch eine Anzahl auffallender hochragender Grabmäler. Damit ist die Troade, eine Ebene von etwa 4 Stunden Längenerstreckung, vollkommen deutlich bezeichnet und es kann sich nur noch um die sichere Bestimmung einiger Einzelnheiten, namentlich der Flüsse und Flüßchen und der Lage der Stadt, handeln. Und nachdem der Dichter den Zuhörer genöthigt, sich mit seiner Phantasie in den so umschriebenen Raum zu versetzen, nachdem er ihn geradezu aufgefordert, die Punkte, welche er nennt, zu suchen, sollte er aufhören, naturgetreu zu sein? Aufhören, wo die Genauigkeit erst anfängt von Werth zu werden? Für die Erzählung einer Liebesgeschichte ist die plastisch anschauliche Darstellung des Terrains nicht nothwendig und höchstens die Andeutung einer eigenartigen landschaftlichen Stimmung erforderlich; aber wo es sich um einen Kampf handelt, und werde er auch in ganz primitiver Weise geführt, wird unter allen Umständen die Gestaltung des Bodens wichtig. Ob Homer die Kämpfe seiner Helden in die Troade, an die Bucht von Smyrna, auf die Insel Kreta, oder sonst wohin verlegte, war für die Gemüthswirkung seines Gedichtes ganz gleichgültig, denn der innere Zusammenhang der Ereignisse, die Entwickelung der Leidenschaften konnten überall dieselben sein; aber für die feste Haltung der Erzählung und in Folge dessen für das Verständniß derselben war es ganz und gar nicht gleichgültig, ob der Dichter sich ein festes, widerspruchsloses und unverschiebbares Bild von dem Kampfplatze gemacht hatte. Er konnte sein Modell irgend einer Gegend entnehmen, die er nicht zu nennen brauchte, er konnte sich ein Terrain selbst entwerfen, wenn er nur dem Entwurfe durchweg treu blieb; aber da er ein historisches, seinem Volke bekanntes Ereigniß zum Gegenstande seiner Dichtung machte, da er den Schauplatz desselben auf etwa zwei Quadratmeilen genau angab, so durfte er innerhalb dieses Raumes nicht anfangen, ungenau und willkürlich zu werden, durfte es um so weniger, als seine Zeitgenossen an der Dichtung nicht blos ein freies künstlerisches, sondern auch ein stoffliches Interesse hatten und nach den Schauplätzen der Heldenthaten ihrer Vorfahren, nach deren in Feindesland errichteten Denkmälern gelegentlich suchen gingen.

Auf ein derartiges, ganz natürliches, dem Reliquiencultus verwandtes Interesse scheint der Dichter auch ganz ausdrücklich Bezug zu nehmen. Im 7. Gesange (436 ff.) erzählt er, wie die Achäer ihr Lager durch eine Mauer verschanzen. Poseidon gibt dem Zeus darüber seine Entrüstung zu erkennen; man werde über diesem Werke jene Mauer aufhören zu beachten, welche er und Phöbos Apollon einst um die Stadt dem Helden Laomedon gebauet in Mühsal. Diesen Vergleich zieht der Dichter nicht etwa herbei, um die Größe und Stärke der achäischen Mauer in volles Licht zu setzen, denn sonst wäre er in der Beschreibung ihres Aufbaues weit ausführlicher gewesen; sondern er mengt den Poseidon nur deshalb ein, um der Frage zu begegnen, wie es komme, daß von der Mauer keine Spur mehr vorhanden sei. Poseidon hat sie in seiner Eifersucht zerstört, wie Zeus ihm zu seiner Beruhigung gerathen:

„Frisch wolan, sobald nun die Hauptumlockten Achäer
Heimgekehrt in den Schiffen zum lieben Lande der Väter,
Ein dann reiße die Mauer und stürze sie ganz in die Meerfluth,
Wieder das große Gestad umher mit Sande bedeckend,
Daß auch die Spur verschwinde vom großen Bau der Achäer."

Auf diese Weise — und Homer beschreibt dieselbe XII, 15 ff. noch genauer — war es denn gekommen, daß die Mauer verschwand, und wer die ungeheuren Sandmassen zwischen Sigeion und Rhoiteion betrachtete, mußte die Sache erklärlich finden. Ein Suchen nach der Mauer konnte demnach zu nichts helfen.

Hat Homer aber, wie aus den hier aufgeführten Gründen anzunehmen ist, sein Terrain nach der Natur gezeichnet, so ist es auch von Wichtigkeit für uns, nach den von ihm angegebenen Einzelnheiten zu suchen. Sybel zwar leugnet ein solches Interesse. „Was ist uns Troja? Was gehen uns die Quellen des Skamander an? Wir fragen nichts nach dem Skaeischen Thor, unsre Theilnahme hat einzig der Held, welcher allein noch für Weib und Heer streitet und vor dem Thore streitend sinkt. Uns rührt nicht Ilion's großer Thurm, sondern die Mutter, welche von dem Thurme blickt, erblickt den starken Sohn im heiligen vergeblichen Kampfe." Wie man nur so das Kind mit dem Bade verschütten mag. Natürlich rührt uns weder ein Thurm, noch ein Thor, noch ein Fluß. Aber wenn dergleichen Dinge in der Erzählung langwieriger Kämpfe häufig erwähnt werden und wir können uns keine Vorstellung davon bilden, wie sie zu einander liegen, so hemmt uns das im Verständniß und in Folge dessen im Genuß. Wer mit wirklichem Antheil liest, wird kaum ruhen können, bis er sich klar darüber geworden, wie Stadt und Schiffslager zum Skamander gelegen, auf welchem Platze z. B. Hektor jene Nacht am Skamander lagerte, daß er zwar das Heer der Griechen aus ziemlicher Nähe bewachte, gleichwol aber besondere Fürsorge glaubte treffen zu müssen, daß der Feind sich nicht in die Stadt einschleiche; wo sich der mehrerwähnte Throsmos, die Erdschwellung, wo das Grabmal des grauenden Aesyetes, befand, auf dem der Späher Polites saß u. s. w. Und fände man schließlich, daß diese Punkte in der Vorstellung des Dichters selbst keinen festen Ort haben, so würde dies eine ähnlich unerfreuliche Wirkung üben, als wenn man sich einem Gemälde gegenüber befindet, das zwar mannigfache Leidenschaften lebendig zur Anschauung bringt, auf welchem aber die Perspective nicht in Ordnung ist.

Uebrigens ist keineswegs blos die Einsicht in die topographischen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes für das Verständniß der Dichtung von Bedeutung, sondern eben, weil es sich um eine Dichtung handelt, die gelegentlich in Allegorien und Metaphern redet, ja die unbeseelte Natur selbst nicht selten belebt und personificirt, so kommt es für die Auslegung gar sehr darauf an, zu wissen, welche Naturdinge der Dichter vor Augen hatte, von welchen er seine Bilder entlehnte und welche er, wie bewußte Wesen handelnd, in seine Geschichte einführte. Ein sehr umfassendes Beispiel wird dies deutlich machen. Der Dichter verwendet die ersten 380 Verse des 21. Gesanges auf den Kampf des Achill mit dem Flußgotte Skamander und auf die Vorbereitung dazu. Ich finde nicht, daß es bis-

her gelungen sei, den ganzen Vorgang vorstellig zu machen. Man denkt an ein einfaches Austreten des Flusses aus seinen Ufern. Aber diese Vorstellung kann nicht genügen, denn der Dichter beschreibt die Wasserergießung näher in folgenden Versen:

„Wie wenn ein wässernder Mann von des Bergquells dunkelem Sprudel
Ueber Saat und Gärten den Lauf dem Gewässer daherführt
Und mit der Hack' in den Händen den Schutt wegräumt aus der Rinne:
Jetzo strömt er hervor, und die Kieselchen alle des Baches
Werden gewälzt . . ."

Hier ist an eine Wasserleitung mit fächerartig sich abzweigenden Rinnsalen gedacht. Das könnte auf einen Gießbach passen, der von der Höhe stürzt und sich, vom Regen geschwellt, seine Nebenbäche bildet; aber der Skamander ist anderswo als ein großer, schöner Fluß beschrieben, der eine weite Ebene durchströmt. Zu einem solchen wiederum will das Bild nicht ohne Weiteres stimmen; z. B. auf die Weser angewandt, könnte man sich gar nichts dabei denken. Wer aber den Skamander sieht, erkennt die Naturbeziehungen dieses Bildes und der ganzen Allegorie sofort. Sobald dieser Fluß nämlich aus den Vorbergen des Ida in die Ebene hinaustritt, fängt er an im Kampfe mit dem Sande, den er herabgeschwemmt, sich in mehrere Betten zu theilen, die sich gelegentlich wieder verbinden, wieder spalten und von denen, als ich sie sah, nur zwei bis zum Meere reichten. Zwischen diesen beiden Mündungen erglänzen mehrere Wasserstreifen, welche sich für gewöhnlich in Sümpfen verlieren, bei Hochwasser aber auch bis zum Meere gelangen. Von den Quellen am Tschiflik, einem später näher zu bestimmenden Punkte, kommt ihm noch ein Flüßchen zu, das aber auch einen Zweig selbständig zum Meere entsendet. So bildet der Skamander ein Delta im Kleinen, wie der Rhein im Großen, eine fächerförmige Verästelung von Rinnen, welche sich bei starkem Wasser sämmtlich füllen, ja überlaufen, während für gewöhnlich nur in zwei Betten, ja selbst nur in einem ein dünner Faden Wassers rinnt. Der Simois aber, jetzt Ghiumbrek genannt, der sich im rechten Winkel gegen den Skamander richtet, erreicht diesen nur bei starkem Wasser; in der dürren Jahreszeit bleibt er nicht weit von dieser gelegentlichen Verbindungsstelle im Sumpfe stecken. Vergleichen wir mit dieser Beschaffenheit der beiden Flüsse die Schilderung der Anstrengungen des Skamander, den Achill zu bewältigen.

Achill ist hoch vom hangenden Bord in den Strudel des Flusses gesprungen, um die Verfolgung der gegen die Stadt flüchtenden Troer fortzusetzen. Da wüthet schwellend der Strom, den er beleidigt hat, gegen ihn an; der Angegriffene erfaßt eine Ulme am andern Ufer und schwingt sich mit Mühe empor. Aber er ist dem Strom nicht entronnen, der Boden ist fast überall mit Wasser bedeckt, und er kommt in immer neue Tiefen: Skamander droht, ihn zu überwinden.

„— Noch nicht ruhte der Schreckliche, sondern er stürzt ihm
Nach mit dunkelnder Fluth, daß hemmen er möcht' in der Arbeit
Peleus' göttlichen Sohn, und die Plag' abwenden den Troern.
Aber Achilleus entsprang, soweit hinflieget ein Speerwurf
. . . . . und seitwärts jenem entschlüpfend
Floh er, allein nach rauschte der Strom mit lautem Getös' ihm,

Wie wenn ein wässernder Mann von des Bergquells dunkelem Sprudel
Ueber Saat und Gärten den Lauf der Gewässer daherführt
Und mit der Hack' in den Händen den Schutt wegräumt aus der Rinne:
Jetzo strömt es hervor, und die Kieselchen alle des Baches
Werden gewälzt; denn geschwinde mit rauschenden Wellen entstürzt es
Vom abschüssigen Hang und eilet zuvor auch dem Führer:
Also erreichte der Strom mit wogender Fluth den Achilleus
Stets, wie rasch er auch war; denn stark sind Götter vor Menschen.
Aber so oft ansetzte der muthige Renner Achilleus,
Fest ihm entgegenzustehn, daß er schauete, ob ihn die Götter
Alle zur Flucht hinscheuchten, die weit den Himmel bewohnen,
Schnell hatt' ihm das Gewoge des himmelentsprossenen Stromes
Hoch die Schultern umspült."

Man sieht, der Dichter hat hier an der Thatsächlichkeit keine Veränderung vorgenommen, er hat nur das Zuständliche dramatisch in Absicht und That des Flußgottes übersetzt. Auf den unbildlichen Ausdruck zurückgeführt, besagt diese Stelle: Achill, vom Eifer des Kampfes hingerissen, ist an einer für den Uebergang ungewöhnlichen und bedenklichen Stelle in den Fluß gesprungen, und indem er immer weiter östlich der Stadt zustrebt, findet er immer neue Arme des Flusses zu überwinden. Endlich ist er von diesem Kampf so ermüdet und geängstigt, daß er wehklagend ausruft:

„— nun ward zu sterben den schmählichen Tod mir geordnet,
Eingehemmt in des Stromes Erguß, wie ein jüngerer Sauhirt,
Welcher vom Sturzbach fort wird gerafft, durchwatend im Winter!"

Poseidon und Athene trösten ihn. Aber der wüthende Strom läßt nicht ab; ja er ruft jetzt den Simois zu Hilfe.

„Noch nicht ließ Skamandros vom Zorn ab; nein, noch ergrimmter
Eifert' er Peleus' Sohne und erhob hochwogige Brandung
Mächtig empor sich bäumend, und laut zum Simois ruft er:
Bruder, wolan! Die Gewalt des Mannes die müssen wir beid' jetzt
Bändigen, oder sofort des herrschenden Priamos Veste
Wirft er in Staub; denn die Troer bestehen ihn nicht im Getümmel!
Auf, sei Helfer in Eil', und fülle den Strom mit Gewässern
Rings aus den Quellen der Berg' und ermuntere jeglichen Gießbach!
Hoch nun hebe die Fluth und rolle mit donnernder Woge
Blöck' und Steine daher, daß den schrecklichen Mann wir bezähmen,
Welcher nunmehr obherrscht und gleich den Unsterblichen schaltet!
Nicht soll, mein' ich, die Kraft ihn vertheidigen oder die Bildung
Noch der Rüstungen Pracht: die sollen mir tief in dem Sumpf wo
Liegen vom häufigen Schlamm bedeckt: und ihn selber umwälz' ich
Rings mit Sand, in den Schwall von Muscheln und Kies ihn verschüttend,
Hoch, daß selbst die Gebeine sie nicht ihm vermögen zu sammeln,
Argos Söhn', in dem Wust, den ich endlos über ihn ausgoß!"

Dieses Bild wäre unmöglich, wenn der Simois ein ganz selbständiger Fluß wäre; zulässig, aber wenig bedeutungsvoll, wenn er sich zu allen Zeiten in den Skamander ergösse; außerordentlich treffend aber ist es für das Verhältniß, daß Simois für gewöhnlich in seinem Laufe träge ermüdet, in Sümpfen stecken bleibt und nur zuweilen im Affecte des Hochwassers den Skamander erreicht. Was Simois thut, erfahren wir nicht. Skamander wird durch Feuer gebändigt, und

nun findet Achill kein Hinderniß mehr: er ist auf der Ostseite des Flusses angekommen und befindet sich innerhalb des Winkels, den der Skamander mit dem Simois bildet. Er eilt auf die Stadt zu, und nur daß Agenor und dann Apollon ihm entgegentreten, lenkt ihn einstweilen von der Verfolgung der Gegner ab, denen Priamos schnell die schützenden Thore öffnen läßt.

Schon dieses einzige Beispiel läßt schließen, wieviel für die Auslegung der Ilias daran gelegen wäre, wenn man für die Benennungen Homer's mit Sicherheit die Wirklichkeiten nachweisen könnte. Viele seiner zahlreichen Epitheta würden zuverlässiger zu bestimmen sein. Um gleich beim Skamander zu bleiben, so gibt ihm der Dichter unter Anderm das Beiwort *Κόσις*, welches man gewöhnlich „geufert" übersetzt in dem Sinne von „mit hohen, steilen Ufern versehen". Auf den Skamander, so weit er den Kampfplatz durchströmt, paßt das Wort in diesem Sinne nicht, denn er hat kein hohes und steiles, wol aber, in Folge seines „tiefstrudelnden" Wesens, ein unterwaschenes Ufer, einen „hangenden Bord", wie Voß ganz richtig übersetzt; indessen der Begriff des Hohen und Steilen ist in das Wort auch ohne Noth hineingetragen. Es heißt nur „mit viel Ufer, mit reichentwickeltem Ufer", und so paßt es auf den undisciplinirten Skamander mit seinen zahlreichen Windungen vortrefflich und ganz in dem Sinne, wie man von einem Lande mit tief einschneidenden Buchten sagt, es habe eine reiche Küstenentwickelung.

Nach dem Troja Homer's zu suchen, scheint hiernach wol berechtigt. Was nun Schliemann's Erfolge betrifft, so behauptet Sybel, daß „Homer und die aufgedeckte Realität zwei verschiedene Dinge seien"; namentlich wegen des geringen Umfanges der aufgedeckten Räumlichkeiten und weil „das reiche Kunstgewerk der homerischen Vorstellungen und die asiatische Ueppigkeit ihres Ornamentationssystems unvereinbar seien mit den primitiven Objecten der Schliemann'schen Ausgrabungen." Ich kann auch nicht behaupten, daß die Frage jetzt ihre Erledigung gefunden habe; aber noch weniger kann ich zugeben, daß durch das Ergebniß der Schliemann'schen Unternehmung gegen die Ansicht entschieden sei, Alt-Ilion habe an derselben Stelle wie Neu-Ilion gelegen. Ueber den Umfang der Stadt ist noch gar nicht zu reden, weil er noch nicht ermittelt ist; die aufgedeckten Baureste deuten auf eine starke und großartige Befestigung. Die Sammlung der aufgefundenen Geräthe aber kann von dem Culturzustande der alten Trojaner unmöglich einen vollständigen Begriff geben, ganz abgesehen davon, daß der Dichter der Ilias in dieser Beziehung ohne Zweifel nur wiedergab, was er selbst in seiner so viel späteren Zeit sah und erlebte, und daß demnach gar nicht zu erwarten war, daß seine Schilderung mit den Resten der alten trojanischen Welt stimmen werde. Er arbeitete, selbstverständlich, nicht nach archäologischen Handbüchern. Aber da Troja ganz gründlich zerstört und geplündert worden ist, so war auch gar nicht anzunehmen, daß man bei der Durchsuchung des Bodens auf ein irgend werthvolles Geräth oder auf ein Kunsterzeugniß stoßen werde. Was irgend Werth hatte, wurde entweder sogleich vom Feinde genommen oder im Laufe der nachfolgenden Zeit von den Anwohnern, die sich die Mühe nahmen, die Trümmer zu durchsuchen, noch verschleppt. Höchstens war zu erwarten, daß eine in Stein oder Metall gegrabene Schrift uns über die Zustände des Volkes, das doch nun einmal unser Interesse hat, irgend einen Aufschluß geben würde.

Was nun aber an Geräthen gefunden ist, nöthigt es uns denn, uns das Volk, welches dieselben bildete und gebrauchte, in so gar primitiven Zuständen zu denken? Ueber die wenigen Steingeräthe, welche mit zu Tage gekommen sind, habe ich später zu reden; aber welches Urtheil begründen vorläufig die übrigen Sachen? Wir sehen da einen reichen Schatz von goldenen, silbernen und Elektron-Geräthen, der vor Zeiten geflissentlich versteckt und deshalb von den Plünderern nicht gefunden worden ist. Reizende Kopfbänder, ein Halsschmuck von fünfzig goldenen Kettchen dicht an einander gereiht, Behänge, Ohrringe, Armbänder, Fingerringe, Knöpfe zum Annähen und Doppelknöpfe zum Ineinanderstecken sind darunter, dann Becher, ornamentirte Flaschen, Vasen, Schalen und dergleichen; Sachen, die schon, als sie versteckt wurden, uralt können gewesen sein, wie sich denn solche Geräthe in den Silberkammern der Königspaläste Jahrhunderte lang zu erhalten pflegen. Nun, ein Volk, unter dem gelegentlich aus Gold und Silber getrunken wird, ist unter allen Umständen kein uncivilisirtes mehr. Was aber die Geräthe aus gebranntem und ungebranntem Thon betrifft, welche in ziemlich großer Anzahl gefunden worden sind, so nöthigen auch diese in keiner Weise, an ein primitives Volk zu denken. Man erinnere sich nur, daß man es hier mit Küchengeräthen zu thun hat, die Niemand des Aufhebens werth hielt. Vergleicht man sie aber mit unseren eigenen Küchengeräthen desselben Materials, so kann man nicht umhin zu gestehen, daß sie in der Form fast durchgängig geschmackvoller sind als diese, und in der Ornamentation zum großen Theil nicht tiefer stehen. Gesetzt, es würde zu unserer Zeit eine große Stadt verschüttet und nach Jahrtausenden ausgegraben, so würde das Urtheil der Archäologen jener Tage sehr verschieden lauten, je nachdem sie zuerst auf den Töpfermarkt oder in ein Lager von französischen Bronzen oder Meißner Porzellan geriethen. Wer unsere heutigen, seit Jahrhunderten ebenmäßig fabricirten, irdenen Bauernteller sieht von schlechtem, weichem Material, mit rohen Tupfen ornamentirt oder dem gekniffenen Muster oder der Blume auf dem Grunde, die nie und nimmer ein Original in der Welt gehabt hat; oder unsere Kaffee- und Milchtöpfe mit den dürftigen Henkeln und den unzulänglichen Ausgüssen, und betrachtet daneben jene praktischen Kannen mit ihren charaktervollen Formen, welche Schliemann gefunden: der wird leicht in die Stimmung kommen, jede Anwandlung von civilisatorischem Stolze zu dämpfen. Es ist wahr, die zahlreich gefundenen kleinen, durchbohrten, doppeltkonischen Körperchen sind sehr einfach und primitiv mit eingerissenem Ornament geschmückt, wenn auch nicht einfacher als die Brummkreisel unserer Kinder; aber wenn diese Dingerchen, wie es kaum anders sein kann, zu Webergewichten gedient haben, um den Aufzug zu spannen, so zeugt es schon von Bildung, daß sie überhaupt ornamentirt wurden. Man gehe heute in eine der Webereien von Brussa, das nicht so sehr weit von der Troade entfernt ist, und man wird finden, daß die Weber für den bezeichneten Zweck nur Scherben und Steine gebrauchen.

Noch einmal, die Baureste und Geräthe, welche Schliemann unter den Trümmern von Neu-Ilion aufgefunden hat, bekunden keineswegs, daß das Volk, welchem dieselben angehörten, in primitiven Zuständen lebte; aber wären wir auch auf ein Volk von ganz roher Sitte gestoßen, so hätte dies gegen die An-

nahme, Homer habe den Schauplatz der Ilias nach den Verhältnissen der Ebene von Troja gezeichnet, gar nichts bewiesen. Denn nur in Bezug auf seine Menschen, die trojanischen wie die griechischen, war er auf seine Phantasie und auf die Erscheinungen seiner Mitwelt angewiesen; der Boden, auf dem jene gewandelt, war ihm erreichbar. Er war auch Denen erreichbar, denen er dichtete und sang. Eine der befahrensten Straßen führte an der Troade vorüber, vom Schiffe aus sah man die Tumuli, die Trümmer der Burg, den Skamander — wie hätte hier der Dichter sich nicht einfach an die gegebene Natur halten sollen, ja halten müssen? Wenn er nirgends eine zusammenhängende Schilderung des Kampfplatzes gibt, sondern die einzelnen Punkte desselben nennt, wo sie im Verlauf der Geschichte vorkommen, so geschah dies ohne Zweifel, weil er eine allgemeine Bekanntschaft mit jener historisch merkwürdigen Gegend voraussetzen durfte.

Ich berichte nun von den Eindrücken, welche ich selbst von einer Besichtigung der Troade empfangen habe. Ich reiste im Gefolge des Erbprinzen von Meiningen; wir kamen vom Berge Athos, den wir am 22. October, früh um 2 Uhr, verlassen hatten. Die Luft war so hell, daß, als wir schon den Ida begrüßten, wir noch den Athos erkennen und ihm unsern Abschied zuwinken konnten. Mittags waren wir auf der Höhe von Lemnos, welches das Heer der Griechen, während der Belagerung, im Tauschhandel gegen Kriegsgefangene und andere Beute mit Wein versorgte; Nachmittags sahen wir Sigeion, Rhoiteion und die charakteristischen kegelförmigen Grabmäler dazwischen, und gegen Abend liefen wir, nach angenehmster Fahrt, bei klarstem Himmel in den Dardanellen ein, wo uns der deutsche Consul Große empfing. Folgenden Morgens früh führte uns ein türkisches Kanonenboot, welches uns der General-Gouverneur der Provinz zur Verfügung gestellt hatte, an den Strand der trojanischen Ebene. Dasselbe hatte, auf unseren Wunsch, die Bestimmung erhalten, das Cap Sigeion zu doubliren; wir wollten am Ufer des ägäischen Meeres landen und uns von da aus zunächst über das Dorf Jenischehr hinweg an den Pascha-tepé (den Hügel des Fürsten) begeben. Da sich aber, als wir in die Nähe des Forts Kum-Kaleh, des Sandschlosses, kamen, ein ganz leichter Seegang bemerkbar machte, so wagte der Commandant nicht, um die Landspitze herumzugehen, aus Besorgniß, jenseits nicht landen zu können. Wir stiegen demnach bei Kum-Kaleh aus, überzeugten uns von der Angemessenheit seines Namens, den es der gemeinschaftlichen Thätigkeit des Skamandros und des Poseidon, dieser sandwälzenden Götter, verdankt, bemerkten den Zustand unglaublicher Verwahrlosung, in welchem sich dieser wichtige Platz befindet, und gingen auf den Tumulus des Achill zu. Er liegt nordöstlich, am Fuße einer Anhöhe von Muschelkalk, auf welcher das Dorf Jenischehr steht und die, auf ihrem nordöstlichen Rande, durch neun steinerne Windmühlen gekrönt ist. Auf den Karten ist neben diesem Tumulus ein zweiter verzeichnet, welchen man entweder für den Patroklos (der aber nach Homer mit Achill zusammen ruht) oder für den Antilochos in Anspruch nimmt; es ist indessen in der Nähe keine Erhöhung von so markirter Form zu entdecken. Auch das Grab des Achill wird bald verschwunden sein, seitdem man von oben in dasselbe einen tiefen kerbartigen Einschnitt gemacht hat.

Wir erstiegen nun den Hügel von Jenischehr, dessen dem ägäischen Meere

zugewandter Vorsprung auf der Karte als Vorgebirge Sigeion bezeichnet wird, um einen Ueberblick über das Terrain zu gewinnen. Von da zeigte sich denn, daß alles Land, welches dem Hügel nach Norden und Nordosten vorliegt, angeschwemmt ist, in der Weise, daß der westliche Endpunkt einer landwärts geschweiften Bogenlinie, welche von dem Fuße des Hügels bis nach dem Vorgebirge Rhoiteion reichte, gegenwärtig um beinahe eine halbe Stunde nordöstlich hinausgerückt ist. Das Grab des Achill, welches jetzt ziemlich weit landeinwärts liegt, erhob sich fast unmittelbar am alten Meeresrande. Zwischen der vorgeschobenen Sanddüne von Kum-Kaleh und Rhoiteion zeigen sich nun jene beiden Flußmündungen, deren schon früher Erwähnung geschah: die eine ziemlich nahe am Fort, einem mäßigen, mit Bäumen besäumten Flusse angehörend, die andere weit davon nach Rhoiteion zu; zwischen beiden noch einige Wasserstreifen, die in Sümpfen enden. Man erkennt sogleich, daß man es hier mit einem sehr undisciplinirten Flusse zu thun hat, der sich sehr leicht spaltet und sein Bett verändert. Die Griechen von Jenischehr nennen den Flußlauf, welcher jetzt am Fort Kum-Kaleh mündet, Skamandros, die Türken Mendereh.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Ankerplatz und Lager der Griechen sich zwischen dem Hügel von Jenischehr und Rhoiteion befanden, und zwar anfangend von Jenischehr, weil hier der Hügelvorsprung mehr Schutz gewährte gegen den Andrang des offenen Meeres, als weiter hinein in den Hellespont. Daß die Flotte im ägäischen Meer, an der anderen Seite von Sigeion oder gar in der Beschika-Bay, wie Lechevalier will, solle geankert haben, davon kann gar nicht die Rede sein; denn sie wäre hier Gefahr gelaufen, an den Strand geworfen zu werden. Was unseren Schiffscommandanten bestimmte, das Westufer bei nur ganz leichtem Seegang zu meiden, eben dasselbe muß die Griechen veranlaßt haben, in den Hellespont einzulaufen. Noch heute, wenn Schiffe durch widrige Winde einige Zeit verhindert werden, in den Hellespont einzusegeln, legen sie sich nicht an die Westküste, sondern begeben sich in den Schutz der Insel Tenedos.

Die Pferde, welche wir von den Dardanellen an das Grab des Achill bestellt hatten, kamen immer und immer nicht, und als es 5 Uhr geworden, war es die höchste Zeit, sich zu einem Marsch zu entschließen, wenn wir nicht die Nacht in Jenischehr bleiben und darüber den halben folgenden Tag verlieren wollten. So machten wir uns denn zu Fuß auf den Weg nach Bunarbaschi, zunächst einer breiten Heerdenstraße folgend, die uns über eine leichte Terrainschwellung hinweg an einen Morast führte, dann an das Ufer des Skamander hinabsteigend. Der Weg läuft immer ziemlich nahe am Flusse hin, und da es dunkel wurde und wir weder Kompaß noch Karte erkennen konnten, waren wir genöthigt, uns, um das am Flusse liegende Bunarbaschi sicher zu erreichen, ganz an seinen Ufern zu halten und die mancherlei Abschneidungen aufzugeben, die wir bei Tageslicht hätten benutzen mögen. Wenn Plinius den Skamander einen schiffbaren Fluß nennt, so sah er ihn im Winter oder Frühling; jetzt floß inmitten seines sehr breiten, kieselreichen Bettes nur ein verhältnißmäßig schmaler Streifen Wasser. Aber man sieht allerdings an den unterwaschenen Formen seines Ufers, daß er im Frühjahr fürchterlich tosen und wirbeln und bohren

muß; mehr als einmal stürzten wir wie „sauhirtliche Knaben" zwischen Gebüsch und Schilf hinunter in den Kies und überzeugten uns beim Wiedererklimmen des Randes, wie richtig Homer denselben als „hangenden Bord" bezeichnet.

Nach einem sehr anstrengenden Marsche von $3^3/_4$ Stunden, der uns nur mit einigen Büffelheerden und Kameelen in Berührung gebracht hatte, die auf der Weide ihre Schlummerstatt suchten, erreichten wir endlich die Häuser von Bunarbaschi, deren erstes unseren Leuten, welche mißverständlicher Weise von den Dardanellen aus den directen Weg genommen hatten, von seinem Besitzer, einem gefälligen Griechen, eingeräumt worden war. Wir richteten uns wohnlich ein, streckten auf Teppichen und Matten unsere Glieder, erholten uns bei einer trefflichen Hildburghäuser Suppe, die wir in condensirter Form mitgebracht, und gebratenem Geflügel des Landes von den Beschwerden der Wanderschaft und stärkten uns in einem starken, schwarzen Tenedoswein für den folgenden Tag.

Aber nachdem die Begierde des Trankes und der Speise gestillt war — der Speise wenigstens —, las ich den Genossen den dritten Gesang der Ilias vor. Es ist unglaublich, wie unter solchen Umständen, da man sich auf dem Boden der Dichtung selber befindet, die Gestalten in der Phantasie Leben und plastische Rundung gewinnen, wie sie sich uns menschlich erschließen und alle unsere Gefühle in Aufregung versetzen: die Scenen werden gegenwärtig, die Handlung begibt sich vor unseren Augen und wir ergreifen Partei wie weiland die Olympischen. Ich habe niemals in meinem Leben von irgend einem Gedichte eine solche Wirkung empfunden, wie an jenem Abend von der Ilias. Erst spät nach Mitternacht trennten wir uns in einem wunderbaren Zustande von Begeisterung.

Freitag früh setzten wir uns zu Pferde und ritten zunächst nach den, gleich westlich von dem Orte sich befindenden „40 Quellen", nach welchen der Ort jetzt seinen Namen hat. Es ist hier ein sumpfiger Grund, in welchem eine ziemliche Anzahl schildkrötenbewohnter Quellen zwischen Bäumen und Gebüsch entspringt; ob es gerade 40 sind, wird sich kaum ermitteln lassen; der Orient liebt es aber, solche Unbestimmtheiten auf einen bestimmten Ausdruck zu bringen. Lechevalier identificirt diese Quellen mit jenen beiden in der Temperatur unter einander so verschiedenen, deren Homer (XXII, 147) bei der Verfolgung des Hektor erwähnt. Voß übersetzt da:

> Und sie erreichten die zwei schönsprudelnden Quellen, woher sich
> Beide Bäch' ergießen des wirbelvollen Skamandros.

Es ist aber weder nothwendig, daß man „zwei schönsprudelnde Quellen" mit dem Artikel versieht, noch daß man „*beide* Bäche" übersetzt. Was den Artikel betrifft, so fehlt er im Original. Daraus kann freilich nicht gefolgert werden, daß Homer das Hauptwort durchaus unbestimmt gefaßt haben wolle, denn er gebraucht den Artikel überhaupt nur mit demonstrativer Kraft; aber zulässig ist eine solche Fassung jedenfalls. Sodann kann statt „beide Bäche" nach dem Gebrauch des Wortes im Original ebenso gut „zwei Bäche" gesagt werden. Man wird also übersetzen dürfen: „Und sie erreichten ein schönsprudelndes Quellenpaar, woher sich zwei Bäche des wirbelvollen Skamandros ergießen." Homer hat hier sicher nicht an die Hauptquellen des Skamandros gedacht, welche vielmehr, wie die des Simois, viele Stunden weiter hoch oben auf dem Idagebirge entspringen

(XII, 21), sondern an einige der zahlreichen Quellen, welche nahe dem Unterlaufe des Skamander am Fuße der denselben begleitenden Höhen aus dem Boden hervorkommen und sich durch kurze Bäche in den Strom ergießen. Dergleichen konnte er gar nicht anders bezeichnen, als er hier gethan hat, während er die Hauptquelle doch wol bedeutender eingeführt, während er bei Einführung derselben wol kaum vermieden hätte, den Flußgott persönlich auftreten zu lassen. Das sind indessen nur ästhetische Vermuthungen; erwägt man aber, daß Homer diese Quellen in die Nähe der Stadtmauer verlegt, also in ganz gelinder Höhe entspringen läßt, daß er nur eine ganz kurze Entfernung zwischen der Stadt und dem Meere annimmt, so kann man gar nicht mehr in Zweifel darüber sein, daß er hier nicht die Hauptquellen des Skamander meine; denn bei so kurzem Laufe und so geringem Gefälle kann niemals der große, der tiefwirbelnde, der fürchterlich tosende und gefährliche Fluß sich bilden, als welchen Homer den Skamander an anderen Stellen schildert. Versteht er hier demnach aber nur beiläufige Bachquellen, so kann eine ganze Anzahl dergleichen in Betracht kommen, und es käme, wie es scheint, nur darauf an, ein Paar aufzusuchen, von welchem die eine heiß, die andere kalt rinnt.

Eine solche heiße Quelle ist bis jetzt nicht gefunden, und am wenigsten befindet sie sich unter den „40 Quellen", welche sämmtlich eine gleichmäßig frische Temperatur haben. Aber theils ist es doch wahrscheinlich, daß sich Homer in manchen seiner Beschreibungen an die Volksanschauung angeschlossen, welche geringe Unterschiede gern übertreibt; theils ist es auch möglich, daß, worauf Forchhammer aufmerksam macht, in der Temperatur der Quellen in Folge vulkanischer Vorgänge eine wirkliche Veränderung stattgefunden hat. Aus diesen Gründen darf die Bedeutung der Quellen für die Bestimmung der Lage Troja's nicht gar zu hoch angeschlagen werden.

Von den Quellen ritten wir zurück und dann durch das Dorf, um einige Säulenstümpfe zu besichtigen, die etliche hundert Schritte nördlich vom Minaret der Moschee auf einem mäßigen Hügel aus dem Boden starren. Es sind sechs ziemlich magere, glatte Säulenschäfte später Bildung von Granit (der sich in der Nähe von Alexandria Troas findet) und ein cannellirter von Marmor. Sie beweisen, daß hier ein Tempel stand; doch beweisen sie dies erst für eine späte Zeit. Von hier aus wandten wir uns einer Anhöhe über dem Dorfe zu, auf welcher sich drei Tumuli zeigten. Hier soll, nach Lechevalier und manchen Anderen, Troja gestanden haben. Auch Welcker bekannte sich zu Lechevalier's Ansicht, als er im Jahre 1842 diese Gegenden bereiste. Der erste Eindruck aber, den er von dem Anblicke der Höhe über Bunarbaschi empfing, bestätigte ihm dieselbe keineswegs: „denn in Bunarbaschi angekommen, wo Troja sein soll," schreibt er in seinem Tagebuche (II, 215), „ist man wie auf den Mund geschlagen, weiß nicht, ob man ein Thor sei, der allein nicht sogleich erkenne, wo die Stadt, wo die Burg gestanden haben müsse. Man vermuthet sie auf dem Höhenzuge, da, wo sie wirklich waren, ist aber keineswegs gewiß, ob sie nicht auf der Anhöhe näher dem Meere waren: und auch bei der Vermuthung ist man nicht wenig befremdet, nicht eine hervorspringendere, geeignetere, charakteristischere Stelle zu erblicken. Und daß man vom Ida fast nichts gewahr

wird! Meine Befremdung und Enttäuschung war freilich dadurch verstärkt, daß ich in so vielen Jahren nichts mehr über die Lage Troja's gelesen hatte." Es ist ganz richtig, die Situation von Bunarbaschi ist nicht der Art, daß hier die dominirende Stadt der Landschaft gestanden haben kann.

Wir erreichten die Tumuli in etwa 20 Minuten und stiegen ab, sie zu untersuchen. Lechevalier und Andere bezeichneten diese Hügel als Grabmäler alter trojanischer Helden. Wenn wir aber über eine Ausgrabung, welche John Lubbock acht Tage vor unserer Ankunft vorgenommen, wahrhaft berichtet wurden, so sind sie dies nicht. Er ließ den vorderen Tumulus öffnen und fand einige nachalexandrinische Vasen auf dem Grunde. Das zweite Grab war schon früher, doch ohne Erfolg, weil nicht systematisch, untersucht; da es ganz aus aufeinandergeschütteten Felssteinen besteht, so stürzten die Massen beständig von oben nach. Wenn man sich von diesen Hügeln östlich auf der Höhe fortbewegt, so kommt man bald an den Rand eines steilen, zum Theil in schroffen Felsen starrenden Abhanges, um dessen Fuß der Skamander einen starken Bogen macht. Man sieht da in ein Thal hinein, das sich etwa wie das Moselthal im mittleren Flußlaufe ausnimmt. Hier, am Rande, begegnet man den Spuren von Ausgrabungen, welche Georg von Hahn (früher österreichischer Consul in Syra) vor einer Reihe von Jahren hat anstellen lassen. Dieselben legten einen Theil der Fundamentmauern eines Bauwerkes bloß, welches 23 Schritte breit und von nicht genau zu bestimmender, jedenfalls größerer Länge war. Einige Säulentrommeln, die daneben liegen, und die genaue Orientirung des Baues sprechen dafür, daß es ein Tempel war, aber ein Tempel aus jedenfalls ziemlich später Zeit, denn theils sind die zum Bau der Mauern verwandten, horizontal geschnittenen Steine von unbedeutenden Dimensionen, theils haben die Säulentrommeln nur einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ Fuß — dürftige Maße, die nach den bisherigen Erfahrungen erst in späteren Zeiten vorkommen.

Dieses 400 Fuß hohe Plateau von Baalih (oder Balidagh) also, auf welchem die Tempelreste und die Tumuli liegen und welches sich gegen Bunarbaschi zu allmälig absenkt, will Lechevalier für das alte Troja in Anspruch nehmen. Zwar das spricht nicht mehr dagegen, was noch Ulrichs unter Anderem einwenden durfte, daß nämlich, gegen die Sitte des Alterthums, die Grabhügel innerhalb der Stadt gelegen haben würden; denn, die Richtigkeit der Nachricht über John Lubbock's Ausgrabungen vorausgesetzt, sind dieselben aus nachtroischer Zeit. Auch das nicht, daß man von den Höhen Baalih's aus den Strand zwischen Sigeion und Rhoiteion wahrnehmen kann; denn in der Ilias ist nicht gesagt, daß man von der Burg aus das Lager der Griechen nicht habe sehen können; es ist vielmehr nur gesagt, daß man für nöthig hielt, einen Späher näher an die Feinde heranzuschicken, um zeitig genug von dem Beginne ihrer Bewegungen unterrichtet zu werden. Ilias II, 791 heißt es:

„— des Priamos Sohn Polites,
Der zur Hut der Troer, den hurtigen Füßen vertrauend,
Oben saß auf dem Grabe des grauenden Aesyetes,
Spähend, wie bald vom Gestad anstürzte das Volk der Achäer."

Auf das „wie bald" kam es an. Denn man sieht wol von Baalih aus den

Hellespont schimmern, aber das schärfste Auge hätte nicht vermocht zu unterscheiden, was man im Lager vornahm, wann der Feind aufbrach, heranrückte; und das zu rechter Zeit zu erkennen, war eben das Wünschenswerthe. Wenn somit diese Gegengründe hinfällig werden, so bleiben doch einige andere von unzweifelhaftem Gewichte. Zunächst liegt Baalih auf dem linken Ufer des Skamander, während das alte Troja, wie aus den Details der Kämpfe hervorgeht, rechts lag. Sodann ist der Baalih wegen seines großen Umfanges und wegen der Felsenschroffen am Skamander durchaus unumlaufbar, so daß jene Geschichte von dem dreimaligen Umkreisen der Stadt durch Achill und Hektor (XXII, 165) zu dieser Localität nicht paßt. Zwar muß nicht jeder Mensch von heute den alten Stadthügel dreimal umlaufen können, und es wäre sehr wol möglich, daß sich an dem wirklichen Orte der von dem Dichter geschilderten Begebenheit, wenn er zuverlässig nachzuweisen wäre, bei näherer Untersuchung sehr erhebliche Schwierigkeiten für ein solches Beginnen fänden; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß Homer, wenn er den Baalih als Stadthügel im Auge hatte, überhaupt auf jene Geschichte gekommen wäre. Ferner ist mit Ulrichs geltend zu machen, daß Homer, wenn die Burg auf dem Baalih gelegen, deren auffallende Lage seiner ganzen Art nach anschaulicher bezeichnet haben würde; er hätte sicherlich von einer felsigen Hochstadt gesprochen. Außerdem spricht gegen dieses Plateau dessen große Entfernung vom Meere. Im 7. Gesange (381 ff.) wird erzählt, daß der trojanische Herold Idäos „Morgens" zu den Schiffen der Achäer hinabging, um dem Feinde ein Anerbieten des Alexandros mitzutheilen und um Waffenruhe für die Bestattung der Todten zu bitten. Noch vor Sonnenaufgang (V. 421) ist er zurück und noch vor Sonnenaufgang beginnen beide Heere Leichen und Holz zusammenzuholen. Auch muß man bedenken, daß das griechische Heer bis Troja $3^1/_2$ Stunden zu marschiren gehabt haben würde, was, zusammengerechnet mit der Dauer der Kämpfe und der für den Rückmarsch nothwendigen Zeit, für einen einzelnen Kampftag zu viel war. Endlich glaube ich überhaupt nicht, daß oben auf Baalih eine Stadt gestanden hat, wegen der vielen Felsen, die roh und unabgeglichen zu Tage liegen und auf denen keine Spuren alter Bettungen, wie z. B. in der Nähe der Pnyx zu Athen oder auf der Achradina bei Syrakus, sichtbar sind; es wird sich oben nichts weiter als ein Tempel erhoben haben.

Von Baalih hinab wandten wir uns nördlich dem Skamander zu und durchritten ihn da, wo der Kimar-Su, vielleicht der Thymbrius der Alten, sich in ihn ergießt. Nicht lange, so zeigte sich uns ganz nahe am rechten Ufer dieses Baches ein mächtiger Tumulus, an welchem Spuren von Ausgrabungen erkennbar waren. Es ist der Hanai-tepé, auf welchen Ulrichs, der hier in der Nähe das alte Troja sucht, die Verse II, 811 bezieht:

„Draußen liegt vor den Thoren der Stadt ein erhabener Hügel
In dem Gefild' abwärts, und umgehbar hierhin und dorthin.
Dieser wird Bateia genannt von sterblichen Männern,
Ewigen heißt er das Mal der sprunggeübten Myrine."

Frank Calvert hat den Hügel öffnen lassen und fand darin oben eine Schicht türkischer Gräber, dann eine große Menge — mehrere tausend Cubikfuß —

menschlicher Asche, ganz unten ein Skelett mit einer kleinen, einfachen Vase aus schwarzgrauem Thone, ohne jedes Ornament. Es hat hier demnach eine Massenverbrennung stattgefunden und der Hügel dürfte also mit dem Mal der Myrine nicht identisch sein.

Von diesem Hügel aus führte uns ein kurzer Weg durch einen Hain schöner Walloneh-Eichen zu einer auf mäßiger Anhöhe gelegenen Meierei, einem sogen. Tschiflik, wo uns der Bruder des eben genannten Frank Calvert, der diese Gegend mit großen Anstrengungen und viel Einsicht cultivirt, gastfreundlich aufnahm. Es ist dies der Tschiflik, von welchem Ulrichs in seiner Untersuchung spricht. Das Dorf Atschi-kiöi, welches die Karten noch immer aufführen, ist seit 60 Jahren völlig verschwunden.

Herr Calvert, welcher so gütig war, sich unserem Ritte anzuschließen, führte uns jetzt an die beiden Quellen, auf welche Strabo für die Bestimmung der Lage Troja's so großen Werth legte. Diese beiden Quellen sind erst wieder zum Vorschein gekommen, seit Herr Calvert einen großen Morast, dessen Grund er zu bebauen wünschte, durch Oeffnung einer alten verschlammten Brücke offen legte; damals blieben sie als die Urheberinnen des Sumpfes zurück. Strabo vermißte die warme Quelle. Herr Calvert hat die beiden wieder aufgefundenen zu allen Jahreszeiten gemessen und behauptet, daß sie eine constante Temperatur von 62 Grad Fahrenheit haben und daß sie im Winter dampfen. Diese Temperatur ist für uns nicht ausreichend, um das Gewässer als einen heißen Quell zu bezeichnen, und sodann fehlt ein kalter in der Nähe; aber man wird sich vielleicht Herrn Calvert's Erklärung gefallen lassen können, daß beide Quellen sich unterirdisch vermischt und einander ausgeglichen haben. Ganz sicher läßt sich ihre kritische Bedeutung nicht feststellen; aber auch diese dürfen darauf Anspruch machen, als Quellen des Skamandros im weiteren Sinne bezeichnet zu werden, da sie ihm ihr Wasser zusenden.

Von den Quellen aus führte unser Weg auf jene Anhöhe, welche Demetrius aus Skepsis, Strabo und nach ihnen Ulrichs als den alten Stadtgrund bezeichnen, und wo in historischer Zeit das Dorf der Ilienser lag. „Die alte Stadt," sagt Ulrichs, „wird nach der fast flachen Höhe des ovalen Hügels zu setzen sein, die sich vom Tschiflik über das verfallene türkische Dorf hinaus etwa tausend Schritte oder vier Stadien ausdehnt und nach allen Seiten hin sanft abfällt, so daß bequeme Fahrwege den Hügel in verschiedenen Richtungen überkreuzen." Die Burg verlegen sie auf die Mitte des Hügels, das skäische Thor in die Nähe des Tschiflik's, wo der wehende Feigenhügel an die Stadt gestoßen habe.

Wenn Strabo für diesen Hügel besonders geltend macht, daß man von da aus das Lager der Griechen nicht habe sehen können, weshalb denn ein Späher nöthig geworden sei, so ist darauf kein Gewicht zu legen; denn, wie ich schon angedeutet habe, ein Späher war auch bei viel geringerer Entfernung erwünscht. Jedenfalls aber stimmt die Lage des Hügels mehr mit den Entfernungen überein, welche die Ilias annimmt; aber dieselbe ist ebenso wenig dominirend, wie diejenige von Bunarbaschi. Bauliche Reste sind hier nicht gefunden; dagegen sind auf dem Hügel dicht über dem Tschiflik einige Marmorstücke, darunter ein

dorisches und ein korinthisches Capitell, und namentlich eine Inschrift zum Vorschein gekommen, aus welcher hervorgeht, daß hier ein Tempel des Apollo (vermuthlich des Apollo Thymbrius) gestanden; doch deutet die Arbeit auf spätere Zeit.

Unser Ritt führte uns weiter nach Tschiblak, einem kleinen Dörfchen, Neu-Ilion zu gelegen. Die Lage der genannten Punkte zu einander ist folgende. Man denke den Dreizack des Poseidon in der Weise hingelegt, daß die Zinken, welche Höhenzüge bedeuten, nach Westen sehen. Da nun, wo der untere südliche Zinken an den mittleren ansetzt, bricht der Skamander aus den Bergen hervor, und da liegt Bunarbaschi. In der Mitte des mittleren Zinkens, auf eine Ausweichung gegen den Skamander zu, liegt das Dorf der Ilienser, das Troja Strabo's. Auf dem äußersten Ende desselben mittleren Zinkens lag Neu-Ilion; und der mittlere und nördliche bilden das Thal des Simois. Hinter dem ganzen Dreizack thürmt sich der Ida auf, zu dem diese niederen Höhenzüge als Ausläufer gehören.

Ueber Tschiblak, wo wir frühstückten, führte uns Herr Calvert zu den Ausgrabungen Schliemann's hinauf, die fast genau westlich von da liegen. Wenn auf einigen Karten hier noch moderne Häuser, mit den Namen Hissarlik, verzeichnet sind, so ist das unrichtig: es steht nur die Holzhütte oben zum Aufenthalt für Schliemann (der bereits wieder in Athen war) und für seinen Aufseher; daneben läßt sich der Erstere jetzt ein kleines, steinernes Haus bauen.

Schliemann ging von der Ansicht aus, daß die Behauptung der äolischen Ilienser, ihr Neu-Ilion stehe auf der Stelle des alten, begründet sei, wie sie schon von Hellanikos von Mitylene, Dionysios von Halikarnaß und Anderen, neuerdings von Eckenbrecher und den meisten englischen Forschern gebilligt worden war. Er schlug daher an der noch bekannten Stelle Neu-Ilions ein und fand zunächst, ganz am Rande des Hügelrückens, nach Westen zu, einige Fundamentmauern von unzweifelhaft neuerem Datum. Diese sind es gewesen, welche Curtius und Bernhard Stark gesehen haben, und natürlich konnten sich diese Forscher nach Ansicht derselben nicht bewogen finden, ihre Bedenken gegen Schliemann's Unternehmung aufzugeben. Seitdem sind aber doch sehr merkwürdige Sachen zu Tage gekommen. Indem Schliemann nämlich weiter landeinwärts und südöstlich einen Kreuzgang in den Boden treiben ließ, kam in einer viel größeren Tiefe, als jene Reste liegen, ein großes Mauermassiv zu Tage, welches der Stereobat eines Oberbaues, aber auch ein starker Mauervorsprung, ein Bastion sein kann. Nach Südwesten zu ist die Oberfläche dieser Mauerreste terrassen- oder stufenförmig gebildet; wenn Schliemann nun hier dem Priamos und der Helena die Plätze anweist, von wo sie dem Kampfe sollen zugesehen haben, so lasse ich das dahin gestellt sein; gewiß aber ist, daß dieses Bauwerk älter ist, als Neu-Ilion. Es liegt etwa zwanzig Meter tief unter der jetzigen Oberfläche des Bodens. In noch größerer Tiefe kam, nördlich davon und parallel damit, eine mächtige Mauer von noch stärkeren Blöcken zum Vorschein. Indem diese ergraben wurde, zeigten sich, nicht weit unter der Bodenoberfläche, Werkstücke von schönem weißen Marmor, die einem dorischen Tempel angehörten; einige Blöcke der Sima mit Wasserspeiern, ein Capitell und einige Stücke der

Decke des Pteroma mit Kassetten, welche durch Rosetten verziert sind. Außerdem eine Metope mit einem Apollo oder Helios hinter dem Viergespann, die bereits nach Athen geschafft war. Diese Marmorreste gehören ohne Zweifel einem Tempel von Neu-Ilion an.

In den bis auf die untersten Mauern hinabgehenden Schuttprofilen findet man eine Menge Schalen von kleinen Muscheln, darunter auch Austern, Stücke verbrannten Holzes, dann große, wohlerhaltene Amphoren von rothgebranntem Thon und tiefer unter Scherben von schwarzbraunem. In einer kleinen Amphore fand man die runden Körner anscheinend einer Hülsenfrucht, verkohlt, aber in der Form erhalten; wir haben sie nachher in den Dardanellen gesehen. Dann auch einige Stückchen behauenen Feuersteins, ein paar fingerlange Stacheln von Knochen gearbeitet, ein paar steinerne Hämmer, und, in großer Anzahl, eiförmige und doppeltkegelförmige gebrannte und lufttrockene Lehmgebilde, in der Längenachse durchbohrt, die schon früher erwähnten Webergewichte; dazwischen schwerere durchlöcherte Diskusscheiben.

Wenn ich recht berichtet bin, so führt John Lubbock diesen Befund auf eine vorhistorische, das heißt noch vortrojanische Zeit zurück, so daß wir also mit einem Ruck noch über den Homer hinausgekommen wären. Aber sicherlich mit Unrecht. Das Vorkommen einzelner Steingeräthe ist noch keineswegs ein Beweis, daß das Volk, welches sich derselben bediente, noch in der Steinzeit und in jener Dürftigkeit der Cultur steckte, welche für diese anzunehmen ist. Von den steinernen Hämmern läßt sich wol annehmen, daß sie beim Opfer dienten, und das Opfer duldet keinen Wandel in den Gebräuchen und keine Willkür im Gebrauch der Instrumente. Die Stückchen Feuerstein sodann, welche man uns nachher in Herrn Frank Calvert's Sammlung in den Dardanellen und in der Schliemann'schen zu Athen zeigte, etwa $1^1/_2$ Zoll lang und ein klein wenig schmäler, sollen Bruchstücke einer Säge sein, weil die Schneiden unregelmäßig zahnförmig gebildet sind. Allein nach meiner Meinung gleichen sie ganz und gar denjenigen, die man noch heute, wie vor mehreren tausend Jahren, gebraucht, um sie in die Dreschschlitten einzusetzen, mit denen man das Stroh des Getreides zerreißt. Die beinernen Stacheln ferner, die man gefunden hat, sind keine Nadeln, wozu man sie machen möchte, denn sie haben keine durchgehende Oeffnung. Es sind Pfriemen zum Nachweiten der Löcher, wie sie der Schuster noch heute gebraucht.

Wer sich von dem Conservatismus der gegenwärtig hier angesessenen Völker, der Orientalen überhaupt, überzeugt hat, wie sie noch heute ihr Korn genau so dreschen wie vor etlichen tausend Jahren, noch heute so spinnen und weben wie damals, ihre Wagen so bauen wie damals, den wird es nicht befremden, daß hier neben allerhand Metallsachen auch einige Steingeräthe gefunden worden sind. Steinzeit und Metallzeit schneiden so wenig scharf gegen einander ab, wie die Periode des Feuerschlosses und der Percussion, des Steingeschosses und der eisernen Kugel. Noch heute z. B. würde das Fort Kum-Kaleh einen vorübersegelnden Feind mit Steinkugeln aus Bronzeröhren bedienen.

Von Neu-Ilion aus hat man die Aussicht auf den Hellespont zwischen Sigeion und Rhoiteion; aber nach Sigeion zu gibt es eine leichte Terrain-

schwellung (vielleicht den Throsmos, die „Schwellung der Ebene" bei Homer), welche das Meer ein wenig überschneidet, so daß man dort wol die Schiffe sieht, aber nicht sehen würde, was in einem unmittelbar am alten Strande errichteten Lager die Leute machen. Um dies zu sehen, wäre es für Einen, der ein großes Interesse daran hätte, wünschenswerth, auf dem westlichen Abhange des nördlichen Höhenzuges zu sitzen; von da könnte er gerade in's Lager hineinsehen und, „den hurtigen Füßen vertrauend", quer durch die zwischenliegende Niederung laufend, den Seinigen Nachricht bringen. Ganz sicher, wenn eine Burg an der Stelle Neu-Ilions von einem Heere bedroht wäre, das am Meeresstrande lagerte, so würde sie auf dem bezeichneten Abhange einen Späher, einen Vorposten aufstellen müssen.

Nicht unwichtig für die Entscheidung der Localfrage ist die Richtung des Skamander. Die schon berührte räumliche Anordnung der Scene zwischen dem Achill und dem Flußgotte scheint einstweilen dafür zu sprechen, daß Troja an der Stelle von Neu-Ilion gelegen war. Lag es nämlich irgend weiter stromaufwärts und hatte Achill Hoffnung, durch schnelles Laufen die Troer von der Stadt abzuschneiden oder wenigstens ihnen in die Seite zu kommen, so hätte er den Strom weiter oben durchschritten und nicht da, wo er sich so vielfach theilt. So aber hätte er, wenn er eine Stelle weiter oben zum Durchwaten suchte, den Feinden einen Vorsprung gegeben, in die Stadt zu entfliehen. Er hatte keine Zeit zu verlieren, sprang im Eifer des Kampfes in den Strom und suchte dessen verschiedene Arme nach einander zu überwinden. Mich dünkt, ein nicht ganz unerheblicher Umstand für die Bestimmung der Lage von Alt-Troja.

Aber vor Allem, wenn es in dieser Landschaft einmal ein selbständiges Volk gab, so war der Hügel, auf dem wir stehen, für die beherrschende Stadt prädestinirt. Wie hätte dem Cäsar und dem Constantin später auch nur der Gedanke kommen können, den Sitz der römischen Weltherrschaft hierher zu verlegen, wenn der Platz nicht eine bedeutende Anlage ermöglichte und geradezu forderte? Der Hügel beherrscht die beiden Wege, die in das Land hineinführen, den Simois und den Skamander hinauf, und zugleich die Einfahrt in den Hellespont, und eben diese Umstände, so scheint es, müssen zu allen Zeiten das herrschende Geschlecht bestimmt haben, hierher die Hochstadt und die Königsburg zu verlegen. Schließlich fehlt es auch nicht an einigen Quellen, welche in demselben Sinne, wie die früher genannten, als Quellen des Skamander bezeichnet werden können; sie entspringen unter der nach Norden gewandten Ausbreitung des Höhenzuges, wo ersichtlich in griechischer Zeit ein Theater gelegen. Und Ulrichs' Meinung, Neu-Ilion sei unumlaufbar gewesen, kann ich meinerseits nicht bestätigen.

Directe Zeugnisse müssen entscheiden, und man kann nur dringend wünschen, daß Schliemann die unterbrochenen Ausgrabungen auf dem Hügel von Neu-Ilion wieder aufnehme. Jetzt um so mehr, als plötzlich, von einer andern Seite her, ein unerwartetes Licht auf das Volk fällt, welches einst diese Landschaft bewohnte. Dr. Lauth hat (vergl. Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. v. 10. Juli) in einer Inschrift am Palaste Ramses' II. zu Medinet-Abu, neben anderen Völkernamen die Namen Mausu, Pedasa, Luka, Dandani und Iliuna gefunden, die er mit

Recht als Mysier, Pedasos (nach Gladstone vielleicht Pisidier), Lykier, Dardaner und Ilion deutet. Diese Völker stellten sich, unter Führung der Cheta, in Syrien am Fluß Arunta (Orontes) bei der Stadt Kadesch dem Könige Ramses II. im Anfange seiner Regierung, etwa 1577 v. Chr., entgegen. Er hat sodann mit Dr. Eisenlohr in dem großen, dem Britisch Museum gehörigen Papyrus Harris gefunden, daß die Pulasta und die Tekkuri unter Ramses III. in das Delta einzudringen versuchten, aber eine vollständige Niederlage erlitten. Diese Pulasta und Tekkuri sind aber die Pelasger und die Teukrer (Troer). Und erfährt man nun, daß einige der Gefäßformen, welche bisher nur aus Schliemann's Ausgrabungen der Welt bekannt geworden sind, in der That noch einmal vorkommen, und zwar tief unter der Lava auf der pelasgischen Insel Thera, wo der verstorbene Consul v. Hahn sie ergraben hat: so wird man zugestehen, daß sich von dem Zusammenwirken der ägyptischen und der trojanischen Forschung wichtige Resultate über die Zustände, die Verbindungen, die Geschichte der alten Troer hoffen lassen.

Ueber eine Erdanschwellung, welche den Zug einer alten Mauer bezeichnet, ritten wir zurück. Auch außerhalb derselben, wo die Nekropolis vermuthet werden darf, würde es sich verlohnen zu graben; man würde zuerst auf türkische, dann auf griechische Gräber, zuletzt aber auf diejenigen der alteingesessenen Bevölkerung stoßen und ohne Zweifel manches Charakteristische und Deutbare finden.

Indem wir zu Herrn Calvert's Tschiflik hinabritten, wo uns das Nachtlager erwartete, unterhielt uns ein etwa eine Stunde entfernter Wald- oder Gestrüpp-Brand, den der Südwind zu großer Breite anfachte. Solche Brände sieht man hier häufig. Wenn die Landleute einen Ackergrund haben wollen, so zünden sie das Gesträuch der kleinen Buscheiche an, mit welchem hier das Land meilenweit dicht bestanden ist (die Galläpfel kommen von dieser Zwergeiche) und düngen so den Boden, indem sie sich zugleich das Ausroden erleichtern. So machen sie es auch gelegentlich im Thale des Skamander, wo sie an seinen Ufern das Rohr (Donax und Orophos), das Cypergras, die Binsen (Thryon), Tamarisken und anderes Gestrüpp wegbrennen. Ein solcher Brand gab dem Dichter wol die Idee, die Wuth des aufgeregten Flusses durch Feuer dämpfen zu lassen. Ein geschicktes und glücklich gewähltes Mittel. Es konnte, nachdem Skamandros einmal persönlich eingeführt worden, nicht wol gesagt werden, daß Achill seinen Bereich überschritten habe, und zu irgend einem Abschluß mußte der Kampf doch kommen; den wild empörten Gott läßt Homer also durch eine stärkere göttliche Gewalt, durch die des Hephästos, bändigen. Denn sonst wäre ja Achill mächtiger als ein Gott erschienen.

Folgenden Tages, in der Frühe, besuchte ich mit Herrn Calvert in dem schon erwähnten Haine von Walloneh-Eichen (ohne Zweifel der Baum, der im 7. Gesange V. 58 und sonst vorkommt, wo Voß fälschlich „Buche" übersetzt) einige Gräber, die er hat öffnen lassen. Man fand darin griechische Sarkophage und in diesen kleine Vasen der zweiten Periode (roth auf schwarzem Grunde), Halsbänder und Kinderspielzeug von Terracotta, auch reizende kleine Götterfigürchen. Dann betrachtete ich ein korinthisches und ein dorisches Capitell,

welche von dem Apollotempel über seinem Hause stammen. Bei dieser Gelegenheit sah ich der Arbeit einiger Mädchen zu, welche auf einem umgekehrten Dreschschlitten Maiskolben auskörnten. Es ist dies der „scharfe Dreschwagen, der Zacken hat," welchen Jesaias 41,15 zu einem Bilde heranzieht, die Egge, welche er 28,27 meint; eine vorn etwas aufgebogene Bohle, welche man mit $1^1/_2$ Zoll langen Feuersteinen besetzt hat, die in das noch frische Holz eingelassen sind und unglaublich fest darin haften. Wird anderes Getreide gedroschen, so wird er umgedreht, mit Ochsen bespannt, mit Steinen beschwert und über die Halme hingezogen. Ebenso nahmen die gewöhnlichen, von Ochsen gezogenen Wirthschaftswagen meine Aufmerksamkeit in Anspruch; dieselben sind durchaus so gebildet, wie die alten, durch Reliefs bekannten Rennwagen, nur daß die Wagenbrüstung aus Korbgeflecht besteht. Die zwei hölzernen Blockräder, auf denen er ruht, sind an der Achse befestigt, so daß sich diese mit ihnen dreht. Es sieht gar zu hübsch aus, wenn ein wohlgebauter Grieche, wie ein Triumphator, auf solchem Wagen steht.

Um zehn Uhr setzten wir uns zu Pferde, ritten über die Höhe nach dem Simois zu und durchschritten dessen fast ganz trockenes Bette nicht gar weit oberhalb Neu-Ilions. Die Sonne brannte — es war am 26. October — dermaßen, daß auch die Sonnenschirme, ohne welche nicht zu reiten war, nur wenig halfen. Alsbald erreichten wir das Ufer des Hellespontos, der in einer Bläue erglänzte, wie wir sie auch an der Küste Siciliens nie gesehen hatten („veilchenblau" nennt der Dichter sein Meer so gern), ritten unsere Pferde ein wenig in die kühlenden Wellen und trabten den Strand entlang den Dardanellen zu. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, über die Fülle von Meergras zu staunen, welche „Boreas und Zephyros, die beide aus Thrakia herwehn, an das Land ausgeschüttet" (IX, 5). Nach $5^1/_2$ stündigem Ritt erreichten wir unser Ziel.

Noch einmal sei es gesagt: es ist nicht weniger für das Verständniß der Ilias, als im Interesse der historischen und der archäologischen Forschung (v. Sybel hebt nur das Letztere hervor), dringend zu wünschen, daß Schliemann seine Ausgrabungen auf dem Boden Neu-Ilions wieder aufnimmt, und es ist sehr zu beklagen, daß er zu seinem Unternehmen bei seinen Landsleuten so wenig Aufmunterung fand. Englische Forscher, unter ihnen namentlich Gladstone,*) sind ihm mit Recht freundlicher entgegengekommen.

*) Von Gladstone's Schrift „Ueber Zeit und Ort Homer's" erfuhr ich erst nach der Drucklegung dieses Aufsatzes; ich konnte dieselbe daher nicht mehr berücksichtigen.

Briefe von Schiller

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg

über ästhetische Erziehung.

In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben

von

A. L. J. Michelsen.

II.

Briefe von Schiller.

1.

Durchlauchtigster Prinz!

Daß ich ein so langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet habe, ist eine Beleidigung, die ich mir selbst und nicht Ihnen zufügte, und wegen welcher ich eher Ihr Bedauren als Ihren Unwillen verdiene.

Diese ganze Zeit über ein Opfer der Hypochondrie, höchst ungewiß über meine Gesundheit und in meinen Körper- und Geisteskräften wie gelähmt, fühlte ich mich gänzlich ungeschickt, mich zu der heitern Geistesstimmung zu erheben, die ich Ihnen gerne zeigen möchte. Aber in den wenigen hellen Sonnenblicken meines bisherigen Lebens habe ich wenigstens daran gearbeitet, Ihrer, mein ewig verehrter Prinz, nicht ganz unwerth zu sein; und Ihnen sowohl, als Ihrem edeln Freunde, eine Probe davon zu geben, dieses war es, was mich diese ganze Zeit über lebhaft interessierte und beschäftigte. Diesen Winter hoffte ich ganz gewiß, diese Arbeit zu vollenden, und sie dann in die Hände derjenigen zu liefern, denen sie mit vollem Rechte zugehört; denn wem sonst als Ihnen beyden, meine Vortrefflichsten, danke ich das lang gewünschte und unschätzbare Glück, dem freien Hange meines Geistes folgen zu können? Aber meine immer wiederkehrenden Zufälle verursachten mir so viele Unterbrechungen, daß ich nun schwerlich vor Ausgang des Sommers die Endigung dieser Arbeit hoffen kann. Da sich indessen meine Gesundheit nach und nach wieder herzustellen scheint, so sehe ich mit froherem Muth der Zukunft entgegen.

Das Unternehmen, Gnädigster Prinz, an das ich mich wagte — denn da ich einmal am Bekennen bin, so will ich auch nichts mehr verschweigen — ist etwas kühn, ich gestehe es, aber ein unwiderstehlicher Hang zog mich dazu hin. Mein jetziges Unvermögen, die Kunst selbst auszuüben, wozu ein frischer und freier Geist gehört, hat mir eine günstige Muße verschafft, über ihre Principien nachzudenken. Die Revolution in der philosophischen Welt hat den Grund, auf dem die Aesthetik aufgeführt war, erschüttert, und das bisherige System derselben, wenn man ihm anders diesen Nahmen geben kann, über den Haufen geworfen. Kant hat schon, wie ich Ihnen, mein Prinz, gar nicht zu sagen brauche, in seiner Kritik der ästhetischen Urtheilskraft angefangen, die Grundsätze der kritischen Philosophie auch auf den Geschmack anzuwenden, und zu einer neuen Kunsttheorie die Fundamente, wo nicht gegeben, doch vorbereitet. Aber so wie es jetzt in der philosophischen Welt aussieht, dürfte die Reihe wohl zuletzt an die Aesthetik kommen, eine Regeneration zu erfahren. Unsere vorzüglichsten Denker haben mit der Metaphysik noch alle Hände voll zu thun, und jetzt scheint noch das Naturrecht und die Politik eine nähere Aufmerksamkeit zu erfordern. Der Kunstphilosophie scheint also von dieser Seite wenig Licht aufzugehen, und zu einer Zeit, wo der menschliche Geist alle Felder des Wissens beleuchtet und mustert, scheint sie allein in ihrer gewohnten Dunkelheit verharren zu müssen.

Ich glaube, daß sie ein beßeres Schicksal verdient, und habe den verwegenen Gedanken gefaßt, ihr Ritter zu werden. Für jetzt zwar kann ich bloß einige flüchtige Ideen dazu liefern, weil mein Beruf zum Philosophiren noch sehr unentschieden ist, aber ich werde suchen, ihn mir zu geben. Zu Gründung einer Kunsttheorie ist es, däucht mir, nicht hinreichend, Philosoph zu seyn; man muß die Kunst selbst ausgeübt haben, und dieß, glaube ich, giebt mir einige Vortheile über diejenigen, die mir an philosophischer Einsicht ohne Zweifel überlegen seyn werden. Eine ziemlich lange Ausübung der Kunst hat mir Gelegenheit verschafft, der Natur in mir selbst bei denjenigen Operationen, die nicht aus Büchern zu erlernen sind, zuzusehen. Ich habe mehr als irgend ein anderer meiner Kunstbrüder in Deutschland durch Fehler gelernt, und dieß, däucht mir, führt mehr als der sichere Gang eines nie irrenden Genies zur deutlichen Einsicht in das Heiligthum der Kunst. Dieß ist es ohngefähr, was ich zu Rechtfertigung meines Unternehmens im Voraus anzuführen weiß; der Erfolg selbst muß das übrige entscheiden.

Und bei Ihnen, mein Verehrungswürdigster Prinz, werde ich wohl keine Apologie dafür nöthig haben, daß ich die wirksamste aller Triebfedern des menschlichen Geistes, die Seelenbildende Kunst, zum Rang einer philosophischen Wissenschaft erhoben wünsche. Wenn ich der Verbindung nachdenke, in der das Gefühl des Schönen und Großen mit dem edelsten Theil unsers Wesens steht, so kann ich sie unmöglich für ein bloßes subjektives Spiel der Empfindungskraft halten, welches keiner andern als empirischer Regeln fähig ist. Auch die Schönheit, dünkt mir, muß wie die Wahrheit und das Recht auf ewigen Fundamenten ruhn, und die ursprünglichen Gesetze der Vernunft müssen auch die Gesetze des Geschmacks seyn. Der Umstand freilich, daß wir die Schönheit fühlen und

nicht erkennen, scheint alle Hoffnung, einen allgemein geltenden Grundsatz für sie zu finden, niederzuschlagen, weil alles Urtheil aus dieser Quelle bloß ein Erfahrungsurtheil ist. Gewöhnlich hält man eine Erklärung der Schönheit nur darum für gegründet, weil sie mit dem Ausspruch des Gefühls in einzelnen Fällen übereinstimmend ist, anstatt daß man, wenn es wirklich eine Erkenntniß des Schönen aus Principien gäbe, dem Ausspruch des Gefühls nur deswegen trauen sollte, weil er mit der Erklärung des Schönen übereinstimmend ist. Anstatt seine Gefühle nach Grundsätzen zu prüfen und zu berichtigen, prüft man die ästhetischen Grundsätze nach seinen Gefühlen.

Dies ist der Knoten, dessen Auflösung leider selbst Kant für unmöglich hält. Was werden Sie also, Gnädigster Prinz, zu dem Einfall eines Anfängers sagen, der erst seit gestern in das Heiligthum der Philosophie hineinblickte, nach der Erklärung eines solchen Mannes noch eine Auflösung dieses Problems zu versuchen? In der That würde ich nie den Muth dazu gehabt haben, wenn nicht Kants Philosophie selbst mir die Mittel dazu verschaffte. Diese fruchtbare Philosophie, die sich so oft nachsagen lassen muß, daß sie nur immer einrisse und nichts aufbaue, giebt, nach meiner gegenwärtigen Ueberzeugung, die festen Grundsteine her, auch ein System der Aesthetik zu errichten, und ich kann es mir blos aus einer vorgefaßten Idee ihres Schöpfers erklären, daß er ihr nicht auch noch dieses Verdienst erwarb. Weit entfernt, mich für denjenigen zu halten, dem dieses vorbehalten ist, will ich wenigstens versuchen, wie weit der entdeckte Pfad mich führt. Führt er mich gleich nicht zum Ziel, so ist doch keine Reise ganz verlohren, auf der die Wahrheit gesucht wird.

Dies leitet mich auf eine Bitte, von der ich wünschte, mein Vortrefflichster Prinz, daß sie Eingang bei Ihnen finden möchte. Ich wünschte meine Ideen über die Philosophie des Schönen, ehe ich sie dem Publikum selbst vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen Stückweise zusenden zu dürfen. Diese freiere Form wird dem Vortrage derselben mehr Individualität und Leben, und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurtheilt werde, mir selbst ein höheres Interesse an meiner Materie geben. Reiner und lichter Sinn für Wahrheit, mit warmer Empfänglichkeit für Alles, was Schön und Gut und Groß ist, verbunden, ist das Eigenthum weniger Sterblichen, und unsere mehresten Gelehrten besonders sind so ängstlich in ihre Systeme eingeschnallt, daß eine etwas ungewohnte Vorstellungsart ihre mit dreifach Erz umpanzerte Brust nicht durchdringen kann. Wenige sind es, in denen das zarte Schönheitsgefühl durch Abstraktion nicht erstickt wird, und noch weit wenigere halten es der Mühe werth, über ihre Empfindungen zu philosophiren. Ich muß es durchaus vergessen, daß ich von solchen Menschen beurtheilt werde, und nur für freye und heitre Geister, die über den Staub der Schulen erhaben sind, und den Funken reiner und edler Menschheit in sich bewahren, kann ich meine Ideen und Gefühle entfalten.

Um so eher werden Sie es mir zu gute halten, mein ewig Hochgeschätzter Prinz, daß ich mir ein so seltenes Geschenk, als mir die Grazien in Ihnen zugeführt haben, zu versichern, und mich des edeln Bandes zu bemächtigen suche, welches Philosophie und Geschmack, alles Abstandes der Verhältnisse ungeachtet,

zwischen den Freunden der Weisheit und Schönheit weben. Diese beiden Gottheiten werden mir auch die Grenzen vorzeichnen, innerhalb deren ich mich dieser Freiheit bedienen darf, und mir nie erlauben, meine Wünsche weiter zu erstrecken, als einige Augenblicke Ihres dem Glück der Welt gewidmeten Lebens mit meinen philosophisch-poetischen Visionen zuweilen beschäftigen zu dürfen. Mit der respektvollsten Verehrung und Liebe nenne ich mich

Jena den 9. Februar 1793. Eurer Durchlaucht verbundenster Diener
F. Schiller.

2.

Durchlauchtigster Prinz!

Wie sehr haben Sie mich durch die gnädige Aufnahme meiner Bitte geehrt, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen. Könnte das Vergnügen, das dieser unschätzbare Beweis Ihrer Wohlgewogenheit mir gewährt, noch durch etwas erhöhet werden, so würde es durch die Erklärung geschehen seyn, womit Sie die mir gegebene Erlaubniß begleiteten. Sie erlassen mir, Gnädigster Prinz, die Fesseln eines dogmatischen Vortrags, und machen mir eben das zur Pflicht, was ich mir als eine Gunst von Ihnen hatte erbitten wollen. Die Freiheit des Vortrags, welche Ew. Durchlaucht verlangen, ist nicht Zwang, sondern Bedürfniß für mich, und großmüthig lassen Sie mir den Schein eines Verdienstes, wo ich nicht einmal eine Wahl habe. Viel zu wenig bekannt mit dem Gebrauche schulgerechter Formen, um durch Mißbrauch derselben mich zu versündigen, werde ich vor der Gefahr wenigstens sicher seyn, Ihre Geduld methodisch zu ermüden. Meine Philosophie wird ihren Ursprung nicht verläugnen, und, wenn sie je verunglücken sollte, eher in den Untiefen und in den Strudeln der poetisirenden Einbildungskraft untersinken, als an den kahlen Sandbänken trockner Abstraktionen scheitern. Eine Frucht meines eigenen Nachdenkens, und aus meinem beschränkten Erfahrungskreise geschöpft, wird sie sich vielmehr jedes andern Fehlers, als der Sektiererey schuldig machen, und eher aus eigner Gebrechlichkeit fallen, als durch Autorität und fremde Hülfe sich aufrecht erhalten. Auch da, wo ich mich an die kritische Philosophie anschließen werde, (und ich läugne nicht, daß dies sehr oft geschehen dürfte), hoffe ich, die Freiheit Ihres Geistes zu respektieren, und Ihrer selbstrichtenden Vernunft eine freiwillige Beystimmung abzugewinnen.

Manchen Kantischen Sätzen giebt die strenge Reinheit und die scholastische Form, in der sie aufgestellt werden, eine Härte und eine Sonderbarkeit, die ihrem Inhalte fremd ist, und von dieser Hülle entkleidet, erscheinen sie dann als die verjährten Ansprüche der allgemeinen Vernunft. Philosophische Wahrheiten, habe ich oft bemerkt, müssen in einer andern Form gefunden, und in einer andern angewandt und verbreitet werden. Die Schönheit eines Gebäudes wird nicht eher sichtbar, als bis man das Geräthe des Maurers und Zimmermanns hinwegnimmt und das Gerüste abbricht, hinter welchem es emporstieg. Aber die mehrsten Schüler Kants ließen sich eher den Geist, als die Maschinerie seines

Systems entreißen, und legen eben dadurch an den Tag, daß sie mehr dem Arbeiter als dem Baumeister gleichen.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, Vortrefflichster Prinz, wie angenehm mich Ihr Geständniß überraschte, daß Sie von der Unduldsamkeit unserer philosophischen Weltverbesserer schlecht erbaut seyen, und daß Sie diese Besorgniß auch auf mich zu erstrecken scheinen, vermehrt, wenn es möglich ist, meine Ehrfurcht vor Ihrem Geiste, und erhöht mein Vertrauen, da gerade dies der einzige Fehler ist, von dem ich frey zu bleiben hoffe. Ihre liberale Art zu denken verschafft mir die glückliche Freiheit, unabhängig von jedem System bloß meiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Das Reich der Vernunft ist ein Reich der Freiheit, und keine Knechtschaft ist schimpflicher, als die man auf diesem heiligen Boden erduldet. Aber viele, die sich ohne innere Befugniß darauf niederlassen, beweisen, daß sie nicht frey geboren, blos frey gelassen sind.

Sollte ich indessen, bey noch so lebhafter Abneigung gegen Systemsucht, doch zuweilen Ihre Befürchtungen wahr machen, Gnädigster Prinz, und in den unfruchtbaren Steppen der Spekulation mich verlieren, so werden Sie die Grazien mir zu Hülfe schicken, und den Verirrten auf den rechten Weg zurückrufen. Ich erbitte es mir von Ihrer Gnade, schenken Sie mir nichts, verzeihen Sie mir nichts. Dulden Sie nicht, daß ich die Sache der Schönheit mit Waffen verfechte, die der Schönheit nicht würdig sind, daß ich die Vorschriften des Geschmacks in demselben Moment verletze, wo ich den Beweis für ihre Gültigkeit führe.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ew. Durchlaucht verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihnen meine Ideen von Schönheit und schöner Kunst vorzulegen? Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu bekümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel näheres Interesse darbieten?

Ich liebe die Kunst und was mit ihr zusammenhängt über alles, und meine Neigung, ich bekenne es, giebt ihr vor jeder andern Beschäftigung des Geistes den Vorzug. Aber es kömmt hier nicht darauf an, was die Kunst *mir* ist, sondern wie sie sich gegen den menschlichen Geist überhaupt, und insbesondere gegen die Zeit verhält, in der ich mich zu ihrem Sachwalter aufwerfe.

Ich möchte nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes wirken. Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist. Wenn es unschicklich und unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gebräuchen des Volks, bei dem man sich aufhält, und des Zirkels, worin man lebt, loszusprechen; warum sollte es weniger Pflicht seyn, sich in der Wahl seiner Thätigkeit nach dem Geschmack und dem Bedürfniß des Zeitalters zu richten?

Was an sich gut ist, möchte man vielleicht sagen, ist zu jeder Zeit gut, und das ist jede Untersuchung der Wahrheit. Aber es giebt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bey der Wahl, die man darunter anstellt, gebührt, meiner Meinung nach, dem Zeitbedürfniß und dem Zeitgeschmack eine entscheidende Stimme.

Nun scheint aber diese Stimme keineswegs zum Vortheil der schönen Kunst

auszufallen. Der Lauf der Begebenheiten im Politischen, und der Gang des menschlichen Geistes im Litterarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisirenden Kunst entfernt. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit einer gewissen Kühnheit über das Bedürfniß der Gegenwart erheben, denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen, und ihn je mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt freien Aufflug in die Regionen des Idealischen. Selbst die spekulirende Vernunft entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft die ihrigen erweitert.

Besonders ist es aber jetzt das politische Schöpfungswerk, was beynahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts sind für die Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diesen merkwürdigen Stoff zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung machte, die Sie mir mit so viel Großmuth und Güte zugestanden haben.

Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bey einem Aufstande keine Parthey nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu seyn, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste seyn muß, schuldig zu machen. Eine geistreiche, muthvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurück zu versetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren und die Convenienz zu entscheiden hätte, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht, und maßt sich wenigstens an, als ob sie nach Principien abgeurtheilt seyn wollte. Jeder selbstdenkende Mensch aber darf sich (so weit er fähig ist, seine eigenthümliche Vorstellungsart zu generalisieren, sein Individuum zur Gattung zu erweitern), als einen Beysitzer jenes Vernunftgerichts ansehen, so wie er, als Mensch und Weltbürger zugleich Parthey ist, und in den Erfolg sich verflochten sieht. Es ist nicht nur seine eigene Sache, welche bey diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, sondern es wird auch nach Gesetzen gesprochen, die er als mitbestellter Repräsentant der Vernunft zu diktiren berechtigt und aufrecht zu erhalten verpflichtet ist.

Was könnte also wohl, Vortrefflicher Prinz, anziehender und interessanter für mich seyn, als mich in das Innere dieses großen Gegenstandes mit einem ebenso geistreichen Denker als humanen Weltbürger einzulassen, der mit schönem Enthusiasmus das große Ganze der Menschheit umreicht, dessen heller und vor-

urtheilsfreyer Sinn die Vernunft rein und unverstellt wiederstrahlt? Eine Unterhaltung dieses Innhalts würde einen um so größeren Reiz für mich haben, je mehr der Standort, aus welchem *ich*, der Privatmann, die politische Welt betrachte, von demjenigen verschieden ist, aus welchem Sie, der Fürst und mithandelnde Staatsmann, in die Fluth der Ereignisse niederschauen. Was kann aber entzückender seyn, als einander in der Denkart zu begegnen, wo die äußern Verhältnisse die weiteste Entfernung bewirken, und aus einem noch so unermeßlichen Abstand in der wirklichen Welt doch in demselben Mittelpunkt der Ideenwelt zu convergieren?

Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und zu der schriftlichen Unterhaltung, die Ew. Durchlaucht mir verstatten wollen, eine Materie in Vorschlag bringe, die von dem Lieblingsgespräch des Zeitalters so sehr entlegen ist, geschieht nicht aus überwiegender Neigung für diesen Gegenstand, obgleich ich mich einer solchen Neigung nie schämen werde; nicht meine Vorliebe für die Kunst, sondern ein Grundsatz bestimmte meine Wahl, und ich glaube, sie rechtfertigen zu können. Wenn ich also gleich in der *Behandlung* meines Gegenstandes höchstens auf Ihre Nachsicht Anspruch machen kann, so möchte ich über die *Wahl* desselben gern Ihren Beyfall haben.

Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Thätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen.

Ehe diese Ereignisse eintraten, Gnädigster Prinz, konnte man sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung die Gemüther allmählich zum Empfang des Bessern gestimmt und so eine Epoche vorbereitet haben müßten, wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen, und das Licht über die Finsterniß siegen könnte. So weit war man in theoretischer Kultur vorgedrungen, daß auch die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfingen, und der Thron tausendjähriger Vorurtheile schon erschüttert ward. Nichts schien mehr zu fehlen, als das *Signal* zur großen Veränderung, und eine Vereinigung der Gemüther. Beides ist nun gegeben — aber wie ist es ausgeschlagen?

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen, und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europens, und ein ganzes Jahrhundert, in Barbarey und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn

nicht werth war, und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Thierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.

In seinen Thaten malt sich der Mensch — und was für ein Bild ist das, das sich im Spiegel der jetzigen Zeit uns darstellt? Hier die empörendste Verwilderung, dort das entgegengesetzte Extrem der Erschlaffung: die zwey traurigsten Verirrungen, in die der Menschenkarakter versinken kann, in einer Epoche vereint.

In den niedern Klassen sehen wir nichts als rohe gesetzlose Triebe, die sich nach aufgehobenem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth ihrer thierischen Befriedigung zueilen. Es war also nicht der moralische Widerstand von innen, bloß die Zwangsgewalt von außen, was bisher ihren Ausbruch zurückhielt. Es waren also nicht freye Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Thiere, die er an heilsame Ketten legte. Hätte der Staat die Menschheit wirklich unterdrückt, wie man ihm Schuld giebt, so müßte man Menschheit sehen, nachdem er zertrümmert worden ist. Aber der Nachlaß der äußern Unterdrückung macht nur die innere sichtbar, und der wilde Despotismus der Triebe heckt alle jene Unthaten aus, die uns in gleichem Grad anekeln und schaudern machen.

Auf der andern Seite geben uns die civilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Erschlaffung, der Geistesschwäche, und einer Versunkenheit des Karakters, die um so empörender ist, je mehr die Kultur selbst daran Theil hat. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Verderbniß das Abscheulichere sey, aber die Erfahrung bestätigt sie auch hier. Wenn die Kultur ausartet, so geht sie in eine weit bösartigere Verderbniß über, als die Barbarey je erfahren kann. Der sinnliche Mensch kann nicht tiefer als zum Thier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum Teuflischen herab, und treibt ein ruchloses Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit.

Die Aufklärung, deren sich die höhern Stände unsers Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, ist bloß theoretische Kultur, und zeigt, im ganzen genommen, so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, daß sie vielmehr bloß dazu hilft, die Verderbniß in ein System zu bringen, und unheilbarer zu machen. Ein raffinierter und consequenter Epikurism hat angefangen, alle Energie des Karakters zu ersticken, und die immer fester sich zuschnürende Fessel der Bedürfnisse, die vermehrte Abhängigkeit der Menschheit vom physischen hat es allmählich dahin geleitet, daß die Maxime der Passivität und des leidenden Gehorsams als höchste Lebensregel gilt, daher die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im Hervorbringen, die unser Zeitalter zu seiner Schande karakterisiert. Und so sehen wir den Geist der Zeit zwischen Barbarey und Schlaffheit, Freygeisterey und Aberglauben, Rohheit und

Verzärtelung schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält.

Und ist dieses nun die Menschheit, möchte ich fragen, für deren Rechte der Philosoph sich verwendet, die der edle Weltbürger in Gedanken hat, und an welcher ein neuerer Solon seine Ideen von einer Staatsverfassung realisieren möchte? Ich zweifle sehr. Nur seine Fähigkeit als ein sittliches Wesen zu handeln, giebt dem Menschen Anspruch auf Freiheit; ein Gemüth aber, das nur sinnlicher Bestimmungen fähig ist, ist der Freiheit so wenig werth, als empfänglich. Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und wo eine Verderbniß in den Principien herrscht, da kann nichts gesundes, nichts gutartiges aufkeimen. Nur der Karakter der Bürger erschafft und erhält den Staat, und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person vom Olymp herabstiege, und die vollkommenste Verfassung einführte, so müßte sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben.

Wenn ich also, Gnädigster Prinz, über die gegenwärtigen politischen Bedürfnisse und Erwartungen meine Meinung sagen darf, so gestehe ich, daß ich jeden Versuch einer Staatsverfassung aus Principien (denn jede andere ist bloßes Noth- und Flickwerk) so lange für unzeitig, und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch halte, bis der Karakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben worden ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. Man wird zwar unterdessen von manchem abgestellten Mißbrauch, von mancher glücklich versuchten Reform im Einzelnen, von manchem Sieg der Vernunft über das Vorurtheil hören, aber was hier zehn große Menschen aufbauten, werden dort funfzig Schwachköpfe wieder niederreißen. Man wird in andern Welttheilen den Negern die Ketten abnehmen, und in Europa den — Geistern anlegen. So lange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt, und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist, so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.

Soll man also aufhören, darnach zu streben? Soll man gerade die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten einer gesetzlichen Willkühr, einem blinden Zufall anheimstellen, während daß das Reich der Vernunft nach jeder andern Seite zusehends erweitert wird? Nichts weniger, Gnädigster Prinz. Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen, und das große Centrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Karakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.

Vielleicht dürften Sie mir einwenden, Durchl. Prinz, daß hier ein Zirkel sey, und daß der Karakter des Bürgers ebenso gut von der Verfassung abhänge, als diese auf dem Karakter des Bürgers ruht. Ich gebe dieses zu und behaupte also, daß man, um diesen Zirkel zu vermeiden, entweder auf Mittel denken muß, dem Staat aufzuhelfen, ohne den Karakter dabey zu Hülfe zu nehmen,

oder dem Karakter beyzukommen, ohne den Staat dabey nöthig zu haben. Das erste enthält einen Widerspruch, weil sich keine Verfassung erdenken läßt, die von der Gesinnung der Bürger unabhängig wäre. Vielleicht aber findet sich Rath zu dem zweyten, und es lassen sich zu Veredelung der Denkungsart Quellen eröffnen, die von dem Staat nicht abgeleitet sind und sich also bey allen Mängeln desselben rein und lauter erhalten.

Auf den Karakter wird bekanntlich durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt. Jenes ist das Geschäft der philosophischen, dieses vorzugsweise der ästhetischen Kultur. Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zu dem Herzen, und bey weitem der größere Theil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln bestimmt. Aber das Herz allein ist ein ebenso unsicherer Führer, und die zarteste Empfindsamkeit wird nur ein desto leichterer Raub der Schwärmerey, wenn ein heller Verstand sie nicht leitet. Gesundheit des Kopfes wird also mit der Reinheit des Willens zusammentreffen müssen, wenn der Karakter vollendet heißen soll.

Das dringendere Bedürfniß unsers Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu seyn, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel gethan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntniß der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntniß zu Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Karakterbildung, und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig, und also auch ohne Hülfe des Staats zu erhalten ist.

Und hier ist es nun, Gnädigster Prinz, wo die Kunst und der Geschmack ihre bildende Hand an den Menschen legen, und ihren veredelnden Einfluß beweisen. Die Künste des Schönen und Erhabenen beleben, üben und verfeinern das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen, und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbstthätigkeit zu mischen. Die wahre Verfeinerung der Gefühle besteht aber jederzeit darin, daß der höhern Natur des Menschen und dem göttlichen Theil seines Wesens, seiner Vernunft und seiner Freiheit, ein Antheil daran verschafft wird.

Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz,
Vereinigt um des Menschen Herz
Den tausendfachen Knoten schlingen,
Und zu dem Staub ihn niederziehn,
Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn?
Die Künste, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn,
Und durch den Reiz veredelter Gestalten
Ihn zwischen Erd und Himmel schwebend halten.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch die Kunst (die redende sowohl als die bildende) gerne an den Geist des Jahrhunderts sich anschmiegt. Wenn sich der beurtheilende Geschmack zum Gemeinen und Schlechten wendet, so nimmt auch der hervorbringende nicht selten ähnliche Richtung, denn der Künstler wird zum Theil doch durch seine Zeit gebildet und will seiner Zeit gefallen. Aber wenn es ihm gleich erlaubt ist, sich an den Geist des Jahrhunderts anzuschließen, so soll er doch seine Gesetze nicht von demselben empfangen. Die Gesetze der Kunst sind nicht in den wandelbaren Formen eines gefälligen und oft ganz entarteten Zeitgeschmacks, sondern in dem Nothwendigen und Ewigen der menschlichen Natur, in den Urgesetzen des Geistes, gegründet. Aus dem göttlichen Theil unsers Wesens, aus dem ewig reinen Aether idealischer Menschheit strömt der lautere Quell der Schönheit herab, unangesteckt von dem Geist des Zeitalters, der tief unter ihm in trüben Strudeln dahinwallt. Daher kann auch die Kunst, mitten unter einem barbarischen und unwürdigen Jahrhundert, rein wie eine Himmlische wandeln, sobald sie nur ihres hohen Ursprungs eingedenk bleibt, und sich nicht selbst zur Sklaverei niedrigerer Absichten und Bedürfnisse erniedrigt. So wandelt noch jetzt der griechische Geist in seinen wenigen Ueberresten durch die Nacht unsers nordischen Zeitalters, und sein elektrischer Schlag weckt manche verwandte Seele zum Gefühl ihrer Größe auf.

Damit aber der Kunst nicht das Unglück begegne, zur Nachahmung des Zeitgeistes herunter zu sinken, den sie zu sich erheben soll, so muß sie Ideale haben, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, wie tief auch das Zeitalter sich entwürdigen mag, so muß sie durch ein eigenes Gesetzbuch sowohl vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks, als vor der Anarchie eines verwilderten (vor Barbarey) sicher gestellt werden. Ideale besitzt sie zum Theil schon in den unsterblichen Mustern, die der griechische und der ihm verwandte Genius einiger Neueren gebahr, und die, ewig unerreicht, jeden Wechsel des Modegeschmacks überdauern werden. Aber ein Gesetzbuch ist es, woran es ihr bisher gemangelt hat, und dieses ihr zu verschaffen eins der schwersten Probleme, welche die philosophirende Vernunft sich aufgeben kann — denn was kann schwerer seyn, als die Wirkungen des Genies unter Principien zu bringen und die Freiheit mit Nothwendigkeit zu vereinigen.

Werde ich mir nun nicht zu viel schmeicheln, Durchl. Prinz, wenn ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß eine Philosophie des Schönen von dem Bedürfniß des Zeitalters nicht so entlegen sey, als es scheinen möchte, und daß dieser Gegenstand selbst die Aufmerksamkeit des politischen Philosophen verdiene, weil jede gründliche Staatsverbesserung mit Veredlung des Karakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten muß? Aber vielleicht hat meine Vorliebe für schöne Wissenschaft und Kunst mich hingerissen, ihnen Wirkungen zuzutrauen, deren sie nicht fähig sind. Vielleicht hätte ich vor allem andern den Einfluß ästhetischer Kultur auf die sittliche außer Zweifel setzen sollen. Erlauben Sie mir also, Gnädigster Prinz, daß ich die Ausführung dieses Beweises dem folgenden Brief aufbehalte, da der gegenwärtige seine Grenzen schon so weit überschritten hat.

Möchte dieser erste Versuch, Materien von dieser ungeschmeidigen Natur in das leichte Gewand eines Briefs einzukleiden, Ew. Durchl. nicht abgeschreckt haben, Sich diese Unterhaltung noch fernerhin von mir gefallen zu lassen! Mit rascheren Schritten kann ich den angefangenen Weg jetzt verfolgen, nachdem ich damit fertig geworden bin, die Karte des Landes aufzunehmen, durch welches Ihre ermunternde Aufmerksamkeit mich begleiten will; und so lange mußte ich diesen ersten Brief zurückhalten. Jetzt bin ich vollkommen frey, und werde mich in vollem Maaße der gnädigen Erlaubniß bedienen, womit Ew. Durchl. mich erfreuet haben.

Zugleich unterstehe ich mich, einen gedruckten Aufsatz von verwandtem Innhalte beyzulegen, in dem ich einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung mich nunmehr beschäftigen wird.

Baggesen, der gegenwärtig noch hier ist, verschafft mir sehr angenehme Stunden, und die schönsten darunter sind immer diejenigen, wo er uns das Bild eines Prinzen zeichnet, der seinem Herzen der unerschöpflichste Gegenstand ist, und der stets einer der theuersten seyn und bleiben wird von dem Herzen desjenigen, der sich mit tiefster Devotion und Ehrfurcht nennt

Jena, den 13. Juli 1793.

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigsten und verbundensten
Friedrich Schiller.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Montenegro.

Tagebuchblätter

von

Siegfried Kapper.

I.

Es war am 18. Mai 1875, als die Schraube unseres Dampfers zwischen den Scoglien der Bucht von Gravosa hindurch sich in die offene See hinauswühlte. Die anmuthig geschwungenen Höhen und die schmalen Thalsäume, die den Hafen umschließen, prangten im vollentwickelten Schmuck einer üppigen Vegetation, die graugrüne Olive neben der heitergrünen Kastanie, die Cypresse neben der Platane, neben der Rebe der Lorbeer, neben der Feige die transmarine Ansiedlerin, die riesenblättrige Agave. Der Himmel über dem glatten Wasserspiegel sonnigblau gewölbt, der Lufthauch aus der Bucht von Ombla lau und weich. Anders auf offener See. Da galt wieder einmal der Kalender nichts, sondern die Vorhersage des wetterkundigen Seemanns: „Von Ragusa bis zu den Bocche eine kleine Bora!" Und so war's auch. Die See, bleigrau und glanzlos, grollte dumpf und stieß das arme Fahrzeug verdrießlich in die Rippen. Ueber sie fegte den Schaum ein alle Fugen durchdringender, schneidender Wind. Der Rauch aus dem Schlot warf in ängstlichen Spiralen sich auf die Verdecke. Ragusa vecchia, das alte Epidamnus und spätere Castat der Slaven, die „älteste Stadt der Welt", war noch nicht außer Sicht, und schon hatten sämmtliche Reisenden in die unteren Räume sich zurückgezogen. Nur ein Häuflein Albanesen war geblieben, wettergebräunte Gestalten in grellfarbigen Costümen, behangen mit allerlei Troddelzeug und überladen mit Messern, Pistolen und in Silber ciselirten Cartouchen, neben Türken, Morlacchen und Herzegowinen die stabile Reisegesellschaft des Vorderdecks. Für diese Leute gibt es kein Wetter, ebensowenig ein Bedürfniß besseren Comforts. Sie wählen auf Reisen stets den Platz, der am wenigsten kostet. Sie hocken tagsüber hinter dem Schlot, schlafen des Nachts auf einem Taubunde und zehren auf einer viertägigen Seereise an einem Zehnkreuzerbrode und einem Stück vertrockneten Schafkäses. Und das nicht nur arme Leute. Ich habe selbst reiche Aga's und Officiere Seiner Ottomanischen Majestät mit stolzer Hinwegsetzung über alle

Standes- und Rangunterschiede unter zerlumpten Jakins und noch zerlumpteren Nizams im Schmutze des „letzten Platzes“ es sich behaglich machen sehen. Auch unsere Moslims hatten um einen reichen Landsmann, seines Zeichens Beg und seines Geschäftes Kaufmann, der eben von Triest auf der Heimreise begriffen war, sich auf dem Boden hingelagert, um aus seinem Munde sich erzählen zu lassen, wie die Großmächte über den Kara Dagh (Montenegro) und die Herzegowina denken, und nebenbei mit ihm an den Cigaretten sich zu vergnügen, die sein Diener für seinen Herrn und dessen Gäste auf höchst unappetitliche Weise präparirte.

Noch ehe Punta d'Ostro erreicht war, hatte die vorüberziehende Bora sich wieder gelegt und einer milden Brise von der Seeseite her Platz gemacht. Solche jähe Umsprünge im Wetter längs der dalmatischen Küste sind übrigens nichts Seltenes. Sie haben ihren Grund in mächtigen Gebirgsketten, welche der Küste ihrer ganzen Ausdehnung entlang parallel laufen und von denen, so lange die Schneeschmelze nicht zur Genüge beendet ist, in Pausen von oft nur wenigen Stunden kleine Orkane eisiger Luftströme auf die See herab sich ergießen. Für die Strecke von Ragusa vecchia bis Cap Molunat ist in dieser Hinsicht besonders die Snijeschnitza (von snijeg, der Schnee) zu bemerken, so recht der eigentliche Schneeberg Dalmatiens. Es hat dieser Berg übrigens auch für die classische Mythologie seine Bedeutung. An seinem östlichen Abhange sieht man noch die Höhle, in welcher eine Zeitlang die Schlange des Aesculap genistet, ja Aesculap selbst gewohnt, und auf ihrem Grunde liegen, nach der Volkssage, Schätze vergraben. In grauer Vorzeit bekanntlich war der Aesculapcultus längs der Küste ein weit verbreiteter, ja geradezu volksthümlicher. Von Altersher standen und heutzutage stehen die Einwohner dieser Gegend bis hinein in die Bocche im Rufe besonderer ärztlicher Kenntnisse und Fertigkeiten. Sie heilen Beinbrüche und operiren selbst Hernien und — mit gutem Erfolg. Der „Arzt von der Meeresküste“ ist in den herzegowinischen und montenegrinischen Heldengesängen eine stereotype Figur. Sollte hierin nicht ein Zusammenhang bestehen? Hat der importirte Cultus bei den eingeborenen Naturärzten mit Vorliebe Eingang gefunden, oder hat das Volk den eingewanderten Priestern des Aesculap einen Theil ihrer göttlichen Künste abgelernt?

Es ist eine stattliche Masse von kanonengarnirten Werken, welche den Eingang in die Bocche hütet, den Vorhof, wie die Montenegriner, die Wachtstube Montenegro's, wie die Oesterreicher sie nennen. Zuerst am Ende der schmalen, dammartigen Landzunge, die das Labyrinth von Buchten und Engen gegen das Meer hin wie ein riesiger Molo abschließt, hoch oben auf schroffem Felsen das Fort Punta d'Ostro mit dem Leuchtthurm. Dann in geringer Entfernung davon und von einander auf zwei Scoglien die Forts Rondini und Martello, und unfern von letzterem das erst in neuester Zeit angelegte Fort am Festlande. Es möchte kein leichtes Stück Seekriegskunst sein, da durchzukommen!

Wir für unser Theil sind friedlich hindurch. Nicht einmal bei Porto Rose, dem Stationsplatze des Wachtschiffes, haben wir anzuhalten, und ungestört mögen wir dem Genusse des wechselvollen Rundbildes uns überlassen.

Da ist zuerst die Halbinsel Lustitza mit der den Türken gehörigen Punta Kobila gegenüber. Der bescheidene Vordergrund eines grandiosen Gemäldes, das in undeutlichen, mit den Wolken verschwimmenden Umrissen verborgen noch im Schooße des Hintergrundes ruht. Dann die massiggestalteten Bergstöcke des Orjen, der Velja Greda und des Monte Cassone. Dann der Vermac, hinter welchem die letzte der Bocche in den Schatten der montenegrinischen Berge sich zurückzieht, und endlich das Wahrzeichen Montenegro's, das schneebedeckte Haupt des Lovtschen, des Kyffhäusers aller südslavischen Stämme, vom Drin bis an die Save, auf dessen Gipfel die Vilen ihre Schlösser bauen „aus Perlen und Silber", und in dessen Grunde der große Iwan Crnojevitsch ruht, bis der Tag kommt, daß er erwacht, und die Seinen wieder zu Herren des Landes macht, welches seit fünfhundert Jahren nun unter türkischer Gewaltherrschaft stöhnt. Es ist dies unbestritten die grandioseste der Fernsichten innerhalb der Bocche, deren Gesichtskreis von da ab, je weiter hinein, desto umschränkter wird, so wie Castelnuovo die anmuthigste ist. Im Innern allerdings enge Gäßchen steilauf und jähab, die Häuser kahl und düster, jedes dritte eine Weinschenke. Dagegen von der See her ein Garten, so üppig und grün, wie an diesen Küsten nicht häufig. Selbst die alten, verfallenen Mauern, mit dem einen runden Thurm am Meere unten und dem anderen am Abhange oben, nehmen in dem Bilde nur ernst sich aus, verdüstern es aber nicht. Wie trostlos dem gegenüber das Stück kahler Felswand der kaum eine halbe Meile entfernten Sutorina, mit der das ottomanische Scepter bis in diese, ihm übrigens verschlossenen Gewässer reicht! Der Versuch der Türken, da drüben ein Fort zu etabliren, ist an der Einsprache Oesterreichs gescheitert. Dagegen, wie mir erzählt wurde, marschirt von Zeit zu Zeit eine Compagnie österreichischen Militärs mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von Castelnuovo auf der durch die Sutorina führenden Straße nach dem benachbarten österreichischen Konavlje, um den Türken sich in frischem Gedächtniß zu erhalten.

Gleichen auch von Castelnuovo weiter bis zu der Enge der Kumbure hin die Ufergehänge blühenden Gärten, aus deren Schatten in geringen Entfernungen von einander, Villen ähnlich, einzelne recht stattliche Bauten hervorschimmern, so ändert sich das, sobald wir durch die erwähnte Enge in die zweite der Bocche, in die geräumigste der drei, eingefahren. Was hier sofort auffällt, ist der Mangel an größeren Ansiedelungen. Nur einige kleine Hüttengruppen lagern an den Abhängen und in den Schluchten, verbunden durch schlechte Fußsteige und kleine Boote. Es scheint, als haben, außer Castelnuovo, größere städtische Niederlassungen besserer Sicherheit wegen mit Absicht die Verborgenheit lediglich der hintersten Bocca aufgesucht. Konnte doch diese einfach durch eine Kette, die man nur zwischen den Vorsprüngen der engsten Stelle, die heute noch den Namen Catene führt, auszuspannen brauchte, vor jedem unwillkommenen Besuche gesichert werden. Allerdings kehrten die Seeräuber den Spieß auch zuweilen um, lagerten sich vor die Kette, und ließen die Risanoten, Perastiner und Cataraner ihrerseits nicht heraus, wie das z. B. von dem berüchtigten Corsaren Mussa, mythischen Angedenkens, erzählt wird.

Aus der Catene hervorgekommen, wird uns ein überraschender Anblick: gerade vor uns zu einer gigantischen Pyramide emporgethürmt der graukahle Monte Cassone, und zu seinen Füßen unten, verschwindend wie ein niedliches Krippenspiel, Perasto, einst kriegs- und handelsberühmt, heute nur ein armseliger Flecken mit vielen, freilich wol größtentheils öden, ja selbst dachlosen Häusern und wenig Einwohnern, dafür aber einem der Mutter Gottes geweihten Wunderkirchlein auf einem nahen Scoglio — dem Lourdes Dalmatiens! Während Castelnuovo und selbst das benachbarte Risano, das vorchristliche Rhizinium, welches der Bocche den Namen „sinus Rhizonicus“ gab, dem Halbmond gehorchte, hatten die Perastiner unter dem Schutze ihres mächtigen Castells sich als freie Herren zu behaupten gewußt. Heute noch sind sie stolz auf ihre Türkensiege und zeigen mit Genugthuung die den Ungläubigen abgenommenen Trophäen, was aber nicht hindert, daß vor den Schwellen ihrer Häuser das Schweigen müßiger Resignation gähnt.

Ein Blick noch auf Perasto, und wir gleiten schnurgerade hinüber, auf Pergagno zu. Hatte die Umschau bis hierher sich immer mehr verengt, so ist sie nun vollends die eines ringsumschlossenen Landsee's. Auf der einen Seite der Vermatz und zu seinen Füßen hin, längs des Ufers, einer auf den andern folgend die Orte Stolivo, Pergagno, Glavati, Mula und Peluschitza, — auf der andern die montenegrinischen Berge und zu ihren Füßen, allerdings noch auf österreichischem Grunde, das kleine Orahovatz, sodann verborgen in einer kleinen Bucht Ljuta, und die zwischen Gärten und Vignen vereinzelt sich hinziehenden Häuser von Dobrota: einige gut gebaut, viele aber auch unausgebaut, weiß oder gelb getüncht mit grauen Jalousien, von vielen aber auch der Anwurf sich bröckelnd und Jalousien und Thüren schief an einer Angel hängend, manche zwei Stockwerke hoch mit Vorsprüngen, Seitenflügeln und Erkern, nicht ohne architektonischen Zierrath, nicht wenige aber auch verfallen und verödet. In den Fenstern wehen rothe Vorhänge; aus manchem schauen neugierige Frauenköpfe hervor, aus einem anderen lehnt ein ältlicher Herr heraus, die lange Pfeife schmauchend und mit gleichmüthiger Kennermiene unser Fahrzeug verfolgend. Ein Bild, anmuthig, idyllisch, aber auch tief wehmüthig und elegisch! Es ist dies übrigens der Charakter von Dobrota — dem „Gratz“ der schiffsmüden Seemänner — nicht allein; es ist der der Bocche. Ueberall vorchristliche Reflexlichter, mittelalterliche und auch noch nachmittelalterliche Größe, und heute Unbedeutenheit und Verfall. Und wie kommt das? Wo die Geschichte so vielerlei Völkerelemente ineinander gefügt, wie eben in den Bocche, pflegt das ganz anders zu sein. Ich glaube darin, daß die Geschichte die verschiedenen Elemente hier eben nicht ineinandergefügt. Die Reste der Alten allerdings sind verschwunden. Allein das romanische und das slavische Element sind nebeneinander, ja einander gegenüberstehend geblieben, wiewol der Romane slavisch und der Slave italienisch sprechen gelernt hat. Das slavische Element hat weiter das Schisma in zwei Lager gespalten, zwischen denen es nur Gräben und keine Brücken gibt; und zwischen allen diesen, gesondert für sich, steht, seit der österreichischen Besitznahme, auch noch der Deutsche. Auch, sagte man mir, sollen einige alte Knesenfamilien (die sogenannten conti), deren manche nach

Jahrhunderten zurückzählt, nirgends so rasch aussterben oder doch verschwinden, wie hier. Viel haben die beständigen Kriege und sodann der venetianische Flotten- und Heeresdienst weggerafft. Mancher tapfere Bocchese, zu Ansehn gelangt im Dienste Venedig's, zu Reichthum als Rheder oder Kaufherr, baute sich da mit großem Aufwand ein Haus, um darin in Ruhe seine Tage zu beschließen. Er auch bezog es. Seine Nachkommen aber zogen es vor, in Venedig zu bleiben. Sie kamen nicht wieder. Das Haus ging ein. Heute noch ziehen der einzige Sohn oder auch alle Söhne einer Familie als Seemänner hinaus, nach Ost- oder Westindien, nach Brasilien oder Neuseeland. Die Mutter harrt ihrer jahrelang. Der Vater ist längst mit irgend einem Schiffe untergegangen. Sie kommen nicht. Auch die Mutter stirbt. Sie kommen noch immer nicht.

Sie kommen überhaupt nicht, und das Haus geräth in Verfall. Niemand erbt es; Niemand hat ein Interesse, es zu erhalten. Man hat mir ein dachloses Haus gezeigt, ohne Fenster und Thüren und halb zerbröckelt. Da hatte sich das Merkwürdige zugetragen, daß nach jahrelanger Abwesenheit und Trennung drei Brüder sich wieder zusammenfanden, alle drei Capitäne und weltmüde Hagestolze, die in den geräumigen leeren Stockwerken von ihren Ersparnissen zusammenhausten, bis sie endlich, Einer nach dem Andern, zu San Matteo hinüberwanderten. Sie hatten eine alte Wirthschafterin. Der vermachten sie das Haus und ihre gesammte Baarschaft. Die Wirthschafterin, als sie starb, setzte ihrerseits die Kirche als Erbin ein. Diese nahm das Geld, und das Haus ließ sie eingehen. Manche auch ziehen in die Welt, erwerben einige Gulden, kommen nach Hause und beginnen ein Haus zu bauen. Haben sie das Mitgebrachte verbaut, so gehen sie wieder fort und kommen erst wieder, wenn sie wieder Etwas erspart haben, um den Bau fortzusetzen. Das wiederholen sie so mehrere Male, bis sie das Haus entweder glücklich unter Dach bringen, oder — ausbleiben und das Haus unvollendet stehen bleibt, bis es in sich wieder zusammenfällt. Es ist gewiß interessant, in dieser Beziehung zu erfahren, daß nach amtlichen Ausweisen von mehr als 6000 Häusern, welche die Bocche zählen, mehr als ein Fünftel unbewohnt steht!

Eine leichte Schwenkung des Schiffes jetzt. Die Bucht verengt sich zu Stromesbreite. Die Felsenmassen erheben sich röthlich grau über die Wolken hinaus. Es ist noch nicht sechs Uhr, aber bereits vollkommenes Abenddunkel. Ein unansehnliches Häuflein Häuser zu Füßen der felsigen Riesenwände, verborgen hinter hohen Mauern; ein Zwillingspaar gestützter Kirchthürme; eine uralte Citadelle mit abschüssigen Mauern auf isolirtem Felsenvorsprung; eine baumbepflanzte, breite Marine mit harrendem Volk: — wir sind in Cataro.

Abseits von der Stadt, links dort hinter der Citadelle, wie eingeritzt in die Felswand mit einem Griffel, eine aufstrebende Zickzacklinie, deren im Nebel der Ferne und Höhe sich verlierendes Ende das Auge nicht zu erspähen vermag, — das ist der Weg nach Montenegro!

II.

Cataro hat seine eigene Zeitrechnung. Die Sonne, abgehalten des Morgens von den montenegrinischen Bergcolossen, wird da an den längsten Tagen nicht vor acht Uhr sichtbar, und verschwindet, verdeckt vom Vermatz, zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags. Es hat auch sein eigenes Klima: so lange die Sonne sichtbar ist, von den kahlen Felswänden verdoppelte Kalkofengluth; so bald sie unsichtbar geworden, rasche Abkühlung. Es hat seine eigene Bauart: enge, winkelige Gäßchen, Schwibbogendurchgänge, und Plätze voll alter, älterer und uralter, theils bewohnter, theils unbewohnter, theils gar nicht bewohnbarer Häuser, darunter eine erkleckliche Anzahl Kirchen, Klöster, Kasernen, Kanzleien und Magazine, — ein Labyrinth, mit dem Ansehen einer großen Stadt, zusammengepfercht auf einen in zehn Minuten kreuz und quer durchmessenen minimalen Raum. Es hat seine nicht unbedeutende Bevölkerung, die von früh bis in die Nacht durch alle Gäßchen sich drängt, geschäftig und müßig, friedlich und raufluftig, ernst und auch jubilirend, und doch zählt es nur 7000 eigener Einwohner, und die anderen 2000 sind Fremde, die Garnison, Leute aus der Bocche und vor Allem Montenegriner. Man begegnet diesen in und außerhalb der Stadt, auf der Marine, in den Bazaren, überall. Sie geben der Physiognomie der Stadt das charakteristische Gepräge, von den Bewohnern der Bocche, wiewol sonst nicht wesentlich von ihnen verschieden, doch leicht unterscheidbar am dunkleren Teint, raschen, weitausschreitenden Gang, hastenden Thun und der energischeren Haltung. Man sieht, es sind Ausländer, aber man gewahrt auch bald, daß ihr wechselndes Kommen und Gehen nicht der alleinige Rapport ist, in dem sie zu den Bewohnern der Stadt stehen. Eins nämlich mit ihnen und dem Grundstock der Bewohner der Bocche überhaupt nach Herkunft, Sprache, Sitte, religiösem Glauben und Einrichtung der Familie und des Gemeinwesens, sind sie mit ihnen auch durch die Wechselfälle der Geschichte so wie durch das Band der Familie innig verbunden. Stets waren die Einen die treuen und hilfreichen Verbündeten der Anderen. Die Besetzung Cataro's seiner Zeit durch die Montenegriner wurde von den Cataranern freudigst begrüßt, und nirgend mit so lebhaftem Interesse wie in Cataro wird Alles, was Montenegro betrifft, verfolgt, nirgends mit so lebhaften Sympathien discutirt. Ein großer Theil der in der Bocche jetzt heimischen Familien, darunter auch die des jetzigen Podesta von Cataro, die Bijeladinowitsch, stammt aus Montenegro. Eine nicht mindere Anzahl Montenegriner, ohne ihre heimathliche Zuständigkeit aufzugeben, stehen da im Dienst oder treiben Handel und Gewerbe. Ueberall sieht man die Bildnisse des Fürsten Danilo, des Großwojwoden Mirko und des Fürsten Nikolaus, und selbst die montenegrinische Kappe mit dem Monogramm des Fürsten „H. I." wird allgemein getragen.

Der beliebteste Spaziergang ist die Marine, die Promenade der Cataraner Welt, die überhaupt Zeit hat spazieren zu gehen, d. i. der Herren der Garnison mit ihren Damen, der katholischen Canonici mit ihren Verehrern, der serbischen Archimandriten mit ihren Freunden und der montenegrinischen Refugiés, die zur Zeit der Thronbesteigung des Fürsten Danilo das Land verlassen, um seit-

dem hier ihre Tage zu verbringen, — stattliche, wohlgenährte Gestalten mit verdrießlichen, müßigen Gesichtern, in feinem montenegrinischen Anzug und in den über dem Rücken gekreuzten Händen den unausweichlichen Tschibuk; auch schlanke, hübsche Damen, gleichfalls im montenegrinischen Costüm, jedoch modernisirt: schwarze Schleppkleider und schwarze Hütchen, mit langwehenden weißen Schleiern, über den Kleidern einen weißen, enganliegenden Paletot ohne Aermel, von feinstem Sommer-Kaschemir. Ich konnte nicht umhin, die Leute bei allem Behagen, das sie zur Schau trugen, recht aufrichtig zu bedauern. Seit 1851, und zwar anfangs umgeben vom Nimbus des Märtyrthums, als Flüchtlinge hier lebend, haben sie sich gewöhnt, andere Leute, und namentlich Oesterreich und Rußland, für sich sorgen zu lassen, von denen sie Pensionen bezogen. In Folge der Amnestie, die der gegenwärtige Fürst ihnen zu Theil werden ließ, hat die österreichische Pension aufgehört. Da sie aber des Arbeitens entwöhnt sind, dafür aber in die süße Gewohnheit des Müßiggangs und höchstens des Tabakrauchens und Kaffeetrinkens sich hineingelebt haben, so spielen sie recht traurige Figuren, Herumschlenderer und stabile Mologänger, gemieden von ihren Landsleuten und nicht aufgesucht von den Cataranern. In Cataro 25 Jahre lang spazieren gehen! Was sind alle Kerker der Welt dagegen!

Eine andere Merkwürdigkeit Cataro's, vielleicht noch eigenthümlicher in ihrer Art, ist der Bazar der Montenegriner. An dem Verkaufsgewölbe des Golpodin Pero und an der Militärwache vorüber führt eine enge Pforte, ein schmaler, gedeckter Steg und dann noch ein äußerer schmaler Thorweg nach einem freien, mäßig geräumigen Platze hinaus. Unmittelbar an das Thor sich anschließend zu beiden Seiten niedrige steinerne Balustraden. Eine Strecke weiter, links, eine Brücke, die seitwärts zu einer Art Han führt. Auf dem Platze drei offene, gemauerte, von einigen Bäumen umschattete Schuppen und hinter diesen das steile Felsengehänge mit dem aufsteigenden Zickzackwege, — das sind so etwa die landschaftlichen Elemente, nicht zu vergessen links in mäßiger Entfernung gegen Dobrota hin einiger grüner Wiesen- und Baumanflug, und zur Rechten unterhalb der Brustwehr ein über breite Schwellen herabbrausendes Wasser, die Fiumera, die da eine Mühle treibt und unter dem gedeckten Steg hinweg dem Meere zueilt. In der Pforte und auf dem Stege einige alte, blinde, verkrüppelte Bettler; — in der Mühle montenegrinische Frauen in grobstoffenen weißen Paletots, denen in Säcken das Mehl zugewogen wird, das sie eben gekauft haben; — im Thorwege ein österreichischer Finanzwächter, der mit den wenigen Artikeln, die dem Zoll unterliegen, die eintretenden Söhne der Schwarzen Berge nach der Dogana verweist; — vom Thore ab in zwei Reihen zu beiden Seiten des Weges ältere und jüngere montenegrinische Weiber in weißes grobes Linnen und schwarze Wolle gekleidet, von denen die Einen in kleinen Säcken große, knollige, röthliche Kartoffeln, die anderen etwas Lauch, die Dritten Schafkäse, die Vierten Pöckelfleisch, und Andere wieder, in kleinen Bündeln und Häuflein, Heu und frisches Gras, Knüppelholz, dann Hühner, Eier und geräucherte Fische aus dem See von Scutari feilbieten; — weiter hin, zwischen und hinter den Schuppen und mehr unter Männern, der Markt in Zicklein, Lämmern, Ferkeln, Kälbern und Rindern; — inmitten alles Dessen

industriöse Verkäuferinnen von Branntwein und Brod, deren Tische sich eines recht zahlreichen Zuspruchs, darunter selbst von jungen Mädchen, erfreuen; — ein paar braune Türken in weißen Turbanen, die um eine Handvoll Lauch feilschen, und ein halbnackter, schmutziger Derwisch, der an der Fiumera eben eine seiner gottgefälligen Waschungen verrichtet; — endlich ein mehr oder minder zahlreiches Contingent von kleinen, über alle Begriffe hageren Saumgäulen, Eseln und Maulthieren, beladen und unbeladen, die meisten jedoch mit großen hölzernen Lastsätteln — das ist die Staffage. Was jedoch an dem Bilde das Nichtzubeschreibende ist, das ist der Ton, und noch mehr als dieser, im Ganzen wie im Einzelnen, die Reflexe einer Existenz, so klein, so beschränkt, so dürftig, und doch so hart, so rauh und so voll Kampf und unsäglicher Mühsal, daß wir nach unsern Begriffen sie kaum zu fassen vermögen, — die elegische und doch heroische Stimmung, die darüber gebreitet ist. Das Häuflein Kartoffeln, das hier das Weib in vielfach geflicktem, grobwollenem Paletot feil bietet, das Pfund zu $1\frac{1}{2}$ Kreuzern, ist vielleicht das ganze Erträgniß des gesammten Grund und Bodens, den sie irgendwo in den Klüften des Vrtenik oben ihr eigen nennt. Das Häuflein Gras, nicht mehr als ein Handkorb voll, das dort auf den Boden gebreitet liegt, und für welches das hübsche Mädchen 4 Kreuzer verlangt, sie hat es an einer steilen Felswand irgendwo zwischen dem Gestein hervorgerupft und wol eine Stunde weit her zu Markte gebracht; und doch scheinen dem Manne, der das anmuthende Grün seinem Esel, der heute schon sechs Stunden getrabt aber noch nichts gefressen hat, wol gerne vorstreuen möchte, die 4 Kreuzer eine zu große Ausgabe, und der Esel wird den Rückweg antreten müssen, ohne sich daran erfreut zu haben. Die Handvoll Holz, die dort der alte Mann auf seinen Schultern herumträgt, einen Käufer suchend, ist vielleicht ein Stück seines „Waldes", das Körblein Lauch, das eine Mutter, den Säugling am Arm, hier an der Balustrade ausbietet, die halbe Ernte ihres „Gartens". Für den halben Centner Schnee, in Baumreis wohl verpackt, um ihn vor den Strahlen der Sonne zu schützen, und einem Maulthier auf den Rücken geladen, wird der schmächtige Junge dort die erhofften 50 Kreuzer wol bekommen. Um aber diese zu verdienen, hat er um Mitternacht aufbrechen, mit dem Thiere den Schneegipfel des Lovtschen erklimmen, den Schnee dann 3 Stunden weit nach Cataro herabbringen müssen, um dann einen noch weitern Weg vielleicht nach Hause zurück zu machen. Und schmilzt der Schnee, ehe er ihn anbringen kann, ihm unter dem Reisig hervor, dann sind damit auch die 50 Kreuzer zu Wasser geworden. Und so ist es mit jedem Einzelnen, und darnach auch ist die Stimmung des Bildes. Der Verkehr ist lebhaft, aber im Ganzen weder allzulaut noch fröhlich, dafür aber mit einer gewissen Hast vorwärts treibend. Niemand will feiern, Jeder hat weit, und zu Haus gibt es auch noch zu thun. Zank und Streit kommt kaum vor, man ist zuvorkommend gegeneinander, behilflich, und gegen Fremde artig. Verkauft wird nur nach dem Gewichte, und zwar nach österreichischen Pfunden. Doch wiegt Niemand seine Waaren selbst. Dies Geschäft, gegen eine kleine Gebühr, von 30 Pfunden 1 Kreuzer, von 50 Pfunden 2 Kreuzer, besorgt über und unter einem der Schuppen ein von

Amtswegen angestellter Wagmeister, ein Montenegriner. Von Leuten, die kein Geld haben, nimmt er indeß auch mit einer Kartoffel vorlieb oder creditirt ihnen. Als Käufer kommen die Cataraner Hausfrauen, die Köche der Garnison, die Fleischer, die Gastwirthe heraus, und auch Scagliari, Mula und Dobrota senden die ihren. Und so wie sie ihre Waare verkauft haben, eilen die Glücklichen sofort wieder in die Stadt hinein, um dafür gleich wieder ihre Einkäufe zu machen: Schuhe, Riemzeug, Tücher, Bänder und Schnüre, Seife, Kappen, Kaffee, Mehl, Reis, Zucker u. s. w. Nur der Wohlhabende, oder wer auf Freiersfüßen steht, sieht sich auch nach Schmucksachen und Stoffen zu feinern Gewändern um. Nach zwei Stunden ist der Platz wieder leer. Das Bild ist entschwunden, und nur ein Verspäteter schreitet hinter seinem Maulthier den Zickzackweg hinan, und bald verschwindet auch dieser, wie auf dem Theater, hinter den felsigen Coulissen. —

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Literarische Rundschau.

Scherer's Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert.

Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert von Wilhelm Scherer. Straßburg, K. J. Trübner. 1875.

W. Scherer beginnt eine Betrachtung über „Mittelalter und Gegenwart" (Vorträge und Aufsätze S. 322) mit dem Satze: „Die Beurtheilung des Mittelalters hat drei Stadien durchlaufen seit hundert Jahren: ein bekämpfendes, ein bewunderndes, ein verstehendes." Der Göttinger Historiker Meiners kann die geistige Nacht jener Jahrhunderte nicht dunkel genug schildern, Görres und seine Genossen wissen nur von strahlender Helle. Dennoch ist es den Romantikern nicht zum kleinsten Theile zu danken, wenn wir heute das Mittelalter historisch begreifen und, zwischen Licht und Schatten sorglich unterscheidend, die leuchtenden Sterne an seinem Firmamente betrachten. Freilich ist für gar viele im großen Publicum die deutsche Literatur von ihren ersten Anfängen bis zu Lessing's Reformation, mit der wir in die Propyläen der classischen Dichtung Goethe's und Schiller's treten, ein unentdecktes Land, nach dem man nur zögernd eine Ausfahrt wagt. Einige Simrock'sche Uebersetzungen altdeutscher Dichtwerke sind weit verbreitet und mit Recht geschätzt, wenngleich jede Uebertragung in's Neuhochdeutsche mit unbezwinglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Tonart wird eine andere, der feine Blüthenstaub verfliegt. Viele lesen lieber Vilmar's Auszüge, als die Originale. Nicht fruchtlos sind Franz Pfeiffer's u. A. Bemühungen geblieben, den Urtext mittelhochdeutscher Dichter durch zahlreiche erläuternde Anmerkungen auch Laien zu innigerem Verständniß zu bringen. Es war mir eine eigene Ueberraschung, als ich auf dem Tisch eines römischen Salons die Lieder Walther's von der Vogelweide, des großen antirömischen Publicisten, fand. Die schönen, sinnigen Abhandlungen Uhland's über das Volkslied und über den Minnesang, die nach seinem Tode in den „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" erschienen sind, verdienen sehr in weitere Kreise zu dringen. Alles ist poetisch nachempfunden und anziehend dargestellt, wenn auch nicht stets streng historisch erfaßt. Auch dem trefflichen Buche Weinhold's „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter" (Wien 1851) wäre eine größere Verbreitung zu wünschen, als es gefunden zu haben scheint. Leider greifen nicht Wenige lieber nach dem Werke von Johannes Scherr über denselben Gegenstand, das mit Vorliebe bei pikanten und scandalösen Capiteln verweilt.

Wie das vorige Jahrhundert durch Klopstock, um nur Einen zu nennen, auf unsere „Altvordern" gewiesen wurde, so können auch wir heute das deutsche Alterthum, Leben und Empfinden unserer Vorfahren im Gewande der Dichtung schauen. Scheffel schrieb seinen „Ekkehard". Gustav Freytag, der philologische Bildung und Methode mit poetischer Intuition wie selten vereinigt, ließ seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" den Cyclus der „Ahnen" folgen. Sollte sich da nicht in

Manchem der Drang nach gründlicherer Vertrautheit mit Poesie und Cultur jener Zeiten regen? Die ersten der Scherer'schen „Vorträge und Aufsätze", deren in unserer Rundschau schon gedacht wurde, sind dafür sehr förderlich. Gelehrt und jedem Gebildeten faßlich, wie die gemeinsam mit Ottokar Lorenz geschriebene „Geschichte des Elsasses". So sei denn auch Scherer's neueste Schrift allgemeiner Theilnahme bestens empfohlen. Sie bietet eine „Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert", welche zugleich den Fachgenossen durch neue Auffassungen und Urtheile anregen muß und dem größeren Leserkreise in anziehender Form Unterricht und Genuß spendet. In anderen streng philologisch gehaltenen Abhandlungen hat Scherer erörtert, was hier als Resultat gegeben wird, so in den über die Gnomen des alten Anonymus (fälschlich Spervogel), die Anfänge des Minnesangs, die geistliche Dichtung der Kaiserzeit. Die neuen Skizzen „können etwa als eine literarhistorische Ergänzung zu Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit angesehen werden". Andererseits soll man sie an der Literaturgeschichte von Gervinus, dem neuerdings oft so ungerecht Geschmähten, messen.

Das zehnte Jahrhundert rechnet der Verfasser zu seinen „männischen" Epochen, von denen er „frauenhafte" trennt. Wenn Scherer erst sein Versprechen, diesen Unterschied ausführlich vorzulegen, wol auch in anderen Literaturen zu verfolgen, erfüllt hat, dann wird man die Fruchtbarkeit und Tragweite dieser Anschauung voll erkennen. Als die ritterliche Geselligkeit und Minnedichtung blühte, gaben die Frauen den Ton an. Die Männer „dienten" den Frauen, also auch die Dichter. Unsere beiden Blütheepochen sind frauenhaft. In männischen Perioden äußert sich ungezügelt rohe Kraft und Gewalt. In der Kneipe, auf der Bierbank belacht man die derb gepfefferten Schwänke. Und das sechzehnte Jahrhundert kennt, wie z. B. Dedekind's unfläthiges Werk zeigt, neben dem Grobianus auch eine Grobiana. Im zehnten Jahrhundert dichtet eine Frau durchaus männisch. Beweis sind die Komödien der Nonne Hrosvith von Gandersheim. Werther's Leiden konnten nur in einer frauenhaften Zeit entstehen. Miller's „Siegwart" lehrt, wie eine frauenhaft empfindende Zeit in das Extrem einer weibisch empfindelnden gelangen kann. Auch ein überhöfischer Minnesänger, wie Reinmar von Hagenau, mag dafür zeugen.

Scherer vergleicht die „mittelalterliche Renaissance", die sich bis in die Mitte des elften Jahrhunderts erstreckt, mit der eigentlichen Renaissance des sechzehnten. Man popularisirt, man liebt die Anecdote, die großen Gattungen treten vor den kleinen, wie Fabel, Novelle, Satire, zurück. Das Sentimental-lyrische weicht. Realismus ist die Losung. Die deutsche Sprache wird durch lateinische Ausdrücke und Floskeln in beiden Perioden zersetzt. Aber eine Periode verschwindet nicht mit einem Schlage, wie in einer Versenkung, um einer folgenden die Scene zu räumen. Die Tradition ist lange mächtig. Der Winter einer traurigen Stagnation sendet kalte Schauer nach, und der Sommer einer freudigen Blüthezeit hat schöne Herbsttage im Gefolge. Scherer definirt den Begriff „Periode" treffend: „Ich verfolge gewisse Ideen und Tendenzen von ihren Anfängen bis zu ihrer stärksten Entfaltung und von dieser abwärts bis zu der Zeit, wo sie todt und mumienhaft von dem Strome einer neuen Entwicklung mit fortgerissen werden."

Die Träger der Poesie sind die Spielleute. Sie dienen dem Geschmacke und Interesse des Tages. Der „fahrende Mann" — auch spilwîp sind dabei — ist halb Possenreißer, Mimus, Scurra, halb Improvisator, Epigrammatist, Rhapsode. Allmälig hebt sich der einst hohe, dann verächtlich gesunkene Stand. Kleriker schließen sich an, um frei der klösterlichen Zucht keck zu singen in der Manier der Carmina burana. Auch Ernstes, auch Geistliches, aber volksthümlich gehalten. Sie sind die Verbreiter epischer Gesänge. Ihnen lauscht das Volk, hoch und niedrig. Die Kirche erhebt dagegen ihre Stimme und bekämpft die Weltfreude, die hoffärtige Superbia, diese Feindin der Demuth. Nonnen müssen ausdrücklich gemahnt werden, keine winiliet (Buhllieder) zu schreiben. Aber vergebens donnern fanatische Mönche. Das Volk will seine Ergötzung an populärer Dichtung nicht missen. So sehen die Gegner,

daß die reine Negation nichts hilft, sondern eine productive Concurrenz das einzig wirksame Mittel sein kann. Zunächst jedoch klagen die geistlichen Poeten, daß man ihnen nur geringes Gehör schenke und nach Kampfschilderungen und Weltliedern begehre. Bald erwerben sie sich größeres Geschick der Darstellung, damit größeres Glück bei der Menge. Das Resultat des Kampfes ist zunächst folgendes: in Oesterreich bleibt der Spielmann und der Heldengesang Sieger, in Bayern erfolgt eine wechselseitige Anpassung und Ausgleichung. In den Niederlanden und am Rhein zuerst regt sich immer mächtiger französischer Einfluß. Der Ritterstand, die Turnierlust, die Galanterie wächst auf. Damit siegt der unnationale literarische Geschmack. Der Adel ist selbst dichterisch thätig und zwar naturgemäß in der Richtung, welche in seiner Gegend die Oberhand behalten hat.

Die geistliche Dichtung beruht auf der Predigt, wie noch später die Kreuzzugslieder und -leiche der Kreuzpredigt viele stereotype Motive entlehnen. Sehr zahlreich sind die „Beichten". Die Beichte fordert Selbstschau, Vertiefung in sich selbst, seelische Zerknirschung und Reue. In breiter Manier werden die schrecklichen Höllenstrafen und die paradiesischen Freuden des Himmels contrastirt. Der Ton wird pathetisch, leidenschaftlich. Ein wahrhaft schwungvolles Gedicht, das uns noch heute an's Herz rührt, ist Ezzo's „Gesang von den Wunden Christi", entstanden auf Geheiß des Bamberger Bischofs Günther. Es umfaßt Schöpfung und Erlösung. Die vorletzte Strophe schildert bilderreich des Christen Fahrt auf dem Meer der Welt: „Himmelreich ist unsere Heimath". Solche mächtige, feierlich-pathetische Erzeugnisse steigerten und entzündeten kirchliche Gesinnung. Groß entworfen ist das Lied auf Erzbischof Anno von Köln (um 1080). Es beginnt mit dem Anfang aller Dinge, um mit dem Preise seines Helden zu schließen, zugleich Universalgeschichte und Biographie. Einen wahrhaft pindarischen Lobgesang hat es enthusiastisch Herder genannt. Neben kürzeren Gnomen wurden mit Vorliebe compendiöse Gedichte verfertigt, in deren Rahmen die ganze Heilslehre gezwängt ist. Alles gipfelt in der Vereinigung der Seele mit Gott. Dabei lief viel Trockenes und Prosaisches mit unter. Sündenklagen, Mahnungen zu weltfeindlicher Askese ertönen aus dem Munde von Männern (wie dem armen Hartmann) und Frauen. Eine große Rolle spielen die Visionen. Mariencultus und Mystik blühen auf. Die Vorstellung von der Seele als Braut, welche die theologisirende Auslegung des Hohenliedes brachte, gibt eine Berührung von Mystik und weltlichem Minnesang. Es findet eine Wechselwirkung statt. „Deine Seel' ist meiner Seele Fraue" singt später Heinrich von Morungen. An Suso sei erinnert. — Die Kehrseite zeigt die schwankartige Behandlung alttestamentlicher und Legendenstoffe in Spielmannsmanier. Dafür ist die alte „Judith" am charakteristischesten, die durchaus keine fromm gehobene, sondern eine recht weltlich heitere, ja lustige Stimmung anregt: Ein König hieß Holoferne, der stritt wider Gott gerne ꝛc.

Am fruchtbarsten war das Feld der geistlichen Dichtung in Kärnten. Aus sechs oder sieben Stücken von verschiedenen Verfassern setzt sich, wie Scherer nach Lachmann'scher Methode zu zeigen versucht hat, die Wiener Genesis zusammen, deren Erzählung und Charakter dem zu Folge wenig gleichmäßig sein kann. Der eine berichtet ausführlich, der andere sprungweise, der sentimentaler, der pathetisch, der in naiver Schlichtheit, der ausgerüstet mit vieler Bibelgelehrtheit. Manches, namentlich in der kärntischen Parabel von der Hochzeit ist idyllisch, märchenhaft, echt deutsch. Dem alten Testamente ist fast ausschließlich die Theilnahme zugewandt. Der Grund liegt nahe.

Im Donauthale wirkt erst der fränkische Gesang Ezzo's, dann die kärntische Genesis. Aber die Manier wird trockener und gelehrter. Hier tritt uns die erste deutsche Dichterin, deren Name bekannt ist, entgegen, denn Hrosvith schrieb ja lateinisch: die Klausnerin Frau Ava. Stark bemerkbar macht sich der Einfluß französischer Theologie, deren Aufschwung und Vertiefung an die Namen Lanfranc's, Anselm's, Abälard's, Wilhelm's von Conches geknüpft ist. Den letzteren entgegen erweist sich

im deutschen Südosten der Einsiedler Honorius mächtig, ein strenger, schroffer Ultramontaner. Und der kraftvolle Erzbischof Konrad von Salzburg schafft der geistlichen Dichtung eine reiche Entfaltung.

Aber der weltfrohe Sinn läßt sich nicht erdrücken, sondern erhebt fort und fort das Haupt. Umsonst sucht ihn Bußpredigt und geistliche Satire niederzukämpfen. So der gewaltige Fanatiker Heinrich von Melk um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, ein Laienbruder adeliger Herkunft, durch sein Gedicht: „Von des Todes Erinnerung" (und das spätere „Pfaffenleben"). Vanitas vanitatum, wie Gervinus mit Recht sagt; „Alles ist nichts" ist der Grundgedanke seines Memento mori. Mit packender Leidenschaft preist er mönchische Askese und schildert stark realistisch, vielfach carikirend, das ewige Verderben im Gefolge des ritterlichen Tandes und der modischen Galanterie. Er richtet seine Satire gegen alle Stände. Der durch den Zeloten Kero gebildete Ritter führt im Wendepunkte zweier Perioden den Haß gegen die Welt zur äußersten Consequenz. Ungemein wirksam sind die drei Beispiele, mit welchen er seine Theorie illustrirt: das nichtige Elend durch das Bild des Königssohnes, der sich immer um das äußere Ansehen mühen muß; die Häßlichkeit des Todes bis zum Ekel (wie auf jener Freske des Pisaner Camposanto), indem er die Frau vor den offenen Sarg des Buhlen führt. Sieh, das ist das Auge, das dich einst liebend anblickte, das die Lippe, die dich küßte, das die Arme, die dich umfingen, — nun alles verfault. Endlich die Schrecken des Sünders nach dem Tode durch das Bild des Sohnes am Grabe des Vaters, der ihm, wie der Geist im Hamlet, die Qualen des Jenseits schildert. Trotz seiner Wucht blieb er ein Prediger in der Wüste. In den adeligen Kreisen Oesterreichs fand außer dem Heldengesang das Minnelied reiche Pflege und der kleine auf uns gekommene Cyclus von Männer- und Frauenstrophen, in der von einem Ritter von Kürenberg erfundenen Nibelungenstrophe abgefaßt, zeigt die Blüthe verbotener Liebesverhältnisse. Selbstbewußt erscheinen die Männer, inniger die Frauen. Ein wunderbar schönes Blatt im „Minnesangs Frühling" ist die Klage einer Verlassenen: wie sie sich einen Falken länger als ein Jahr zog, der nun in ein fremdes Land entflogen ist und seidene Riemen am Fuße führt, also einer Anderen angehört. Noch weiß man nichts von der Anschauung des Frauendienstes, welche aus romanischer Poesie durch Dietmar von Aist nach Oesterreich dringt, durch Reinmar von Hagenau später gleich dem trûren zum Extrem geführt wird. Dieser „Scholastiker der Liebe" (Uhland) befiehlt: „Man soll sorgen, Sorg' ist gut, ohne Sorg' ist Niemand werth," wogegen dann der tolle Don Quixote des Minnedienstes, Ulrich von Lichtenstein, protestirt: „Ach, warum doch sollen wir sorgen? Freud' ist gut."

Des engen Zusammenhanges zwischen Liebesdichtung und Mystik ward schon gedacht. Nachdem Abt Williram seine Umschreibung des Hohenlieds geliefert, entstand gleichfalls in Baiern das Hohenburger Hohelied von einer Frau, worin die Vergottung der Seele schwärmerisch und mit schöner Bildlichkeit des Ausdrucks geschildert wird. Anziehender noch sind Wernher's Marienlieder wegen der idyllischen Scenen. Scherer setzt übrigens der Begeisterung für Pfaffen Wernher einen kleinen Dämpfer auf. Wir übergehen Gedichte wie die novellistische Servatiuslegende, die Tungdalusvision, das Himmelreich, um wenigstens flüchtig das bisher wenig beachtete, vom Verfasser erst recht gewürdigte Fragment zu streifen, das er „Trost in Verzweiflung" benennt. Es ist ungemein subjectiv, individuell gehalten. Das Herz ist das Organ aller Bedürfnisse des Menschen, wie Rousseau sagt. Dies Herz ist zu viel für seinen einen Leib. Er verzagt, doch Gott wird ihn retten. Nur das achtzehnte Jahrhundert in Rousseau und Goethe kennt diesen Herzenscultus: „es wäre für tausend Menschen genug gewesen, was ich allein in meinem Herzen trage." Das klingt seltsam modern.

In Bayern besiegen die clericalen Concurrenten die alte Spielmannsmanier. Ausländische, besonders orientalische Stoffe werden nach französischen Vorlagen behandelt. Des Pfaffen Lamprecht Alexanderlied fesselte durch die heroische Figur des Helden und die indische Märchenwelt. Die Frömmigkeit des Gottesstreiters findet in

Konrad's Rolandslied eine Verherrlichung, das freilich nicht national ist, wie das französische. Ein Spielmann gibt dann den „König Rother", ein anderer den märchenreichen „Herzog Ernst". Beide berufen sich feierlich auf glaubhafte lateinische Quellen. Unterhalten und belehren will die „Kaiserchronik" von Augustus bis zu Lothar den Sachsen. Zahlreiche novellistische Elemente sind beigemischt, so — wunderlich genug hinter Nero — die Erzählung von Lucretia, darin eine anschauliche Darstellung der damaligen geselligen Zustände. Auch in Bayern regt sich das Ritterthum mit Turnier, Conversation, Minne. Die schöne Elinor von Poitou, später Englands Königin, ward durch den zweiten Kreuzzug auch in Deutschland berühmt, und verwegen improvisirte ein bayerischer Spielmann: ich wollte auf die ganze Welt verzichten, „wenn die Königin von Engelland läg' in meinen Armen". Ein Mädchen gibt dem geistlichen Amicus die Liebesversicherung: „Du bist mein, ich bin Dein, Des sollst Du gewiß sein. Du bist verschlossen In meinem Herzen, Verlorn ist das Schlüsselein, Du mußt immer drinne sein." Das ist echte Gelegenheitspoesie, wie sie sich nach einer anderen Richtung in den einstrophigen Gnomen des alten Anonymus (der nicht mit dem Spielmann Spervogel, d. h. Sperling, zu vermengen ist) kund gibt. Er beklagt sein Alter, seine Armuth, mahnt seine Söhne; wäre er Bauer geworden, so hätte er jetzt Ruhe und ein „eigen Gemach", wie der Igel sein Stachelkleid. Dazu Fabeln und Parabeln und, zum Theil ergreifende, religiöse Strophen, wie die auf den „österlichen Tag": „in die Hölle fiel ein Glanz, da kam er seinen Kindern zum Troste". — Allmälig dringt in die naive Dichtung des Augenblicks der Einfluß der Provence mit den festgeprägten Conventionen von Frauendienst und mesura, der mâze. Maßvoll, höfisch fein, gedämpft wird der Ton. Zwei Gedichte, „die Maße" und „Rathschläge für Liebende", lehren die Normen der höveschеit. Trocken und wenig erfreulich dichtet Meinloh von Seflingen.

Wie der Spielmann allmälig nach Art der Pfaffen Lamprecht und Konrad von den Franzosen lernt, zeigt auch ein Elsässer, Heinrich der Glichezare, durch seine Bearbeitung des Reinhart Fuchs. Ein ganz ausgelassenes, tolles Gedicht ist dagegen der „Morolt", Salomon's Helfer in einer Liebesaffaire. Dazu Reiz der Phantasie durch den Zauber des Morgenlandes. An den Rhein gehören ferner der „Orendel" (Trier: der ungenähte Rock) und der „heilige Oswald". Neben diesen heiteren Erzählungen erklingen zarte Marienlieder. Ein Beichtvater gibt im „Geistlichen Rath" der Nonne, wie Scherer sagt, eine geistliche Anstandslehre für Damen. Die allegorische Manier ist sehr spielerig; Manches streift an's Lüsterne. Das Allegorische stört auch in einzelnen Stellen des „Frauenlobs" aus Köln. Die Frau ist Maria. Besonders ergreifend ist darin die Situation des Stabat mater ausgeführt, von der alle Marienklagen ausgehen. Auch die übrigen geistlichen Dichtungen vom Rhein, wie von Wernher vom Niederrhein, vom wilden Mann, einzelne Legenden (Pilatus), bekunden das Zurücktreten des eigentlich Theologischen hinter allgemein religiöse Stimmung. Der Thüringer Caplan Wernher von Elmendorf verräth in seiner didaktischen Dichtung, einer Tugendlehre, keine streng christliche Gesinnung. Er weiß nichts von der Askese Heinrich's von Melk, sondern predigt gesunde Humanität, oft gegen den Geist des Mittelalters. Er geht auf alle Verhältnisse der Laienwelt, nur nicht auf Ehe und Liebe ein. Die Uebertreibungen werden ohne Ingrimm gegeißelt. Als ein freier, verständiger Mann tritt er dem Ritterthum entgegen, wie Rationalisten im 18. Jahrhundert der Empfindsamkeit.

In Thüringen, Wernher's Heimath, erwächst die ritterliche Epik. Um 1173 entstand das Gedicht vom Grafen Rudolf auf historischer Grundlage. In die wahre Geschichte des Grafen Hugo, der in Damaskus gestorben war, hatte die Sage ein Liebesverhältniß zu einer schönen Heidin getragen. Der „Graf Rudolf" ist aus dem Morgenlande nach Flandern, dem Hauptsitze des Ritterthums, verlegt. Der Ton ist kräftig und knapp, dabei anmuthig und gewandt. Viel weiter, als in der „Lucretia", finden wir hier das ritterliche Ideal ausgebildet. Noch sind die vielen Liebesscenen ohne das später so übertriebene Schmachten, aber die Minne ist ein be-

deutendes Moment. Das höfische Leben erscheint luxuriös. Drei Züge stechen in dieser Ritterdichtung aus Barbarossa's Zeit hervor: das zarte Verhältniß zum Weibe, die religiöse Begeisterung des Gottesstreiters (Palästina), die Anhänglichkeit an das Kaiserthum. Seit Eilhart von Oberge und diesem Anonymus entwickelt sich das ritterliche Epos rasch zu hoher Vollendung. Heinrich von Veldeke gibt ihm durch seine „Eneit" eine formale Reinheit, Hartmann von Aue ist ein meisterhafter Erzähler, Gottfried von Straßburg bestrickt uns noch heute, und Wolfram von Eschenbach dichtet das tiefste Gedicht des deutschen Mittelalters, den „Parzival". „Laienmund sprach nie besser" hieß es von ihm. Um die genannten gruppiren sich die kleineren Epiker.

Der Minnesang und das höfisch-ritterliche Epos bezeichnen die erste Blüthepoche. Scherer vergleicht sie zum Schlusse mit der zweiten; nicht nach den Individuen, sondern nach den Ideen der Zeit, welche in hervorragenden Geistern zu starkem Ausdrucke gelangen. Humanität und Aufklärung ist beide Male die Signatur. Dort wirkt geistliche Dichtung und Mystik vertiefend und vorbereitend, hier christliches Epos und der Pietismus, der Vater der empfindsamen Periode. Cultus des Herzens, Schönseligkeit hier wie dort. Daneben regt sich der Rationalismus. Den Gegensatz zwischen mittelalterlicher Superbia und Demuth zeigt im achtzehnten Jahrhundert Brandenburg-Preußen dem weinerlichen Sachsen mit seinen Gellert und Rabener gegenüber. Junge Cleriker dichten unbekümmert um eine grämliche Philistermoral ihre Carmina burana, junge Hallenser Studenten singen Anacreontica. Naturgefühl und Liebesgefühl sind innig verkettet; es ist nichts Aeußerliches, wenn z. B. der Göttinger Hain die von Bodmer erweckte „schwäbische" Minnedichtung freudig nachahmte. Unverhüllte antike Sinnlichkeit glüht in Wolfram's Tageliedern, welche das letzte gewaltige Auflodern vor der Trennung schildern, und in den Römischen Elegien. Im 18. wie im 12. Jahrhundert gibt es französirende Lyriker und Epiker. Wieland entspricht vortrefflich nach Inhalt und Form den höfischen Erzählern. Auch an die Geheimbünde darf man erinnern. Die schroffen Classenunterschiede werden gemildert. Die Humanität von „Nathan dem Weisen" zeigt sich in der aus Spanien stammenden Erzählung vom wahren und falschen Ringe, bei Wolfram, in Walther's Wort: „Christen, Juden und Heiden, die dienen alle einem Gott." Das Pathos nationaler Leidenschaft lebt in seinen Sprüchen. Nach beiden Blüthepochen in den Tagen der Epigonen tritt einmal ein Aufschwung der Wissenschaften ein, andererseits machen sich Gattungen breit, die früher nicht gepflegt wurden. Die Blüthepochen lieben reinidyllische Elemente nicht, später erst erscheinen Dorfgeschichten, wie „Meier Helmbrecht".

Die großen Resultate des Scherer'schen Buches sind die Durchführung des Kampfes zwischen Spielmann und Clerus auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und die strengere Scheidung nach den einzelnen Landschaften. Dadurch ergeben sich neue und abweichende Combinationen und Urtheile. Aus dem Charakter des Stiles sucht der Verfasser stets die Individualität des Schreibers zu erkennen. Aber der Einzelne gilt ihm, wie Gervinus, als ein Thon, den die Ideen der Periode bilden und formen. Erich Schmidt.

Neuere französische Literatur.

Geschichte.

Ernste, keinen Täuschungen sich hingebende Franzosen haben in den Ereignissen des letzten Krieges nicht nur eine politische und militärische Katastrophe, sondern auch eine moralische und geistige Niederlage erblickt und sich nicht gescheut, wie einen vorangegangenen Verfall der Institutionen und des öffentlichen Geistes, so auch eine

Verderbniß der Ideen und Sitten, des Geschmacks, der Kunst, der Phantasie, der Literatur zu constatiren. In diesem Sinne hat kürzlich einer der maßvollsten und tüchtigsten Publicisten, Mazade, in einem lesenswerthen Artikel der „Revue des deux mondes" einen kurzen Rückblick auf die Literaturbewegung Frankreichs in den letzten Jahrzehnten geworfen. Gleichsam als Ersatz für das verlorene militärische Prestige hatte das Land nach dem Sturze des ersten Napoleon eine glänzende Literatur sich entfalten sehen. Von den zwanziger Jahren ab weist es insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte und literarischen Kritik, der Poesie, des Romans eine Reihe bedeutender Namen auf; durch eine Steigerung des geschichtlichen Sinnes, durch ein umfassenderes und eindringenderes Studium und Verständniß der verschiedenen Epochen und Völker wird der geistige Horizont erweitert; wie der Natursinn ist auch die Kenntniß des menschlichen Herzens und der Leidenschaft gewachsen, die alten poetischen Formen reichen für den neuen gährenden Stoff nicht mehr aus und werden durchbrochen, die jungen Dichter sind voll der kühnsten, weitreichendsten Intentionen. Aber gerade auf dem speciell poetischen Gebiete bleibt es am meisten bei dem großartigen Ringen, wollen die Meisterwerke eines geläuterten Geschmacks sich nicht einstellen; bald glauben scharfsinnige Kritiker die Symptome des Abirrens, eine Abnahme der schöpferischen Fruchtbarkeit, eine vorzeitige Ermüdung zu bemerken, und seit der Errichtung des Kaiserthums nimmt die Degenerirung rasch zu. Neben der von ihm hervorgerufenen und begünstigten Corruption des öffentlichen Geistes und der Sitte wird die damit in Verbindung stehende, von ihm direct und indirect ausgeübte verderbliche Einwirkung auf den Geschmack und die Literatur in dem Schuldbuche des zweiten Empire stets einen wichtigen Posten einnehmen müssen. Fast nur die Schriftsteller, die dem Kaiserreich oppositionell gegenüberstehen — sowol die älteren Berühmtheiten, die Tocqueville, Villemain, Rémusat, Cousin, Guizot, welche nach Unterbrechung oder Beendigung ihrer politischen Thätigkeit in ehrenwerther Eingezogenheit zu ihrer schriftstellerischen Beschäftigung zurückkehrten, als die jüngeren, welche erst unter ihm ihre literarische Laufbahn begannen und nun sofort in einen Gegensatz zu ihm treten — halten die Traditionen des französischen guten Geschmacks aufrecht, verfolgen eine gesündere und ernstere Richtung und halten sich von dem ansteckenden Einflusse freier. Das argwöhnische, schuldbewußte Kaiserthum hatte gerade den Idealismus, die sittliche Erhebung der Geister zu fürchten; es mußte seine Sicherheit auf die Entfesselung des Sinnes für Wohlsein und materielle Genüsse gründen und, da eine gebildete Gesellschaft der Literatur nicht entrathen kann, diese zu reglementiren, zu knechten, zu beeinflussen, auf ungefährliche Bahnen zu lenken suchen. G. Monod, der in der ersten Hälfte des Empire zum Jüngling heranwuchs, hat noch kürzlich an die Kälte und den trübsinnigen Ueberdruß erinnert, der gerade die besseren Geister während dieser traurigen Epoche niederdrückte, wo Jugend und Enthusiasmus auf immer erloschen, das Wort Vaterland keinen Sinn mehr zu haben schien, wo man von dem alten Frankreich, dessen Traditionen und Ueberzeugungen man verloren hatte, durch einen Abgrund getrennt war und die so oft getäuschten Hoffnungen auf Freiheit und Fortschritt nicht mehr zu hegen wagte. In solcher Zeit mindert sich der strenge Wahrheitssinn, die Hingebung im Dienst der Idee; auch bei dem Schriftsteller bleibt nur das Streben, sich geltend zu machen, die Sucht nach Erfolg um jeden Preis, und die Gesellschaft sieht in der Literatur fast nur ein Mittel des Amüsements. So finden wir zwar, wie es bei einer hochbegabten Nation, bei einem in seiner Art einzig dastehenden literarischen Centrum nicht anders sein kann, noch eine Menge Talente, aber die meisten Werke zeigen doch etwas Morbides, Wurmstichiges, das Gekünstelte, Willkürliche, ein outrirter Realismus nehmen überhand, eine eitle und geräuschvolle Mittelmäßigkeit gelangt zur Geltung, der Scandal wird ausgebeutet, selbst die Sprache bleibt nicht intact.

So waren in gegenseitigen Wechselbeziehungen Staat, Gesellschaft, Literatur in ihrem Lebensmarke angegriffen, als die Katastrophe von 1870 hereinbrach und die Schäden enthüllte.

Mazade fragt dann, ob seitdem Symptome der Besserung sich gezeigt haben, und glaubt deren allerdings manche aufzufinden; es scheint ihm unausbleiblich, daß diese ganze Literatur der nichtigen Frivolitäten, der leeren Declamationen, der Corruption und Industrie allen Reiz verloren haben müsse, und er meint denn auch im Publicum ein unbestimmtes Verlangen nach ernsten, tüchtigen Werken zu entdecken, die es erheben und ihm wieder Zuversicht geben. Es ist natürlich schwer, unter der unendlichen Menge von Werken aller Art auf den verschiedensten Gebieten, die den Büchermarkt überschwemmen und sich die Gunst des Publicums streitig machen, das Werthvolle, das Dauernde sofort herauszufinden, zu entscheiden, ob ein Auf- oder Absteigen stattfindet; wol aber wird es die Aufgabe des Literarhistorikers sein, dem Einflusse nachzuspüren, den der Krieg und der Fall des Cäsarismus auf die Literatur ausgeübt haben, und ihre weitere Entwickelung im Zusammenhange mit dem Gange der inneren Politik, der Stellung zur Kirche, den Reformen des Unterrichts u. s. w. zu verfolgen. —

Als ein gutes Zeichen kann der Mazade'sche Aufsatz selbst bezeichnet werden. Wenn ein Schriftsteller von seinem Ansehen so mit der Geistesrichtung seines Volkes, das denn doch auch in dieser Zeit noch immer eine Menge bedeutender Namen und Werke aufweist und auf manchen Gebieten tonangebend ist, in's Gericht geht, gerade auf das Krankhafte und Ungesunde darin den Nachdruck legt; wenn er ihm einschärft, daß eben nur durch Arbeit, Studium, sittlichen Ernst, moralische Regeneration es sein verlorenes, intellectuelles Uebergewicht wieder erlangen kann, so verdient das alle Anerkennung. Denn Selbsterkenntniß für Vergangenheit und Gegenwart, Aufrichtigkeit und kein falsches Beschönigen sich selbst gegenüber ist auch für die Nationen die Bedingung der Besserung, wie sie es für den Einzelnen ist. Gerade das ist ja ein bedenkliches Anzeichen in unserm Vaterlande, daß so viele Kreise neuerdings auf andere Völker herabsehen und im Uebermaß des Selbstgefühls den Tadel des eigenen nicht mehr vertragen; daß, wer auf Mängel und drohende Gebrechen aufmerksam macht, unter allerhand Vorwänden gleich als schlechter Patriot verschrieen wird. Was von dem sehr interessirten Patriotismus Derer zu halten war, welche unter den beiden Napoleons Alles so schön zu färben, den Zustand des Landes als so blühend hinzustellen verstanden, haben die Franzosen zu ihrem Schaden erfahren.

Ein Werk, das gerade nach dieser Seite hin in dem Freisein von allem Chauvinismus der französischen Literatur zur Ehre gereicht, ist Lanfrey, Histoire de Napoléon I., dessen fünfter Band im vorigen Jahre erschien. Nachdem namentlich Barni und Chauffour-Kestner vom liberalen Gesichtspunkte aus gegen die Thiers'sche Geschichtsauffassung Front gemacht, hat Lanfrey, im Ganzen auf demselben Boden stehend, zuerst versucht, in eingehenderer Weise und mit Hilfe sorgfältiger Studien seinen Landsleuten ein umfassendes und ungeschminktes Bild ihres Helden vorzuführen. Die ersten Bände fanden sofort großen Beifall, wurden in andere Sprachen übertragen, von A. Stahr in seiner Bevorwortung der deutschen Uebersetzung mit Enthusiasmus begrüßt, und auch die zünftige deutsche Geschichtsschreibung erkannte in der Sybel'schen Zeitschrift an, daß das Buch „das correcteste und treueste Bild des Kaisers gäbe, das den Franzosen je vorgeführt sei". Die Fortsetzung des Werkes wurde durch die politische Thätigkeit des Verfassers in der Nationalversammlung seit 1871 und seine Ernennung zum Gesandten in Bern verzögert. In letzterer Eigenschaft hat er, wol in Folge der ihm gewordenen Instructionen, wenigstens in der Schweiz nicht viel Anerkennung gefunden und bestand nach Thiers' Sturze auf seiner Abberufung; neuerdings ist er als eines der angeseheneren Mitglieder des linken Centrums in den Senat gewählt. Dem Werke selbst kommt natürlich diese so erlangte Kenntniß der Geschäfte und die Theilnahme des Verfassers an der praktischen Politik zu gut.

Auch in dem neuen Bande hat sich Lanfrey von Animosität frei gehalten und sich die so zu sagen internationale Unparteilichkeit bewahrt. Charakteristisch für ihn sind die Worte im dritten Theile: „Ob die Wahrheit uns gefalle oder nicht, sie be-

herrscht uns. Die sogenannten patriotischen Vorurtheile müssen sich schon darein ergeben, es ist heutzutage dem Geschichtschreiber nicht mehr möglich, im engen Wortsinn national zu sein. Sein Patriotismus ist die Wahrheitsliebe. Er ist nicht der Mann einer Race oder eines Landes, er ist der Mann aller Länder, er redet im Namen der allgemeinen Civilisation, er gehört den gemeinsamen Interessen aller Nationen, den Interessen der Menschheit; und sein Volk ist dasjenige, welches diesen am besten dient. Er ist der Reihe nach Holländer gegen Philipp II., Engländer gegen Ludwig XIV., Bürger der Vereinigten Staaten gegen Georg III. — Sein Vaterland schwebt über allen Grenzen, und seine Sache ist die gemeinsame, unwandelbare des Rechts gegen Gewalt, der Freiheit gegen Unterdrückung." Von diesem Standpunkt aus nimmt er denn sozusagen Partei für Europa in seinem Kampfe gegen Napoleon, macht diesen für den russischen Krieg verantwortlich, brandmarkt selbstverständlich in den stärksten Ausdrücken den „verabscheuungswürdigen, spanischen Krieg, in dem Alles, vom ersten bis zum letzten Tage, nur Raub, Schurkerei, Gewaltthat und Taumel war". Schill fiel „als Held, beladen mit der officiellen Beschimpfung, welche die Nachwelt in reinen Ruhm verwandelt, mit der ewigen Ehre, der erste, wenn nicht der größte, dieser stolzen Märtyrer gewesen zu sein, deren Blut dem deutschen Vaterlande als Lösegeld diente," Hofer starb „ohne Reue und ohne Schwäche, einfach, treu, unerschrocken, wie man für sein Land sterben muß, bei seinen Mitbürgern das Gedächtniß eines Patrioten und eines Helden hinterlassend". Er spottet über die stereotypen Klagen seiner Landsleute, welche die Erfolge Wellington's seinem Glücke zuschreiben; und auch der für den eisernen Herzog begeistertste Engländer könnte diesem kaum eine wärmere Lobrede halten, als er thut, dem Manne mit seinem so sicheren Urtheil, seinem kalten und unbeugsamen Willen, seiner Herrschaft über sich selbst und über die Anderen, seiner Geringschätzung jedes Charlatanismus, der äußersten Umsicht in der Entwerfung der Pläne, der unbesieglichen Hartnäckigkeit in der Action, der Sorgfalt für die Seinen, der scrupulösen Redlichkeit gegen die Gegner. In ähnlicher Weise werden dann seine Truppen mit ihrer strengen Disciplin, mit ihren nicht brillanten, aber soliden Eigenschaften der französischen Armee entgegengesetzt, wie sie sich zunächst in Spanien herausbildete, „mehr ungestüm als fest, es vor Allem auf Effect und Glanz absehend, weniger um das Resultat als um den Schein bekümmert, nur von Auskunftsmitteln und Raub lebend, verwegen im Erfolg, ohne Subordination bei Unfällen; Rivalitäten hatten dort die Nacheiferung ersetzt, Ehrgeiz vertrat den Patriotismus".

Aber auch in der unter Napoleon's unmittelbarer Leitung stehenden Armee zeigten sich Symptome des Verfalls als nothwendige Folge der anticipirten Conscription, dieses Zusammenwürfelns von den verschiedenen Nationalitäten, die gezwungen wurden, gegen ihre eigene Sache zu kämpfen, dieser Entfaltung colossaler Massen, in denen die Materie den Geist ertödtete, der passiven Servilität der Führer, der blinden Idolatrie der Soldaten, der neidischen Autorität des Herrn und seines tollen Vertrauens in seine eigene Unfehlbarkeit. Die specifisch militärischen Tugenden: Selbstverleugnung, Standhaftigkeit, Uneigennützigkeit, Opferwilligkeit mit Vaterlandsliebe vereinigt, fanden in dieser Armee keine Stätte mehr, in der zuletzt selbst die persönliche Tapferkeit abnahm, so daß Napoleon während des österreichischen Feldzuges an Maßregeln dachte, um zu verhindern, daß unter dem Vorwande des Transports von Verwundeten zu viele Soldaten sich vom Schlachtfeld entfernten.

Die Unparteilichkeit Lanfrey's ist nicht kühle Objectivität: er begleitet die Ereignisse mit voller Theilnahme, auch schreibt er die Geschichte nicht blos ad narrandum, sondern zugleich ad probandum; neben der Erforschung der Wahrheit und gerade durch sie bezweckt er zugleich directe politische Belehrung und Einwirkung, denn die Erfahrung hat bewiesen, „daß die Irrthümer über die Vergangenheit noch für die Gegenwart verhängnißvoll werden können, und daß eine übel angebrachte Bewunderung traurige Restaurationen herbeiführen kann". Natürlich haben die letzten Ereignisse an seiner früheren abschätzigen Beurtheilung des Bonapartismus, „dieses zwei

Mal durch eine schreckliche Erfahrung verdammten Régimes, das noch nicht aufgehört hat, für Frankreich eine Gefahr zu sein," nichts geändert; und so fährt er in seiner Zerstörung des Heroencultus und der Napoleonischen Legende unerbittlich fort. Am eingehendsten legt er den Charakter Napoleon's selbst bloß, und es ist, als ob die Indignation ihm den Blick schärfte. Die ganze sittliche Bodenlosigkeit des Mannes deckt er auf, der ohne Mitleid Alles seinen Plänen opferte, stets nur den Calcül kannte, nur passiven, unbedingten Gehorsam wollte, jeder Idee, die nicht von ihm ausging, abgeneigt war; dem, nach Alexander's Ausdruck, alle Mittel convenirten, vorausgesetzt, daß er zu seinem Ziele gelangte, und der sich so an die Unwahrheit gewöhnt hatte, daß er in der Lüge verharrt, auch mit der Gewißheit, für dieselbe keinen Glauben mehr zu finden. Derselbe Mann, der in seinen Bülletins die Zahl seiner Soldaten, seiner Verwundeten und Todten in mitunter lächerlicher Weise verkleinert und die des Feindes in demselben Maße vergrößert, ist außer sich, daß sein Bruder ihm nicht die volle Wahrheit über seine Verluste sagte, und ruft aus: man schuldet mir die Wahrheit! Aber zugleich lügt er ihm selbst schamlos vor: er sei bei Eckmühl 1 gegen 5 gewesen und habe bei Wagram nur 100,000 Mann gehabt; er gebe nur mehr an, um die Feinde zu täuschen. Findet er den Frieden wünschenswerth und vortheilhaft, dann heuchelt er mit einem Male den Wunsch, ein schnelles Ende den Uebeln des Krieges zu setzen, welche die Völker bedrängen und vor Allem „diese gute österreichische Nation"; wenn er die lettres de cachet in anderer Form herstellt, so verlangt er vom Staatsrath als Eingang des bezüglichen Décrets zwei Seiten Erwäggründe mit liberalen Ideen; bei einer Anzahl von Maßregeln höchster Verantwortlichkeit, wie bei der Arretirung des Papstes, liebt er zweideutige Ausdrücke, um hinterher die Schuld auf die Werkzeuge wälzen zu können. Lanfrey's sittliches Gefühl ist namentlich empört über Napoleon's Streben, die Gerichte und Kriegsgerichte zu bloßen willigen Maschinen herabzusetzen; über sein Verfahren, für jedes Mißlingen stets irgend ein Opfer verantwortlich zu machen, das schuldig gefunden werden mußte, selbst wenn nur seine abscheuliche Politik der eigentliche Schuldige war; über einen seiner Lieblingsausdrücke, „er wolle ein Exempel statuiren", weil er zeigt, daß es sich in seinem Geiste nicht darum handelte, gerecht zu sein, sondern um jeden Preis einen Act der Einschüchterung zu begehen. Lanfrey hat natürlich nur Verachtung für die Servilität und Kriecherei, für all' diese Hofphrasen über Josephine, „die ihre Zärtlichkeit für den besten der Gatten opfert aus Hingebung für den besten der Könige, aus Anhänglichkeit an das beste der Völker", für die 250 Poeten, die in ihren Epithalamien die Hochzeit mit Marie Luise feierten, für die „Reden von Sclaven, die sich schmeicheln, einen Herrn zu beeinflussen, den sich gegeben zu haben sie bereuen, und dem zu widersprechen sie nicht wagen würden". Der Maßstab der Beurtheilung ist stets ein streng sittlicher, und während der Verfasser selbstverständlich die Behandlung von Pius VII. und das Verfahren gegen die Kirche mißbilligt — ein Verfahren, welches unter den Umständen weder der Civilisation noch der Gewissensfreiheit zu gut kommen konnte, weil der Kaiser die Kirche eben nur in seine Gewalt bringen, wie ein Regiment disciplíniren, an die Stelle der Priesterregierung eine militärische setzen wollte, wobei die Welt wenig gewonnen haben würde — so kann er doch auch nicht vergessen, daß Pius durch die Krönung früher alle Usurpationen Napoleon's, seinen Staatsstreich, seine Gewaltthätigkeiten, den Mord des Herzogs von Enghien selbst amnestirt hatte „mit der tiefen Immoralität, welche der Priester jedes Mal zeigt, wo er in die Zwangslage versetzt ist, zwischen der Gerechtigkeit und einem religiösen Interesse zu wählen".

Das Buch umfaßt die Periode von dem Tage nach der Schlacht bei Aspern bis zum Ende des Jahres 1811, also die Zeit, wo Napoleon scheinbar noch auf der Höhe der Macht ist; aber man verfolgt im Einzelnen, wie der verbrecherisch unternommene und fehlerhaft weiter geführte spanische Krieg nach Außen, die nicht minder verkehrte und undurchführbar sich zeigende Continentalsperre im Innern die Kraft des Reiches untergraben, das Mißvergnügen verallgemeinern, und wie bei diesem schranken-

losen, keinen Widerspruch ertragenden Unternehmungsgeiste, bei dieser Willkür und krankhaften Reizbarkeit Napoleon, obgleich in lichten Momenten den Abgrund sehend, in den russischen Feldzug sich stürzen muß. Während Alles noch von Schmeicheleien überfließt, schütteln die Eingeweihten die Köpfe, Narbonne sagt seinem Vertrauten Villemain nach einem Redeerguß des Kaisers: „Wo ist das Geländer für dieses Genie? Man ist zwischen Bedlam und dem Pantheon"; und dem kurzsichtigen Marmont ruft der Marineminister Decrès zu: „Der Kaiser ist toll, erztoll, er wird uns Alle, so viel wir sind, zu Grunde richten, und das Alles wird mit einer schrecklichen Katastrophe endigen."

Die Benutzung der so überaus reichlich fließenden Quellen ist im Ganzen genügend, ebenso wie deren kritische Verwerthung; am wenigsten befriedigt die Darstellung der deutschen Verhältnisse, da bei des Verfassers mangelhafter Kenntniß unsrer Sprache von unseren Schriftstellern fast gar kein Gebrauch gemacht ist, beispielsweise schreibt er Staabs, statt Staps. Die ganze literarische Form ist vortrefflich, der Stil, wie es bei einem so bedeutenden französischen Schriftsteller kaum besonders hervorgehoben zu werden braucht, fließend, durchsichtig, frei von Declamation und falschem Pathos. Deutsche Leser, die in der Geschichte jener Zeit bewandert, werden weder in der Auffassung, noch in dem Sachlichen wesentlich Neues finden, aber es wird doch nicht leicht Jemand die altbekannten Thatsachen so schön gruppirt und zusammengefaßt ohne vollen Genuß sich neu vorführen lassen. Und so wünschen wir, daß der Verfasser mit gleichem Geschick, mit derselben edlen Unparteilichkeit, demselben sittlichen, ernsten Sinn das Werk zu Ende führe, daß recht viele Leser von diesen Lehren der Geschichte Nutzen ziehen.

Auf dem noch schwierigeren Terrain der zeitgenössischen Geschichte zeigen Mazade, La Guerre de France 1870—71, und A. Sorel, Histoire diplomatique de la Guerre Franco-Allemande, die auch schon bei uns verdiente Anerkennung gefunden haben, dasselbe löbliche Streben, bei gründlicher Benutzung der Quellen sich zugleich von nationaler Einseitigkeit und Parteilichkeit frei zu halten. Auch ist es erfreulich, zu sehen, daß Parieu, früherer Minister Napoleon's und allerdings ein durch Vorurtheilslosigkeit hervorragender Gelehrter, das Sorel'sche Werk bei dessen Ueberreichung seinen Collegen von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften besonders durch die folgenden Worte glaubte empfehlen zu können: „Der ernste und schmerzliche Charakter der Ereignisse, zu deren Geschichtschreiber H. Sorel sich gemacht hat, erheischte in besonderem Grade Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit, und die Unparteilichkeit mußte nicht nur historisch, sondern auch international sein. Der Verfasser hat diese Pflicht gefühlt und sie mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit erfüllt. Die fremden Quellen sind mit derselben Sorgfalt verwerthet, wie die französischen Documente. Obgleich H. Sorel sich überall von den patriotischsten Gefühlen belebt zeigt, hat er doch den übermäßigen Einfluß der nationalen Vorurtheile zu vermeiden gewußt." Von anderen historischen Arbeiten, welche sich über Specialforschung und Materialiensammlung erheben und zugleich durch Vorzüge des Stils und der Composition in die Reihe der literarischen Werke treten, dürfte des greisen Mignet trefflich erzählte Histoire de la Rivalité de François I. et de Charles V. das bedeutendste sein, dessen beide vollendete Bände freilich nur bis zum Frieden von Cambrai reichen.

Karl Laubert.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Berlin, 12. April.

In ungewöhnlicher Weise haben in den letzten Wochen zwei theatralische Ereignisse: die Aufführung der Wagner'schen Oper „Tristan und Isolde" und der Wilbrandt'schen Tragödie „Arria und Messalina" die Debatte angeregt. Im Für und Wider sind die Meinungen heftig aufeinander gestoßen; die Satyre hat sich in den verschiedensten Formen des bereiten Stoffes bemächtigt und so gegen ihren Willen dazu beigetragen, beiden Schöpfungen eine Theilnahme und einen Zuspruch zu verschaffen, die meinem Urtheil nach weit über ihren absoluten Kunstwerth hinausgehen. Kunstwerth? unterbricht mich die moralische Entrüstung. Wehe der Kunst, die sich so ganz und gar vergißt! Solche Scenen zu malen, solche Stoffe zu wählen, überschreitet die Freiheit des Künstlers. Zugegeben, daß er nicht für unreife Knaben und Mädchen dichtet, dichtet er darum einzig und allein für Dirnen und Wüstlinge? So leicht, wie sich, solchen Anklagen gegenüber, die Vertheidiger der angegriffenen Werke die Sache machten, dünkt sie mich nun freilich nicht. In Worten flüchtet es sich sehr schnell aus dem Staub der Moral in die Aetherhöhe der Kunst; in Wirklichkeit ist es ein wenig schwieriger. Kann sich vor einem Schauspiel, wie es Wilbrandt's „Messalina" vier Acte hindurch vor uns aufführt, der Zuschauer halbiren? Kann er sein moralisches Empfinden, sein Schamgefühl — meinetwegen seine Philisterhaftigkeit wie seinen Hut und seinen Ueberzieher draußen an einem Garderobenagel aufhängen und nackt und frei, ganz und voll nur ein Kunstmensch, sich auf seinen Parquetstuhl niedersetzen? Wer Austern nicht liebt, der mag „objectiv" ihren Werth und ihre Feinheit gern anerkennen, „subjektiv" wird er sich hüten, sie zu genießen. Wie es keine Möglichkeit gibt, Geschmacksrichtung und Gemüthsstimmung aus der ästhetischen Beurtheilung auszuscheiden, so kann auch das moralische Gefühl, die ethische Anschauung nicht so ohne Weiteres von der künstlerischen Betrachtung losgelöst werden. Der Beurtheiler eines Kunstwerks, noch dazu, wenn er öffentlich redet, soll eine volle Persönlichkeit sein, nicht ein Halbmensch. Aber Jeder hat eben seine besonderen Neigungen. Es wäre traurig, wenn alle Frauen Messalinen, es wäre langweilig, wenn alle Penelopen wären. Darum verarge ich Niemand seine Bewunderung für „Tristan und Isolde", seine Freude an „Arria und Messalina"; immer gesellt sich Gleich zu Gleich, Makart zu Wilbrandt und jene vornehme russische Dame, der, wie sie sagte, alle Kunstwerke „albern" vorkämen, die keinen „erotischen Inhalt" hätten, zu Richard Wagner. Nur sollen die Herren, die solche Stoffe lieben und die Bedenken der Andern nicht theilen, ihr Urtheil nicht als das einzig reine und das der Gegner als das gefärbte darstellen. Ihnen färbt ihr Wesen die ästhetische Brille roth, uns dagegen hat die Natur für gewisse Gegenstände eine schwarze Brille aufgesetzt.

Mir nun erscheint „Tristan und Isolde“ nicht nur als das größere, sondern auch als das reinere Kunstwerk. Die Musik ist bei alledem doch ein verhüllender Schleier, eine Wolke, die Jeder deuten kann, wie er will. Ueber die angeblichen Malereien des Orchesters, die so deutlich sein sollen, wie pompejanische Wandgemälde, habe ich kein Urtheil, aber Töne sind unter allen Umständen keine Farben, Rhythmen keine Menschen von Fleisch und Blut. Anders steht es mit Adolf Wilbrandt's „Arria und Messalina“. Nur unter einer Bedingung würde ich, wenn ich die Macht dazu hätte, die Aufführung dieses Stückes auf einer öffentlichen Bühne gestatten. Wenn mit großen Buchstaben darüber geschrieben würde „Schauspiel für Männer“. Geht trotz dieser Aufschrift eine Frau zu der Vorstellung, so habe ich nichts dawider. Ersetzt denn aber nicht der Name Messalina diese Warnungstafel? Doch nicht so ganz, lieber Freund. Ohne Anstand will ich mit Deiner Tochter die Geschichte Messalinens im eilften Buch der Annalen des Tacitus lesen und ich verspreche Dir damit auf das jungfräuliche Gemüth einen ergreifenden, ethischen Eindruck zu machen, aber es fällt mir nicht ein, Juvenal's Satyre gegen Messalina in die Hände Deiner Frau zu legen. Das ist der Unterschied; wäre Wilbrandt ein Jünger des Tacitus, so würde seine Tragödie vielleicht so moralisch wirken, wie die „Phädra“ Racine's. Aber wer ein Trauerspiel schreibt, nur um einen einzigen allbekannten Vers Juvenal's plastisch in Scene zu setzen — dem, ja dem würde ich die Bühne ohne Weiteres verschließen. Die Vertheidiger des Wilbrandt'schen Trauerspiels führen Alfieri's „Mirra“, Racine's „Phädra“, Schiller's „Eboli“ an. Doch wol nicht im Ernst? Ja, wenn Hippolyt Phädra liebte; wenn Mirra durch den ersten besten Soldaten getödtet würde; wenn Carlos in die offenen Arme der Prinzessin stürzte: dann möchte eine Aehnlichkeit mit Wilbrandt's „Messalina“ vorhanden sein. Der Unterschied springt in die Augen; daß Hippolyt sich entsetzt von Phädra abwendet und den grausamsten Tod ihrer Nähe vorzieht, das läßt auch im Zuschauer das moralische Gefühl und den kategorischen Imperativ der Pflicht über die entfesselte Leidenschaft triumphiren. Indem Mirra freiwillig mit dem Tode durch die eigene Hand die Schuld ihrer Verirrung sühnt, gibt sie auch mir die Gewißheit einer moralischen Weltordnung, die sich eben nicht von außen her, sondern gerade im Herzen des Verbrechers unwiderstehlich geltend macht.

Wilbrandt's Dichtung ist ein lehrreiches Beispiel, daß der Dichter nicht ungestraft das moralische Gefühl verletzen darf, auch die Kunst leidet darunter. In den Capiteln des Tacitus liegt die Tragödie Messalina's klar, verständlich, voll ergreifenden Pathos vor. Messalina ist ihres schwachsinnigen Gatten überdrüssig geworden; mit ihrem Geliebten Gajus Silius plant sie das Verwegenste — eine neue Heirath bei Lebzeiten des Imperators und den Sturz desselben. Silius ergreift mit ehrgeiziger Gier die dargebotene Hand und drängt die leichtsinnige, unbedachte Frau immer näher zum Abgrund. Während Claudius in Ostia weilt, wird die Ehescheidung eingeleitet, das Hochzeitsfest gefeiert, Messalina und Silius bereiten sich vor, die prätorianischen Cohorten zu gewinnen und an ihrer Spitze nach Ostia zu ziehen. Darüber aber ist es der Umgebung des Claudius gelungen, die bei dem Siege Messalina's für ihre Stellungen, ihre Reichthümer, ihr Leben zittert, dem halb blödsinnigen Manne das Todesurtheil Messalina's zu erpressen. Die Schnelligkeit und Gewandtheit des Narcissus erstickt die tolle Verschwörung, ehe sie noch zum Ausbruch gekommen; Messalina flieht aus der Kaiserburg des Palatin nach den Gärten des Lucullus und wird dort, vergebens um ihr Leben flehend, von einem Hauptmann der Prätorianer getödtet. Kein Zweifel, daß neben einer wilden Leidenschaft für Gajus Silius politischer Ehrgeiz die Kaiserin beseelte. Was hat nun Wilbrandt mit diesem Stoffe gemacht? An den Ausgang, den er nicht ändern konnte oder wollte, hat er vier Acte geknüpft, die mit dieser Handlung nicht das Geringste zu thun haben: der Bruch zwischen den vier ersten und dem fünften Aufzuge ist unheilbar. Ich bin sehr bereit, dem Dichter die historische Messalina preiszugeben; aber weder Historie noch Dichtung, sondern nur ein unvermitteltes Nebeneinander:

das geht mir gegen Sinn und Geschmack. Wilbrandt's Idee ist: die höchste Tugend dem frechsten Laster gegenüber zu stellen; die treue Gattin der Ehebrecherin; die kalte Schönheit der sinnlichen, Arria der Messalina. Ein poetischer Gedanke voll dramatischen Lebens, vor dem die historischen Thatsachen kein Recht haben. Wie in Brachvogel's „Narciß" die Gegenüberstellung Rameau's und der Marquise von Pompadour, trotz ihrer historischen Unmöglichkeit, ein genialer Wurf ist, die auch den widerstrebenden Zuschauer anzieht und fesselt, so zeugt die Grundidee Wilbrandt's für seine dichterische Begabung. Und daß der Kampf der beiden Frauen sich um den Sohn der einen entspinnt, den die Mutter rein bewahren, den die Leidenschaft der andern verzehren will, erscheint sowol durch die Neuheit der Erfindung wie durch die Vertiefung der Gegensätze nicht minder ergreifend und bedeutungsvoll. Die Scene des dritten Acts, in der Arria aus ihrem starren Wesen heraus, nicht als Mutter, sondern nur als idealisirte Römerin handelnd, den Sohn auffordert, mit seinem Tode die Schande, eine Nacht Messalina's Geliebter gewesen zu sein, von sich abzuwaschen, gehört zu den erschütterndsten Vorgängen auf der Bühne und hat in ihrer pathetischen Uebertreibung etwas von der Herbheit und Düsterkeit Corneille's. Damit ist freilich das Lob erschöpft. Während in Brachvogel's „Narciß" sich Alles um das Verhältniß Rameau's zur Marquise dreht und die Marquise bei seinem Anblick stirbt, tritt bei Wilbrandt die Geschichte des Marcus nur wie eine Episode trotz ihrer Länge auf. Nicht des Marcus wegen stirbt Messalina, sondern wegen ihrer Heirath mit Silius, von dem wir drei Acte hindurch nichts gehört haben und der im fünften plötzlich wieder herbeigerufen wird, um die Mannstollheit Messalinens, nach dem widerlichen Gebahren bei der Leiche des Marcus, voller zu befriedigen. Ja noch mehr, Arria und Messalina gerathen nicht des Marcus wegen in Todfeindschaft: sie sind erklärte Feindinnen von lange her; in den Widerspruch der Charaktere, welche sich abstoßen, mischen sich politische Motive, die, da sie nicht ausgeführt werden, unverständlich bleiben. Der Dichter, um sich das berühmte Wort „Paete, non dolet!" nicht entgehen zu lassen, tödtet seine Arria nicht an der Bahre des Sohnes, den sie zum Selbstmorde getrieben, er läßt sie gelassen weiter leben, bis Messalina ihr den Tod befiehlt. So ergreifend die Scene zwischen Arria und Marcus im dritten Acte ist, so komisch wirkt der Auftritt, in dem der alte Paetos und Arria sich vor den Augen Messalina's, mitten in der Hochzeitsfeierlichkeit, den Dolch in die Brust stoßen müssen. Der Schrecken schlägt hier in die Lächerlichkeit um. Die in zitternder Brunst rasende Messalina wird plötzlich von der grausamen Tyrannin abgelöst — Lohenstein! sagt man für sich und wendet sich von dem häßlichen Schauspiel angeekelt ab. Sehr wohl war eine Messalina, die in ihrem bacchantischen Genußleben plötzlich, wider den eigenen Willen, von einer reinen Liebesempfindung überrascht oder von einer dämonischen Leidenschaft erfaßt wird und nun, im Widerstreit ihres Wesens und ihrer Stellung zu diesem neuen Gefühl, sich und den Geliebten in das Verderben hinabreißt, auf die Bühne zu bringen — aber nicht die bloße, ungeschminkte Sinnesgier — so unverhüllt, daß die Hauptrolle im Stück nicht Messalina, sondern ihr Ruhebett spielt. Noch dazu ist die Wilbrandt'sche Gestalt darüber zur Carricatur geworden. Nur wenn wir dem Dichter zugeben, daß seine Heldin zwischen dem vierten und dem fünften Acte, über den Tod des Marcus, verrückt geworden ist, besitzt der Ausgang einen Schatten von Wahrscheinlichkeit, und wieder — ist Messalina verrückt, so gehört sie in ein Irrenhaus; das Schwert des Narcissus sühnt keine, mit Bewußtsein begangene Schuld, es zerhaut, weil Tacitus es so will, den Knoten, den der Dichter nicht zu lösen vermochte. In der Dichtung liegen fruchtbare Keime des Drama's und bis zum Ausgang des dritten Acts erwartet der Zuschauer in wachsender Spannung den tragischen Zusammenstoß der beiden Frauen. Wie bitter wird er enttäuscht, wenn er statt dessen die Scene an der Leiche des Marcus sich abspielen sieht! Zwei Frauen, die bei einer Todtenbahre in Wuth gerathen! Wo die entfesselte Sinnlichkeit Messalina's noch mit dem todten schönen Jüngling ihr Liebesspiel treiben, wo die Mutter, ganz Tigerin, der Buhlerin

den Kuß auf die Lippen des Todten nicht gestatten will! Die unglückliche Vermischung von Juvenalischer Frechheit und Taciteischer Tugendstrenge — eine Mischung, in der nach der Natur der Dinge das unlautere Element das lautere unterdrücken mußte — hat den klaren, folgerichtigen Aufbau des Trauerspiels gehindert und allen Figuren einen krankhaften Zug gegeben; sie sehen alle aus, als hätten sie von einem gefährlichen Gifte gekostet und bedürften des Arztes. Von einer lebensvolleren Charakteristik zeigen nur Arria und Messalina einige Spuren, Marcus ist haltungslos und so unselbständig, daß er heute von der einen nach rechts, morgen von der andern nach links gezogen wird. Den übrigen Gestalten, mit Ausnahme des Decius Calpurnianus, in dem der Dichter einen Intriguanten des kaiserlichen Roms im Soldatenkleide mit biderben Geberden und boshaftem Herzen zu schildern versuchte, haftet das Schemenhafte an. Während man zuweilen aus den Reden der Arria Corneille'sche Rhetorik heraushört, im getragenen, breiten Vortrag, besteht Messalina's Rede zur Hälfte aus Ausrufungen, Seufzern, Wuthgeschrei: wie in einer Makart'schen Gestalt die Farbe, so ist bei dieser Messalina der Naturlaut der Sinnlichkeit Alles.

Das Trauerspiel, zum ersten Male im Residenztheater am 22. März, in einer gefälligen und geschmackvollen Einrichtung, aufgeführt, hat eine ungewöhnliche Anziehungskraft bewiesen. Jeden Abend von Neuem füllt sich das Haus mit Schaulustigen. Den besten Theil des Erfolges wird man, ohne dem Dichter Unrecht zu thun und den unwiderstehlichen Zug der Menschen zu aufregenden Schauspielen der Schamlosigkeit gering zu schätzen, der bedeutenden schauspielerischen Leistung der Fr. Charlotte Wolter in der Rolle der Messalina zuschreiben. Das Stück, sagen mir die Verehrer, würde Dir viel weniger unmoralisch erscheinen, wenn Arria von der größeren, Messalina von der zweiten Schauspielerin dargestellt würde. Kaum, denn nicht Arria, sondern Messalina hat des Dichters Liebe, Arria ist das aufgeklebte Tugendschönpflästerchen, Messalina ist das eigentliche Bild, das uns gezeigt werden soll. Auf dem Theater nun gar würde eine geringere Schauspielerin, als Charlotte Wolter, das Trauerspiel in die Posse hinunterziehen; möglich, daß uns dann ein heiteres Gelächter, wie bei einer Operette Offenbach's, von allen moralischen Bedenken befreite. Fr. Charlotte Wolter hat die Rolle der Messalina auf dem Wiener Burgtheater geschaffen und derselben mit seltener Virtuosität einen Schimmer des Lebens und des Wirklichen verliehen. Wir glauben nicht nur an die Möglichkeit dieser Gestalt — was noch mehr ist, sie fügt sich ohne Bruch in unsere Anschauung und Vorstellung der römischen Kaiserzeit; so, wenn wir in der Abenddämmerung auf dem palatinischen Hügel römische Schatten aus der Unterwelt heraufbeschwören, würde die eine und die andere der römischen Kaiserfrauen vor uns erscheinen müssen. Vielleicht nicht Valeria Messalina — denn Fr. Wolter betont das grausame, beinahe furienhafte Wesen, das der Dichter seiner Heldin gibt, stärker, als es für die weichliche, üppige, leicht gerührte Kaiserin paßt — aber immerhin ein römisches vornehmes Weib, in dem die Entartung der Sitten, der Größenwahnsinn und eine tolle Verschwendung und Vergeudung der Welt und des Lebens den typischen Ausdruck gefunden haben. Die Aufgabe reicht nicht aus, den höchsten Maßstab der schauspielerischen Kunst daran zu legen: es ist zu viel des Virtuosenhaften, zu viel Farben- und Tonchaos und zu wenig feste Linie und scharfe Form darin. In diesen Grenzen jedoch erreicht Fr. Wolter in Spiel und Rede, in Blick und Bewegung, gehend wie ruhend, das Vollendete: es ist für das Wesen und für die Grenze ihrer Darstellungskunst bezeichnend, daß Makart sie als Messalina gemalt hat.

Einige Tage früher, am 8. März, hatte Fr. Marie Seebach im Nationaltheater Goethe's „Stella" zum ersten Male aufgeführt. „Stella. Ein Schauspiel für Liebende" stand auf dem Theaterzettel. Mit Unrecht, da uns nicht das Schauspiel für Liebende aus dem Jahre 1774 mit dem glücklichen Ausgange, sondern die spätere Bearbeitung „Stella. Ein Trauerspiel" — mit dem Tode Fernando's und Stella's vorgeführt wurde. Erst neulich haben sich in diesen Blättern zwei Goethe-Forscher über die etwaigen Beziehungen der Dichtung zu dem Leben und dem

Freundeskreise des Dichters in eingehender Weise geäußert.*) Ich glaube, das Richtigste ist, nichts Besonderes und kein Geheimniß in dem Stück zu suchen. Das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, die er beide liebt und dann doch wieder nicht liebt, indem er die erste verläßt, als er die zweite sieht, und von der zweiten sich losreißt, um die erste zu suchen, war ein viel behandeltes sittliches Problem der Zeit. An sich ist es alltäglich und kehrt beständig, bald in komischer, bald in tragischer Form, wieder; im Grunde geht jeder Mann, oft mehr als einmal, durch diese bänglichen und peinlichen Beziehungen. Für Goethe hatte der Vorwurf noch einen gleichsam persönlichen Reiz, in ihm selbst ist vor wie nach der Dichtung „Stella" ein Hinüber und Herüber zwischen zwei Frauen gewesen. Der ganze „Wilhelm Meister" beruht psychologisch darauf, daß Wilhelm sich nicht für eine Frau entscheiden kann. Neu an der Auffassung des Verhältnisses war nur der Schluß, den Goethe in seinem „Schauspiel für Liebende" der Verwickelung gab. Die alte Sage von dem Grafen von Gleichen dünkte den jugendlichen Dichter einer Erneuerung werth und erschien ihm als eine vollgültige Lösung eines in unsern Sitten und gesellschaftlichen Zuständen unlösbaren Conflicts. Cecilie und Stella einigen sich zum gemeinschaftlichen Besitz Fernando's: es ist klar, daß am dritten Tage nach dieser glücklichen Verbindung Fernando beide Frauen verlassen und in Freiheit eine neue Liebe suchen wird. Sein Wesen ist Liebesunersättlichkeit. Bei gereifterer Kenntniß der Welt hat der Dichter denn auch die Unmöglichkeit, vielleicht sogar die Komik dieses Schlusses eingesehen. Mit dem tiefen Gefühl für das Wahre und Sittliche läßt er die beiden Schuldigen, Stella und Fernando, sterben. Von der Bühne herab wirkt dieser Ausgang, so herb er ist, wie eine Befreiung; von einem schweren schwülen Luftdruck erlöst, athmen wir bei dem Pistolenschusse auf; wieder fühlen wir festen Boden unter den Füßen und schweben nicht mehr, hin und her von launischen Winden geworfen, über der Erde. Mancherlei Gründe hat man zur Vertheidigung des „Schauspieles für Liebende" angeführt; warum nicht? Ein Aesthetiker ist noch weniger um Gründe verlegen, als ein Advocat. Aber der Unbefangene sagt sich: zugegeben, daß die christlich-germanische Ehe einen sehr relativen Werth hat, daß ein Mann, ohne die ideale Sittlichkeit zu verletzen, zwei Frauen besitzen, lieben und von ihnen geliebt werden kann — wozu in diesem Falle der ganze Lärm? Sind wir Mormonen, warum zerrauft sich Fernando das Haar? Warum, bei der neuen Offenbarung der Heiligen, heirathet er nicht noch eine dritte Frau? Einen wohlthuenden oder einen erschütternden Eindruck wird „Stella" auf der Bühne weder in der ersten noch in der zweiten Bearbeitung machen. Der große Name Goethe's bändigt das natürliche Empfinden des Publicums; es erträgt diese Ueberschwänglichkeiten der Gefühlsseligkeit, die durchaus lyrischer Natur ist, weil sie von einem Genius herrühren, aber es leidet unter der Peinlichkeit der hochgespannten Situation. Und diese Peinlichkeit verstärkt sich noch für uns, da für unsern realistischen Sinn die Lebensbedingungen, in und unter denen Fernando und die beiden Frauen stehen, in ihrer flüchtigen Andeutung unklar und unverständlich bleiben. Das Ganze bewegt sich im Traumhaften, die Formen verschwimmen, wie die Worte sich im Stammeln des Gefühls verlieren. Ueber die Wirkung eines eigenthümlichen theatralischen Versuchs, einer literarischen Merkwürdigkeit kommt die Darstellung nicht hinaus. Nicht sowol der lange Zeitraum von hundert Jahren, der zwischen der Entstehung der Dichtung und dem heutigen Tage liegt, als das Bedenkliche des Inhalts und die geringe dramatische Spannung hindern den Zuschauern den vollen unmittelbaren Genuß. Von einer dauernden Einfügung der „Stella" in das Repertoire kann nicht die Rede sein; bei seinem seltenen Erscheinen übt das Stück eine Weile den Reiz der Neuheit aus: tiefere Bedeutung und höheren Werth hat es für die Bühne nicht. Dieser Reiz steigert sich, wenn eine Schauspielerin wie Marie Seebach die Darstellung der weiblichen Hauptperson über-

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Juliheft 1875, p. 78 ff.: „Zu Goethe's Stella" von L. Urlichs, und Januarheft 1876: „Bemerkungen über Goethe's Stella" von Wilhelm Scherer.

nimmt. Es ist erstaunlich, mit welcher Lebenswahrheit, mit welcher Fülle seiner Züge die große Künstlerin eine Gestalt ausstattet, die wie Stella vor Allem Jugend von ihrer Darstellerin zu fordern scheint. Marie Seebach weiß den Zuschauer durch die Leidenschaft ihres Spiels und das Empfindsame, das ihre Erscheinung wie ein eigener Luftstrom umfließt, in eine idealische Stimmung zu erheben, in der das Körperliche fast verschwindet und nur die liebende, gerührte, aufgeregte, verzweifelnde Seele zu einer andern, mitleiderfüllten, athemlos lauschenden Seele redet. Gegenüber dem brennenden Colorit, in das Charlotte Wolter ihre Messalina taucht, ist es die Anmuth und zarte Empfindung, die Weichheit der Linien, der edle und keusche Zug, der die Stella der Marie Seebach auszeichnet. Nicht allein die Verschiedenheit der Rollen, auch die Verschiedenheit der Begabung und des Temperaments der beiden Künstlerinnen offenbart sich in fesselnder Weise; wie Marie Seebach ihr überschwänglich idealistisches Gefühl in Stella ausathmet, so tobt sich der leidenschaftlich bacchantische Zug in dem Talent der Charlotte Wolter in der Messalina aus.

Der Zufall hat es so gefügt, daß zu derselben Zeit mit ihnen auf der Hofbühne Frl. Clara Ziegler gastirt. Aber dieser Zufall läßt die letztere darum noch nicht mit den beiden ersten in dieselbe Linie treten. Frl. Ziegler ist eine mittelmäßige Schauspielerin mit ungewöhnlichen Mitteln. Ihre Erscheinung und ihr Organ, nicht ihr Herz oder ihre Phantasie machen sie zur Heroine. Das Seelenlose waltet in ihrer Darstellung vor, das naturalistisch Gewaltsame und das Deklamatorische. Nicht ohne Virtuosität behandelt die Künstlerin den sprachlichen Theil ihrer Rollen; wie ein geschickter — mehr noch, wie ein talentvoller Spieler mit den Saiten des Claviers, weiß sie mit den dramatischen Versen umzugehen; im eigentlichsten Sinne des Worts malt sie in Tönen. Den Charakter, den sie darzustellen hat, deutet sie nur in Umrissen an; daher kommt es, daß sich in gewissen Scenen ihre Gestalten zum Verwechseln ähnlich sehen. Wenn Medea im Ausgang des Stücks dem Jason die lange Bußpredigt hält; wenn Isabella zu den Aeltesten von Messina redet, oder Judith, ehe sie dem Holofernes den Kopf abhaut, in einem Monologe sich Muth und Stärke zu gewinnen sucht, machen nur die verschiedenen Gewänder einen Unterschied. Für ein naives Publikum indessen genügt der voll angeschlagene, pathetische Ton, die mächtige, jeder Modulation fähige Stimme, die ihm die Worte des Dichters klar und bestimmt zuträgt, die große Geberde, der Gang wie auf Kothurnen, um ihm den Eindruck des Heroischen und Tragischen zu gewähren. Wie von den Eumeniden, sagt er sich von den Heroinen der Künstlerin die Schiller'schen Verse: „Es steigt das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinaus" — und vermuthet, in verzeihlicher Täuschung, in der großartigen Erscheinung eine große Kunst. Dem Gastspiel der Künstlerin verdanken wir eine Wiederbelebung der Hebbel'schen „Judith" auf der Hofbühne; sie ging unter großer Theilnahme und lautem Beifall eines zahlreichen Publicums am 6. April in Scene. Friedrich Hebbel hat das Trauerspiel im Jahre 1840 gedichtet, im Jahre 1841 ist es gedruckt, als Trauerspiel in drei Aufzügen, erschienen. Ganz aus seinem autodidaktischen Hochmuth heraus, in der Ueberfülle einer genialischen Natur, der aber die Grazie und das Maß des Schönen, seltene Augenblicke des Glücks ausgenommen, immer versagt geblieben sind, hat Hebbel die altjüdische patriotische und religiöse Sage zum Vorwurf für ein psychologisches Problem herabgedrückt; mit einer unvergleichlichen Naivetät gesteht er, daß ihn die historische Thatsache durchaus gleichgültig gelassen habe. Dennoch hütet er sich wohl, die Umstände, die sie begleiten, den Beleuchtungston der Erzählung — den Gegensatz der Juden zu den Assyrern, Jehovah's zu Baal's — zu ändern; nur die Hauptfiguren verwandelt er: aus Holofernes wird ein Kraftmensch, der Mann an und für sich, aus Judith die unverstandene Frau der Georges Sand. Der Schwulst und die Tollheit in den Reden des Holofernes, der zuweilen etwas von einem berauschten Hanswurst hat, findet in der widerlichen Neigung, die Judith zu ihm faßt, denn für den einzigen Mann gehört das einzige Weib, sein Gleichgewicht. Inmitten dieses Wortschwalls und dieser Verzerrungen bricht hier und dort ein glänzendes Licht, ein Strahl

der Schönheit durch. Die Volksscene des dritten Acts ist ebenso großartig wie die Erzählung der Judith von ihrer Brautnacht ergreifend, die erste von einem fortreißenden Schwunge erfüllt, die zweite von einem mystischen Schauer durchweht. Geht man in die Gedanken des Dichters ein und versöhnt sich mit seiner Auffassung der Heldin, so wird man auch in dem Gespräch zwischen Judith und Mirza, ihrer Magd, ehe sie ihre grause That vollführt, einen genialischen Hauch spüren, der den Leser eigenthümlich, fast dämonisch umwittert. In den vierziger Jahren war es unmöglich, die Judith, wie sie der Dichter gewollt, auf die Bühne zu bringen, auch jetzt in freieren Tagen, trotz der stark ausgeprägten naturalistischen Weltanschauung der Jetztlebenden, würden einige Milderungen und Umänderungen im fünften Act ohne Zweifel nöthig sein; Hebbel hat sich damals entschlossen, sein Trauerspiel für die Bühne „einzurichten". Das Geschlechtsmotiv, das Judith zur That antreibt, hat dem religiösen und patriotischen Motiv der Sage weichen müssen; die Judith der Dichtung ist ein beleidigtes, geschändetes Weib, die der Bühne eine begeisterte Prophetin. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß eine solche Umwandlung der Heldin das Stück, wie es war, vernichtete; Hebbel aber hat die drei ersten Acte in ihrer ursprünglichen Form gelassen und es dem Leser anheimgegeben, sich mit der Heldin nach Belieben zurecht zu finden. Die Brunhild des zweiten Acts, die ihren Siegfried sucht, erscheint im fünften Act als Deborah der jüdischen Sage. Damit verzerrt sich Alles in eine gewisse grause Komik oder in ein groteskes Grausen. Man steht einem Ungeheuer gegenüber — einem Ungeheuer auf den Stelzen ellenhoher Phrasen, die keinen tieferen Sinn haben, dafür aber einen desto betäubenderen Lärm machen. Als das Erstlingswerk eines großen Dichters, das bei all' seinen Fehlern doch immer der Wurf eines Löwen ist, sollte das Stück nicht ganz von einer Bühne ersten Ranges verschwinden; das seltsam Unheimliche der Erscheinung versöhnt mit dem bänglichen Eindruck, den wir empfangen; manche Stellen der Dante'schen Hölle, das Weltgericht Michel Angelo's üben auf mich auch keinen andern, als solch' einen befremdlichen Eindruck aus. Frl. Ziegler betont in ihrer Darstellung der Judith, in richtiger Erkenntniß ihres Talents, einzig die heroische Seite der Gestalt und die Bühneneinrichtung kömmt ihr dabei auf halbem Wege entgegen. Nicht das Weib, nur die „übermenschliche" Heldin redet aus ihr; der Sinn der Erzählung im zweiten Act ist ihr verborgen geblieben — übrigens kein Unglück, da ja auch die Judith der Bühneneinrichtung diese lästige Erinnerung im fünften Acte vergessen hat. Der Holofernes des Hrn. Berndal blieb in dem Prahler stecken, er arbeitete sich aus dem Wortschwall nicht zu einer individuellen Persönlichkeit heraus: das ist kein Tadel; warum gibt man dem verständigsten Schauspieler der Hofbühne die unverständigste Figur zu spielen?

Von der Thätigkeit des Hoftheaters ist in dem Zeitraum vom 12. Februar bis zum 12. April außer der Neu-Einstudirung der „Judith" nur noch die des „Coriolan" von Shakespeare zu erwähnen. Die Bearbeitung Wilhelm Oechelhäuser's hat die Schwierigkeit, welche die Aufführung dieses Drama's der modernen Decorationsbühne darbietet, nicht ganz überwunden; im ersten wie im fünften Acte ist das unruhige Hin und Her des Originals, sind die Verwandlungen, die beständig, oft dreimal in einer Viertelstunde, sich vollziehen, geblieben; die Kämpfe gruppiren sich nicht übersichtlich, sondern verlaufen wirr in und durch einander. Aber die Bearbeitung hütet sich doch vor den argen Verstößen, welche die Oechelhäuser'sche Bühneneinrichtung des „Hamlet", „Macbeth" und „Was Ihr wollt" entstellen; sie ist im Ganzen verständig und annehmbar. In der Darstellung — die erste fand am 24. März statt — zeichneten sich besonders die Volksscenen aus; sowohl die einzelnen Figuren wie der Chorus waren trefflich gestimmt und es gab einen guten Zusammenklang. Der Ausstattung läßt sich ein stilvoller Charakter nachrühmen. Leider genügten die Darsteller der beiden Hauptfiguren, Hr. Ludwig als Coriolan und Frl. Stollberg als Volumnia, nur annähernd ihren schwierigen Aufgaben. Was die Hofbühne sonst noch in diesen zwei Monaten bot: Neue Einstudirungen der Familiengemälde „Rose und Rös-

chen" von Charlotte Birch-Pfeiffer; „Hermann und Dorothea" von Carl Töpfer, die beiden einactigen Plaudereien „Maidenspeech" von Grünstein und „Im Alter" von Octave Feuillet, in der Uebertragung von Bauernfeld, gehören zu dem Alltagsverbrauch der Bühne und entziehen sich an dieser Stelle der Betrachtung.

Wahrhaft Neues hat uns wieder nur die französische Bühne geboten; denn Wilbrandt's „Arria und Messalina" ist vor anderthalb Jahren schon auf der Bühne des Wiener Burgtheaters erschienen und Goethe's „Stella" ist in Weimar längst dem stehenden Repertoire eingefügt. Wollten doch die Herren Theaterreformer, die jetzt in allen Tonarten die Staatshilfe in Anspruch nehmen, diesen einen Alles entscheidenden Punkt in's Auge fassen: daß die deutsche dramatische Production nicht im Stande ist, die Bühnen mit Neuigkeiten zu versorgen; daß wir fortwährend Anleihen bei den Franzosen machen müssen, und daß, was viel trauriger ist, die deutschen Dramatiker in der Schilderung des modernen Lebens so weit hinter den französischen Theaterdichtern zurückstehen. Am 19. Februar führte das Residenztheater eine dreiactige Komödie von Theodor Barrière auf „Der neueste Scandal". Ein mittelmäßiges Stück, das namentlich dadurch fehlt und einen novellistischen Charakter erhält, daß zwischen dem ersten und zweiten Act ein Zeitraum von mehreren Monaten und die Heirath der Heldin liegt. Und trotzdem, welche feine und geistreiche Wiederspiegelung des modernen Salonlebens! Welche Schärfe der Beobachtung, welche Wahrheit in der Ausführung! Im Grunde hat das Stück nur eine Scene: wie entsteht die Verläumdung? wie wächst sie? wie wird eine unbedeutende Thatsache, der Sprung eines Mannes von einem Balkon, falsch aufgefaßt, falsch gedeutet, zu einer Scandalgeschichte für die ganze Stadt? Ein Graf de la Fresnay verliebt sich in die Vorleserin einer vornehmen Dame und heirathet sie. Auf das Empfindlichste verletzt er dadurch eine frühere Geliebte, die sich an der glücklichen Nebenbuhlerin grausam zu rächen beschließt. Der Zufall führt ihr einen jungen harmlosen Menschen entgegen, der seiner Zeit ebenfalls um die schöne Vorleserin warb und einen Korb erhielt. Er erscheint der klugen Frau für einen verliebten Thoren außerordentlich heiter und vergnügt. Unversehens ist er in die Schlinge des verschlagenen Weibes gefallen. Er gesteht ihr, daß er ein Liebesabenteuer der Vorleserin mit einem Andern belauscht habe; als Seladon im Mondschein unter ihrem Balkon seufzend, hat er einen Mann von ihrem Balkon herabspringen sehen. „Sie haben ihn erkannt?" „Natürlich, es war hell genug." „Nun, sie ist jetzt verheirathet." „Ah, mit dem Baron Strade? Das ist edel von ihm." Der Scandal ist da. Damit scheint freilich auch die Kraft des Dichters sich erschöpft zu haben; wie der erste Act dazu dient, dem Publicum die Thatsache vorzuführen, die nachher als Verläumdung auf das Haupt der unschuldigen Julie zurückfällt, löst der letzte die Verwickelung, indem die Schuldigen, der Baron Strade und die Marquise Lipari, halb entdeckt werden, halb sich selbst anklagen. Der Reiz des Ganzen beruht in der Schilderung des Salons, so in seinen Licht- wie in seinen Schattenseiten. Eine Fülle feingezeichneter Figuren beleben die Scene und die Gewandtheit und Frische des Dialogs hilft uns über die Umständlichkeit des ersten und den Wirrwarr des letzten Actes hinweg. Mir wird man keine Vorliebe für das französische Ehebruchsdrama nachsagen; der Grund, auf dem das Bild gestickt ist, hat bedenkliche Brüche — aber mit welcher Kunst ist das Gewebe gefertigt, welche Lebenswahrheit durchdringt gleichsam das Gemälde! Eine vortreffliche Darstellung, in der Frl. Mathilde Ramm in der Rolle der Julie eben so sehr durch die Anmuth wie das Feuer ihres Spiels hervorragte, verhalf dem Stück auf dem Residenztheater zu einem großen Erfolge.

Um so weniger haben die Schauspieler des Wallner-Theaters am 8. April für „Die Danischeff's" gethan. Es fällt mir nicht ein, diesen wackern Künstlern, deren Lorbern — wenn es Lorbern sind — auf einem ganz andern Gebiete blühen, die kalte Aufnahme zuschreiben zu wollen, welche dieses Stück gefunden hat. Paris hat eine Weile für dies Erstlingswerk eines jungen Russen, Pierre Nevsky,

geschwärmt. Pierre Nevsky soll nur ein vorgeschobener Name sein, eine vornehme Persönlichkeit sich dahinter verbergen; überdies soll Alexandre Dumas seine Hand im Spiele gehabt haben und die Feinschmecker wollen aus dem stark gepfefferten Ragout die Ingredienzen herausschmecken, die er hinzu gethan hat. Ich begreife, daß die Franzosen sich für das Schauspiel begeistern, spielt doch ein Franzose, Herr Roger de Taldé, natürlich Gesandtschafts-Attaché, der Dichter konnte ihn doch nicht zum Koch oder zum Friseur machen, eine vortreffliche Rolle darin. Er erzählt unter Anderm — er erzählt nämlich immer — eine Jagdgeschichte, wie ein edelmüthiger Russe — alle Russen sind tapfer und edelmüthig — ihn aus der tödtlichen Umarmung eines Bären gerettet hat. Die Pariser verstanden sogleich die tiefere Bedeutung dieser Stelle: der Bär war Deutschland, der Russe Rußland, die Hilfe, die er mit einem wohlgezielten Schusse dem bedrängten Franzosen leistete, spielte auf ein politisches Bündniß beider Länder und Völker an. Schwerfälligen Geistes, wie wir sind, nahmen wir die Anekdote gelassen auf und — die Klügeren unter uns zuckten die Achseln: Münchhausen! „Die Danischeff's" spielen vor fünfundzwanzig Jahren, vor der Aufhebung der Leibeigenschaft; insofern war es thöricht, daß die Damen in der jetzt herrschenden Tracht erschienen, ebenso wie das Ansehen eines französischen Gesandtschafts-Attaché's damals in der vornehmen russischen Gesellschaft auf schwachen Füßen stand. Jeder weiß, mit welchem Hasse Kaiser Nikolaus die Republik von 1848 und den dritten Napoleon verfolgte. Die Handlung des Schauspiels ist durchaus novellistischer Natur. Der letzte Graf Danischeff liebt eine Leibeigene, die seine Mutter wie ihre Tochter hat erziehen lassen; als der Sohn ihr unvorsichtig seine Neigung zu Anna gesteht, ist die stolze, tyrannische Frau, die durchaus den Ton und die Haltung der Komödiengräfinnen des Faubourg St. Germain hat, zu einer Ungeheuerlichkeit entschlossen. Sie schickt den Sohn unmittelbar nach seinem Geständniß auf Reisen, nach Moskau, und verheirathet die Leibeigene mit ihrem Kutscher Ossip, dem sie zum Lohn dafür einen Freibrief ausstellt. Lange kann ihr unheimliches Auskunftsmittel nicht verborgen bleiben; ich vermuthe sogar, daß uns der Dichter auf Kosten der Gesetze seines Vaterlandes ein Taschenspielerkunststück vorgaukelt. Zugegeben, daß solche Zwangsehen stattfinden konnten, so wird doch wol die Zustimmung des Grundherrn dazu nothwendig gewesen sein, und das ist in allen Ländern der Welt der Sohn, und nicht die Mutter. Wie dem auch sei, auf einer Soirée im Hause des Fürsten Walanoff erfährt der Sohn von dem vielgewandten Ulysses-Taldé den Schurkenstreich seiner Mutter. Eine heftige, dramatisch ergreifende Scene zwischen Mutter und Sohn bereitet uns auf den besten Act des Stückes, den dritten, vor. Wir sind in der Wohnung Ossip's. Für einen Kutscher wohnt er behaglich genug, es fehlt weder ein Klavier noch der Samovar von hellpolirtem Messing. Ossip ist eine ätherische Natur, er redet wie ein Buch, halb Naturdichter, halb Priester. Er liebt Anna schwärmerisch, aber da sie ihn nicht wieder liebt, ist er zu stolz, von seinen Rechten Gebrauch zu machen, er hält Anna wie seine Schwester, nicht wie seine Frau. Viel einfacher und russischer wäre es gewesen, Ossip zum Mitglied einer jener düstern Secten zu machen, die in Ehelosigkeit leben, obgleich sie, um der Polizei nicht aufzufallen, sich verheirathen: Dixon weiß genug von ihnen zu erzählen. Dem wüthend hereinstürmenden Grafen, der die Peitsche in der Hand zum Schlage erhoben hat, stellt sich Ossip mit männlicher Ruhe entgegen. Am Ende der Unterredung stürzt der junge Graf beschämt an die Brust des wunderlichen Heiligen im Kutscherrock. Der Frau Mutter, die sich abermals im echten Komödienstil, noch dazu als Horcherin an der Thür einer Bedientenstube, unnütz macht, liest der Priesterkutscher derb den Text und weist sie endlich aus dem Tempel, in dem seine „Lilienblüthe" Anna wohnt. Theatralisch ein vortrefflicher Act, in rascher Steigerung der Effecte, die uns einen Augenblick die Unnatur und Unwahrheit der Grundlage des Ganzen vergessen lassen. Der Mangel der dramatischen Composition tritt dagegen auffällig im vierten Aufzuge zu Tage. In dem Zwischenact ist eine Wandlung im Charakter der Gräfin vorgegangen, die nur erklärlich wird, wenn wir nicht einen tragischen, sondern einen bornirten

Stolz als den Grundzug ihres Wesens annehmen. Weil die Trennung der Ehe Ossip's und Anna's auf Schwierigkeiten stößt, die ihren Hochmuth verletzen, ist sie jetzt eben so Feuer und Flamme für die Verbindung ihres Sohnes mit der ehemaligen Leibeigenen, wie sie früher dawider war. Zum Glück hält die Entsagungsfähigkeit Ossip's bis zu Ende Stand; er hat einen Ukas des Czaren erlangt, der seine Ehe trennt, unter der Bedingung, daß er Mönch wird. Morgen geht er in's Kloster und die beiden Liebenden können als glücklich Neuvermählte ihre Hochzeitsreise nach Paris antreten, zum Aerger der Prinzessin Lydia, deren Ränke damit zu Schanden geworden sind. Im „Tagebuch eines Jägers", als ethnographische Novelle, dürfte der Gegenstand sich nicht übel ausnehmen; auf einer deutschen Bühne erscheint er zur Hälfte veraltet, zur Hälfte als ein dritter Theater-Aufguß. Als ob wir nicht Raupach's „Isidor und Olga", und Wolfsohn's „Nur eine Seele" hätten, in der die tragischen Conflicte, zu denen eine Einrichtung wie die Leibeigenschaft mit Nothwendigkeit führt, mit einer Wahrheit und in einer Tiefe zum Austrag gebracht sind, von denen Pierre Nevsky sich nichts träumen läßt! Dieser hochgebildete Kutscher, der über moderne Musik spricht und Herzen's Journale gelesen hat; diese polternde Gräfin und dieser Alles besser wissende Springinsfeld, Monsieur Roger de Taldé, sind gemalte Puppen neben den Figuren Wolfsohn's, neben dem Ossip Raupach's. Die Wunden, welche die Leibeigenschaft schlug, konnten wahrlich nicht mit Rosen- und Lavendelöl geheilt und ihre Narben mit einer Toilettenschminke beseitigt werden. Auch nicht, wenn dieses Oel und diese Schminke aus der Fabrik des jüngeren Dumas stammen. Neben dem dritten Act sind es besonders einige charakteristische Figuren, wie der frühere leibeigene Millionär Zakaroff, der Fürst Walanoff, die Prinzessin Lydia, die für das Talent des Verfassers sprechen. Dem Ganzen gebricht es an Tiefe und Wahrheit, für uns Deutsche an Neuheit, die Possen-Musikanten des Wallner-Theaters drückten es nun vollends in eine tragikomische Spießbürgerlichkeit hinab.

Karl Frenzel.

„Tristan und Isolde" in Berlin.

April, 1876.

Ich habe einen alten und einen jungen Freund, die ein paar köstliche Extreme sind. Der Eine behauptet, alle Dinge, die genießbar sein sollen, müßten abgelagert sein, der Andere meint umgekehrt: je frischer eine Sache, desto reizvoller wäre sie. Ihren wunderlichen Streit übertrugen sie — Liebe, Blumen und Austern ausgenommen — nicht nur auf alles Lebendige, sondern auch auf die Kunst. Ein Gemälde, eine Musik, behauptete der alte, müßte den „verschönernden Rost der Jahrhunderte" tragen, um recht genossen zu werden. Den jungen störte nicht der frischeste Firniß auf einem Gemälde; eine Partitur, auf der noch der Streusand klebte, war ihm gerade recht. Ueberzeugungen brauchen keine Steuern zu zahlen. Sie gedeihen in einer außerstaatlichen Atmosphäre, leben eigentlich von der Luft, und um so kräftiger, je mehr sie Gelegenheit finden, sich im Kampf zu härten. Etwas Willkürliches oder doch Räthselhaftes ist ihnen angeboren. Sie theilen das Schicksal geistreicher und neuer Ideen: von irgend einer Seite werden sie anfechtbar bleiben.

Beiden Leuten war das für ihr persönliches Verhältniß kritische Schicksal beschieden, noch Wagner'sche Musik zu erleben. Ich habe von ihnen viel gelernt und erfahren, wenn irgendwo die Wahrheit in der Mitte zu suchen ist, so hier. Ich fand meinen alten Freund in seiner bis zur Erbitterung gehenden Ablehnung eben so fragwürdig, wie meinen jungen Gefährten, dem schon das Revolutionäre und Aufregende in Wagner alles Gleichgewicht raubte. Jener achtete nur ein Empfinden, das durch Epheu und Moos ehrwürdig geworden war: dieser war auf dem besten Wege, alle Dinge nur nach ihrer Explosionsfähigkeit zu bemessen. Es ist natürlich, sich in solchen Fällen in der Schwebe zu halten, „vom Steine hier, vom Sturze da die Räder weg-

zulenken". Ein novellistischer Zufall wollte, daß ich mich zwischen beiden Antipoden im Theater befand, als der „Tristan" in Berlin über die Bretter ging.

Ich muß hier, obwol mit dem klaren Bewußtsein, daß die Gegensätze so viel interessanter sind, als die kühle Mitte, einige Betrachtungen einschieben, welchen selbst jene hartnäckigen Gegenfüßler einiges Gehör schenkten.

Es gibt auch für künstlerische Erscheinungen ein ethnographisches Gesetz, welches sie unter den Bann einer bestimmten Zone stellt, unnatürliche und klimatenfremde Verpflanzung mit Verkümmerung straft. Kann man sich ohne klimatischen Schauer den Faust auf einer sicilianischen, oder die Iphigenie auf einer irischen Bühne denken? Jedes Kunstwerk ist in eine bestimmte Atmosphäre hinein componirt; sie bedarf ihrer als einer wohlberechneten Strahlenbrechung. Es ist nicht gleichgültig, ob märkische oder griechische Sonne pentelischen Marmor beleuchtet. Die Musik scheint auf den ersten Blick von diesem Gesetz der Zone, wenn nicht ausgenommen, so doch weniger berührt zu sein. Sie ist eine Peripatetikerin, eine unendlich bewegte, wandernde Kunst. Wir Deutschen namentlich sind sehr geneigt, das Staël'sche „Le génie n'a point de sexe" dahin auszudehnen, daß das Genie auch keine Zone habe. Wie sich aber viele Pflanzen nicht in jedes Klima versetzen lassen, schon weil sie lächerlich erscheinen würden — man denke sich eine Orange im Grunewald — so gibt es auch einzelne Kunstwerke, die durch Localfarbe oder Eigenart jede, oder doch manche Uebertragung ausschließen. Ist Wagner nun unter den Musikern schon ein von der Parteien Haß und Gunst hinreichend entstelltes Unicum, so ist es wiederum der „Tristan" unter seinen Partituren. Und dieses fieberglühende Stück, in welchem jeder Blutstropfen bis zur Siedhitze destillirt wird, diese Tragödie der Elixirliebe, in Berlin, wo keine Liebe des Elixirs bedarf! Diese Tragödie in Berlin, wo ein kaustisches Epigramm über das Schicksal von Menschen und Dingen entscheidet, wo Alles, was sich eine Blöße gibt, unrettbar verfallen ist! Und „Tristan" ist die in Musik gesetzte Blöße, die bacchantisch einherschreitende Naturgewalt, welche mit aller Convenienz gebrochen hat. Ja man darf es aussprechen: diese Partitur ist mehr als nackt. Die zuckenden Nerven und Muskeln bloß zu legen, wird zu einer Marsyasprocedur geschritten, bei der man glücklicher Weise immer wieder die Hand Apollo's fühlt.

Meine Freunde haben mir an jenem Abend klar gemacht, daß man diesem Werke gegenüber am besten thäte, auf alle Kritik zu verzichten, sich einfach dafür oder dawider zu erklären. Man fragt sich ermattend, was alle unsere Kunstgesetze noch bedeuten, wenn die schroffste Verletzung derselben, ja mehr noch, ein souveränes Spiel mit ihnen, solche dämonischen Wirkungen hervorbringen kann. Und diese Wirkungen sind da, nicht nur bei meinem Nachbar zur Linken und bei mir, sondern bei sehr vielen erregbaren Naturen. Eine Bedingung gehört in erster Reihe dazu: man darf kein Philister sein; man muß unter Umständen auch einen Rausch gelten lassen. Ich habe guten Grund zu glauben, daß Wagner selbst über die Ausnahmestellung seiner Oper nicht ohne Einsicht ist. Ein viel genannter Musiker erzählte mir, daß, als er vor Jahren große Bedenken über den „Tristan" gegen Wagner geäußert, dieser ihm erwidert hätte: „Ich konnte die Oper damals nicht anders schreiben". Darin liegt unbedingt Eins ausgesprochen: daß diese Partitur unter dem Druck einer unwiderstehlichen, halb unbewußten inneren Einwirkung geschrieben ist. Verglichen mit „Lohengrin" und „Walküre" erscheint „Tristan" in der That als kritiklose Emanation einer durch den gefährlichsten Stoff wild aufgeregten Naturkraft, welche ihre Polarität verloren hat. Das Improvisationsvermögen, welches darin steckt, ist nicht frei von Somnambulismus. Es nachtwandelt mit unheimlicher Sicherheit über die Firsten all' unserer bisherigen dramatischen Erkenntniß hinweg. Es tummelt sich in einem Nervenfasching, in einer fieberhaften Tonlust, welche mit Tonica und Dominante jeden Zusammenhang verloren hat und sich in der wilden Brandung der Willkür mit einer staunenswerthen Sicherheit zurecht findet. Der „Tristan" ist eine psychologische Polterkammer, eine Wolfsschlucht der Liebe, in der die Schauder sich etappenmäßig ablösen. Aber er ist genial bis in die Fingerspitzen, und wenn Isolde

im zweiten Act ihren Geliebten erwartet, wenn das Orchester in tausend Pulsen pocht und jeder Liebesnerv zu klingendem Ton wird, so bin ich nicht mehr der Mensch, der ich das ganze Jahr über bin, ein moralisch und künstlerisch definirbares Subject: ich bin Wagnerianer. Es gibt im Leben so manche Veränderungen; man wechselt die Hausnummer, die Stadt, das Land. Solche Unterbrechung meines täglichen und wöchentlichen Kunstverstandes ist mir der „Tristan". Ich wechsle in ihm nicht nur meine Hausnummer, sondern Stadt und Land meines künstlerischen Glaubens. Der „Tristan" rüttelt alle Begriffe durcheinander, er erschüttert, was sich von Selbstgefälligkeit und kritischem Dünkel, von eingebildeter Reife und verblendeter Untrüglichkeit in uns angesammelt, so gründlich, daß jeder ehrliche Kopf durch sein Studium nur gewinnen kann.

Es kommt hier noch eine andere Erwägung hinzu. Das Abnorme ist entweder abgeschmackt, oder es schafft neue Grenzen des Erlaubten. Erinnern wir uns der Eindrücke, welche manche ungeheure Erscheinungen in uns hervorriefen, für die in unserem Kunstdenken zunächst kein Raum war, für die nichts sprach als das Factum ihres Daseins und ihrer erlauchten Herkunft, die brutale, wenn nicht die brutalste Form der Möglichkeit also. Erinnern wir uns des grenzenlosen Aufruhrs, der Rathlosigkeit, in die uns einst das Finale der neunten Sinfonie, das jüngste Gericht M. Angelo's versetzt hat. Es handelte sich um nichts Geringeres als um eine muthige Umbildung unseres gesammten Kunstdenkens; denn dunkel fühlten wir, einer Macht gegenüberzustehen, die mehr bedeutete als alles Das, was sie einzuordnen und zu fassen nicht verstand. Solche Werke haben etwas von dem Licht des Blitzes in sich: es liegt in ihnen ein wild dreinfahrendes Erleuchten, ein elektrisches Erfassen von noch unberührten Kräften, welches mit fast überirdischer Bestimmtheit unser Verhältniß zu ihnen regelt. Ich sage nicht, daß der „Tristan" der neunten Sinfonie oder dem jüngsten Gericht M. Angelo's gleich sei. Aber etwas von der befremdenden, alle Gewohnheiten unsers künstlerischen Denkens umstoßenden Kraft besitzt er sicherlich. Jeder Knabe kann an ihm nachweisen, wie ungeheuerlich, rücksichtslos, auflehnend gegen Alles, was uns bisher als Dogma erschien, er ist; aber nur ein Genie konnte ihn schreiben, und ganze Geschlechter von Capellmeistern mit aufgelöster Septime und aufsteigendem Leiteton werden nicht einen Tact dieser Partitur hervorbringen.

Da manche Leser sich vielleicht meiner ausführlichen Besprechung der Oper im ersten Hefte dieser Zeitschrift*) erinnern, so beschränke ich mich auf einige Nachträge. Eine strenge Recapitulation meiner Eindrücke aus den Vorstellungen in Weimar hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß sich die Empfindlichkeit für die Schönheiten und Fehler dieser seltsamsten aller Opern zwar steigern kann; daß das Gewichtsverhältniß zwischen diesen aber im Wesentlichen als dasselbe erscheint. Der größte Fehler der Oper ist die Maßlosigkeit in den Zeitverhältnissen, von der man nicht weiß, ob sie der Herausforderung oder der Bewußtlosigkeit zuzuschreiben ist. Ich glaube das letztere. Während das Orchester, die leidenschaftlichsten Höhepunkte abgerechnet, eigentlich im Charakter der feinsten Kammermusik gehalten ist, und sich von tellurischen Einflüssen, wie sie im „Tannhäuser" und im „Lohengrin" an der Tagesordnung sind, frei hält, wird der Mangel an Längensinn im „Tristan" geradezu zur Calamität. Nach meiner vollen Ueberzeugung könnte „Tristan" im Wagnerrepertoire die Rolle der „Meistersinger" spielen, wenn es möglich wäre, sämmtliche Scenen auf zwei Dritttheil ihrer Länge zu reduciren. Aber nicht der Rothstift, nur das Schwert kann hier helfen. Wagner hatte einige Kürzungen, namentlich im Duett des zweiten Actes, vorgenommen, war aber in seiner ungewohnten Selbstverleugnung auf halbem Wege stehn geblieben. Namentlich in der schlimmsten Scene, der Ueberraschung der Liebenden durch König Marke, war fast nichts gethan. In dieser Scene

*) Octoberheft der „Deutschen Rundschau", 1874, S. 157 ff., „Tristan und Isolde, Oper von Richard Wagner. Aufführungen in Weimar am 14., 17. und 21. Juni 1874."

wird Jeder mit Recht fragen, ob Wagner noch zu den dramatischen Köpfen zu zählen ist. Marke, eine Art sanftmüthiger vortragender Rathsnatur, die in einem Civilcabinet unschätzbar sein würde, wird an dieser Stelle zum unerträglichsten Reporter seines eigenen Schicksals. Tristan, ein überhaupt ganz passiver Held, welcher nichts thut, als im ersten Act einen Trunk, um sich darauf im zweiten ertappen zu lassen, und im dritten den Verband von seiner Wunde zu reißen, läßt die einzige Gelegenheit, sich wie ein Edelmann zu benehmen, unbenützt vorübergehen; denn daß er sich schließlich gegen Melot vertheidigt, und noch dazu schlecht vertheidigt, kann man doch nicht zu den Actionen zählen. Noch insolventer erscheint Marke. Hieraus erklärt sich, daß zwei bedeutende Sänger und Darsteller wie Niemann und Betz ihre Partien zu keiner glänzenden Wirkung bringen konnten. Isoldens Rolle ist insofern glücklicher, als sie zur Exposition des Dramas wesentlich beiträgt und wenigstens einen klaren Einblick in ihre geistige Constitution zuläßt. Concentrirt sich in ihr auch, was man die Wagner'sche Frauenspecies nennen kann, nämlich die Liebesleidenschaft in ihrem wildesten Tempo und in ihrem rücksichtslosesten Zugreifen, mit genialer Ueberspringung aller zuwartenden und unterscheidenden Momente, ein Schnellzug der Erregtheit, welcher selbst die natürlichsten Haltestationen überfährt: so ist doch eben ihre Kraft und Lebendigkeit für unser Interesse entscheidend. Frau von Voggenhuber ist eine sehr tüchtige Sängerin und hatte ihre Rolle mit Aufopferung studirt. Leider fehlt ihr, was auf der Bühne wie im Leben den Ausschlag gibt, der persönliche Reiz. Die Brangäne des Fräulein Brandt, eine nicht eben dankbare, aber natürlich bewegte und beschäftigte Figur, erinnerte an manche Charakterrollen der Viardot. Man möchte glauben, daß in der Darstellerin romanisches Blut flösse. Der dramatische Accent steht ihr in hohem Grade zu Gebote, nach meinem Gefühl manchmal in zu hohem. Man muß namentlich in Wagner'schen Partien eine gewisse Zurückhaltung beobachten, schon weil der Componist sie so gar nicht beobachtet. Doch es ist leicht, vom sicheren Ufer die Bewegungen eines in der Brandung Schwimmenden zu kritisiren, und es ist schwer, in solchem Kampf um Leben und Tod das rechte Maß zu halten. Nur eins wird ein offenbar so geniales Mädchen selbst zugeben: die Scene mit den Phiolen braucht nicht so al fresco gespielt zu werden. Das Publicum ist bei einer neuen Wagner'schen Oper doch immer auf das Textbuch angewiesen, und für den textlosen vierten Rang braucht man die Sache nicht so haarsträubend deutlich zu machen. Herr Schmidt als Kurwenal war gut, namentlich als Krankenwärter. Für gesunde Zeiten wäre etwas beweglichere Anmuth in Haltung und Gesang zu wünschen.

Man sieht aus dieser dritten Besetzung (München ging Weimar voran), daß die Oper möglich ist, wenn sie zu kürzen Wagner die Einsicht und die Geschicklichkeit hätte. Wo die viel betonte Unsittlichkeit des Buches gefunden werden soll, ist mir unverständlich. Es liegt ein Ehebruch vor, aber welcher? Er ist die Folge eines Liebestranks, also nicht moralisch, sondern alchymistisch zu erklären. Das Elixir wird außerdem von den Liebenden unbewußt genossen. Wo ist hier Schuld? Ich sehe nur Fatum. Aber, könnte man sagen, ein Liebestrank ist ein unsittliches Mittel. Erstlich schiebt das den Begriff der Schuld auf andere, auf Brangäne's Schultern, und zweitens, in welchem Augenblick wählt Brangäne dieses Mittel? Sie verwechselt in einem Augenblick der Verzweiflung und der Noth den Trank des Todes mit dem der Liebe, um von zwei Uebeln das geringere zu wählen, und ohne Bewußtsein über die mögliche Tragweite ihrer Handlung. „Tristan und Isolde" ist nicht unsittlicher wie hundert andere Stücke, und verglichen mit Wilbrandt's „Arria und Messalina" ein Drama für Mädchenpensionen. Aber das Buch ist fatal, weil es peinlich bleibt, als letzte Ursache solch ungeheuren und tragisch endenden Liebeskampfes die Apotheke zu denken. Es ist ferner fatal, weil es in einer affectirten, schwülstigen Sprache geschrieben ist, die sich an einigen Stellen bis zur Ungenießbarkeit steigert.

Die Capelle hat sich in ihrer colossalen Aufgabe unter Eckert's Leitung vollkommen bewährt. Ich hoffe, es geht aus der Bekanntschaft mit dem merkwürdigsten

Werke Wagner's eine Umstimmung zu seinen Gunsten hervor. Das Orchester blickt so tief in das wunderbare Gewebe der Partitur, daß es nicht blind für ihre Größe bleiben kann. Man mag die Richtung Wagner's und seine Musik in ihrem grenzenlosen Subjectivismus für eine Abweichung vom eigentlichen Ideal der Oper halten; man mag hundert Dinge an ihm bemängeln und im verschärften Maße am Tristan bemängeln; ich kann das begreifen. Man spricht immer nur von dem Realismus Wagner's, was ich nicht begreifen kann, weil er einer der größten Idealisten ist, freilich zugleich mit außerordentlicher realistischer Kraft ausgestattet. Wer anders als ein Idealist kann eine Oper schreiben, welche, wie diese, mit keinem Finger um die Gunst des Publicums wirbt? Man hat ferner behauptet, Wagner's Musik, insbesondere die zum „Tristan", wäre im engen Wortverstande keine Musik mehr. Also das Vorspiel, das erste Auftreten Tristan's, das zweite Drittel des Liebesduetts, die spannende Erwartung Isoldens, welche Tristan's Kommen vorangeht, die Stimmung beim Beginn des dritten Actes, dieses Alles wäre keine Musik? Und warum wäre sie es nicht? Weil sie sich nicht vom Blatte hören läßt, und weil Wagner mehr Thematiker als Melodiker ist? Was hier allein fehlt, ist der Sinn für plastische Gliederung und für Oekonomie. An thematischer, rhythmischer, modulatorischer, orchestraler Kraft steht Wagner in diesen Höhemomenten neben den größten Meistern aller Zeiten. Er ist freilich nicht populären Naturen, wie Weber, ja selbst Beethoven, gleichzustellen. Auch haben wir es bei ihm nicht, wie bei diesem letzten, mit einer grenzenlosen Kraft zu thun. Beethoven bleibt keiner Steigerung, die er beabsichtigt, etwas schuldig. Bei Wagner kommt es oft vor, daß er, wo er das letzte Wort sagen will, nur das vorletzte findet. So im Sängerkrieg des „Tannhäuser", im Preislied der „Meistersinger", in der Verklärungsscene Isoldens, wo er phrasenhaft wird, weil ihm die Kraft versagt. Daß er mehr motivisch als melodisch arbeitet, erschwert sein Verständniß für das große Publicum wesentlich. Das Motiv wendet sich mehr an den Geist, die Melodie an das Gemüth. Jenes braucht seiner innersten Natur nach nicht melodisch zu sein; es ist viel häufiger rhythmisch, wie der erste Gedanke der C-moll-Sinfonie! Es kann gelegentlich aber auch melodisch sein, wie beispielsweise das erste Thema der F-dur-Sinfonie. Bei Wagner ist, was man hiernach das „melodische Motiv" nennen könnte, sehr häufig. Er versteht es, wie wenig Andere, im engsten Raum, oft in vier Noten, ein charakteristisches Thema zu erfinden, das sich von der Cantilene nur durch Gedrungenheit unterscheidet, eine Art embryonischer Melodie. Er gibt nur die stark geschwellte Knospe, nicht die Blume, weil er sie freier und leichter in jedes Gewebe einflechten kann. So denkbar groß die Gegensätze sonst sein mögen, ist es denn bei Bach anders? . . . .

. . . . . Die Ausstattung verlangt nur im ersten Acte etwas Außerordentliches. Das Schiff war gut, die gewagte Abweichung in mythische Schiffsschnabelformen abgerechnet. Die Gartendecoration erinnerte an üppige, märkische Parks, an denen viel befahrene Landstraßen vorbeiführen. Es war ein staubiges Grün von unheimlicher Naturtreue. Sehr störend war die Unhörbarkeit der Jagdmusik am Anfang des zweiten Actes. In der Probe war die Entfernung gut berechnet worden. Ein volles Haus verzehrt aber sehr viel Ton; diese Erfahrung hatte man nicht in Rechnung gezogen. Dadurch ging für die erste stimmungsvolle Scene, welche so sehr auf die Beobachtung der sich entfernenden Jäger angewiesen ist, das Object der Beobachtung, also gerade Dasjenige, was hier das Wichtigste war, verloren.

Die Oper hat, trotz aller Anstrengungen der Claque, ein ehrenvolles Fiasko gemacht. Mir fällt hierbei das witzige Wort Hanslick's ein: „Nicht die Oper, das Publicum ist durchgefallen". Wie konnte es auch anders sein? Stadt und Haus sind zu groß für ein so intimes Stück. Als der Vorhang fiel, sagte mein junger Nachbar: „Die Welt hat keine Freuden auf diese." Der alte aber flüsterte mit erloschener Stimme: „Noch einige solcher Abende, und meine Kraft sinkt nach dem Grabe."

Louis Ehlert.

Napoleon III. am 5. und 6. Juli 1870.

Von

Prof. **Wilhelm Oncken** in Gießen.

Die Erklärung, durch welche der Herzog von Gramont am 6. Juli 1870 die Interpellation des Abg. Cochery wegen der spanischen Candidatur des Prinzen von Hohenzollern beantwortete, hatte bekanntlich einen ziemlich friedfertigen Inhalt und einen sehr drohenden Schluß. Unmittelbar nach dem Ausdruck der Zuversicht, daß „die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes" die Candidatur Hohenzollern mit all' ihren Gefahren beschwören werde, kamen die Worte: „Wäre es anders, so würden wir, stark durch Ihre und der Nation Unterstützung, ohne Zögern und ohne Schwäche, unsere Pflicht zu erfüllen wissen." Diese Worte waren es, die den gesetzgebenden Körper in einen Taumel von Begeisterung versetzten, weil sie jeden diplomatischen Ausgleich von vornherein unmöglich machten. Der Urheber dieses drohenden Satzes war der wirkliche Urheber des Krieges. Von diesem Satze sagte nun der Herzog von Gramont, als er am 2. Januar 1872 von der zur Untersuchung der Ereignisse vom 4. September niedergesetzten Commission der Nationalversammlung vernommen wurde, er habe nicht in dem ursprünglichen Entwurf der Erklärung gestanden, den er dem Ministerrath zu St. Cloud vorlegte; darüber, wie und durch wen er in den Text hineingekommen sei, ließ er sich nicht weiter aus.

Der Schluß lag nahe, daß der Kaiser persönlich für die folgenschwere Aenderung verantwortlich sei, und diesen Schluß habe ich denn auch in dem ersten der sieben Aufsätze gezogen, welche die Kölnische Zeitung im Jahre 1873 „Zur Geschichte der Katastrophe des Kaiserreichs" gebracht hat. Irgend ein Widerspruch gegen diese meine Auffassung ist von keiner Seite her erfolgt. Ich komme jetzt darauf zurück, um eine Enthüllung zu verzeichnen, die sie — man kann fast sagen — authentisch bestätigt, und gleichzeitig um einen höchst bedeutsamen Zug bereichert. Ich hatte damals die Thatsache betont, daß über den persönlichen Antheil der Kaiserin an der Herbeiführung des Krieges aus dem mir vorliegenden Material an Zeugenaussagen sich Nichts entnehmen lasse. Die Enthüllung, von der ich spreche, tritt in diese Lücke ein. Wenn das, was ihr nicht genannter Verfasser, bisher ohne Widerlegung, behauptet, richtig ist, so bliebe allerdings der Kaiser der Urheber jenes Schlußsatzes, die Kaiserin aber wäre verantwortlich für die plötzliche Sinnesänderung, die ihn bewog — entgegen seiner ursprünglichen Absicht — auf Aufnahme so drohender Worte zu bestehen.

Jeder aufmerksame Zeitungsleser erinnert sich, daß im Mai des Jahres 1874 die Indépendance belge unter dem Titel: „Une page d'histoire" ein Acten-

stück veröffentlichte, das in der bonapartistischen Presse einen Sturm von Widerspruch hervorrief. Ein Ungenannter berichtete darin als Augen- und Ohrenzeuge über Vorgeschichte und Verlauf des Ministerraths, in dem die Erklärung vom 6. Juli beschlossen wurde. Er gab ein förmliches Protokoll über die Entstehung ihres Textes, und sagte ein paar Tage später, als das Pays, ohne auf die Sache einzugehen, das Ganze für eine Fälschung erklärte, die Echtheit der Urkunde anzufechten, sei nicht Sache dieses oder jenes Journalisten, sondern der betheiligten Persönlichkeiten, die er mit Namen genannt. Geschehe es von Seiten dieser, so sei er in der Lage, manches schwache Gedächtniß wieder aufzufrischen (de redresser des souvenirs infidèles). Diese einzig Befugten und dringend Verpflichteten aber, die Herren von Gramont und Ollivier, über vieles Andere die Redseligkeit selbst, haben gerade hierüber kein Wort verlauten lassen.

Ueber den Inhalt jenes Actenstückes haben die deutschen Zeitungen damals nur sehr ungenügend, über seine Aufnahme in Frankreich fast gar nichts berichtet. Nur dadurch, daß die Redaction der Indépendance belge die Güte hatte, mir außer der „Page d'histoire" selbst auch die beiden Rechtfertigungsartikel vom 9. und 12. Mai zuzusenden, bin ich in die Lage gekommen, mir über den wirklichen Werth der Enthüllung ein Urtheil zu bilden. Im Nachstehenden gebe ich meinen Befund.

Der ungenannte Verfasser der „Page d'histoire" in der Indépendance belge vom 4. Mai 1874 erzählt über die geheimen Vorgänge vom 5. und 6. Juli 1870, wie nur Einer erzählen kann, der entweder selbst zu den Ministern gehört hat, oder die unmittelbarste Mittheilung eines derselben wiederzugeben im Stande ist. Die entscheidende Thatsache, die der Bericht zunächst feststellt, ist, daß der Kaiser, ebenso wie die Minister ohne Ausnahme, am 5. Juli durchaus für den Frieden war. In Folge der Interpellation Cochery hatte sich der Ministerrath am 5. Juli zu St. Cloud zwei Mal hinter einander versammelt, erst um 5 Uhr, und dann am Abend nach dem Diner. Die erste Berathung endete ohne Beschluß, weil es an genügenden Nachrichten fehlte, trotz der fieberhaften Thätigkeit des Telegraphen. Schon hier hatte aber der Kaiser „in Ausdrücken, welche an seinem Wunsche, den Frieden zu erhalten, keinen Zweifel ließen" seine Ansichten über das einzuschlagende Verfahren ausgesprochen. In der zweiten Berathung hatten sich die Gesinnungen des Kaisers nicht geändert, und nach gepflogener Verhandlung wurden die Minister Emil Ollivier und der Herzog von Gramont mit Abfassung des Entwurfs einer Erklärung beantragt, welche am Morgen des 6. Juli im Ministerrath geprüft und erörtert werden sollte." Ehe wir mittheilen, was, nach Angabe des Berichterstatters, zwischen der Abendsitzung vom 5. und der Morgensitzung vom 6. Juli in St. Cloud geschah, geben wir den Entwurf der beiden Minister, der offenbar genau der ursprünglichen Stimmung des Kaisers angepaßt war. Er lautete nach der „Page d'histoire" folgendermaßen:

„Es ist wahr, daß der Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die spanische Krone angetragen und daß dieser sie angenommen hat.

Aber das spanische Volk hat sich noch nicht ausgesprochen, und wir kennen die wirklichen Details dieser Verhandlung noch nicht, die uns verheimlicht worden ist. Daher könnte eine Discussion heute zu keinem praktischen Ergebniß führen; wir bitten Sie, sie zu vertagen.

Wir haben nicht aufgehört, der spanischen Nation unsere Sympathien zu bezeigen und Alles fernzuhalten, was den Schein irgend welcher Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer edlen und großen Nation, die in der vollen Ausübung ihrer Souverainetät ist, hätte haben können.

Wir werden in diesem Verfahren beharren, aber wir zählen auf die Weisheit des deutschen Volks und die Freundschaft Spaniens, um einen Plan zu entfernen, der nichts Geringeres zur Folge haben würde, als eine Zerstörung des europäischen Gleichgewichtes zum Schaden unserer Interessen."

Jedermann sieht: vom französischen Standpunkt aus wäre diese Sprache deutlich gewesen, ohne brutal zu sein; sie hätte mit Bestimmtheit das französische Interesse gewahrt und jede künftige Entschließung vorbehalten, ohne den mächtigen Gegner zu treffen, der, wenn er überhaupt einmal absichtlich in die Sache verwickelt wurde, der beleidigte Theil und als solcher ehrenhalber außer Stande war, irgend einen Schritt zur Beilegung des Zwistes zu thun. In diesem ursprünglichen Entwurf ist von Preußen nicht einmal andeutungsweise die Rede; er spricht nur von einer Candidatur, die ein deutscher Prinz auf Antrag eines spanischen Marschalls angenommen hat, und von dem Interesse Frankreichs an der Beseitigung dieses Planes. Wenn hiernach der Weisheit des deutschen und der Freundschaft des spanischen Volkes gelang, diese Candidatur verschwinden zu machen, so war der Zwischenfall erledigt.

In der Sitzung des Ministerrathes am Morgen des 6. Juli wurden die drei ersten Absätze des Entwurfes mit ein paar nicht nennenswerthen sprachlichen Aenderungen angenommen. Beim vierten aber „nahm der Kaiser einen thätigen Antheil an der Erörterung, und die erste bedeutendere Aenderung war der Zusatz, dessen Aufnahme er verlangte: „Wir sind, gegenüber den verschiedenen Thronprätendenten, aus der strengsten Neutralität nicht herausgetreten und haben keinem derselben Bevorzugung oder Abneigung bezeigt."

„Der Wechsel in der Haltung des Kaisers" sagt unser Bericht, „der sich gleich bei Ankunft der Minister in der Unterhaltung vor Beginn der Berathung geäußert hatte, zeigte sich nunmehr mit einer Heftigkeit, welche die Minister in Erstaunen versetzte" (se montra alors avec une certaine violence qui frappa d'étonnement les ministres).

Dem fünften Absatz hatte er eine vollständige Umgestaltung zugedacht. Er verlangte zu setzen:

„Wir werden in diesem Verfahren beharren, aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europa's zu unserem Schaden störe und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährde." Der Kaiser sprach mit Entschiedenheit aus, daß es einer positiveren Erklärung bedürfe, als sie von den Herren Ollivier und von Gramont vorgeschlagen worden. Herr E. Ollivier nahm zuerst das Wort: er erklärte, daß er dem Kaiser ganz und gar beipflichte (qu'il abondait dans les idées de l'Empereur), weil auch er glaube, daß eine bestimmte und feste Sprache der kaiserlichen Regierung den Frieden sichern werde, den man erhalten wolle. Er bat nur nach den Worten „eine fremde Macht" einzuschalten: „indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Carl's V. setzt".

Indem wir beiläufig notiren, daß hiernach also Herr Ollivier die Aufnahme der geschmackvollen Phrase von dem Thron Carl's V. veranlaßt hätte, betonen wir, daß er mit seinem Vorschlage einen Satz verstärkte, in dem nicht mehr und nicht weniger als der Schritt über den Rubico enthalten war. Die ausgesprochene Voraussetzung, daß ein von den spanischen Cortes freigewählter deutscher Prinz durch den König von Preußen dorthin „gesetzt" werde, um das europäische Gleichgewicht zu stören und Frankreich zu gefährden, war nicht eben schmeichelhaft für die Selbstachtung des spanischen Volkes, entschieden beleidigend aber für den Staat, der mit dieser Sache gar Nichts zu schaffen hatte. Schon dieser Satz schuf eine sehr ernste Lage. Seine Urheber bezweifelten gewiß nicht, daß die Candidatur des Prinzen Leopold an dem Tage zurückgezogen werden würde, an dem man in Madrid und in Sigmaringen erfuhr, was der Herzog von Gramont dem gesetzgebenden Körper erklärt hatte.

Die absichtliche Hereinziehung einer völlig unbetheiligten Macht verrieth demnach ganz deutlich den Gedanken, das Verschwinden der Candidatur als eine Niederlage Preußens auszubeuten und diese, auf die Gefahr eines Krieges, auch zu einer eingestandenen zu machen. Wenn dieser Satz in die Oeffentlichkeit gelangte, war es

dem kaiserlichen Cabinet schwer, wenn nicht unmöglich, sich mit dem einfachen Verzicht des Prinzen, dem Unterbleiben seiner Wahl, zu begnügen. Preußen aber hatte selbst dann ein gutes Recht, sich über eine grobe Insulte zu beschweren. Wer den Frieden wollte, durfte solche Sprache nicht führen.

Die Minister scheinen Etwas der Art gefühlt zu haben. Unser Bericht sagt: „Nach der Reihe bekam jeder Minister das Wort; in der Discussion machten alle ernste Gründe geltend, um nicht zu verwegen vorzugehen (trop témérairement); im Wesentlichen billigten sie die Fassung, die der Kaiser vorschlug, aber sie glaubten, besser wäre es doch, sich an den ursprünglichen Entwurf zu halten, der ja die Möglichkeit nicht ausschlösse, später, wenn nöthig, eine stärkere Erklärung abzugeben. Einer der Minister (— ist dieser vielleicht Gewährsmann des Berichterstatters? —) wandte sich direct an den Kaiser selbst und erklärte: der Boden sei glühend und es sei gefährlich, mit dem Feuer zu spielen. Der Kaiser bestand von Neuem sehr lebhaft auf Annahme seiner Fassung, und alle Minister gaben ihre Zustimmung, aber nicht ohne eine gewisse Bangigkeit."

Eine Ahnung der Gefahr hat man also wol gehabt; das eigentlich Entscheidende aber, die gewaltsame Hereinziehung Preußens in die spanische Frage, scheint Niemand hervorgehoben zu haben.

„Als sechster Absatz," heißt es weiter, „wurden nach Vorschlag des Herzogs von Gramont die Worte beschlossen: „Dieser Fall wird, das hoffen wir bestimmt, nicht eintreten." Diese Fassung wurde mit einer gewissen Befriedigung aufgenommen; sie erschien wie ein Correctiv gegen die des Souverains. Als siebenten Absatz schlug einer der Minister aus dem vierten des ursprünglichen Entwurfs die Wiederherstellung der Worte vor: „Um ihn abzuwenden, zählen wir gleichmäßig auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes." Hierüber entspann sich eine lange Erörterung. Alle Minister unterstützten den Vorschlag, der Kaiser fand ihn überflüssig, und nachdem er angenommen war, schlug er als achten und letzten Absatz vor: „Wäre es anders, so würden wir, stark durch Ihre und der Nation Unterstützung ohne Zögern und ohne Schwäche unsere Pflicht zu erfüllen wissen."

Unser Berichterstatter sagt, über diesen Schlußsatz habe sich die lebhafteste Verhandlung entsponnen. „Mehrere Minister fanden ihn tollkühn, obgleich sie nicht dachten, daß daraus unmittelbar der Krieg hervorgehen werde. Jedermann begriff, daß in diesem letzten Satz, der der eigentliche Zankapfel im Ministerrath war, die wahre Gefahr enthalten sei. Erst nachdem der Kaiser bestimmt und fest seinen Willen ausgesprochen, indem er vorhersehen ließ, daß er von seiner Ansicht nicht abgehen würde, hatten die Minister die Schwäche, aus Unterwürfigkeit, der vom Kaiser vorgeschlagenen Fassung zuzustimmen, die einer friedlichen Lösung die Thür verschloß." So ist der Text der Erklärung vom 6. Juli entstanden. Emil Ollivier, der während der Sitzung die Feder geführt hatte, las schließlich das Ganze noch einmal vor: „einmüthig gaben die Minister ihre Zustimmung, aber die meisten nicht mit Befriedigung, sondern aus Unterwürfigkeit. Herr E. Ollivier machte sogleich eine Copie von der Erklärung, schrieb darunter: ne varietur; und übergab sie dem Herzog von Gramont, der um 1 Uhr von St. Cloud abfuhr, um sich in den gesetzgebenden Körper zu begeben."

Vom Mai des Jahres 1874 bis auf den heutigen Tag haben die Minister des Cabinets Ollivier Zeit gehabt, die Echtheit dieser Darstellung, die in ganz Europa das größte Aufsehen machte, anzufechten. Keiner von ihnen hat es gethan, auch Gramont und Ollivier nicht. Wir dürfen sie hiernach als eine unbestrittene, weil unbestreitbare, ansehen, um so mehr, als ein entscheidender Punkt, die Entstehung des Schlußsatzes, durch das oben angeführte Zeugniß des Herzogs von Gramont so bestimmt erhärtet ist, als dies ohne ausdrückliche Nennung des Kaisers nur irgend geschehen konnte. Zweierlei stellt der Bericht fest. Erstens, daß der Kaiser seine ganze Autorität eingesetzt hat, um statt einer immerhin bestimmten, aber friedlichen, eine

entschieden kriegerische Erklärung zu veranlassen und in diese den preußischen Staat in einer Weise hereinzuziehen, die auf alle Fälle zu den ernstesten Verwicklungen führen mußte. Zweitens, daß sein Auftreten am 6. Juli seiner Haltung am 5. Juli durchaus widersprach, daß also zwischen dem Ministerrath, dessen Eindrücke die Minister Gramont und Ollivier in ihrem Entwurf niedergelegt, und demjenigen, in welchem der Kaiser eine ganz abweichende Fassung durchsetzte, in diesem ein vollständiger Stimmungswechsel vorgegangen sein muß. Ueber diesen sagt nun unser Bericht an der Stelle, die wir oben ausgelassen haben:

„Während der Ministerrath am Abend des 5. Juli unter Vorsitz des Kaisers berieth, hatte der Baron Jerôme David eine lange Unterredung mit der Kaiserin. Diese war weit entfernt, das besorgte Schweigen (la préoccupation silencieuse) des Kaisers zu theilen, sie erschien vielmehr seit dem Abend des 3. Juli (wo die erste bestimmte Nachricht über die Candidatur des Prinzen aus Madrid eingetroffen war) im höchsten Grade aufgeregt (excessivement surexcitée); sie hatte häufige Zusammenkünfte mit ihren Vertrauten und ihre Worte lauteten sehr kriegerisch.

Sowie der Kaiser allein war, bemächtigte sich seiner die Kaiserin; sie hatten eine lange Unterredung, welche bis 1 Uhr Morgens dauerte und bei der theilweise der Baron Jerôme David zugegen war.

Die Haltung, welche der Kaiser in den beiden Sitzungen vom 5. Juli beobachtet, ließ den Ministern, sowie den Personen, welche das Vertrauen des Souverains genossen, keinen Zweifel an seinem aufrichtigen Wunsche, den Frieden zu erhalten.

Am nächsten Morgen, um 10 Uhr, traten die Minister wieder in dem kaiserlichen Schloß zusammen, und wie groß war da ihr Erstaunen, als sie gleich von vorn herein eine völlige Veränderung in der Haltung des Kaisers bemerkten."

Also: die Kaiserin, die ihrer leidenschaftlichen Gesinnung seit dem 3. Juli vor Niemand Zügel anlegte, hat den friedlichen Kaiser kriegerisch gestimmt, und der Baron David hat ihr dabei geholfen.

Der Letztere war von den Genannten der Einzige, der sich vernehmen ließ, um zu constatiren, daß er am 5. Juli gar nicht in Paris gewesen sei. Ohne hervorzuheben, daß der Baron, wenn er nicht in Paris war, doch sehr gut in St. Cloud gewesen sein könnte, erwiderte der Anonymus in einem Paris, 12. Mai, datirten Schreiben, daß ein Schreibfehler vorliege, denn in der Urschrift sei von der Partei J. David, nicht von ihm selbst die Rede. Wer den Wortlaut nachsieht, entdeckt sofort, daß dieser mit der Annahme eines Schreibfehlers sich nicht verträgt. Auf alle Fälle hat der Anonymus Recht, wenn er darauf besteht, daß für die Sache selbst ganz gleichgültig ist, wie derjenige der Vertrauten der Kaiserin hieß, der in jenen entscheidenden Stunden bei dieser wie beim Kaiser für den Krieg mit eingewirkt hat. Er constatirt, daß diese auf einen reinen Nebenumstand bezügliche Ableugnung die einzige sei, welche die bonapartistische Presse „nach reiflicher Ueberlegung und sehr unruhigen Berathungen der Führer und Lenker der Partei" gegen ihn zu Stande gebracht habe, und faßt sich schließlich in folgenden Fragen zusammen, die er an die bonapartistische Presse richtet:

1) „Ist es wahr, daß Napoleon III. am 5. Juli geneigt war, sich eine gütliche Lösung vorzubehalten?

2) Ist es wahr, daß im Einverständniß mit dem Kaiser die Herren von Gramont und Ollivier eine Erklärung entworfen haben, welche dem Gedanken der Versöhnung die Thür offen ließ?

3) Ist es wahr, daß dieser Entwurf wörtlich so gefaßt war, wie wir berichtet?

4) Ist es wahr, daß Napoleon III. am 6. Juli, nach einer langen Conferenz, die er in der vorhergehenden Nacht mit der Kaiserin und ihren Vertrauten — ohne J. David, wenn man will — gehabt hatte, zum großen Erstaunen der Minister eine Haltung angenommen hat, die durchaus von der am Vorabend verschieden war?

5) Ist es wahr, daß alle Veränderungen und Zusätze, welche der Entwurf der Minister erlitt, ihrem Sinn und ihrem Gewichte nach dahin zielten, die Aufrechterhaltung des Friedens unmöglich zu machen?

6) Ist es wahr, daß diese Veränderungen und Zusätze sammt und sonders aus der unerwarteten Initiative Napoleon's III. kamen?

7) Ist es wahr, daß der Text, den wir von diesen Veränderungen und Zusätzen gegeben haben, echt ist?"

Auf diese sieben Fragen ist bis zur Stunde keine Leugnung auch nur versucht worden. Die bonapartistische Presse hatte selber das Gegenzeugniß der Minister des Cabinets Ollivier angerufen. Aber kein Einziger von diesen hat das Wort ergriffen, und damit kann denn die Sache als entschieden, die Enthüllung als zugestanden, ihr wesentlicher Inhalt als vollkommen echt gelten.

In dieser großen Streitsache hat der Eingeweihtesten Einer, feierlich und unzweideutig Napoleon III. als den Brandstifter und Eugenie als die Lenkerin seines Entschlusses bezeichnet. Und so werden wir nicht fehlgreifen, wenn wir die Nacht vom 5/6. Juli 1871 als diejenige betrachten, von welcher ein hochstehender Staatsmann dem Verfasser dieser Zeilen sagte: „Um 12 Uhr war der Friede gesichert, um 1 Uhr der Krieg entschieden. Bewirkt hat das die Kaiserin unter dem Einfluß ihres Beichtvaters."

Mittheilung der Kaiserlich Königlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien.

Der Rector der K. K. Akademie der bildenden Künste zu Wien ersucht uns um Aufnahme nachfolgender Zeilen:

„Die bisher auf den 15. October 1876 anberaumte festliche Eröffnung des Neubaues für die K. K. Akademie der bildenden Künste und der aus diesem Anlasse in demselben abzuhaltenden, zwei Monate andauernden historischen Kunstausstellung muß aus zwingenden Gründen, mit Zustimmung des K. K. Unterrichts-Ministeriums, auf 15. März 1877 verschoben werden."

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von uns bis 15. April zugegangenen Neuigkeiten und Fortsetzungen verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Koptische Untersuchungen von Carl Abel Dr. ph. Erste Hälfte. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Andresen. — Ueber deutsche Volksetymologie. Von Karl Gustaf Andresen. Heilbronn a/N., Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Antikritiker. — Der Antikritiker. Organ für literarische Vertheidigung. Erster Band. Nr. 3. Liegnitz, Th. Kaulfuß'sche Buchhandlung. 1876.

Antologia. — Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti. Indice generale dei XXX volumi della prima serie (anni 1866—1875). Firenze, Direzione della Nuova Antologia.

Antologia. — Nuova Antologia, Anno XI. Seconda serie. Volume I, fascicolo III. IV. Firenze, Direzione della Nuova Antologia 1876.

Archiv. — Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck. Herausgegeben von Theodor Prüfer. 1876. Nr. 1. Berlin, in Commission der Logier'schen Buchhandlung.

Asher. — Asher's Collection of English Authors. Vol. 110. Miss Mackenzie by Anthony Trollope. In two volumes. Berlin, Julius Engelmann. 1876.

Asmus. — Amerikanisches Skizzebüchelche. Zweite Epistel in Versen. Mitgetheilt von Georg Asmus. Deutsche, vom Verfasser selbst besorgte Original-Ausgabe. Cöln & Leipzig, Verlag von Eduard Heinrich Mayer. 1876.

Barthel. — Heiliger Ernst. Gedichte von G. Emil Barthel. Halle, Verlag von Herm. Gesenius. 1876.

Bauer. — Sorglose Stunden. Dichtungen von Moritz Bauer. Hamburg, Gassmann'sche Sort.-Buchhandlung (Frederking & Graf.). 1876.

Becker. — Die Hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerika's von John H. Becker. Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart & Comp. 1876.

Berndal. — Ansichten über Errichtung einer dramatischen Hochschule. Von C. G. Berndal, Königl. Schauspieler und Lehrer an der Königl. Hochschule für Musik. Berlin, B. Behr's Buchhandl. 1876.

Bernhardi. — John Milton's politische Hauptschriften. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Wilhelm Bernhardi. Zweiter Band. Leipzig, Erich Koschny (L. Heimann's Verl.). 1876.

Bibliothek. — Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. Philosophische Abtheilung 1. Band. Caspari, Die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit. 1. Abtheilung. Die philosophische Evidenz. — Abtheilung für Werke allgemeineren Inhalts. 1. Band. Willkomm, Spanien und die Balearen. — Historische Abtheilung 1. Band. Drei Bücher Geschichte und Politik. Von Ottokar Lorenz. Berlin, Verlag von Theobald Grieben. 1876.

Bibliothèque. — Bibliothèque universelle et revue suisse. 81me année, nouvelle période. Tome LV. Nr. 220. — Avril 1876. Bâle et Leipzig, H. Georg. 1876.

Boxberger. — 54 zum Theil noch ungedruckte dramatische Entwürfe und Pläne Gotthold Ephraim Lessing's. Herausgegeben von Robert Boxberger. Berlin, Gustav Hempel. 1876.

Braun. — Unkraut im Weizen. Erzählung in drei Bänden von T. S. Braun. 3 Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1876.

Brockhaus. — Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Zweiter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

Caro. — Conradine. Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Carl Caro. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1876.

Caro. — Katharina II. von Rußland. Ein Vortrag von Dr. J. Caro. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner. 1876.

Claudius. — Ein Gespräch am Kachelofen oder des Deutschen Reichskanzlers ideale Steuerdoctrin. Von A. Claudius. Zürich, Verlags-Magazin. 1876.

Courrier. — Le courrier littéraire. 1876. 1re année. Nr. 1—3. Paris, Bureaux du courrier littéraire. 1876.

Dahn. — Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. Erster bis dritter Band. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1876.

Dammann. — Die deutsche Bürger-Mädchenschule. Ein vollständiger Unterrichtsplan. Von A. Dammann. Zweite, vielfach verbesserte und erweiterte Auflage. Berlin, L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius.). 1876.

Darwin. — Ch. Darwin's gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Lfg. 29—34. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch). 1876.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart Herausgegeben von Fr. von Holtzendorff und W. Oncken. Jahrgang V. Heft 65 und 66. Irrlehren über den Culturkampf. Von Carl Gareis. Berlin, Verlag von Carl Habel (Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.). 1876.

Doepler. — Blätter für Kostümkunde. Historische und Volks-Trachten. Neue Folge. Erstes Heft. (1—12 Blatt.) Nach Aquarellen und mit einem beschreibenden Texte von Carl Emil Doepler. Berlin, Franz Lipperheide. 1876.

Dorn. — Ex est! Letztes Wort über das provisorische Statut der Königl. Akademie der Künste von Heinrich Dorn. Separat-Abdruck aus der Berliner Bürger-Zeitung.

Dranmor. — Requiem. Par Dranmor. Ecrit en rhythmes rimés, traduit de l'allemand par l'auteur. Berlin, Paetel frères, Editeurs. 1875.

Eliot. — Daniel Deronda. Von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. Erster Halbband. Erstes Buch: Das verwöhnte Kind. Einzig autorisirte Ausgabe. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Engel. — Königin Luise. Von Dr. Eduard Engel. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1876.

Etzel. — Aus dem Reichslande. Von F. von Etzel. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1876.

Fioretti. — Zeus. Nach dem Spanischen des T. M. Fioretti. Herausgegeben von W. Chodowiecki. Leipzig. A. Mentzel's Verlag. 1876.

Fischer. — Die Telegraphie und das Völkerrecht von Dr. P. D. Fischer, Geh. Ober-Postrath. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Forbiger. — Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer von Dr. Albert Forbiger. Erste Abtheilung: Rom im Zeitalter der Antonine. I. Band. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1876.

Freytag. — Die Technik des Dramas von Gustav Freytag. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Gebler. — Galileo Galilei und die Römische Curie. Nach den authentischen Quellen von Karl von Gebler. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Giani. — Sapienza Italiana in Bocca Alemanna da B. C. Giani. Stoccarda, Paolo Neff. 1876.

Gilow. — Ueber das Verhältniß der Griechischen Philosophen im Allgemeinen und der Vorsokratiker im Besondern zur Griechischen Volksreligion. Von Hermann Gilow, Dr. phil. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1876.

Glogau. — Handelsgeographie der Europäischen Staaten von Heinrich Glogau. Fünfte Lieferung. Stuttgart, Verlag von Julius Maier. 1876.

Goldschmidt. — Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Band 27. Das Capital. Von L. Schücking. Band 28. Im Doctorhause. Von M. Widdern. Berlin, Verlag von A. Goldschmidt.

Götzinger. — M. W. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger, Professor an der Kantonsschule zu St. Gallen. Lieferung 10. 11. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1875.

Gutzkow. — Börne's Leben. Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Philosophie der That und des Ereignisses. Ueber Theaterschulen. Von Karl Gutzkow. Jena, Hermann Costenoble.

Haeckel. — Arabische Korallen. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des Rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Populäre Vorlesung mit wissenschaftlichen Erläuterungen von Ernst Haeckel. Mit 5 Tafeln in Farbendruck und 20 Holzschnitten. Berlin, Georg Reimer. 1876.

Hadlich. — Paul Lindau als dramatischer Dichter. Kritische Essays von Egmont Hadlich. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1876.

Hartmann. — Philosophie des Unbewußten. Von Eduard von Hartmann. Siebente, erweiterte Auflage. I. Band: Phänomenologie des Unbewußten. II. Band: Metaphysik des Unbewußten. Berlin, Carl Duncker's Verlag. (C. Heymons.) 1876.

Hartmann. — Die Nigritier. Eine Anthropologisch-Ethnologische Monographie von Dr. Robert Hartmann, Professor an der Universität zu Berlin. Erster Theil. Mit 52 lithographischen Tafeln und drei in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey. 1876.

Hausrath. — David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. Von Dr. A. Hausrath. Erster Theil. Heidelberg, Fr. Bassermann. 1876.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Erste Lieferung. Augsburg, Lampart & Co. 1876.

Hettner. — Goethe und Schiller von Hermann Hettner. Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. I. Abtheilung: Die Sturm- und Drang-Periode. II. Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Dritte verbesserte Auflage. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1876.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. Dritter Band. Aus und über England. Berlin, Robert Oppenheim. 1876.

Hirsch. — Der Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes Deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine. Herausgegeben von Jenny Hirsch. VII. Jahrgang. — 1. Heft. April 1876. Berlin, Wedekind & Schwieger. 1876.

Hoefer. — Allerhand Geister. Geschichten von Edmund Hoefer. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Hopp. — Transatlantische Stimmen. Ein Liedercyklus aus Amerika von Ernst Otto Hopp. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1876.

Jäsche. — Immanuel Kant's Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen, herausgegeben von Gottlob Benjamin Jäsche. Erläutert von J. H. von Kirchmann. Leipzig, Erich Koschny. 1876.

Ibsen. — Nordische Heerfahrt. Trauerspiel in vier Acten. Unter Mitwirkung von Emma Klingenfeld veranstaltete deutsche Originalausgabe der Haermaendene paa Helgeland von Henrik Ibsen. München, Theodor Ackermann. 1876.

Jenkins. — The Devil's Chain. By Edward Jenkins; M. P., author of „Ginx's Baby", etc. 10th Thousand. London, Strahan & Co. 1876.

Jordan. — Beschreibendes Verzeichniß der Kunstwerke in der Königl. National-Galerie zu Berlin von Dr. M. Jordan. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1876.

Kapp. — Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse von Friedrich Kapp. 2 Bände. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1876.

Kavanagh. — Johannes Dorrien. Roman in sechs Bänden von Julia Kavanagh. Autorisirte Ausgabe. 6 Bände. Leipzig, Johann Friedrich Hartknoch. 1876.

Kilian. — Ueber die Orthographie der deutschen Sprache. Apologie des Buchstaben „ß". Eine Humoreske von Prof. Kilian. Straßburg, in Commission bei Karl J. Trübner. 1876.

Kirchmann. — Die Bedeutung der Philosophie. Ein Vortrag, gehalten in Berlin von J. H. von Kirchmann. Leipzig, Erich Koschny. 1876.

Kirchmann. — Des Aristoteles Nikomachische Ethik. Uebersetzt von J. H. von Kirchmann. Leipzig, Erich Koschny. (L. Heimann's Verlag.) 1876.

Klar. — Joseph Viktor Scheffel und seine Stellung in der Deutschen Literatur. Eine Studie von Alfred Klar. Prag, Verlag der Lese- und Redehalle Deutscher Studenten. 1876.

Kulke. — Der gefiederte Dieb. Lustspiel in zwei Acten von Eduard Kulke. Wien, Commissions-Verlag von Alfred Hölder. 1876.

Leander. — Aus der Burschenzeit. Ein Idyll von Richard Leander. Halle a/S., Lippert'sche Buchhandlung. 1876.

Letterbode. — De Indische Letterbode. Orgaan gewyd aan Nederlandsch — Indische Bibliographie. Onder redactie van Dr. Th. Chr. L. Wynmalen. Eerste Jaargang. Maart, 1876. No. 1.

Lewes. — Geschichte der neueren Philosophie von George Henry Lewes, Verfasser von „Goethe's Leben", Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Bd. II. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1876.

Lorm. — Geflügelte Stunden. Von Hieronymus Lorm. Erster Theil. Die Märchen der Gegenwart. Skizzen aus Zeit und Leben. Zweiter Theil, Diogenes im Tintenfaß. Studien und Essays. Dritter Theil. Novellen und Scenen. Leipzig, Johann Friedrich Hartknoch.

Lossie. — „Unserland." Roman mit Benutzung persönlicher Erlebnisse von Martha Lossie. 2 Bände. Berlin, Druck und Verlag von A. Haack.

Lloyd. — A scientific view of Mr Francis Galton's theories of Heredity. By Francis Lloyd. London, Trübner & Co.

Lucius. — Adelheid von Burgund. Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Lucius. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, F. Lucius. 1876.

Magnus. — Das Auge in seinen ästhetischen und cultur-geschichtlichen Beziehungen. Fünf Vorlesungen von Dr. Hugo Magnus. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1876.

Maier. — Versuch einer „monistischen" Begründung der Sittlichkeitsidee. Ein Beitrag zum Culturkampf von Prof. Dr. F. Maier. Stuttgart, Verlag von Conrad Wittwer. 1876.

Mendelssohn. — Felix Mendelssohn-Bartholdy's Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe von Julius Rietz. Mit Genehmigung der Originalverleger.
Serie 2. Ouverturen für Orchester. Partitur.
Nr. 11. Ouverture zum Oratorium Paulus. Op. 36 in A.
„ 12. Ouverture zu Athalia. Op. 74 in F.
„ 13. Ouverture zu Heimkehr aus der Fremde Op. 89 in A.
Serie 15. Größere weltliche Gesangwerke. Partitur und Klavierauszug.
Nr. 114. Musik zu Antigone von Sophokles. Op. 55. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Meyer. — Meyer's Reisebücher. London, England, Schottland und Irland von E. G. Ravenstein. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 11 Karten, 45 Plänen und Grundrissen, 1 Panorama und 36 Ansichten. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1876.

Mittheilungen. — Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens. Herausgegeben von dem Vorstande. 8. Heft. September 1875. Yokohama, Buchdruckerei des „Echo du Japon".

Mittheilungen. — Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. Dritter Theil. Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. (1795—1832.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens. Herausgegeben vom K. K. Technischen und Administrativen Militär-Comité. Jahrgang 1876. Heft 1. Mit 2 Tafeln und 16 Figuren im Texte. Wien, Commissionsverlag von R. v. Waldheim. 1876.

Morier. — „Selbstregierung." Die Deutsche Gemeindeverwaltung auf Grundlage der Preußischen Kreis-Ordnung im Vergleich zum Englischen Selfgovernment. Von R. B. D. Morier, C. B. Englischem Geschäftsträger in München. Mit einem Vorwort von Professor Dr. F. von Holtzendorff. Zweite vermehrte und berichtigte Ausgabe. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1876.

Niemeyer. — Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre gemeinverständlich abgehandelt von Dr. Paul Niemeyer. Berlin, Denicke's Verlag (Georg Reinke). 1876.

Nitti. — Machiavelli nella vita e nelle dottrine studiato da Francesco Nitti. Volume primo. Napoli, Detken & Rocholl. 1876.

Nohl. — Musik und Musikgeschichte. Ansprache zur Eröffnung seiner Lehrthätigkeit an der Großherzoglichen Polytechnischen Schule zu Karlsruhe am 17. November 1875 gehalten von Prof. Dr. Ludwig Nohl. Karlsruhe, Verlag d. Chr. F. Müller'schen Hofbuchhandlung. 1876.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch von M. Ottmann. Heft 3.—6. Breslau, Verlag von E. Morgenstern. 1876.

Petermann. — Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, herausgegeben von Dr. A. Petermann. 1876. Heft IV. Ergänzungsheft Nr. 44/45 zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen." Ingenieur Josef Cernik's Technische Studien-Expedition durch die Gebiete des Euphrat und Tigris nebst Ein- und Ausgangs-Routen durch Nord-Syrien. Nach den Tagebüchern, topographischen Aufnahmen und mündlichen Mittheilungen des Expeditions-Leiters. Bearbeitet und herausgegeben von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. Erste und zweite Hälfte. Gotha, Justus Perthes.

Post. — Der Ursprung des Rechts. Prolegomena zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft von Dr. Alb. Herm. Post. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 1876.

Preyer. — Physiologische Abhandlungen. Herausgegeben von W. Preyer. I. 1. Ueber die Grenzen der Tonwahrnehmung von Prof. Dr. W. Preyer. Jena, Verlag von Hermann Dufft. 1876.

Raab. — Aus Vindobona. Gedichte in antiker Weise von Franz Raab. Wien, Alfred Hölder. 1876.

Reber. — Geschichte der neueren deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Ausstellung 1873. Mit Berücksichtigung der gleichzeitigen Kunstentwicklung in Frankreich, Belgien, Holland, England, Italien und den Ostseeländern von Dr. Franz Reber, Director der k. Gemälde-Galerie und Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in München. Stuttgart, Meyer & Zeller's Verlag. 1876.

Reißig. — Jean Baptist Molière's Leben und Schriften und sein Don Juan. Von Dr. A. Reißig. (Biographische Bibliothek. VII.) Leipzig, Verlag von Siegismund & Volkening. 1876.

Revue. — Revue de France. Sixième année. No. 50 & 51. Fevrier et Mars. Paris, Bureaux de la Revue de France. 1876.

Revue. — Revue historique. Dirigée par M. M. G. Monod et G. Fagniez. Première année. Tome premier I. — Janvier — Mars 1876. II. — Avril — Juin 1876. Paris, librairie Germer Baillière et Cie.

Revue Philosophique de la France et de l'étranger dirigé par Th. Ribot. 1876. I. II. Paris, Verlag von Ballière et Cie.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Pilttner, A. Baur ꝛc. 9.—13. Liefg. Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Rodenberg. — Ferien in England. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1876.

Ruge. — Staat oder Papst? Ein Beitrag zum Ausgleiche zwischen Staat und Kirche von einem Weltgeistlichen im Münsterlande. Herausgegeben von Arnold Ruge. Elberfeld, Eduard Loll. 1876.

Salmond. — Fürst Bismarck und die Ultramontanen. Erläuterung der römischen Frage in ihrer gegenwärtigen Bedeutung für Deutschland und Großbritannien. Von Charles A. Salmond, M. A. Gekrönte Preisschrift. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1876.

Sammlung. — Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 241. Der Diamant. Von Dr. Kleefeld. Mit 17 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Carl Habel. (Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.) 1876.

Sanders. — Deutsche Sprachlehre für Volks- und Bürgerschulen. (Mit Beispielen und Uebungsaufgaben.) Nebst Anhang: Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder mit unregelmäßiger Abwandlung in der heutigen Deutschen Schriftsprache. Von Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Schack. — Die Pisaner. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Friedrich von Schack. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Schiller. — Die Gedichte Friedrich von Schiller's. Elzevier-Ausgabe. Leipzig, Otto Schulze. 1876.

Schlagintweit. — Die Prairien des amerikanischen Westens. Von Robert von Schlagintweit. Mit Illustrationen. Cöln und Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 1876.

Schwebel. — Der Tod in Deutscher Sage und Dichtung. Von Oskar Schwebel. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1876.

Schweizerland. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, A. Calame ꝛc. Holzschnitte von Adolf Cloß in Stuttgart. Lfg. 3. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Spir. — Empirie und Philosophie. Vier Abhandlungen von A. Spir. Leipzig, Verlag von J. G. Findel. 1876.

Sybel. — Historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich von Sybel. XVIII. Jahrgang, 1876. II. Heft. Inhalt: Lothar der Sachse und Konrad III. Von Ernst Bernheim. — Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Von Johann Kelle. — Das Verhalten des Reiches gegen Livland in den Jahren 1559—1561. Von L. Reimann. — Johann von Oldenbarneveld und sein Prozeß. Von Th. Wenzelburger. — Literaturbericht. — München, R. Oldenbourg.

Taylor. — The Etruscan language. By Jsaac Taylor, M. A., Rector of Settrington. London, Robert Hardwicke. 1876.

Theater. — Das Deutsche Theater und seine Zukunft. Von einem Staatsbeamten. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1876.

Thilo. — Die Bildung der Frau in Beziehung auf ihre nationale Aufgabe. Ein Wort zu den Reformen des weiblichen Schulwesens von Amalie Thilo, Vorsteherin des Damen-Lyceums in Breslau. Breslau, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung (E. Franck). 1876.

Thoma. — Saulus. Drama in fünf Akten von Albrecht Thoma. Mit einem Titelbild nach Raphael. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1876.

Trois-Etoiles. — Der Abgeordnete von Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs. Von Trois-Etoiles. (Grenville-Murray.) Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bände. Leipzig, Bernh. Schlicke. 1876.

Tyndall. — Das Licht. Sechs Vorlesungen gehalten in Amerika im Winter 1872—1873, von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben durch G. Wiedemann. Mit einem Portrait von Thomas Young und in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Druck u. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. 1876.

Verhandlungen. — Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz. Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876. Veröffentlicht im Auftrage des Königl. Preußischen Unterrichtsministers. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Verhandlungen. — Verhandlungen über den Entwurf einer Strafproceß-Ordnung für das Deutsche Reich. Erster Theil. Erste Lesung. Berlin, Fr. Kortkampf. 1876.

Villamaria. — Freudvoll und Leidvoll. Novelletten von Villamaria. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Voigt. — Zukunftsmedicin oder: Anleitung sich selbst der beste Arzt zu sein, d. h. Krankheiten zu verhüten von G. (Hygin) Voigt, Doctor der Medicin, der Chirurgie und der Geburtshilfe. Erstes Heft. Leipzig, Verlag von A. Krüger. 1876.

Wallishausser. — Wallishausser'sche Sammlung deutscher Bühnenwerke Nr. 1—7.
Nr. 1. Schlesinger, Das Trauerspiel des Kindes. Nr. 2. Findeisen, Eine Jugendsünde. Nr. 3. Grosse, Tiberius. Nr. 4. Dohm, Der Seelenretter. Nr. 5. Sachs, Das Heyß Eisen. Nr. 6. Greif, Corfiz Ulfeldt. Nr. 7. Gutzkow, Dschingiskhan. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandl. 1876.

Weech. — Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte von Dr. Friedrich von Weech. 1. und 2., 3. und 4. Lieferung. Leipzig, Verlag von Ferdinand Lange. 1876.

Weizmann. — Die Deutsche Reichsbahn. Von Weizmann. Berlin, Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung. 1876.

Western. — The Western. A journal of literature, education and art. H. H. Morgan, editor. News series. Vol. II. No. 2. February 1876. Saint Louis. 1876.

Westphal. — Geschichte der Stadt Metz. Von Westphal, Major der Armee. I. Theil: Bis zum Jahre 1552. Metz, Deutsche Buchhandlung. 1875.

Winteler. — Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus, in ihren Grundzügen dargestellt von J. Winteler. Leipzig und Heidelberg, C. A. Winter'sche Verlagshandl. 1876.

Wittichen. — Das Leben Jesu in urkundlicher Darstellung. Eine kritische Bearbeitung der Evangelien nach Marcus, Matthäus und Lucas mit Einleitung und Erläuterungen, von Carl Wittichen. Jena, Verlag von Hermann Dufft. 1876.

Wolzogen. — Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur. Von Hans von Wolzogen. Berlin, Verlag von W. Weber. 1876.

Wyl. — Mein Tagebuch im Proceß Sonzogno. Stenographischer, actenmäßiger und erläuternder Bericht eines Augenzeugen der 22tägigen Verhandlungen vor den römischen Assisen, 19. October bis 13. November 1875, von W. Wyl. Zürich, Verlags-Magazin. 1876.

Zeitfragen. — Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band I. Heft 2. F. Heinrich Geffcken, der Socialismus. Frankfurt a/M., Zimmer'sche Buchhandlung. 1876.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 9. Juni 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Sehffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. II.	329
II.	J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. II.	354
III.	H. M. Richter, Das Bild Friedrich's des Großen in der gleichzeitigen öffentlichen Meinung und Literatur Oesterreichs	370
IV.	Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. II.	382
V.	Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. III.	400
VI.	Siegfried Kapper, Montenegro. Tagebuchblätter. III. IV. V.	414
VII.	Robert von Mohl als Lehrer und Staatsmann	426
VIII.	Ferdinand Cohn, Insectenfressende Pflanzen	441
	Literarische Rundschau:	
IX.	Memoiren einer Idealistin	457
X.	Friedrich Kreyssig, Aus und über Amerika und England	460
XI.	Ed. v. H., Haeckel's Korallenbuch	467
	Wiener Chronik:	
XII.	Joseph Bayer, Das Stadttheater	468
XIII.	A. W. Ambros, Weltliche und geistliche Musik in Wien	472
XIV.	Karl Frenzel, Die Faust-Aufführungen in Weimar	478
	Politik und Volkswirthschaft:	
XV.	Zwei russische Publicisten der Neuzeit	485
XVI.	Literarische Neuigkeiten	491

Die Aebtissin von Buchau.

Novelle

von

Julius von der Traun.

5.

Das war eine Ueberraschung, so prächtig, wie das alte Forsthaus zu Brakenhofen noch niemals eine erlebt hatte. Es war hoher, sonnenklarer Mittag. Die alte Försterin stand, von mannigfacher Angst gepeinigt, an der Hausthür und spähte die Straße entlang, ob denn ihr Mann vom Schlosse zu Allershausen oder vom Pirschgange, oder wo er sonst geblieben, noch immer nicht heimkehre. Dazu die Sorge um die Kranke, und nun das Kind, das in Nacht und Nebel spurlos verschwunden war. Da kamen plötzlich die prächtigen Schlitten klingend und glänzend unter Peitschenknall und dampfendem Pferdegebrause die Straße herauf, und eben als die Alte sich anschickte, die, wie sie glaubte, Vorüberfahrenden zu mustern und möglicherweise zu erkennen, bogen die Fuhrwerke gegen das Forsthaus ein, die Reiter sprangen aus dem Sattel und die Herrschaften stiegen aus. Die Försterin suchte sich unter den pelzvermummten Ankömmlingen zurechtzufinden, als ihr Auge auf Röschen fiel, das, in den rothen Shawl der Dame Korporell gehüllt, so eben vom Baron Rehlingen aus dem Schlitten gehoben und auf den Boden gestellt worden war. Die Alte lief hinzu, schloß das Kind in ihre Arme, herzte und küßte es und rief: „Aber Röschen, was ist Dir eingefallen? Wo bist Du denn inzwischen geblieben?"

„Alle Arzneien," versetzte das Kind mit Selbstzufriedenheit, „wird der Doctor im Schlitten mitbringen. Er wird bald hier sein, ich hab' ihn geholt und diese schöne Frau hier läßt ihn bringen!" Dabei schmiegte die Kleine ihre frischrothe Wange an die weiße Hand der Aebtissin.

Jetzt erst gewann die Försterin wieder Zeit, die Angekommenen besser in's Auge zu fassen; als sie bestimmt erkannt hatte, was für hohe Gäste vor ihrem Hause standen, zerfloß sie fast in demüthigste Complimente und in ehrfurchtsvolle Freudigkeit. „O Du mein grundgütiger Gott, Eure fürstliche Gnaden in hocheigenster Person, und mein Mann ist nicht zu Hause!" lobpries und jammerte sie in einem Tone, die huldvoll gebotene Hand der Aebtissin küssend.

„Und Euer Hochwürden und Excellenz, unser gnädiger Herr Landcomthur!“ fuhr sie fort und knixte so tief in den Schnee, als es ihre alten Glieder nur gestatteten.

„Wir brauchen Euern Mann ganz und gar nicht!“ beruhigte Gräfin Clotilde die Alte. „Dieses gute Mädchen aber, das wir erstarrt an der Straße fanden und — Gott sei gepriesen! — vom Tode des Erfrierens retteten, sagte uns, daß seine Mutter todtkrank hier im Hause liege. Und so sind wir gekommen, Hilfe zu bringen, in welcher Weise das nur immer nöthig und möglich ist. Wer ist diese Kranke und zunächst: wie geht es ihr jetzt?“

„Als der Tag anbrach,“ antwortete die Försterin, „kehrte auf kurze Augenblicke ihr Bewußtsein zurück. Ihre Augen, die seit langen Stunden unheimlich starr und offen gestanden hatten, bekamen Leben und Verstand, und sie fragte nach ihrer Tochter, diesem Röschen da. Das böse Kind war aber auf unbegreifliche Weise verschwunden; ich wagte es nicht, dieses erschreckende Ereigniß der Kranken mitzutheilen. Ich antwortete: das Kind hat fleißig bei Euch gewacht und ist hier an Euerm Lager eingeschlafen, jetzt habe ich es zu Bette gebracht. Sie nickte mit dem Haupte, sah mich lange fragend an, als wollte mir ihr Blick in die Seele steigen; dabei wurden ihre großen Augen — sie hat so schöne, große, braune Augen, wie das Röschen hier — wieder starr und leblos, und plötzlich stieß sie ängstlich die Worte hervor: „Und war der junge Mann, der im Schlitten stehend seine Mütze fing, auch wirklich ein Soldat?!“ Mit der Linken hatte sie meinen rechten Arm gefaßt und griff mit ihrer Rechten immer weiter an ihm hinauf, wodurch sie mein Gesicht immer näher an ihres heranzog. Ihr Blick war ganz unheimlich geworden. Ich vermochte ihn nicht länger zu ertragen und deckte mit meiner Hand ihre Augen zu. Hierauf beruhigte sie sich sichtlich, legte den Kopf auf das Kissen zurück, ein leichtes Lächeln spielte um ihre Lippen, und als ich meine Hand wegzog, hatte sie die Augen geschlossen. Ich wendete die Aermste auf die Seite, denn so schläft sich's gesünder, und wirklich verfiel sie bald in einen ruhigen Schlaf. So schläft sie auch jetzt noch, die gute Frau Louise. Wollen fürstliche Gnaden vielleicht die Kranke sehen?“

„Nein, nein! das darf durchaus nicht sein!“ fuhr die Stiftshofmeisterin eifrigst dazwischen. „Das kann ein kritischer Schlaf sein, und einen Kranken soll man nie aus dem Schlaf wecken. Der Schlaf ist der beste Arzt.“

„Baronin Korporell hat vollständig recht,“ sagte die Aebtissin; „laßt die gute Frau schlafen. Sie wird schon aufwachen. Wir können bis dahin warten, wir versäumen nichts.“

„Das kann aber stundenlang währen, bis die Kranke ausgeschlafen hat!“ bemerkte mit einiger Unbehaglichkeit der Landcomthur. „Und da man sie nicht wecken soll —“

„Ihr, meine Herren,“ versetzte die Gräfin Montfort, „braucht hier nicht auszuharren. Euch muthe ich das gar nicht zu. Wir haben Euch ohnedies weiter begleitet, als es unsere ursprüngliche Absicht war, und wir entlassen Euch jedes ferneren Ritterdienstes. Zu dem, was hier Gutes gethan werden kann, genügen unsere Kräfte und Einsicht. Ueberdies muß der Hafenreffer mit meinem Reitknecht und dem zweiten Schlitten baldigst eintreffen, dann wird es uns an

Helfern und Begleitern nicht fehlen. Darum, meine Herren, laßt uns Frauen in's Haus treten und vollbringen, was uns zukommt; Ihr aber, Herr Landcomthur, kehrt zurück in eure warmen Stuben und ergreift von Neuem die Zügel der Balley Elsaß und Breisgau, die da regiert wird im Schlosse Allershausen, gelegen in der Grafschaft Väringen am Federsee, und Ihr, Herr Friedrich aus den alten Reichsfreiherrn von Rehlingen, setzet ebendort das Studium und die Einübung jener Tugend fort, deren Aneignung die Aufgabe Eures Noviciates ist. Ich bleibe hier, um die Mutter dieses Kindes und die Schicksale kennen zu lernen, welche Beide in die Einsamkeit dieses Forsthauses geführt haben."

Die Herren machten einige galante, aber ziemlich schwache Einwendungen, erbaten, als dieselben von der geistreichen Gräfin Clotilde mit Leichtigkeit aus dem Felde geschlagen waren, die Erlaubniß, sich nach einiger Zeit im Stifte Nachricht über alles Vorgekommene abholen zu dürfen, verabschiedeten sich von den Damen, und als diese fröstelnd in's Forsthaus getreten waren, setzten sie sich in ihren Schlitten, während ihre Dienerschaft wieder zu Pferde stieg.

Nur Röschen war zurückgeblieben, als ob es vor Allen *ihr* zukomme, die Abschiedshonneurs zu machen. Sie reichte dem Baron Fritz die Hand, der dieselbe zärtlich in die seine schloß; als er aber loslassen wollte, faßte die Kleine seine Rechte mit beiden Händen, sah ihn mit unendlich innigem Ausdruck an, während offenbar Worte des Dankes oder eines noch tieferen Gefühles auf ihren Lippen lagen, die sie nicht auszusprechen vermochte.

„Lebe wohl," sagte der Baron, „lasse aber meine Hand los, Du gutes Kind. Schon ziehen die Pferde an, tritt zurück, damit Du nicht Schaden nimmst."

Die Kleine achtete aber wenig auf das Brausen, Scharren und Steigen der Pferde. Zögernd nur zog sie ihre Hände zurück, doch sprach sie mit allem Nachdruck: „Ihr *müßt* aber wiederkommen zu mir und meiner Mutter!"

„Das soll geschehen!" rief der Baron im Wegfahren zurück, und zu seinem Onkel sich wendend, sagte er: „Ein seltsames Mädchen, und in ihren Worten liegt etwas Geheimnißvolles, das wie ein Zauber wirkt."

Röschen war an das Krankenlager ihrer Mutter hinaufgeeilt, welche in einem ruhigen Schlafe von den stürmischen Erregungen ihrer Nerven sich zu erholen schien. Die Aebtissin hatte auf einem Stuhle in der Unterstube Platz genommen und nahm jetzt die Försterin in's Verhör.

„Wie kam denn die Kranke in Euer Haus?"

„Das war im Mai des Jahres 1705," versetzte die Alte, hielt aber plötzlich und verlegen inne, als fürchte sie sich vor jedem ferneren Worte.

„Und was trug sich nach ihrer Ankunft weiter zu?" fragte die Aebtissin.

„Und seither blieb sie bei uns, bis auf diesen Tag," war die Antwort.

„Was treibt sie aber hier im einsamen Walde?"

„Sie lebt fromm und einsam. Nur wenn es schwere Kranke gibt, oder sonst wo das Unglück einbricht, so geht sie zu den Leuten, pflegt, tröstet und beschenkt sie, und in guter Jahreszeit kommen die Kinder aus den Nachbardörfern herüber, die lehrt sie lesen, schreiben, arbeiten, geht mit ihnen in den Wald und spricht mit ihnen von Gott und der Natur."

„Also ist Frau Louise (die Aebtissin hatte den Namen gut gemerkt) nicht arm?"

„Nichts weniger als das. Von Zeit zu Zeit sendet sie meinen Mann fort, der bringt nach ein paar Tagen ein Röllchen Gold und ein klein Säckchen Silbergeld; das reicht dann wieder auf lange hin."

„Von woher bringt Euer Mann das Geld?"

„Das weiß ich nicht."

„Und wie lautet Louisens Familienname?"

„Den weiß ich auch nicht."

„Und ist das Alles, was Ihr von der Frau wißt, die Ihr schon so lange beherbergt?"

„O nein, fürstliche Gnaden, das ist nicht Alles, was ich von ihr weiß. Das Uebrige aber darf ich Niemand sagen."

„Sei es Rechtes oder Unrechtes, mir solltet Ihr es nicht verschweigen dürfen."

„Und doch muß ich es. Ich habe meinem Manne mit Hand und Mund Schweigen angelobt, und ich kann schweigen. Wer seit vierzig Jahren in der Einsamkeit lebt, der lernt's. Mein Mann weiß jedenfalls mehr als ich, er darf vielleicht sprechen, ich darf es nicht."

Gräfin Clotilde merkte, daß sie hier einem festen Willen gegenüber stehe, daß aber die einfache Alte wol mit schlauen Fragen zu umgarnen, ihr noch Manches zu entlocken wäre. Solche Wege zu betreten, verbot ihr jedoch ihr edles Gemüth. „Ihr sendet mir," sprach sie, „sobald sein Dienst es ihm erlaubt, Euern Mann nach Buchau. Das aber dürft Ihr mir doch mittheilen, was Euch etwa von der Ursache der gegenwärtigen Erkrankung Eurer Hausgenossin bekannt ist?"

„Daran hindert mich kein Verbot," erwiderte die Försterin, „ich war aber nicht dabei, als Frau Louise vor jenem Schlitten so sehr erschrak. Röschen war mit und hat es mir zwar erzählt; ich möchte es aber nicht ganz gut behalten haben, und wenn Eure fürstliche Gnaden es genau wissen wollen, so ist es am besten, ich hole das Kind. Es spricht ohnehin von nichts lieber, als von seiner Mutter."

Die Aebtissin war mit diesem Vorschlag einverstanden. Die Försterin ging und brachte Röschen herunter. Gräfin Clotilde wußte die Kleine bald gesprächig zu machen, und diese, welche sich hier, außer ihrer Mutter, das erste Mal einer feinen Seele gegenüber fand, berichtete mit lieblicher Geschwätzigkeit das wichtigste Ereigniß ihres kleinen Waldlebens, das sich gestern zugetragen, und die Gräfin konnte nicht müde werden, immer und immer wieder neue Fragen zu stellen, theils um das anmuthige Kind sprechen zu hören, mehr noch, um sich des Grundes gewisser Eindrücke zu versichern, die sich ihres Innern zu bemächtigen begannen.

Der Dame Korporell war es aber schon längst in der Stube zu enge geworden. Mit der ihr eigenthümlichen, man möchte sagen behaglichen Lebhaftigkeit war sie bereits in die Küche vorgerückt, hatte die Tauglichkeit des Feuerheerdes und des Kochgeschirres einer kurzen Musterung unterzogen, war in die

Speisekammer getreten, wo insbesondere eine Kaffeemühle ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Ei, ei!" sagte sie, „das ist ja ein ganz herrschaftliches Geräth. Trinkt Ihr Jägersleute denn Kaffee?"

„Wir allerdings nicht," erwiderte die begleitende Försterin, „dies Getränk wär' auch gar nicht nach unserm Geschmack, aber Frau Louise trinkt ihn täglich."

„Ist denn die eine so vornehme Frau?"

„Wie vornehm sie ist, das weiß ich nicht, Euer Gnaden. Aber ganz anders, als wir Andern, ist sie gewiß."

„Da scheint sie nicht arm zu sein."

„Das ist sie gewiß nicht."

„Und doch begnügt sie sich mit der schlechten Oberstube und den elenden Möbeln, die wol oben stehen?"

„Halten zu Gnaden, unsere Oberstube ist nicht schlecht, und die Möbel, die oben stehen, sind fein und reich, wie ich sie wol in meinen jungen Tagen bei Geschlechtern zu Ravensburg und Biberach gesehen. Allerdings gehören sie nicht uns und wurden erst später hergebracht, als Frau Louise sich entschlossen hatte, bei uns zu bleiben."

„So will ich doch wol über die Stiege hinauf und mir das Gelaß bis an Frau Louisens Thür ansehen; Ihr aber könntet inzwischen etwas Kluges thun: bereitet schnell einige Tassen Kaffee. Ich weiß wol nicht, was die Frau Aebtissin im Sinne hat, aber das kann wol noch ein Stündchen dauern, bis der Schlitten mit dem Doctor kommt, früher fährt sie nicht nach Hause, sie läßt nichts halbgethan, und der Magen mahnt, daß Essenszeit schon eine gute Weile vorüber ist."

Nach diesen Worten begab sich die Stiftshofmeisterin in's obere Stockwerk, während die Försterin den Wassertopf über das Feuer stellte, die gebrannten Bohnen zerrieb und die kupferne Kaffeemaschine, die Kannen und die wenigen Tassen scheuerte, die Frau Louisens Eigenthum waren. Dann ging sie in die Milchkammer und rahmte Milch ab, und merkte bei all' der Arbeit nicht, daß die Stiftshofmeisterin längst schon in der Küche zurück sein mußte, wenn sie sich begnügt hätte, das obere Gelaß nur bis an die Thür der Kranken zu besichtigen.

Auch Gräfin Clotilde merkte nicht den Verlauf der Zeit. Die Erzählung der Kleinen von der Begegnung, die ihre Mutter mit dem vergoldeten Schlitten hatte, und von alle dem, was darauf gefolgt war, hatte ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, und die ahnungsvollen Gedanken, die sich in ihrer Seele angesponnen hatten, als Röschen in Baron Fritz den Mann erkannte, der in dem Schlitten stand, vor dem ihre Mutter so sehr erschrak, waren nahe daran, sie von Neuem zu verdüstern, hätte nicht die Kleine begonnen, ihre nächtliche Waldfahrt zu schildern, so absichtslos und innig, daß Clotilde gerührt ihren Mund auf die Rosenlippen des Kindes drücken mußte.

Da öffnete sich die Thür, Dame Korporell brach herein und rief: „Die Kranke ist erwacht! Sie weiß, daß die Fürstäbtissin von Buchau im Hause ist, um ihr beizuspringen, daß der Doctor mit den Arzneien kommt, und erwartet den gnädigen Besuch."

„Waren Sie denn oben, Baronin?"

„Allerdings. Das heißt, ich wollte mir nur das Gelaß von Außen ansehen. Ich kam an die Thür der Oberstube und horchte, ob die Kranke wol schliefe. Ich hörte gar nichts, keinen Athemzug, und Kranke athmen doch sonst schwer und laut. Gott im Himmel, dachte ich mir, die Aermste wird doch nicht gar — ach, da ist ihr Kind! Eure fürstlichen Gnaden verstehen mich wol. Ich war in der höchsten Angst. Es kann den Augenblick gelten — ich öffnete — trat ein — zog das Flacon aus der Tasche und spritzte der Aermsten all' mein kölnisches Wasser in's Gesicht. Sie wachte auf und rief: Was ist's? Ich habe so gut geschlafen."

„Da ist einmal wieder die Neugierde mit den besten Grundsätzen davon gelaufen," lachte die Aebtissin. „Ei, liebe Baronin, so schnell vergessen Sie die guten Lehren, die Sie Andern gaben: das kann ein kritischer Schlaf sein, und einen Kranken soll man nie aus dem Schlafe wecken. Der Schlaf ist der beste Arzt."

Die gute Baronin schlug verlegen die Augen nieder. Entschuldigend nahm sie wieder das Wort: „Aber auch nicht einen Athemzug zu hören, und alle die Schrecken des heutigen Morgens in mir! Das erfrorene Kind! Seine Mutter, die ich in meiner gerechten Angst aufweckte, ist so lieblich wie es selber. Ich hab' ihr Alles erklärt, daß wir ihre Krankheit von ihrer Tochter erfuhren, die uns, um den Doctor zu rufen, auf der Straße entgegen kam — das vom Erfrieren behielt ich bei mir, denn Kranke darf man nicht erschrecken —"

„Schon wieder eine gute Lehre für — Andere," bemerkte lächelnd die Aebtissin.

„Verzeihung!" sagte bittenden Tones Dame Korporell, „aber was ich thue, ist Alles gut gemeint."

„Nun, da die Kranke einmal aufgeweckt wurde und meinen Besuch erwartet, so will ich ihr persönlich meine Theilnahme ausdrücken und meine Hilfe zur Verfügung stellen. Sie, Frau Baronin, sind wol so gütig und bleiben bei unserm Röschen zurück."

Während sich die Baronin verneigte, erhob sich die Aebtissin und verließ das Gemach.

Wer Frau Louise in ihrem Bette liegen sah, konnte Röschens Mutter nicht verkennen. Dieselben schönen braunen Augen, nur waren die Augenbrauen, die langen Wimpern und das Haupthaar goldblond, das Antlitz fein und lieblich, wie das des Kindes; aber durch die Krankenbläße, die es jetzt bedeckte, schimmerten ältere Züge des Schmerzes, welche das Schicksal noch in gesunden Tagen hinein geschrieben hatte.

Als Gräfin Clotilde eintrat, warf Louise ängstlich und unsicher den Blick auf sie; als erstere auf dem Stuhle, in dem Röschen die Nacht über gewacht hatte, Platz nahm und der Kranken die Hand reichen wollte, zog diese scheu die ihrige zurück.

„Ich begreife," rief lächelnd die Gräfin, „Sie erwarteten die Aebtissin von Buchau, und jetzt sehen Sie weder Kreuz noch Schleier, weder Scapulir noch

Rosenkranz. Liebe Frau Louise, so heißen Sie doch, ich bin eine Aebtissin von anderer Sorte. Meine Nonnen sind Damen, die jede Stunde in die Welt zurückkehren dürfen, nur ich schmecke nach dem Kloster — wenn ich drinnen bin."

„Also habe ich wirklich das Glück, die Fürst-Aebtissin von Buchau bei mir zu sehen, die Alle lieben und die so viel Gutes thut?" sagte Louise und suchte Clotildens Hand an ihre Lippen zu ziehen.

„Lassen Sie das!" erwiderte Clotilde, „wir sind ja nahebei eines Alters, da will sich das kaum schicken." Sie legte bei diesen Worten Louisens Hand auf die Bettdecke zurück, ohne jedoch dieselbe loszulassen, und fuhr fort: „Mein Stiftsarzt muß jeden Augenblick hier sein. Ein Zufall führt mich an Ihr Krankenlager, die Pflicht hält mich daran fest, bis der Ausspruch des Arztes mich beruhigt oder zur weiteren Hilfe verpflichtet. Nun wissen Sie Alles, und ich schweige lieber, wenn Sie erschöpft sind."

„Wie sollte ich das jetzt sein," antwortete Louise, „wo nach langen Jahren der Einsamkeit, der Verlassenheit, des trost- und hoffnungslosen Grames, nach dem öden Beisammensein mit Menschen, deren Geistes- und Gemüthsleben nicht entfernt an meines heranreicht, ein Engel zu mir tritt, dessen heiteres Auge Geist und Güte strahlt, dessen Nähe im Stande wäre, das Schweigen meines Herzens zu brechen."

„Beruhigen Sie sich. Meine Nähe scheint Sie aufzuregen."

„Nein, gnädigste Frau, nur bitte ich, meine kindischen Reden zu entschuldigen. Mein Geist taumelt, wie der Schiffer, der nach dem Sturme aus seinem Nachen springt und wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlt. Ich sehe wol, die Freude hat eben so wenig das Recht, mit Jedermann zu sprechen, als der Schmerz. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank. Meine Einsamkeit war hilflos, und wenn ich von Ihrer Güte die Herstellung meiner, ich fühle es, trotz dieses schönen Augenblicks auf lange und auf das tiefste erschütterten Gesundheit wieder empfange, so handelt es sich dabei nur um mein Kind. O Röschen, was würde aus Dir werden!?"

Während dieser Reden hatte Gräfin Clotilde Louisens Hand immer auf der Decke niedergehalten. Es war nicht nur der feine Arm, der über dem zarten Handgelenk aus Louisens Nachtkleide hervorschimmerte, es waren nicht nur die schlanken, spitzen Finger, die schmalen, wohlgepflegten Nägel, welche in diesem Hause und in dieser Umgebung die Aufmerksamkeit der Gräfin erregten, vor Allem fesselte ihren Blick ein Ring von rothem Carneol, den Louise am vierten Finger der rechten Hand trug und in den ein Wappen geschnitten war. Dieser Ring und Louisens Ausdrucksweise und Benehmen ließen Clotildens Gedanken nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie streichelte Louisens Hand und hob dieselbe liebkosend nach und nach so nahe an das Gesicht empor, bis ihr Auge sicher die Zeichnung des Wappens erkennen konnte. Dieses enthielt einen Hahn, der am untern Ende eines sich zierlich über seinen Kopf hinaufkrümmenden Dornenzweiges saß. Den Schild krönte eine Freiherrnkrone. Ein hörbarer Athemzug der Ueberraschung flog über die Lippen der Gräfin, dann legte sie die Hand Louisens sanft auf die Decke zurück und rang nach schicklichen Worten, das Gespräch wieder anzuknüpfen, als unten ein Schlitten klingelnd vor das Haus fuhr.

„Gottlob, da ist der Doctor!“ rief die Gräfin. „Ich lasse Sie mit ihm allein. Er wird mir sagen, wie es mit Ihrer Gesundheit steht, dann wollen wir beschließen, was weiter für Sie geschehen muß.“ An der Thür begegnete ihr der Doctor Samuel Hasenreffer, an dem sie mit vornehmem Kopfnicken vorüberschritt, während er sich ehrerbietigst tief verneigte.

Clotilde kam in die Unterstube, die sie leer fand. Das war ihr nicht unlieb, sie konnte ihren Gedanken ungestört nachhängen. Heftig ging sie lange auf und nieder, endlich stand sie still, ein zufriedenes Lächeln verklärte ihr Antlitz und sagte: „Und wie es immer kommt, nur so ist es recht.“

Als kurz darauf der Stiftsdoctor wieder eintrat, verlangte die Aebtissin seinen Bericht.

„Fürstliche Gnaden,“ sagte er, „die Frau da oben befindet sich gegenwärtig leidlich, das ist aber nur die Ruhe vor dem Sturm. Unter ihrer Haut glimmt noch das Fieber; bricht der Abend an, so schlägt es wieder in hellen Flammen empor. Die Frau hat empfindliche Nerven, wie man sie sonst bei dem Landvolke nicht findet. Ihr Zustand ist voll Gefahr. Ich täusche mich nicht, binnen Kurzem bricht ein vollständiges Nervenfieber aus, und Niemand kennt das Ende.“

„Ist die Kranke transportabel?“ fragte die Aebtissin.

Der Doctor sah die Fragerin mit Erstaunen an.

„Glauben Sie,“ fuhr diese fort, „daß sie in diesem Hause die erforderliche Pflege und im Nothfall schnelle Hilfe finden kann?“

„Ach —“, sagte Doctor Hasenreffer, „solche Personen sind's nicht so präcise gewohnt.“

„Was reden Sie da von solchen Personen! Transportabel ohne Gefahr des Lebens? Sprechen Sie!“

„Ja,“ antwortete der Doctor, „der Weg bis Buchau ist nicht allzulang. Wenn wir sie gut in Decken und Kissen einschlagen und vor Abend dort haben, bevor ein neuer Fieberanfall sie ergreift, so ist nichts zu befürchten.“

„Gut,“ sagte die Aebtissin, „ich fahre jetzt voraus und gebe die nöthigen Befehle. Es ist nach ein Uhr. Meine Pferde laufen gut. Ich brauche keine Stunde bis in's Stift. Sie nehmen sogleich die Kranke in Ihren Schlitten und bringen sie —“

„Wo im Städtchen soll ich sie unterbringen?“

„Welche Frage! In meinem Stifte. Bei der Prälatur fahren Sie vor. Inzwischen sende ich einen zweiten Schlitten, in dem soll die Baronin Korporell nachkommen und Röschen, das Kind. Wo ist denn die Baronin?“

Eben öffnete sich die Thür und die Baronin trat mit einem schlecht gehobelten und erst neuerlichst wieder rein gescheuerten Brett in die Stube, auf dem Tassen und dampfende Kannen standen.

„Was machen Sie da?“ fragte Gräfin Clotilde.

„Ist schon gemacht! Kaffee!“ erwiderte mit triumphirender Miene die Stiftshofmeisterin, das Brett auf den Tisch stellend, während Röschen, das mit hereingeschlüpft war, sich daran machte, die Tassen zu ordnen. „Wir sind ja schon über die Tafelzeit.“

„Diesen Kaffee müssen Sie schon allein trinken, liebe Baronin. Ich fahre sofort in's Stift und mache Quartier."

„O gütigste Fürstin, ich errathe, für wen!"

„Für Frau Louisen."

„Und für Röschen auch?"

„Für Röschen auch, liebe Korporell, für unser Röschen auch."

Die Aebtissin bat nur noch ihre Hofmeisterin, der Kranken die dringende Einladung zu bringen, die Gastfreundschaft des Stiftes, und wenn aus keiner andern Ursache, doch darum anzunehmen, „weil es sich vor Allem handelt um — um ihr Kind. Aber sagen Sie ihr diese Worte ganz genau, ich bitte Sie darum, liebe Baronin, und sagen Sie ihr, daß ich sie noch einmal herzlich grüße und in meinem Stifte erwarte; und sagen Sie ihr, daß ich Sie gebeten, diese Worte genau zu behalten und ihr wörtlich zu sagen: sie soll ohne Bedenken zu mir kommen, weil es sich vor Allem handelt um ihr Kind!"

Hierauf stieg die Aebtissin in ihren Schlitten und fuhr davon. Dame Korporell schlürfte nur noch rasch eine Tasse Kaffee, schenkte auch dem Doctor ein, der voll Erstaunen war über alles Das, was soeben vorgefallen und unverweilt noch zu geschehen hatte. Die Baronin ging aber sofort an die Erfüllung ihrer Mission.

Als Frau Louise gehört hatte, wohin sie gebracht werden sollte, daß auch Röschen mit ihr kommen und bei ihr bleiben werde, und daß es sich vor Allem handle um ihr Kind, hatte sie keine Bedenken mehr. Als man aber die Kranke in den Schlitten brachte, stand die alte Försterin unter der Hausthür und weinte bitterlich.

Nach kurzer Zeit, welche die Baronin benutzt hatte, Kleider und Wäsche der Kleinen zusammen zu packen, kam auch der zweite Schlitten, der sie und Röschen fortführen sollte. Sie wickelte die Kleine wieder in den rothen Shawl, die Försterin küßte das Kind unter Thränen, war aber nicht eines Wortes mächtig. Als der Abend einbrach, waren Alle in Buchau glücklich angelangt.

Spät nach dem Abendläuten, als der Specht im Walde nicht mehr hackte, die Meise nicht mehr pfiff, und Krähe und Dohle in den schwanken Wipfeln droben schliefen, kam der alte Burkhart mit seinem Weidjungen in's Brakenhofner Forsthaus zurück. Seine Frau saß in der Stube und weinte noch immer.

„Was gibt's, Marthe, was gibt's?" fragte er bestürzt seine Ehehälfte.

„Es gibt eigentlich nichts mehr," antwortete diese schluchzend. „Frau Louise ist fort und das Röschen ist auch fort."

„Wohin?"

„Zur Aebtissin von Buchau, die hat Beide selber abgeholt."

„Und wann kommen sie wieder?"

Die Försterin schüttelte den Kopf und trocknete sich mit der Schürze die Augen. „Ich glaube, nie wieder," sagte sie traurig. „Burkhart, da geht Etwas vor, was ganz Apartes!" Sie erzählte nun ihrem Manne Alles, was sich seit gestern Mittag im Hause zugetragen, wer alles hier gewesen, um was alles die Aebtissin sie gefragt und wie gut sie zu schweigen gewußt habe.

Der Förster hörte ihr ernsthaft zu, dann erwiderte er nachdenklich: „Das weiß ich schon, jetzt kommt das Ausgefragtwerden an mich. Sei es, wie es auch sei, das Eine ist gewiß: es wäre mir lieber, ich hätte seit gestern Mittag nichts als Wasser getrunken, als daß uns dieses widerfahren mußte!"

6.

Frau Louise war in jenem Flügel des Stiftes Buchau untergebracht, in dem sich die Gastzimmer für Damen befanden. Die Aebtissin hatte ein mäßiges, aber bequemes Appartement für sie gewählt, das letzte in der langen Reihe von Gemächern, weil es still und abgeschieden war, zunächst aber an die Stuben der Hausmägde stieß, welche Nachts keinen Dienst in der Prälatur oder im Conventsgange bei den Stiftsdamen verrichteten. Neben dem Zimmer, das Louise bewohnte, war ein zweites, in dem Röschen hatte schlafen sollen, um die kranke Mutter in nichts zu stören; hierauf folgte eine Kammer für die Magd, welche der Kranken zur Pflege und Bedienung ausschließlich zugewiesen war. Die gute Stiftshofmeisterin that sich auf diese Eintheilung nicht wenig zu Gute, Röschen aber leistete unbesiegbaren Widerstand. Sie wollte, wie bisher, ihrer Mutter vor Allen und so viel als möglich einzige Pflegerin und Wärterin sein. „Hab' ich's im Walde draußen getroffen, wo in der Stunde der Noth jede Menschenhilfe fern war, so muß mir das im Hause dieser reichen Damen, die uns so gern helfen, nur leichter sein!" meinte die Kleine, und so stellte man ihr Bettchen an die Wand, welche dem Lager ihrer Mutter gegenüber war.

Das Zimmer war groß und hoch, der Plafond von einem schönen Stabwerk aus Gypsstucco eingefaßt, das sich in den Ecken zu anmuthigen Ornamenten entwickelte. Mitten an einer reichen Rosette hing ein vergoldeter Broncereif herunter, der durch Kerzenträger und lange Schnüre von geschliffenen Glassteinen zu einem zierlichen Luster sich gestaltete. Die Wände waren mit Tapeten von wohlthuender grüner Farbe bedeckt, ein paar lange, schmale Venetianerspiegel, drei Oelgemälde, eine Madonna und zwei Blumenstücke, und über den Thüren grau in grau gemalte Genien, die mit bunten Blumenketten spielten, waren ihr ganzer Schmuck. Die Möbel von braunem Nußflader waren mit gelbem Buchs- und schwarzgebeiztem Birnbaumholz eingelegt; die hochlehnigen Damastsessel, Kanape und Tische standen auf massiven Bocksfüßen, deren Klauen aus Messing gegossen waren, gleich den schweren Beschlägen der Commode, auf der eine stattliche deutsche Uhr aus Ebenholz stand, deren Zifferblatt auch Datum und Mondesviertel zeigte, während in einem halbrunden Einschnitt das brillantirte Stahlpendel funkelnd und tickend hin und wider schlug. Der mächtige Ofen, auf dessen Kuppel eine vergoldete Ananas prangte, war grün glasirt, voll schlanker Nischen, in denen christliche und heidnische Figuren in bunter Reihe ihren Platz gefunden hatten.

Zwei hohe Fenster, schon mit neumodischen, viereckigen Tafeln verglast, gaben helles Licht; jedes hatte innerhalb seines Rahmens ein in Eisen gefaßtes, leicht zu öffnendes Flügelchen, um die Luft des Gemaches zu erfrischen. Zwischen beiden Fenstern öffnete sich eine Thür auf einen breiten Gang, dessen offene

Bogen auf Säulen von rothem Sandstein ruhten. Dieser Thür gegenüber führte eine Steintreppe in einen verlassenen Garten.

Frau Louise war die erste Woche, nachdem sie dies Zimmer bezogen, bis die Nacht anbrach, außer dem Bette, doch matt und theilnahmslos. Sie klagte über siedendes Blut und Schwindel, sie vermöge keinen Gedanken festzuhalten, und es flögen doch so viele durch ihr Gehirn. Der Stiftsarzt besuchte die Kranke fleißig, die Klagende, welche behauptete, es wäre ihr nicht anders, als habe sie sich selbst mit allen ihren Erinnerungen, Sorgen und Hoffnungen verloren und wisse sich in aller Welt nicht mehr zu finden, suchte er bestens zu beruhigen, er selbst aber verbarg der Aebtissin seine Besorgniß nicht vor dem plötzlichen Ausbruch einer Katastrophe, die entweder Louisen rasch in's Grab stürzen, oder bei einem langsamen Verlaufe die Geisteskraft der armen Frau für immer zerstören könne. Die Aebtissin untersagte daher ihren Stiftsdamen, die alle, zum meisten Theile nach dem Drange ihres guten Herzens, theilweise aber auch aus Neugierde und Lust am Zeitvertreib zu Hilfs- und Gesellschaftsleistung sich anboten, bis auf Weiteres jeden Besuch bei der Kranken, und nur der Stiftshofmeisterin war die Oberleitung der Pflege überlassen, jedoch unter Einschärfung, jede auch noch so wohl gemeinte Beunruhigung oder Störung, sei es durch zu häufige Besuche, zu lange und lebhafte Gespräche, oder gar durch culinarische Begünstigungen jenseits der vom Arzte vorgeschriebenen Diät, gewissenhaft zu vermeiden.

Wenn nun die gute Dame Korporell das Krankenzimmer betrat, so würgte sie noch in der Thür ganze Regimenter von Worten hinunter, die unter andern Umständen gewiß wären in's Treffen geführt worden. Sie traf Frau Louise meistens in einem Lehnstuhle neben dem Fenster, theilnahmslos, einsilbig, in Gedanken — vielleicht auch in Gedankenlosigkeit versunken; ihr gegenüber saß Röschen, mit einer kleinen Arbeit beschäftigt, und sah in den Garten hinab, welcher die Phantasie des Kindes gar sehr zu beschäftigen schien. Der war auch ganz etwas Anderes, als der Wald von Brakenhofen, in dem sie geboren war und den sie früher nie verlassen hatte. Jetzt war allerdings Alles noch von tiefem Schnee bedeckt, die beschnittenen und engverzweigten Buchenwände waren vollgeweht, ebenso war das gefrorene Bassin bis zum Rande mit Schnee gefüllt, die Nymphen seiner in Wind und Wetter grau gewordenen Marmorgruppe guckten wie Mohrinnen aus ihren Schneekapuzen hervor, und auf dem Dache der aus Birkenstämmen gezimmerten Einsiedelei lag ein schwellendes Polster von gefrorenen Flocken. Am unteren Ende, wo eine von verwildertem Gesträuch überwachsene Brustwehr den Garten vom See schied, stand ein holländisches Taubenhaus, die Tauben zogen es aber vor, auf den eisernen Stangen zu sitzen, die von Säule zu Säule des schützenden Bogenganges liefen.

Dame Korporell kam nie mit leeren Händen. War es nicht ein Buch oder eine Nippsache für Louisen, so war es doch wenigstens ein Bildchen oder ein Stück Kuchen für die Kleine. Louise warf dankend einen Blick in das Buch, die Kleine biß auch wol einmal in den Kuchen. Die Hofmeisterin erzählte inzwischen, wie schön der Garten da unten im Sommer sei. Er sei allerdings das Aschenbrödel unter den Stiftsgärten, denn die Terrasse dort um die Ecke am

Ende dieses Ganges, an der Rückseite der Prälatur, und die Anlage gegen das Städtchen hin seien die Prachtstücke. Dort zeige sich der Fleiß und der Geschmack des Hofgärtners, dem Baumeister und Bildhauer des vorigen Jahrhunderts vorgearbeitet. Hier unten sei Alles mehr verwildert. Der Springbrunnen theile das Schicksal so vieler seines Gleichen, es fehle ihm an Wasser, und auch in den Gängen wachse mehr Gras, als gebührlich. Die Stiftsdamen kämen nur in ihren melancholischen Stunden herunter, wenn ihnen Altes oder Neues über's Herz laufe, darum nenne man auch im Hause diesen Garten den Launenwinkel und den Schattengang dort hinten an der Seemauer — die Seufzerallee. Dem Garten scheine aber seine Verlassenheit gar wohl zu bekommen, denn wenn das Laub ergrünt, haben hier die geflügelten Wald- und Gartensänger erbeigenen Sitz und ungestörtes Wohnrecht; da locken die Finken, schmettern die Sprosser und bis tief in die Nacht schlägt die Nachtigall. Hier erblühen zuerst in reicher Fülle die duftenden Veilchen, und zu Frühlingsende wogt hier ein solches Meer von Rosen und Vergißmeinnicht, und drängt sich aus den verwilderten Beeten eine solche Fülle von Aurikeln, Lilien, Päonien, Levkojen und anderen angestammten Blumen, daß der Schmuck der Kinder, Fahnen und Altäre für das heilige Frohnleichnamsfest von Stift und Städtchen fast nur aus diesem Garten geholt wird.

Mit glänzenden Augen hörte Röschen diese hübsche Schilderung. Ach, dachte die Kleine, wenn's nur da draußen schon so sänge und blühte, dann müßte mein Mütterchen gesund und Alles gut und glücklich sein. Wenn aber Dame Korporell wieder fortgegangen war, dann schob Frau Louise das Buch zur Seite und versank in ihr voriges ängstliches Hinbrüten, Röschen aber machte keinen Biß mehr in den Kuchen, sondern öffnete das Luftflügelchen des Fensters und streute das Backwerk auf den Gang hinaus, wo die weißen Tauben von den Eisenstangen niederflatterten und, die kleinen Augen neugierig der braunlockigen Spenderin zugewendet, die Brösslein mit ihren Purpurschnäbeln aufpickten aus dem flimmernden Schnee.

Louisens Zustand schleppte sich ein paar Wochen so hin. Sie trug, wie man zu sagen pflegt, die Krankheit mit sich herum. So wie ein unterirdisches Gewässer ein Wiesenstück untergräbt, das bis zum letzten Augenblicke grünt und dann plötzlich einstürzt, so wühlte das schleichende Fieber in den Adern Louisens, die sich äußerlich noch immer aufrecht erhielt.

Eines Morgens, es war nach Maria Lichtmeß, wo der Tag schon weit über das Stück hinausgewachsen ist, „das der Hirsch springen mag", war Röschen früh aufgestanden, hatte sich — wie sie das zu thun gewohnt war — schön still angekleidet, um die Mutter, die gern tiefer in den Tag hinein schlief oder in sich selbst verloren dahinlag, nicht zu stören, und lauschte dem Augenblick entgegen, wo die Kranke sich rühren würde, um ihr zum Morgengruße die Hand zu küssen. Aber Frau Louise rührte sich, weit über die gewohnte Stunde hinaus, in keiner Weise. Aengstlich schlich die Kleine an's Bett, hob sich auf den Zehen und blickte hinein. Da lag ihre Mutter wieder wie an jenem Abende in der Oberstube des Forsthauses, nachdem ihr vom Allershauser Wege herüber der

glänzende Schlitten begegnet war, vor dem sie bis auf den Tod erschrak. Wieder standen ihre Augen offen, und als die Kleine sagte: „Mutter, sieh doch Dein Röschen an!“ vermochte sie den Blick nicht herüberzulenken. Dabei bewegte sie die Lippen und sprach unverständliche Worte.

Röschen in ihrer Angst rief die Magd herbei, und als diese den Zustand der Kranken sah, lief sie sogleich, der Stiftshofmeisterin davon Meldung zu machen, und nach dem Arzt.

Dieser und Dame Korporell waren auch bald an Louisens Lager, und als ersterer kopfschüttelnd den Puls und die übrigen Symptome prüfte, drängte sich Röschen an ihn und flüsterte: „Nicht wahr, diesmal kanns nicht so schlimm werden? Wir haben ja Kirschlorbeeröl und Senfmehl im Hause!“

Doctor Hasenreffer strich mit seiner Hand begütigend über Stirn und Wangen des Kindes, zur Hofmeisterin gewendet sagte er aber: „Die Krankheit ist im vollen Ausbruch. Das Nervenfieber wächst und wird wachsen bis zum einundzwanzigsten Tage, dann folgt die Krisis, und der Ausgang liegt in Gottes Hand. Doch ist es besser so, als das schleichende Siechthum, das bis heute die Kräfte der jungen Frau nur allzusehr verzehrte. Jetzt braucht die Kranke tiefste Ruhe, Antiphlogistica und leise Stärkung, das Alles soll die Sorge meiner Kunst sein.“ Hierauf wurden die Vorhänge des Bettes und der Fenster besser zugezogen und das Zimmer in ein starkes Halbdunkel gesetzt. Die Kleine wich nicht vom Krankenbette, sie reichte die Arznei oder das Wasserglas, wenn eine schwache Handbewegung ihrer Mutter dies verlangte. Die Kranke sprach, wenn sie auf kurze Augenblicke das Bewußtsein wieder gewonnen zu haben schien, kein Wort. Während ihres Fieberschlafes dagegen strömten ihr beständig verworrene Sätze von den Lippen, deren Worte sie ganz unverständlich vor sich hin hauchte. Erwachte sie plötzlich, so fuhr sie erschreckt auf, faßte die Hand Röschens und fragte verstört: „Habe ich etwas gesagt? Was war es? War die Magd im Zimmer?“

„Es war Niemand im Zimmer, und Du hast kein Wort gesprochen,“ entgegnete immer das Kind.

„Dann ist's gut!“ versetzte jedesmal die Kranke, sank in die Kissen zurück, und wenn sie wieder in ihren Krankenschlaf verfiel, fügte sie lallend die Worte hinzu: „Es war ein Soldat, ein fremder Soldat, weiter nichts!“ —

Der Tag der Krisis ließ lange auf sich warten. Röschen, das von seiner Mutter nicht wich und seit Wochen nur dann einen Mundvoll frischer Luft athmete, wenn es am geöffneten Guckfensterchen die Tauben fütterte, Röschen, das kaum mehr schlief noch aß, wurde immer blässer. Ihr leidendes Gesichtchen, aus dem die schönen braunen Augen klagend herausleuchteten, rührte die gute Stiftshofmeisterin nicht minder als den braven Arzt, und erstere theilte ihre Besorgniß um das Kind der Aebtissin mit.

„Das haben wir alle wieder ganz übersehen,“ sagte diese. „Wir müssen der Kleinen hin und wieder für eine Stunde eine Gespielin geben, die sie aufheitert, und da weiß ich keine bessere, als die Baronesse Sidonie.“

„Unsere kleine Imhof! Vortrefflich!“ lachte Dame Korporell, „das Kind zum Kinde! so schickt sich's wohl!“

Und so geschah es auch. An einem hellen Tage, als die Mittagssonne mit leiser Wärme in den alten Bogengang herein schien, war die Stiftshofmeisterin, wie sie das täglich zu thun pflegte, in Louisens Krankenzimmer, um nachzusehen, wie da Alles gehe und stehe. Röschen saß am Fenster und zerrieb ein Semmelbrod für ihre Täubchen. Da kam die blonde Baronesse Sidonie und klopfte an die Scheiben. Verwundert blickte das Kind in das heitere, lockenumwallte Gesicht der schönen Stiftsdame, die freundlich lächelnd mit Kopf und Zeigefinger winkte; dann wendete es verlegen den fragenden Blick der Stiftshofmeisterin zu, die hinter ihren Stuhl getreten war.

„Hinaus kommen sollst Du, mein Kind," sagte Baronesse Korporell; „diese hübsche blonde Dame ist eine Stiftsdame, wie ich, und Du bist ihr Gast, wie der meine, und sie meint es gut mit Dir, wie ich selber, sie will Dich in die frische Luft führen und mit Dir plaudern, sonst wirst auch Du noch krank, Du Engelchen Du!" Hierauf knüpfte sie der Kleinen ein dickes wollenes Tuch um und schob sie hinaus auf den Gang.

Die Baronesse Imhof empfing sie draußen mit einem herzhaften Kusse. „Liebes Röschen, Du kennst mich nicht. Ich habe Dich aber sehr lieb, weil ich weiß, daß Du Deine arme Mutter so lieb hast. Wenn das Wetter gut ist, werde ich Dich von jetzt an täglich von Deinem Fenster wegholen und in die frische Luft führen. Mit mir kannst Du plaudern, was Du willst. Wenn ich auch kein Kind mehr bin, wie Du, so bin ich doch auch noch ein wenig jung und fröhlich. Ich heiße Sidonie und so mußt Du mich nennen."

Röschen war noch etwas verlegen, so wohlthuend es sich auch von der lieblich-zutraulichen Erscheinung seiner neuen Gesellschafterin angesprochen fühlte. „Ich will das Alles gerne thun," antwortete sie, „aber Eines müssen Sie mir versprechen: so oft ich bei Ihnen bin und zu meiner Mutter verlange, müssen Sie mich sogleich zurückführen zu ihr."

„Das soll gewiß geschehen," versicherte lächelnd Sidonie, nahm das Händchen der Kleinen in ihres und führte sie den sonnenhellen Bogengang entlang. Dieser bildete etwa dreißig Schritte von Louisens Zimmerthür einen Winkel, den ein steinerner Altar mit einer Statue der Muttergottes maskirte, und setzte sich dann gegen den See hin fort, bis eine offene Prachttreppe, vom tiefer gelegenen Garten herauf, ihn unterbrach und über ihn weg auf eine Terrasse führte, die an der stattlichen Seefronte der Prälatur hinlief. Diese Terrasse war breit und von einer reichen Marmorballustrade gegen den See hin begrenzt. An jedem Ende derselben ragte auf mächtigen Trägern ein steinerner Pavillon mit offenen Bögen in den See hinaus, mitten aber prangte ein Springbrunnen mit einer Gruppe von Genien und Delfinen, der jetzt allerdings noch unter der Decke und in den Fesseln des Winters lag. Die Kleine hatte ihre Freude an der Eisfläche des Sees, der tausende und aber tausende von Diamanten in der Sonne funkeln ließ, während die fühlbare Mittagswärme schon schmale Gerinne in das Eis grub und mit rieselndem Thauwasser füllte. Wie so glänzend hüpften diese neugeborenen Wellenkinder als frühe Vorfrühlingsboten dahin.

Sidonie trat mit ihrer Schutzbefohlenen in einen schönen Saal des Erdgeschosses, in dem die Aebtissin mit ihren Damen zur Sommerszeit zu speisen

pflegte. Die Kleine konnte sich nicht satt sehen in den großen Spiegeln, an den schönen Gemälden und an dem prachtvollen bunten Majolicaofen, wo aus Schilf und Blumen Nymphen und fremde Thiere lauschten, während über ihnen farbenprächtige Vögel durch die blau glasirte Luft flogen.

Inzwischen brachte Sidonie ein Tellerchen voll Ulmerzwieback und Makronen herbei. Röschen knusperte aber trotz aller Nöthigung nur ein wenig daran, und als Sidonie lebhafter in sie drang, sagte sie: „Ich bin viel zu traurig, um so gute Bissen zu essen. Meine Mutter ist allzu krank, und ich merke wohl, Sie führen mich nur darum in diese schönen Zimmer, daß ich daran nicht denken soll. Führen sie mich lieber in die Kirche, deren Glocken ich täglich so prächtig läuten höre, und wenn Sie mir schon so gut sind, so helfen Sie mir dort für meine liebe Mutter beten, daß sie endlich wieder gesund werde."

Sidonie war tief gerührt. Sie stopfte schnell eine Handvoll Backwerk in die Schürzentasche des Kindes, das sie dann durch den Saal auf den innern Stiftsgang hinausführte, in welchem die lebensgroßen Porträts der Stiftsdamen hingen, die seit manchem Jahrhundert hier in den Chor gegangen waren. Da blickten sie von der Wand, die langen Gestalten aus längstvergangenen Tagen, in knappen, schlichten Kleidern und entstellenden Haarwülsten, Gebetbuch und Rosenkranz in den Händen, bis herab zu dem vornehmen Frauenzimmer der Neuzeit in Reifrock und Brüsseler Kanten, mit gepuderten hohen Haaraufsätzen mit Blumen, Perlenschnüren und Blumen, dessen reichberingten Hände mit dem Fächer spielten oder ein Bologneserhündchen an den Busen drückten. Röschen sah das Alles mit erstaunten Augen. Als aber Sidonie eine große Eichenthür öffnete und die Kleine, als wär's im Traum, plötzlich in der Stiftskirche zunächst den Stufen des Hochaltares stand, da schwanden dieser fast die Sinne.

Die Kirche war ganz leer. Niemand war darinnen als Sidonie, Röschen und der liebe Sonnenschein. Seine goldstaubenen Strahlenkegel brachen durch die hohen Fenster und ergoßen ihr freudiges Licht über die Engel und Heiligen des Altares, über die Jungfrau und das Kind, die jetzt niederknieten auf den Stufen.

Die Kleine drückte die gefalteten Händchen fest an ihren Mund und sprach ihr Gebetlein halblaut mit dem zuversichtlichsten Eifer und der drängendsten Innigkeit. Sidoniens gefaltete Hände waren aber auf ihre Kniee hinabgesunken, sie lehnte den Oberleib zurück und konnte das Auge nicht wenden von dem betenden Kinde; sie selbst vermochte kein Gebet zu sprechen, doch die Wünsche ihres gerührten Herzens flogen mit den Bitten des Kindes in die Wolken empor.

Es war aber noch eine dritte Beterin in der Kirche. Ungesehen von den Beiden vor dem Altare lag in ihrem Oratorium oben die schöne Aebtissin von Buchau auf ihren Knieen. Der Arzt hatte sie von der steigenden Gefahr in Louisens Befinden unterrichtet. Sie mußte sich endlich Klarheit verschaffen über Name, Stand, Schicksal und Heimath der Kranken, Klarheit in dem Gewölke von Ahnungen, das, seit sie Röschen aus dem Schnee erhoben und im Forsthause an Louisens Krankenlager gesessen, verdüsternd herabgesunken war über ihr ganzes Dasein. Sie mußte die Gewißheit haben, die sie fürchtete. Vom Allmächtigen erflehte sie Muth und Licht. Ein Widerstreit verschwiegener Gefühle stürmte

durch ihr Herz, aber die Strömungen ihrer edlen Seele löschten immer wieder die Flammen der auflodernden Leidenschaft, und zuletzt war ihr Wunsch und redliches Gebet: „O Gott, erhalte das Leben der fremden Frau, vereinige die Getrennten und stärke und tröste Jene, denen Du in das Buch des Lebens geschrieben hast, daß sie einsam bleiben sollen in ihren Tagen."

Am nächsten Vormittag stand Burkhart, der Förster, vor der Aebtissin, die auf einem der brodirten Atlassophas ihres Salons Platz genommen hatte. Der alte Mann war in voller Jagdparade; er trug einen hellgrauen Rock, dessen Ueberschläge an Brust und Schößen mit grünem Tuche überzogen und mit schmalen Silbertressen besetzt waren, eine gleich adjustirte grüne Weste, gelbe Beinkleider und gleiche Stulphandschuhe von Hirschleder, schwere Reitstiefel vollendeten seinen Anzug. Um die Hüften trug er an einem grünledernen, mit Silberfäden benähten Gurte ein gut beschlagenes Waidmesser, den Gurt selber aber schloß ein weißer Schild, auf dem das schwarze, weiß geränderte Kreuz Kunde gab, daß man es hier mit einem Mitgliede der Jagdpartei des hohen deutschen Ritterordens zu thun habe. Auf dem linken Arme trug der Würdige, mit dem Kopfloch gegen die Brust gedrückt, einen betreßten Dreispitz, dessen weißgrüner Federstutz wie eine Turnierlanze hinausragte und jeder vertraulichen Annäherung Trotz zu bieten schien.

Nachdem er seinen Kratzfuß gescharrt und mit seiner rechten Hand was Weniges über seine weiße Stutzperücke gestrichen hatte, räusperte er sich kurz, und ehe noch die Aebtissin ein Wort an ihn gerichtet, hub er an: „Eure fürstliche Gnaden haben mich für heute hierher rufen lassen; wundert mich nur, daß dieses nicht schon vorlängst geschehen ist. Kann mir aber wol denken, um was sich's handeln mag."

„Wenn Er sich das denken kann, lieber Burkhart, so kann Er sich wol auch denken, daß ich von Ihm die Wahrheit erfahren will. Die ganze Wahrheit, versteht Er mich!"

„Verstehe gar wohl, aber die ganze Wahrheit werde ich nicht sagen."

„Und warum nicht, Alter?"

„Erstens, weil ich die ganze Wahrheit nicht weiß, und zweitens, weil ich von dem, was ich weiß, lange nicht Alles sagen darf."

„Und wer verbietet Ihm das?"

„Mein Ehrenwort, fürstliche Gnaden, und dabei bleibt's."

Die schöne Gräfin Montfort ließ sich aber nicht zurückschrecken durch das brummige Wesen des Alten, das halb in dem Gefühl seiner Wichtigkeit als angelobter Verwahrer eines bedeutenden Geheimnisses, halb in seiner Verlegenheit gegenüber der andringenden Aebtissin, zu welcher er nicht minder als alle Anwohner des Federsees und der ganzen Grafschaft Väringen mit staunender Ehrfurcht emporblickte, seinen Grund fand. Sie kannte die Geschwätzigkeit ihres Wildpretlieferanten nur zu gut und vermeinte ihres Erfolges sicher zu sein, wenn das Gespräch nur einmal in Fluß gekommen war.

„Er weiß wol," sagte sie, „daß es um Frau Louisens — ich kenne ihren andern Namen nicht —"

„Frau Louise — so nannten auch wir sie immer, nicht anders," fügte der Förster ein, als die Aebtissin lauschend etwas inne hielt.

„Daß es um Frau Louisens Gesundheit sehr schlecht steht."

„Alle Teufel!" platzte Burkhart heraus, „das weiß ich nicht!"

„Laß er in meiner Gegenwart das Fluchen!" sagte die Aebtissin streng, „dadurch wird nichts besser. Mit Frau Louisens Gesundheit steht's sehr schlecht. Ihre Schwäche nimmt täglich zu, und wir müssen daran denken, sie mit den heiligen Sterbesacramenten zu versehen."

„Alle — Heiligen mögen sie beschützen — die gute Frau!"

„Das ist auch mein Gebet, Alter. Aber bedenk' er, wenn sie stirbt: wir kennen Keines hier im Hause ihren Namen, ihren Stand, ihre Heimath — den Vater ihres Kindes!"

„Das liebe Röschen! das ist doch gesund?" fragte Burkhart mit dem weichsten Ausdruck, dessen seine rauhe Stimme fähig war.

„Was hilft uns das! das gibt uns keinen Fingerzeig, wenn das Unglück wirklich eintritt! Ich frage ihn auf sein Gewissen, geb' er mir Auskunft über Alles, was er von der Frau weiß, der er, wie es scheint, so lange Zeit Unterstand gewährte in seinem Forsthause."

„Sehr wol, fürstliche Gnaden, genau so viel Auskunft will ich geben, als mein Gewissen mir erlaubt. Es war im Frühlinge des Jahres 1705, das darf ich schon sagen, es war mitten im Monat Mai, es war aufnehmender Mond und die Nacht sternenrein und silberklar; ich aber lag bereits zu Bette, weil ich mit Aufbruch des nächsten Tages auf die Wildtauben wollte, die Seine Hochwürden Excellenz mein gnädigster Landcomthur so gern verspeisen, als es an meinem Stubenfenster pochte. Ich sprang in meine Kleider und trat vor, da sah ich einen anständigen, ziemlich betagten Mann in einem leberfarbenen Kleide mit Stahlknöpfen, der etwa aussah, wie ein Kaufmannsbedienter. Draußen auf der Waldstraße stand im Mondenschein eine gelbe Chaise mit einem grauköpfigen Kutscher auf dem Bocke und mit Koffern schwer bepackt. Was wollt Ihr von mir, guter Mann, in so später Nacht? war meine Frage. „Hilfe um Gottes willen für gutes Geld und Alles, was Ihr sonst noch verdienen möget" — war des Leberfarbenen hastige Antwort. „In jenem Wagen liegt eine junge Frau in Kindesnöthen. Bringt sie in ein Bett in Euerm Hause und schickt Einen, was er rennen oder reiten mag, um ärztliche Hilfe." Oho, erwiderte ich, bei uns wachsen die Aerzte nicht auf den Bäumen, ich weiß kaum, ob jetzt in Buchau einer zu finden wäre. Die älteren Frauen springen den jüngeren bei. Alte, rief ich meiner Ehehälfte zu, bereite das Bett in der Oberstube; unterdessen greifen wir Männer zu und tragen die fremde Frau aus dem Wagen. „Es ist guter Leute Kind," sagte der Leberfarbene, während wir an den Wagen traten, „und gewiß lauter ehrlich Ding." Ich aber versetzte, jetzt kümmere mich nur die Noth, das Uebrige werde sich finden. Wir hoben darauf ein schönes, blutjunges Frauenzimmer mit blonden Haaren und braunen Augen aus der Chaise und brachten es in der Oberstube zu Bette. Während meine Alte geschäftig ab- und zurannte, säuberte ich Stühle, Tische und Kästen, denn wir waren wochenlang nicht droben gewesen, und Staub und Spinneweben

hatten sich reichlich eingefunden. Der Kaufmannsbediente stand, kalten Angstschweiß auf der Stirn, vor der Thür und wagte nicht einzutreten, bald darauf jagte mich aber auch meine Frau aus der Stube. Ich solle draußen beten, damit Alles gut ablaufe. Ich trat nun zu dem Leberfarbenen hinaus und wir knieten, so weit weg von der Stubenthür, als die Hausflur es gestattete, auf den Backsteinboden nieder und beteten beide andächtig, während der liebe Silbermond recht tröstlich auf uns zwei alte Knaben hereinschien. Plötzlich öffnete meine Alte die Stubenthür und rief mit fröhlicher Miene heraus: „Es ist ein Mädchen, wie ein Engel!“ Gleich darauf mußte ich aus einer Truhe das bischen Kinderwäsche hervorholen, das von unserm Hannchen, die jetzt Fleischerin zu Seekirchen ist, zurückgeblieben war — ach Gott, das Zeug war gelb, wie mein alter Lehrbrief. Es ward beschlossen, den Weidjungen am nächsten Morgen zu dieser unserer Tochter zu schicken, damit sie mit Wäsche und weiter mit Rath und That aushelfe, und so verging ein Stündlein, in dem ich den Leberfarbenen viel fragte und er mir sehr wenig Antwort gab. Er sagte, zwischen ihm und der jungen Mutter sei schon für alle Fälle das Nothwendige abgeredet worden, ich werde bald wissen, was mir zu wissen nöthig; Alles gehe in rechten Wegen und werde mein Schade nicht sein. Da rief uns meine Frau in die Stube hinein, um den neuen Erdengast, den der Himmel in unser einsames Haus herabgeschickt, zu begrüßen und zu besegnen. Die junge Mutter lächelte, als ich mit stummer Freude das reizende Kindlein betrachtete, der Leberfarbene nahm es aber plötzlich auf den Arm, ergriff ein Glas mit Trinkwasser, das daneben auf dem Stuhle stand, goß davon einige Tropfen auf das Köpfchen der Neugebornen, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: „Ich taufe Dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Rosa soll Dein Name sein.“ Wir beiden Eheleute standen verwundert über diese ebenso unerwartete als rasche Sacramentspendung, die junge Mutter aber sagte mit schwacher Stimme: „Das was geschehen ist, geschah ganz nach meinem Willen, jetzt aber laßt mich ruhen, lieber Hausvater, und morgen sollt Ihr Alles wissen, was Ihr zunächst zu wissen braucht. Ihr aber, Mosje Lucas, gebt diesem wackern Manne das Päckchen mit den Schriften und das Geld, bedeutet ihn nach meiner Weisung und kommt in der bestimmten Zeit wieder mit dem vortrefflichen Manne, dessen ich bedarf. Sagt diesem, ich sei hier sicher bei guten Menschen.“ Nachdem sie so vertrauensvoll gesprochen hatte, fühlte ich mich gegen sie verpflichtet, als müßte ich mein Leben für sie lassen, so gut und vornehm war ihre Art, und ich wußte doch damals eben so wenig, als Eure fürstliche Gnaden jetzt wissen, wer dieses fremde Frauenzimmer sei, das vor zwei Stunden aus der weiten Welt mitten in der stillen Mondnacht in mein Haus gekommen war. Ich ging mit Mosje Lucas in die Unterstube, wo er mir ein Päckchen Schriften übergab —“

„Welche Auskunft über Namen, Stand und Heimath Frau Louisens enthielten,“ unterbrach die Aebtissin lebhaft den Erzähler.

„Allerdings,“ versetzte dieser ruhig, „aber das Päckchen war versiegelt. Ich mußte mit Handschlag geloben, dasselbe nur dann zu eröffnen, wenn Frau Louisen — was er aber nicht fürchte — etwas Menschliches widerführe. Der

Inhalt gäbe über Alles Auskunft, auch über die Person und den Ort, an welche ich im äußersten Unglücksfalle unverweilt Botschaft zu senden habe. Auch gab er mir eine Rolle Silbermünzen und ein Strümpfchen goldenes Geld und sagte, innerhalb acht Tagen komme er wieder mit dem Pathen des Kindes und dem Geistlichen, der es ordentlich taufen werde. Hierauf luden wir die Koffer von dem Wagen und brachten sie ins Haus, auch übergab mir dieser Lucas einige Flaschen alten Kapweins und einige Gewürzzelten zur allfälligen Stärkung der Wöchnerin, stach eine Flasche Wein mit mir gemeinschaftlich aus; zugleich bewirthete er mich mit kalter Küche, die er mitführte. Inzwischen hatte der Kutscher die Pferde gefüttert, wendete den Wagen um, und Mosje Lucas fuhr gerade dorthin, woher er gekommen war. Es war lange schon Mitternacht vorüber. Andern Tags war die junge Mutter frisch und gesund, und Alles ging vortrefflich seinen Gang. Hannchen hatte bessere Wäsche gebracht, und in meinem stillen Waldhause war's auf einmal lustig geworden. Noch waren die acht Tage nicht vergangen, so kam auch der Leberfarbene wieder mit seiner gelben Chaise, aus welcher ein stattlicher Sechziger im stahlgrünen Atlasrock mit rother gestickter Tressenweste, ganz wie ich sonst reichen Patriziern in Ulm oder Biberach begegnet, dann ein freundlicher Pfaffe ausstieg, der ein Kreuz um den Hals trug und darnach aussah, als ob er viel mehr sei, als ein Leutpriester. Ich begrüßte den Sechziger, er schien mir ein schwerer Handelsherr ich fragte, mit wem ich wol die Ehre hätte, in mein armes Haus zu treten, er aber überschüttete mich mit Danksagungen wegen der Barmherzigkeit, die ich an seiner Mündel geübt, drückte mir ein paar Goldstücke in die Hand und — ich wußte wieder so viel, als zuvor."

„Er nimmt es aber auch gar zu leicht mit seiner Gastfreundschaft," grollte abermals enttäuscht die Aebtissin.

„Ganz und gar nicht, fürstliche Gnaden," versetzte der Förster gelassen. „Alles in Ordnung. Ich habe meine Bürgschaften. Ich weiß Alles — was ich zu wissen brauche. Der Atlassene ging sofort zu Frau Louisen hinauf und blieb mehr als eine Stunde allein bei ihr. Wenn man am Gange droben vorüber kam, so merkte man, daß ihre Unterhaltung sehr lebhaft war. Er schien ihr von einem Vornehmen abreden zu wollen, auf dem sie hartnäckig bestand. Wie ich mir aus dem, was später geschah, zusammen reimte, handelte es sich wol um Frau Louisens Entschluß, in meinem Hause zu verbleiben. Später kam der Atlassene herunter, der Leberfarbene trug ein silbernes Cruzifix, zwei Leuchter, eine silberne Kanne, einen Weihbrunnkessel und eine breite Schale von gleichem Metall (das Alles war in der gelben Chaise mitgekommen) in die Oberstube hinauf und stellte dieses Geräthe auf den Tisch. Bald folgte der fremde Geistliche in Chorhemd und Stola, unser liebes Röschen wurde nun in aller Form getauft, und es war wieder Alles recht feierlich und fröhlich. Hierauf gingen wir wieder in die Unterstube; dort hatte der Leberfarbene Wein, kaltes Geflügel, eine Torte und dergleichen — Alles aus der Chaise — auf den Tisch gestellt, wir nahmen eine gute Collation und tranken die Gesundheit von Mutter und Kind. Später nahm mich der Atlassene bei Seite und theilte mir mit, daß die junge Frau oben der guten Luft und unserer guten Herzen willen

(so sagte er) zunächst und so lange, als wir sie behalten, bei uns bleiben wolle, bis Das und Jenes sich ändere, und fragte mich, was ich dazu sagte. Ich sagte, ja, das möge sie nur immerhin, doch müsse ich als rechtschaffener Hausvater wissen, wen ich beherberge."

„Ganz recht, ganz recht gesprochen!" schob die Aebtissin ein.

„Einverstanden, versetzte der Atlassene," fuhr Burkhart fort; „das wißt Ihr auch, sobald Ihr das versiegelte Päckchen öffnet, oder meine Mündel Euch das selber sagt. Aber so lange das Erste nicht noth thut und das Zweite nicht geschieht, wißt Ihr ja immer doch, daß die junge Frau Louise heißt, und das ist genug für's Haus. Auch sollt Ihr sogleich wissen, wer ich bin, und das gibt wol Bürgschaft genug. Hierauf forderte er mir mein Ehrenwort ab, das, was er mir jetzt anvertraue, ohne seine oder Frau Louisens Gestattung Niemandem mitzutheilen. Als ich dieses gegeben hatte, sagte er mir seinen Namen, Stand und Wohnort, und ich war ganz beruhigt."

Die Aebtissin verrieth durch eine ungeduldige Bewegung ihrer Füßchen, daß sie das durchaus nicht sei, der alte Waidmann setzte aber ungestört seine Erzählung fort.

„Der Atlassene versprach auch, daß Mosje Lucas, so oft es noth thue, zu mir kommen und Geld und alles Nöthige mitbringen werde, und als der Mond — er war seit Frau Louisens Ankunft voll geworden — recht hell niederschien, spannte der Kutscher die Pferde an, wendete die gelbe Chaise wieder um und führte die drei fremden Herren in die herrliche Mainacht hinein gerade dorthin, von woher sie gekommen waren. Seitdem blieben Mutter und Kind in unserm Hause. Alles Uebrige wissen Ihro fürstliche Gnaden ohnehin von meinem Weibe. Nur das Eine hat sich im Laufe der letzten sieben Jahre geändert, daß der Leberfarbene, der Frau Louisens Eliasrabe war, verstorben ist, und daß ich jetzt von Zeit zu Zeit selber hinuntergehen muß nach — nach — nun, wie heißt doch das Teufelsnest —"

„Besinne er sich nur," sagte die Aebtissin, die sich vor Neugierde nicht mehr zu lassen wußte.

„Ja, ja, besinne dich, alter Strohkopf," sprach endlich in sich selbst zurechtweisendem Tone und mit der flachen Hand sich vor die Stirne schlagend Herr Burkhart, „besinne dich auf dein gegebenes Ehrenwort und plaudere nicht wie ein altes Fischweib! Ich habe jetzt Alles gesagt, fürstliche Gnaden, was ich sagen darf," fuhr er unwirsch und zugleich beängstigt fort, „Alles, Alles! das Päckchen Schriften habe ich Frau Louisen längst zurückgestellt. Fragen mich fürstliche Gnaden doch nicht weiter. Ich bin kein Held für's Verhör, bin kein Mann für's Reden, Schweigen ist mir leichter. Ein guter Jäger geht still, um so sicherer schießt er. Und so bitte ich um gnädige Erlaubniß, mich verabschieden zu dürfen. Ich habe diese Tortur nicht verdient, und wenn fürstliche Gnaden Alles wissen müssen, so haben ja fürstliche Gnaden Frau Louisen selber hier, die darf es sagen."

„Hat Frau Louise in ihren Reden nie verrathen, daß sie vornehmer Abkunft sei?" fragte die Aebtissin, die noch immer das Feld nicht gänzlich räumen wollte.

„Weiß nicht," versetzte Burkhart; „aber wenn sie das auch gethan hätte, ich hätte es gewiß seither vergessen. Und so bitte ich noch einmal, mich gnädigst zu entlassen."

„Nun so geh' er, alter Bär!" grollte die Aebtissin. „Halt' er sich aber parat, ich werde Ihn wol bald wieder rufen müssen, denn Frau Louisens Lebensfaden scheint zu Ende gesponnen, so spricht der Arzt, und schon in der nächsten Viertelstunde wird mein Stiftspfarrer sie mit den heiligen Sterbesacramenten versehen."

So sehr der Förster noch vor einer Minute die Erlaubniß gewünscht hatte, abtreten zu dürfen, jetzt vermochte er nicht, die Sohlen von den Parqueten zu heben. Wie festgebannt stand er auf derselben Stelle, er brachte keine Silbe über die Lippen, seine Augen aber hafteten starr auf dem Antlitz der Aebtissin, als erwarte er mit Zuversicht, sie müsse die letzten Worte, die sie gesprochen, widerrufen oder doch mildern.

Die Aebtissin schwieg.

Da brach er sein Stillschweigen. „Glauben Eure fürstliche Gnaden ja keinem Arzte. Die verstehen alle nichts. Gebt ihr die heiligen Sacramente immerhin, sie werden ihr nichts schaden, aber — Frau Louise wird gesund. Was brave Leute einander wünschen, geschieht ja oft. Meine Großmutter sagte: ein redlicher Wunsch ist ein Zauber, denn er ist ein starker Wille, und der wirkt."

Die schöne Gräfin Montfort betrachtete mit Rührung den alten Mann, der sich mit so eigenthümlichen Gründen zu trösten suchte. Indessen griff er nach ihrer Hand, um dieselbe zu küssen und Abschied zu nehmen. Aber der Satz von der Kraft des Wunsches hatte in Clotildens Herz geschlagen: Kranke glauben so gern an Sympathien und dergleichen Wundermittel. Der Wunsch sei ein starker Wille, der wirkt?! Und schlief nicht auch in Clotildens Herzen ein Wunsch, ein starker Wunsch? Gütig lächelnd zog sie ihre Hand aus Burkhart's hirschledernen Fingern, nahm einen holländischen Ducaten aus der Chatoulle, die auf dem Tische stand, und indem sie dem Alten das Goldstück reichte, sagte sie mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit: „Ich wollte Ihn ja nicht peinigen, Alter. Er hat mir doch den rechten Weg gezeigt, wo ich das, was ich wissen will, erfahren werde. Geh' Er heim, und wenn Er hinüber kommt nach Allershausen, so frag' Er von meinetwegen den Landcomthur, ob er denn krank sei, weil das Stift Buchau ihn so lange nicht gesehen. Der Baron Fritz von Rehlingen ist wol noch drüben?" setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu.

„Halten zu Gnaden, nein!" antwortete der Förster; „der junge Herr Baron sind in Wien, wo ihm jüngst ein Onkel verstorben und ihm ein paar schöne Güter in Oesterreich hinterlassen haben soll. Des Herrn Landcomthurs Kammerdiener meint, dieser Glücksfall könne den hohen deutschen Orden um einen jungen Ritter bringen, der ihm schon gewiß war, und wenn ich reden darf: ich halte selber dafür, es ist schade um einen so schönen jungen Herrn, wenn er zu all' seinem Glanz und Reichthum nicht auch ein christliches Weib und liebe Kinder hat. Ach, Kinder machen ein Haus so reich und heimlich! Ich und meine Alte trauern noch immer, daß das liebe Röschen nicht mehr bei uns ist."

Die Aebtissin war rasch an's Fenster getreten, hatte ihr Gesicht abgewendet und winkte dem Förster, sich zu entfernen. Als er an der Thür noch einmal zurückblickte, sah er, wie sie mit dem Taschentuche über ihre Augen fuhr.

7.

Während das Verhör, welches die Aebtissin mit dem alten Förster anstellte, zu Ende ging, sendete die milde Vorfrühlingssonne ihre klaren Strahlen in den Bogengang, der vor Louisens Krankenzimmer hinlief. Zwischen dem steinernen Marienaltare und der Treppe, die aus dem alten Garten auf die schöne Seeterrasse hinaufführte, lustwandelte mit dem blassen Röschen Baronesse Sidonie. Von Zeit zu Zeit, gleichsam unbewußt, drückte sie das Händchen der Kleinen, das in ihrer Rechten lag; die junge Stiftsdame war aber, gegen ihre Gewohnheit, einsilbig; sie schien verlegen die Worte nicht zu finden, die sie dem Kinde sagen wollte.

„Sie sprechen heute so wenig, liebe Dame," sagte die Kleine.

„Ich werde Dir Vieles sagen, aber lasse mir nur noch ein bischen Zeit, mich zu besinnen," entgegnete Sidonie.

Unterdessen war die Stiftshofmeisterin von der Terrasse herab in den Gang gekommen, grüßte Sidonie mit bedeutsamem Blick, küßte die Kleine, sagte seufzend: „Du armes Kind," und verschwand eilig in der Thür zu Louisens Zimmer.

Als ihr Röschen rasch befremdet nachblickte, kam die stolze Priorin Ehrgutta Freifrau von Gundelfingen, mit ihrem langen Schatten, der strengblickenden Veronica Baronesse von Besserer, die Treppe herabgerauscht; beide begrüßten in ceremonieller Weise Sidonie, welche den Gruß mit einem Knixe erwiderte, der in jeder Menuette seinen Platz verdient hätte, und begaben sich an das obere Ende des Ganges, zogen ihre Gebetbücher hervor und begannen eifrig darin zu lesen. Zuletzt kam noch die Gräfin Olympia von Werdenau, deren schöne Elfenbeinzähne und bewaffnetes Zünglein wir kennen lernten, als der alte Landcomthur am heiligen Dreikönigstage bei der Aebtissin speiste, und bald nach ihr erschien auch die hübsche Gräfin Romana von Ilgen.

Diese beiden jungen Stiftsdamen gesellten sich zu Sidonie. Gräfin Olympia küßte das Röschen und streichelte ihm noch nach dem Kusse die blassen Wangen. Auch Gräfin Romana drückte ihre Lippen auf den Mund der Kleinen, nickte mit sprechender Miene und mitleidsvollen Blicken Sidonien zu, die mit einem theilnahmsvollen Seufzer antwortete. Bevor aber Röschen fragen konnte, was all' diese Küsse, Blicke und Seufzer zu bedeuten hätten, klangen silberne Glöcklein näher und näher, und von der Terrasse herunter bewegte sich ein seltsamer Zug.

Voraus gingen zwei Kirchendiener in hellblauen, mit Silberborten verbrämten Mänteln, brennende Wachsfackeln in den Händen; ihnen folgten zwei Knaben, in Chorhemd und Kutte, wie sie am Altare zur Messe dienen: diese läuteten silberne Glöcklein in taktgemäßer Abwechselung, so daß, während der Eine sein Glöcklein zur Schulter hob, der Andere das seine von derselben abwärts be-

wegte. Der Nächste war der Küster mit Weihwasser und Buch. Nach ihm trugen zwei Chorknaben an versilberten Stangen einen blauseidenen, silberdurchwirkten Baldachin, unter dem der greise Stiftspfarrer Benignus in Chorhemd und gestickter Stola würdevoll einherschritt. Er trug einen bedeckten goldenen Kelch, auf dessen sammetnem Ueberhang in einem silbernen Kranze von Weinlaub und Aehren der „süße Name Jesu" prangte. Den Schluß machte die Stiftsdienerschaft, welche, brennende Wachskerzen tragend, laut betete.

Indem der Zug den jüngeren Damen sich näherte, knieten diese zu Boden, bekreuzten sich und wiesen Röschen an, dasselbe zu thun, was das Kind gehorsam und mit aller Andacht vollzog. Als der Baldachin an der knieenden Gruppe vorüber kam, neigte der Pfarrer segnend den Kelch gegen dieselbe, und als er vorüber war, begann Baronesse Sidonie das Vaterunser laut zu beten. Ihre liebliche Stimme klang kindlich und hell über den schwächeren Stimmen der anderen Damen, Röschen aber betete ihr Wort für Wort nach wie ein inniges Echo.

Unterdessen hatten die Chorknaben den Baldachin vor die Thür von Louisens Krankenzimmer gestellt. Der Pfarrer und der Küster traten ein, die Dienerschaft aber kniete auf der Treppe, welche in den alten Garten hinabführte, und fuhr fort zu beten.

„Was soll das Alles?" fragte Röschen ungeduldig und wollte sich erheben.

„Still, still!" sagte Sidonie, „und bete mit uns die fünf Vaterunser und Ave Maria zu Ende, wir beten ja für Deine Mutter." Und so wurde die Gebetreihe zu Ende gesprochen. Röschens Mitbeten ward immer leiser, die Kleine wendete ein um das andere Mal das Köpfchen gegen Sidonie, und als das letzte Ave geendet war, sprang sie vom Boden auf und sagte: „Was will der geistliche Herr bei meiner lieben Mutter?"

„Er spendet ihr die heiligen Sterbesacramente," erwiderte Sidonie.

„Was ist das: Sterbesacramente? Das kenne ich nicht."

„Das sind die Hilfen und Tröstungen der Religion, die man den Sterbenden reicht, wenn ihre Seele gen Himmel fliegt — Du armes Kind," begütigte Sidonie.

„Meine Mutter stirbt aber nicht!" rief die Kleine, „und die Seele meiner Mutter fliegt nicht gen Himmel, die bleibt bei ihrem Röschen. Meine Mutter verläßt mich nicht, noch lange nicht, kann mich nicht verlassen — bei wem sollte ich denn bleiben?"

„Beruhige Dich, Röschen," sagte Sidonie und suchte das Kind wieder auf die Kniee nieder zu ziehen, „und hilf uns noch einmal beten für Deine arme Mutter."

„Meine Mutter ist nicht arm," erwiderte die Kleine, „das weiß ich besser, und heute Nacht hat sie besser geschlafen und ruhiger geathmet, als die ganzen Wochen her, seit sie hier im Stifte ist. Als ich heute Morgen an ihr Bett trat, wendete sie mir so frisch die Augen zu, wie sie das lange nicht gethan, und sagte: guten Morgen, lieb' Röschen! bevor ich noch dazu gekommen war, sie anzusprechen. Es hat mir auch heute mein Frühstück das erste Mal wieder ge-

schmeckt, und als ich auf den Gang heraustrat und den blauen Himmel, den lustigen Sonnenschein erblickte und wie meine Tauben so fröhlich die Hälschen drehten und auf mich niederguckten, da wußte ich gewiß: meine Mutter wird wieder ganz gesund. Und darum soll sie mir der Pfarrer auch in Ruhe lassen!"

Damit riß sie sich von Sidonie los, sprang wie ein junges Reh den Bogengang hinunter und schlüpfte, ehe ihr Jemand zu folgen vermochte, unter dem Baldachin durch in das Zimmer ihrer Mutter hinein.

Als sie aber eingetreten war, stockte ihr Schritt. In der Nähe des Fensters kniete die Stiftshofmeisterin, mehr in der Mitte des Zimmers der Küster, am Lager Louisens stand der Pfarrer Benignus; er hatte den goldenen Kelch geöffnet, in dessen glänzende Schale ein Sonnenstrahl fiel. Er nahm eine geweihte Hostie heraus, die er in Louisens Mund legte. „Domine non sum dignus." Dazu schwang der Küster das Glöcklein und die Stiftshofmeisterin betete leise. Louisens Antlitz aber verklärte der Sonnenschein, es lag wie ein Schimmer von Morgenroth auf ihren bis jetzt blassen Wangen, und als sie das Haupt wieder in das Kissen legte und ihr Angesicht in den Schatten zurückfiel, war ein leiser rosiger Hauch auf den eingebrochenen Wangen zurückgeblieben.

Pater Benignus konnte es sich nicht verhehlen, so verfallen auch Louisens Züge durch ihr langes Leiden waren, es fehlte ihnen der jede Hoffnung raubende hypokratische Ausdruck, welcher dem alten Seelsorger aus so vielen Fällen seiner Pastoralpraxis bekannt war. Aber Doctor Samuel Hafenreffer hatte ihm vor einer Stunde doch gesagt, daß die Kräfte der Kranken aufgezehrt und jede Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden sei. So mußt' er sich dennoch zu der schweren Pflichterfüllung entschließen, seinen Hoffnungen Schweigen zu gebieten und die Kranke auf ihr nahes Ende vorzubereiten. Bevor er aber noch seine Sätze beginnen konnte, sprach Louise: „Hochwürdiger Herr, ich danke Ihnen tausend Mal für den Seelentrost, den Sie mir gespendet; ich bin eine gute Christin, und diese Himmelsspeise erfrischt die Menschenseele immer. Ich irre nicht, wenn ich auch diese Vorsorge der fürstlichen Oberin zuschreibe, die seit meinem Unfall im Försterhause, unsichtbar waltend, wie mein Engel mich umschwebt. Ich denke, Ostern ist nahe und, in meine Krankheit versunken, habe ich an meine Beichtpflicht und mein Seelgeräthe nicht gedacht. Wenn ich in die letzten Monate zurückblicke, blicke ich in eine lange Nacht."

„Das ist das Menschenleben, christliche Tochter," sagte salbungsvoll der Pfarrer, „aber dieser Nacht folgt ein heller Morgen und ein ewiger Tag. Bald wird er Dir tagen, Du Beglückte, schon greifen die Engel nach Deiner Seele, bald winkt Dir ein seliger Tod, und wenn wir noch im Staube dieser Erde keuchen, athmest Du schon den Hauch der Ewigkeit."

Bei diesen Worten hatte sich Röschen halb ängstlich, halb unwillig dem Sprecher genähert, ihre Hände wie zu einer abwehrenden Bewegung vorgestreckt. Louise aber sprach: „Das wollen wir doch nicht hoffen. So bald kommt das nicht heran. Ich fühle mich nicht darnach. Es ist wol erst seit heute Morgen, daß ich wieder meines Lebens mir bewußt bin — wie das so kam, ich weiß es nicht! Als ich erwachte, floß es in meine Seele hinein wie der Sommerregen

in einen verschmachtenden Garten. Weg war das krampfhafte Brausen vor meinem Ohre, ich hörte den Gesang der Sommervögel, dazwischen klang es von ferne wie silbernes Schellengeläute; durch eine Spalte der Gardine fiel freudiges Sonnenlicht auf mich, vor meinem Bett stand auf den Fußspitzen, das Köpfchen lauschend vorgebogen, den Finger auf den Mund gelegt — mein geliebtes Kind. „Guten Morgen, lieb' Röschen" — sagte ich — und ich denke nicht daran zu sterben."

„Und das darf auch nicht sein, und das wird auch nicht geschehen," fiel Röschen in die Rede. „Und darum lasse mir meine liebe Mutter mit Deinen Sachen in Ruhe, Du alter Pfarrer Du!" Dabei streichelte sie Louisens dürftig gewordene Wangen und lächelte den guten Pater Benignus mit ihren frischen Lippen so überzeugt und überzeugend an, daß es dem Alten wie ein Nachklang von Jugendlust und Lebensglück durch's Herz ging.

Der Dame Korporell war aber Louisens verändertes Wesen mehr aufgefallen, als dem Pfarrer, der ja Louisen früher nie gesehen hatte, während sie die Kranke täglich besuchte. Sie winkte ihm, zu gehen, und folgte selbst, um der Aebtissin von dem Vorgekommenen sogleich Bericht zu erstatten. Sie schloß sich aber dem Zuge, der vor Louisens Thür sich wieder ordnete, nicht an. Sie mußte voraus eilen, denn ihre Botschaft war ja eine so gute!

Röschen hatte sich an das Krankenbett gesetzt. Sie hatte die Hände ihrer Mutter in den ihren und erfreute sich an dem liebevollen, frischen Blick, den diese stillvergnügt auf ihr ruhen ließ.

Draußen hatte der Zug den Bogengang verlassen, von der Terrasse herab hörte man noch die Silberglöcklein klingen. Röschen aber sagte fröhlich: „Es hat nicht viel gefehlt, so hätten mich diese Leute erschreckt. Ich bin Dir aber gleich zu Hilfe gekommen. Mögen sie nur läuten und Lichter brennen, wir brauchen das nicht. Beten können wir selber, und habe ich längst gebetet, als Pfarrer und Küster sich noch im Mindesten nicht um Dich bekümmerten; beide haben wir gebetet, ich und die blonde Baronesse Sidonie, die es gar so gut meint. Laß uns nur so fort machen, ich weiß es, Du wirst wieder ganz gesund."

(Schluß im nächsten Heft.)

Der deutsch-französische Krieg 1870—71,

redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

Erster Theil.

Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs.

Ein kritischer Versuch

von

J. von Hartmann,

General der Cavallerie z. D.

II.

Die am 10. August wiederaufgenommenen Operationen ließen zunächst die 3. Armee unbetheiligt; sie blieb, obwol in Verbindung mit der Gesammtbewegung wesentlich nur angewiesen, in ihrem Vormarsche gegen die Meurthe resp. die Mosel zu beharren. Für die beiden andern Armeen beginnt dagegen jene vortrefflich angelegte Linksvorwärtsschiebung, bei welcher die 1. Armee den zurückgehaltenen Drehpunkt bildet, die 2. Armee aber sich derartig gegen die Mosel vorbewegt, daß sie diese vom linken Flügel ab nach und nach mit den am meisten vorpoussirten Colonnen erreicht, während die Corps ihres rechten Flügels staffelweise im Stande sind, eventuell unterstützend in den Kampf der 1. Armee einzugreifen, falls diese auf eine Stellung des Feindes stoßen oder etwa von demselben angegriffen werden sollte. Ueberaus fesselnd ist es, der feinen Ausarbeitung dieser Schachzüge, die ein gegenseitiges Secundiren der beiden Armeen nie aus den Augen lassen, eingehend zu folgen. Und fast von gleichem Interesse wird ein Blick in die Beweglichkeit und Regsamkeit der Cavallerie, die den Gegner umschwirrt, zugleich die Bewegungen des eigenen Heeres verschleiert und eine Masse von Nachrichtenstoff einträgt, aus dem das Wesentliche und Richtige herauszulesen nicht immer leicht ist. Schon am 12. August finden die deutschen Vortruppen den durch den größeren Theil des 6. Corps unter dem Marschall Canrobert verstärkten Feind diesseits Metz engmassirt aufgestellt; das Pivot der deutschen Vorwärtsschwenkung, die 1. Armee, kommt ihm gegenüber zum Stehen, zugleich aber gelangt links am 13. August die 19. Division als 1. Staffel der 2. Armee bis zur Mosel bei Pont à Mousson. —

Im französischen Hauptquartiere hatte am 12. August der Kaiser den Oberbefehl über die operirenden Armeen in die Hände des Marschalls Bazaine niedergelegt; es hatte nicht ausbleiben können, daß diesem Wechsel erneuert Unsicherheit und Unklarheit entwachsen waren. Augenblicklich war man zu dem Entschlusse gelangt, sämmtliche Kräfte um Chalons zu concentriren; zu dem Ende begannen am 14. August die Metzer Corps ihren Abmarsch.

Der feindliche Rückzug konnte den Augen der preußischen Vortruppen, welche Metz und den lagernden Feind in weitem Halbkreise umstellt hatten, nicht unbemerkt bleiben. Die commandirenden Befehlshaber reizte es, den Gegner nicht ungeschädigt von dannen ziehen zu lassen; es schien von großer Bedeutung, wenn es gelang, Verzögerungen in das an sich schon erschwerte Defiliren der Colonnen durch die beengende Festung und über die Moselbrücken zu bringen; es war überaus wichtig, zu Gunsten der 2. Armee Zeit zu gewinnen; sie bedurfte derselben, um gleichzeitig mit dem zurückmarschirenden Feinde, ja vielleicht vor ihm auf dem linken Flußufer zu erscheinen. Wieder ergriffen Unterbefehlshaber die Initiative; erst mit geringeren Kräften, dann unter Heranziehung von erheblichen Verstärkungen wurde das Gefecht engagirt, das der Gegner mit Lebhaftigkeit und mit Bravour aufnahm. So entwickelte sich am 14. August die Schlacht bei Colombey-Nouilly. —

Man wird mit der auch hier der Berichterstattung des Generalstabes über die Schlacht angeschlossenen Schlußbetrachtung vollständig einverstanden sein, wenn sie sagt: „man darf sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Form der improvisirten Angriffsschlacht manche Gefahren im Gefolge haben kann," — ja, man ist vollständig berechtigt, diesen Satz viel affirmativer und accentuirter aufzustellen. Aber man muß doch gleichzeitig zugeben, daß bei Colombey-Nouilly die Aufforderung zum Angriff viel entschiedener und unweigerlicher der Gesammtlage entwuchs, als es bei Spicheren der Fall war. Hier gewahrte man wirklich das Zurückweichen des Feindes; es war kein Moment zu verlieren, wenn man ihm noch Abbruch thun wollte; derselbe Tag sah ihn noch hinter den schützenden Linien seiner Befestigungen. Die Absicht der Operationen, in deren Durchführung man die 2. Armee in nächster Nähe begriffen wußte, war dem Verständniß jedes einzelnen Führers zugänglich geworden; man half und förderte, wenn man versuchte, den Gegner, dem man unmittelbar gegenüber stand, festzuhalten; man hatte ihn stets nur in voller Passivität oder weichend vor sich gesehen, man hatte ein Recht, ihn moralisch erschüttert zu glauben. Dazu war auch die Gefahr, der man die angreifenden Truppen aussetzte, weit geringer, als vorwärts Saarbrücken. Metz gegenüber befand sich die 1. Armee in breiter Front aufmarschirt, alle ihre Kräfte waren zur Hand; wurde ein Aufgeben des Unternehmens nothwendig, so war ein unbehinderter Rückzug so gut wie gesichert; bei Spicheren dagegen wurde man eventuell gegen vereinzelte Defileen zurückgeworfen. Selbst die französische Berichterstattung hat mit vollster Zustimmung anerkannt, daß der Angriff am 14. August auf die Queue der im Defiliren begriffenen Armee à propos gewesen sei, und daß er den Effect hervorgerufen habe, zu dessen Ende er unternommen wurde; die „traversée de la Moselle" wurde in der That wesentlich verzögert. —

Dennoch ist es unbedingt richtig und wahr, daß dem die Initiative ergreifenden Unterbefehlshaber ein außerordentlich hoher Grad von unberechenbarer Verantwortung zuwächst, wenn er in gleicher Weise wie bei Colombey-Nouilly eine „Angriffsschlacht improvisirt". Da Grenzen ziehen zu wollen, wann es ihm gestattet sei, aus seiner Gebundenheit herauszutreten, wann nicht, ist vergebliche Mühe; der viel berufene richtige militärische Tact muß ihn leiten, gestützt auf gewissenhafte Erwägung aller Gesichtspunkte, soweit er sie sich zugänglich machen kann; sein Richter wird der Erfolg sein. Je mehr aber dem Unterbefehlshaber die Initiative versagt und unterbunden wird, selbst einer so sprechenden Situation gegenüber, wie sie hier vorlag, desto mehr wird dieselbe zur Aufgabe des Obercommandos, desto weniger darf sich dieses derselben entziehen. Wird die Initiative vom Oberbefehlshaber ergriffen, so wachsen ihr ohne Weiteres schon durch die gemeinsame Leitung erheblicher zur Action zu berufender Kräfte größere Wirksamkeit und größere Sicherheit zu. —

Wir müssen uns einen Augenblick der 3. Armee zuwenden. Sie war am 14. August bis zur Linie der Meurthe gelangt; am 15. erreichte sie die Mosel. Erwägt man nun, daß Mac Mahon mit den Divisionen, die bei Wörth fochten, schon am 8. August Abends bei Saarburg war, daß Failly mit dem 5. Corps am nämlichen Tage sich mit ihm dort vereinigte, daß ferner Mac Mahon's Heerestheile schon am 11. südwestlich bei Bayon die Mosel überschritten, so liegt es klar zu Tage, daß die 3. Armee unter Festhaltung der ihr gegebenen Marschdisposition eine etwa in Aussicht genommene Vereinigung des 1. und 5. französischen Armeecorps mit der Armee Bazaine's bei Metz nicht zu hindern im Stande gewesen wäre. Der Gegner war nicht gezwungen, nach Südwesten resp. nach Süden auszubiegen; er hatte, sobald die Saar überschritten war, seine unbehinderte Wahl über die Richtung, die er seinem Rückzuge geben wollte. Somit hätte denn auch die 2. Armee jene Concentrirung bei der Moselfestung nicht vereiteln können, wenn die französischen Marschdirectionen von Saarburg aus direct, eventuell über Nancy und unter möglichster Ausnutzung der Eisenbahn auf Metz disponirt worden wären. Gelang diese Operation, an die indessen möglicherweise der Zustand der geschlagenen Divisionen nicht denken ließ, so boten sich für einen etwa am 15. gegen die 1. Armee mit Umfassung ihres rechten Flügels zu richtenden Angriff nicht ungünstige Chancen; die energische Verfolgung derselben hätte zu bedeutenden Resultaten führen können. Indessen der Schrecken, welchen die beiden Schlachten des 6. August in die französische Armeeleitung geworfen, schob einerseits die geplante Vereinigung der beiden Heeresgruppen sofort bis nach Chalons zurück und ließ andererseits das 1. und 5. Corps derartig nach Süden hin sich verlieren, daß die Concentrirung der ganzen Armee auch kaum früher möglich gewesen wäre. Als man sich dann etwas erholt hatte, kam man auf den verhängnißvollen Gedanken, mit dem nördlichen Heerestheile, „der Rheinarmee", gesondert hinter der französischen Ried eine Schlacht annehmen zu können, und als man nach kürzester Frist einsah, daß dies ein verfehltes Beginnen, daß man vor allen Dingen die Vereinigung aller disponiblen Kräfte erstreben müsse, bevor der großen numerischen

Ueberlegenheit der deutschen Armee entgegenzutreten wäre, war so viel Zeit verloren, daß die energisch wieder aufgenommene Offensive der letzteren die lahmen Operationen Bazaine's zum vollständigen Scheitern brachte. Immerhin ist es interessant zu sehen, daß die Zögerung, welche momentan nach dem 6. August bei den deutschen Bewegungen zum Vorschein kommt, dem Gegner, wenn ihm nicht durch die Ungunst der tactischen Entscheidung die Fassung verloren gegangen wäre, hätte sehr erhebliche Vortheile zuwenden können. —

Von welcher Bedeutung die Ausnutzung der Zeit bei der Durchführung der Operationen wird, das zeigt sich auch gerade jetzt an anderer Stelle. Die Truppenführer, welche die Schlacht bei Colombey-Nouilly „improvisirt" hatten, waren wie schon gesagt von der Ueberzeugung getragen gewesen, daß, als sie vorgingen, der Feind im vollen Abmarsche auf das linke Ufer der Mosel begriffen sei, daß man ihn möglichst aufhalten müsse, um den Corps der 2. resp. denen der eigenen Armee die Frist zu erkämpfen, deren dieselben bedurften, wenn sie ihn jenseits wirksam bekämpfen sollten; sie hofften also auf eine möglichst zu beschleunigende entsprechende Marschbewegung aller Kräfte gegen die Mosel und über den Fluß hinaus. Indessen erfolgte nach Eingang der Meldungen über die Schlacht in der Nacht auf den 15. ein Befehl des großen Hauptquartiers, welcher die 1. Armee festhielt, den schon angeordneten Abmarsch des 8. Armeecorps nach links sistirte, auch von der 2. Armee das 9. Armeecorps von Süden her auf das Schlachtfeld vom 14. schob, und die Disposition über das 3. Corps dem Armeecommando zu Gunsten einer Verwendung gegen Metz hin entzog. Wenn nun auch bereits im Laufe des Vormittags abändernde Bestimmungen getroffen und die Operationen im Sinne der vorhergehenden Tage wieder aufgenommen wurden, so war doch Zeit verloren, namentlich für das 9. Corps. Man würde über dasselbe am 16. in der Schlacht bei Vionville unzweifelhaft haben in ganzer Stärke verfügen können, ebenso wie über den größern Theil des 8. Armeecorps und über die 1. Cavallerie-Division, wenn jener Aufenthalt mit seinen Contremärschen nicht eingetreten wäre. Andererseits weist der angeführte Befehl des großen Hauptquartiers darauf hin, wie gewichtig dort die Chance eines französischen Angriffs von Metz aus gegen die 1. Armee empfunden wurde. Die vermeintliche Bedrohung in diesem Sinne bringt sofort eine Stockung in die anderweitigen planmäßig und großartig gedachten Operationen. —

Mittlerweile war das Debouchiren der französischen Rheinarmee aus Metz auf die beiden direct nach Verdun führenden Straßen in Folge mangelhafter Veranstaltungen und fehlender Leitung noch mehr verzögert worden, als es die Vorgänge des 14. August veranlaßt hatten. Nur verhältnißmäßig geringe Entfernungen jenseits hatten zurückgelegt werden können, als schon am 15. die französische Tête mit der auf die feindlichen Verbindungen vorpoussirten deutschen Cavallerie in Berührung getreten war. Am 16. Morgens hatte der Kaiser Metz verlassen, um sich zu der bei Chalons in der Formation begriffenen Armee zu begeben. Kurze Zeit darauf überraschte das deutsche Geschützfeuer die unbekümmert lagernden Heeresmassen Bazaine's; kaum waren sie aufgescheucht, so brachen gegen ihre linke Flanke die Spitzen des 3. Armeecorps aus dem be-

waldeten Gelände des Flußthales hervor; die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour hatte begonnen.

Sie trägt dem Sieger einen unübertroffen herrlichen Kranz des Heldenthums ein. Hier schweigt in der That auf deutscher Seite jede Kritik. Wol war das 3. Armeecorps, als es das Gefecht aufnahm, sich dessen nicht bewußt, in welchen Riesenkampf es eintrat; indessen es stand ihm klar vorgezeichnet, daß es nach Lage der Situation wie im Sinne seines Obercommandos, unbekümmert um alle weiteren tactischen Chancen, keinen andern Gedanken zu verfolgen hatte, als den des Angriffs, und daß es, so wie es handelte, auf die vollste Unterstützung aller im nächsten Bereiche befindlichen Heerestheile rechnen durfte, *nicht weil* diese eine unbedingt zuverlässige Kameradschaft beseelte, sondern weil die den allgemeinen Operationen zu Grunde gelegte strategische Idee in dem Vorgehen des Corps den entsprechenden Ausdruck fand. Es hatte sich nicht getäuscht. Alles was eintraf und herangeführt wurde, das 10. Corps, Abtheilungen des 8. und 9. Corps, griff theils unmittelbar verstärkend, theils die Angriffslinie links verlängernd, unter vollem Verständniß der Gefechtslage mit Einsetzen aller Kraft in den Kampf ein; als der Commandirende der Armee auf dem Schlachtfelde anlangte, wurde es ihm nicht schwer, die einheitliche Leitung in die Hand zu nehmen. Es vereinten sich im hohen Grade bewundernswerth Initiative des Angriffs und Ausdauer der Durchführung; die schweren Opfer, welche gebracht wurden, galten einem Ziele, das ihrem Werthe vollauf entsprechend war. —

Wenn man über verhältnißmäßig geringe Truppenmassen zu verfügen hatte, wenn man keine numerische Ueberlegenheit gegen den Feind an Ort und Stelle bringen konnte, so war dies einerseits Folge der bereits besprochenen Zögerung am 15. August Morgens, andererseits erwuchs es aus Anordnungen, welche für den 16. erheblichen Theilen der 2. Armee divergirende Marschdirectionen gegeben hatten. Man vermuthete den Feind schon weiter vorgeschritten in seinem Rückmarsche nach der Maas, glaubte nicht, daß man zunächst Metz noch seine ganze Stärke vor sich finden würde, und hoffte ihn am sichersten einzuholen, wenn man die einzelnen Corps von den Punkten, bis zu welchen sie gelangt waren, auf kürzesten Linien gegen seine Verbindungen vorwärts trieb. So fochten zunächst nur zwei deutsche Corps gegen fünf französische; aber trotz der Minderzahl, die in's Gefecht geführt werden konnte, wurde man Sieger, weil man bis zuletzt *Sieger sein und bleiben wollte*. Der Feind scheiterte trotz seiner gewaltigen Uebermacht und trotz einzelner Erfolge an diesem sich eisern bethätigenden Willen des Armeecommandos. Nach Clausewitz's Ausspruch ist Derjenige Sieger, der zuletzt den Charakter und den Nerv hat, sich dafür zu halten; ihm fallen die Trophäen des Sieges zu. Fast nie hat dieser Ausspruch eine entschiedenere Bestätigung erhalten, als gerade hier. —

Die Trophäe des Sieges von Vionville bestand nun nicht in der materiellen Schwächung, kaum in der moralischen Niederwerfung des Gegners — er schlug sich zwei Tage später mit nachhaltiger Entschlossenheit —, sie stellte sich vielmehr dar als das tactisch erkämpfte Gewinnen des vorgezeichneten Operationsziels. Auf der kürzesten Verbindungslinie des Feindes mit Paris und mit der Armee

von Chalons war Fuß gefaßt worden, und man beherrschte resp. beeinflußte von dort aus auch die weitern, nördlicher gelegenen Communicationen. —

Das Referat des Generalstabes hat es bei der Darstellung der Schlacht von Vionville-Mars la Tour aufgegeben, das Gewoge des Gefechts in gleich minutiösem Detail zu behandeln, wie dies bei analogen Berichten geschehen. Nur ad marginem beigefügte Skizzen fixiren einzelne Momente, sodaß für den Eintritt von Verstärkungen in den Kampf oder für sonst charakteristische Wandlungen in der Entwickelung eine erneuete Orientirung geboten wird. Unzweifelhaft gewinnen dadurch die Belebung des geschaffenen Bildes und seine klare Anschaulichkeit. Das furchtbare Ringen der zwölfstündigen Schlacht mit seinen gewaltigen Krisen tritt in markirten Zügen bestimmt und deutlich gezeichnet vor unser Auge und gewinnt unsere angeregteste Spannung und Theilnahme. —

Der Kampf des 16. August wurde zu einem der bedeutendsten Wendepunkte des ganzen Krieges. Auf deutscher Seite hatte sich bis zu ihm hin die Vorsicht noch immer der Initiative mit erheblicher Schwere angehängt. Sie hatte ihre volle Berechtigung, hatte diese aber auch charakteristisch geltend gemacht. Von jetzt an erhält die zuversichtlichste Siegesgewißheit unbedingte Freiheit und es vollziehen sich die glänzendsten Conceptionen, für welche der Erfolg von Sedan die erste, der Fall von Metz eine zweite Periode abschließen. — Auf französischer Seite kennzeichnet sich die Armeeführung als eine so fehlerhafte, daß sie kaum von dem unzeitigen Verharren Mac Mahon's an der Maas übertroffen wird. Die Folgen waren verhängnißvoll. Bei Vionville *konnte und mußte* der französische Oberbefehlshaber siegen. Er siegte nicht, weil er einerseits sich von der falschen Anschauung bestimmen ließ, die *Verbindung mit Metz* müsse unter jeder Bedingung gehalten werden, weil er andererseits es nicht verstand, seine große Ueberlegenheit an Kräften, welche ihm zur Verfügung stand, thatsächlich zur Ausnutzung zu bringen. Strategisch und tactisch versündigte er sich. Strategisch, indem er es verkannte, daß die Vereinigung der Rheinarmee mit der von Chalons sein „nächstes Operationsziel" sein mußte, und indem er nicht begriff, daß nur noch die tactische Niederlage eines erheblichen Theils der deutschen Armee ihm dieselbe erkaufen konnte; — tactisch, indem er alle seine Corps gleichmäßig zur Verwendung brachte, alle von erheblichen Verlusten annagen, aber keines zur Schlacke werden ließ, um das andere als Reserve geschont zum Entscheidung bringenden Niederbrechen in den erschöpften Feind zu führen. Das unruhige Ablösungssystem, wie es das Generalstabswerk sehr bezeichnend im Gegensatze zu dem preußischen Ausharren hervorhebt, entwächst einer vollständig unrichtigen Oekonomie der Kräfte, die aber allerdings nicht bloß Sache der Form und des Princips ist, sondern wesentlich auch Ausfluß *des Willens und Charakters* sein muß. —

Nicht allein das Gebot der Ehre war es, welches von Bazaine verlangte, bei Vionville zu siegen; es war viel mehr noch das Gebot der rettenden Nothwendigkeit. Nicht bei Gravelotte am 18. August, sondern bei Vionville an den vorhergehenden Tagen wurde die Abtrennung der Rheinarmee von derjenigen, welche sich bei Chalons sammelte, besiegelt. Mit dem Augenblicke, mit welchem

sich Bazaine als Besiegter bekannte, das Schlachtfeld räumte und am Morgen des 17. gegen Metz zurückging, gab er die Beherrschung der Straßen über Etain und Briey preis, ja selbst die Verfügung über die letzte und nördlichste Verbindung mit dem Westen, die über Longuion, blieb ihm damals schon nicht unbedingt gewahrt. Zugleich aber schwanden ihm die Chancen für einen zu erfechtenden Sieg, durch welchen allein es ihm noch möglich gewesen wäre, die vorgezeichnete Vereinigung mit Mac Mahon durchzusetzen, mit jeder Stunde, die der deutschen Heeresleitung gestattete, massenhaft Verstärkungen heranzuziehen. Wenn es richtig ist, was das Werk des Generalstabs annimmt, daß Bazaine schon nach den Schlachten am 6. das „Festsetzen der Rheinarmee im verschanzten Lager von Metz" als den Weg angesehen habe, um das fehlende Gleichgewicht der Kräfte der deutschen Uebermacht gegenüber wiederherzustellen, eine Ansicht, die in der Besorglichkeit, mit welcher er die Verbindung seines linken Flügels mit Metz nicht verlieren zu dürfen glaubte, Bestätigung findet: so wird es erklärlich, daß er sein Soldatengewissen leicht beruhigte, als er nun wirklich, in Folge seines Mangels an Energie des Erkennens und des Willens, die Möglichkeit, ohne Behinderung abzurücken, verloren hatte. Ja, die Zeitversäumniß, die eingetreten war, und die Ungunst aller ihn nunmehr aufgezwängten Verhältnisse fielen derartig in's Gewicht, daß ihm eine gewisse Berechtigung für seine Auffassung zuwuchs. Nachdem er bei Vionville den Kampf nicht bis zum Aeußersten durchgeführt hatte, nachdem ihm als unausbleibliche Folge die directe Verbindung mit Verdun und Chalons verlegt war, konnte man in Erwägung ziehen, ob es, gestützt auf die Festung und für lange Zeit durch die in ihr aufgestapelten Vorräthe gegen Mangel gesichert, nicht richtig sei, durch ein Verharren in nahezu unangreifbarer Position überlegene Kräfte der deutschen Armee vor Metz festzuhalten, oder ob man statt dessen es wagen sollte, den Abmarsch nach dem Westen auf den nördlich gelegenen Verbindungen unter Kämpfen und Verlusten an Personal und Material zu erzwingen, im günstigsten Falle von den sich anhängenden deutschen Corps und Cavallerie-Divisionen fort und fort getrieben, vielleicht auch jeden Augenblick in Gefahr, über die belgische Grenze gedrängt zu werden. Entschloß man sich für die erste der beiden Alternativen, so *acceptirte man eine vermeintlich aufgezwungene Situation*, nachdem es versäumt war, zum richtigen Zeitpunkte die richtigen Mittel für die an und für sich gebotenen Maßnahmen einzusetzen. Man hatte sich dabei zu sagen, daß man eine der wesentlichsten Stärken einer *activen* Vertheidigung preis gegeben habe, welche darin besteht, daß sie im Stande ist, dem Angriffe gegenüber die numerisch schwächeren Kräfte durch enge Zusammenfassung an entscheidender Stelle zu den relativ stärkeren zu machen. In diesem Momente beruht die Wendung, welche nach der Schlacht vom 16. auch französischer Seits eingetreten war. An sie heftet sich zugleich das Endurtheil über die Gesammtleitung des ersten Theils des Feldzugs. Die Isolirung der beiden französischen Heeresgruppen, wie sie ursprünglich nur durch die Verhältnisse der zur Verfügung stehenden Eisenbahnen vorgezeichnet war, zu einer bleibenden werden zu lassen, ihre Aufhebung überhaupt auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte verloren zu haben: darin ist eine der hervortretendsten Signaturen des entsetz-

lichen Dilettantismus zu erkennen, welcher von Anfang bis zuletzt die französische Heeresführung kennzeichnete.

Man hat sich deutscher Seits daran gewöhnt, der officiellen gegen Bazaine erhobenen Anklage ausschließlich den Charakter theils eines politischen Tendenzverfahrens, theils des Verlangens beizulegen, alle die Fehler, welche gemacht wurden, auf ein schuldiges Haupt abzulagern. Man hat dieselbe deshalb militärisch weniger gewürdigt, als sie es verdient; auch bezüglich des Generalstabswerks muß dies behauptet werden. Allerdings bleibt es dem deutschen Standpunkte in seiner politischen Unbefangenheit vollständig unzugänglich, wenn in jener Anklage dargelegt werden soll, daß der Marschall in eigensüchtigster Weise bei seinen Handlungen und Entschlüssen von vornherein durch die Absicht geleitet gewesen sei, gegenüber der sich anbahnenden großen allgemeinen nationalen Krisis an der Spitze eines den Ausschlag gebenden Heeres isolirt Position zu nehmen. Den Erweis dieser politischen, durchweg Färbung gebenden Tendenz ist die Anklage jedenfalls schuldig geblieben. Auch wirft sie eine große Menge rein militärischer Schuld auf den Oberbefehlshaber, wo sie ausschließlich seinen Generalen und seinem Stabe anheimfällt. Sie zeichnet uns eine Engsichtigkeit und Beschränktheit der französischen Corpschefs, sowie des Commandanten von Metz, einen Mangel jeden Verständnisses für die Situation und jeden Eingreifens im Sinne derselben auf Seiten dieser Unterbefehlshaber, wie es deutsche Gewöhnung und deutsche Schule fast für unmöglich halten möchten.

Wenn zum Beispiel der Marschall dafür verantwortlich gemacht wird, daß er am 15. und am 16. früh dem Commandirenden des 2. Corps, General Frossard, nicht befohlen habe, die Debouchéen aus dem Gelände der Mosel, die er in der linken Flanke hatte, aufzuklären und zu besetzen, so würde eine solche Maßnahme nach deutschen Begriffen für so selbstverständlich erachtet worden sein, daß ein Unterlassen nie und nimmer einem Anderen, als dem Commandirenden des Corps, als Schuld angerechnet werden könnte. Wenn an anderer Stelle der commandant l'artillerie de l'armée, General Soleille, vollständig falsche Meldungen macht, und man sich dabei begnügt, auf einfach mündlich abgegebene Auslassungen desselben umgehend die entscheidendsten und schwerwiegendsten Entschlüsse zu fassen, wenn derselbe General beim Höchst-Commandirenden am 16. Abends die Ergänzung der Munition in Anregung bringt, statt sofort selbst das Nöthige anzuordnen, so können die daraus erwachsenden Fehlgriffe, vom Standpunkte der deutschen Schule aus angesehen, nicht dem Marschall zugeschrieben werden; sie sind unbedingt theils auf die Person des Generals Soleille, theils auf Mängel im Heeresorganismus zurückzuführen. Indessen, wenn man von der Anklage alles tendenziöse und gehässige Beiwerk selbst mit freigebigster Hand aussondert, so bleibt doch noch so viel begründete Schuld für den Marschall Bazaine übrig, daß, sollte auch ein deutsches Tribunal in seiner Großherzigkeit Anstand nehmen, den Feind zu richten, die unparteiische Geschichte ihn unbedingt verurtheilen muß. Das Säumen bei der Unterstützung des Generals Frossard am 6. August, die Verzögerung des Abmarsches von Metz gereichen ihm zum Vorwurf; für beide Fehler lassen sich aber Mitschuldige finden. Bei Vionville jedoch, am 16. und am 17. Morgens, muß

man ihn für noch belasteter ansehen, als es selbst die Anklage annimmt; ihr war es nicht bekannt, wie bedeutend die französische Ueberlegenheit am 16. war, und wie wenig der Marschall es verstanden hatte, sie zur Geltung zu bringen; sie wußte es auch nicht, in welchem Maßstabe sich die deutschen Streitkräfte am 17. verstärkten. Dem Marschall Bazaine fehlte jeder Scharfsinn strategischen Situationen gegenüber, und damit eines der ersten Erfordernisse eines Feldherrn.

Wie ihn gerade hierin die deutsche Heeresleitung überflügelte, wie bei ihr mit der Energie des Erkennens die der That Hand in Hand ging, davon gibt der Morgen des 17. das beredteste Zeugniß. Auf französischer Seite mattes, kaum bewußtes Zurückweichen vor der Bedeutung des Moments, dem gegenüber deutscher Seits vollstes, entschiedenstes Erfassen desselben. Morgens um 4½ Uhr ist der Commandirende der 2. Armee auf dem gestrigen Schlachtfelde; schon um 6 Uhr erscheint der königliche Feldherr selbst; zu gleicher Zeit ist das ganze 9. Corps zur Stelle; von allen Richtungen rücken frische Heeresmassen heran; um die Mittagsstunde sind 7 Corps und 3 Cavallerie-Divisionen der 1. und 2. Armee zur unmittelbaren Verfügung für eine Erneuerung der Schlacht bereit. Jede Stunde, die verrann, machte die Barrière, welche sich zwischen das französische Heer und sein eigentliches Operationsziel legte, unüberwindlicher; die von der gegnerischen Heeresleitung ungenutzt gelassene Zeit wuchs der deutschen als Gewinn zu. —

Das Generalstabswerk nennt die Schlacht bei Gravelotte eine „Entscheidungsschlacht". Man möchte fragen, was denn in ihr entschieden wurde? Eine Entscheidung lag bereits vor, als sie begann. Die Schlacht vervollständigte sie wol, aber führte sie nicht herbei. Der französische Feldherr hatte die Entscheidung als erfolgt acceptirt und damit war sie für beide Theile factisch vorhanden. Nirgends zeigte sich in den Aufstellungen Bazaine's oder in seinem Verhalten während der Schlacht die Auffassung, daß sich für ihn aus den am 18. eventuell zu erfechtenden Erfolgen ein gesicherter Abmarsch nach dem Westen entwickeln könnte; nirgends zeigt sich für einen solchen die Einleitung getroffen. Die Zurückweisung einer solchen Intention kann demnach auch nicht als entscheidendes Resultat der Schlacht verzeichnet werden. —

Möglich ist es, daß die Operationsfähigkeit des französischen Heeres am 16. wirklich so weit erschüttert war, daß die Wiederherstellung als erste Rücksicht bei den Entschlüssen des Feldherrn am 18. maßgebend sein mußte — das Generalstabswerk nimmt es so an — die Haltung der Truppen während der Schlacht spricht nicht dafür; die Armee zeigte sich durchweg im hohen Grade tüchtig und leistungsfähig. Auch die Depositionen des Generals Soleille, welche dahin lauten, daß es nach der Schlacht am 16. an Munition gefehlt habe, verbinden diese Angabe mit der Forderung, daß in der Nacht auf den 17. eine Ergänzung des Mangelnden aus den in Metz vorhandenen Vorräthen stattfinden müsse; bis zum 18. war sie erfolgt. Indessen mögen die berührten Verhältnisse, welche für eine Vertagung der Entscheidungsschlacht hätten sprechen können, liegen, wie sie wollen, so viel läßt sich mit unbedingter Gewißheit behaupten, daß Bazaine die Aufstellung auf den Höhen von St. Privat — Point du jour

nicht etwa in der Ueberzeugung wählte, daß ihr Besitz über die Freiheit seiner ferneren Initiative entscheidend wäre. Er folgte vielmehr, als er jene überaus günstig gestalteten Oertlichkeiten mit seinen Corps besetzte und zur hartnäckigsten Vertheidigung einrichtete, einzig und allein instinctiv der gewaltigen Attraction, welche die Anwesenheit der großen deutschen Massen auf dem linken Moselufer und vor einem seiner Flügel auf ihn ausüben mußte, und der gegenüber er gewissermaßen Position nehmen wollte. Wenn er dabei vermeinte, daß er nur für den Augenblick den „Marsch auf Verdun" aufgegeben habe, und er nur für so lange zum Verweilen bei Metz genöthigt sei, bis „die wirkliche Marschrichtung der gegenüberstehenden Truppen bekannt werde", wie er vor der Schlacht an Mac Mahon telegraphirte, und wie er ähnlich am 19. sich äußerte, so beweist dies nur auf's Neue, wie im hohen Grade leichtfertig und oberflächlich seine Raisonnements waren, und wie wenig er es verstand, die unerläßlichen Consequenzen seiner an den beiden vorhergehenden Tagen gefaßten Entschließungen zu ziehen. Alle seine Behauptungen, welche er später zu seiner Rechtfertigung geltend gemacht, und welche darauf hinausgehen, er habe innerhalb der Vertheidigung seiner Stellung unter möglichst vortheilhaften tactischen Bedingungen dem Gegner große Verluste zufügen, dann aber debouchiren und den geplanten Abmarsch durchführen wollen, erweisen sich zusammengehalten mit den Thatsachen als unwahr, und nachträglich, unter der Bedrängniß der sowol officiell, wie Seitens der öffentlichen Meinung gegen ihn erhobenen Anklagen, seinen Maßnahmen untergeschoben. Seine Dispositionen für den 18. beschränken sich auf Weisungen für die strictefte Defensive; ja selbst für diese ließ er im Laufe der Schlacht ein letztes Einsetzen seiner Reserven nicht eintreten, verhinderte vielmehr dasselbe geradezu. So viel Urtheil als Feldherr stand ihm doch zur Seite, daß er sich sagen mußte, eine Anlage zur Schlacht, gleich der von ihm veranlaßten, könne nicht zu Resultaten führen, wie er sie als erstrebt später vorschützte. Angenommen, es wäre dem französischen rechten Flügel bei St. Privat am Abend des 18. gelungen, den sächsisch-preußischen Angriff vollständig abzuweisen — ein tactischer Erfolg wäre errungen gewesen, die strategische Situation blieb wesentlich unverändert. Der Marschall hatte auch Anschauung genug von den gegenseitigen Stärkeverhältnissen, um zu wissen, daß selbst einer eingeleiteten Offensive nach glücklich zum Siege geführter Defensive mit den ihm verfügbaren Kräften nicht ausreichende Nachhaltigkeit gegeben werden konnte, um die deutschen Massen vollständig zu erschüttern. Und vollständig bis zur Niederlage mußte die Erschütterung gesteigert werden, sollte den tiefen Marschcolonnen einer Armee von Dimensionen, wie sie diejenige Bazaine's besaß, freier Durchzug erzwungen werden. Gewiß hat diese Erwägung mitgesprochen, wenn der Marschall von vorn herein von aller Offensive bei seinen Dispositionen absah. Man mag die Verhältnisse auf französischer Seite betrachten, wie man will, eine Entscheidung konnte dort bei Gravelotte weder gesucht werden, noch wurde sie abgewandt. Nachdem Bazaine am 16. resp. am 17. Morgens auf seine Initiative, insoweit dieselbe eine Operationsgemeinschaft mit der Armee von Chalons bezweckte, verzichtet hatte, lag dieselbe bei Metz gebannt und bewacht; nur eine

von Außen zugetragene Umgestaltung der Operationslage der deutschen Armee war im Stande, sie in dieser Richtung wieder frei zu machen. —

Und nun das Gegenbild auf deutscher Seite: Als am 18. die deutsche Armee zum Angriff des französischen Heeres, wie es sich ihr entgegenstellte, überging, da folgte sie dem ihr von vornherein auf's treffendste vorgezeichneten Ziele, „die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen." Was der Sieg ihr als Erfolg zuwerfen würde, das kam wol zunächst kaum in Erwägung. Eine Niederlage des Feindes in dem Sinne, wie sie gewiß beim Eintritt in den Kampf gehofft, ja vielleicht erwartet war, wurde nicht die Ausbeute des blutigen Tages. Die Trophäen waren verhältnißmäßig gering, zugleich mit enormen Opfern erkauft. Man gewann dem Feinde ein Terrain ab, entzog ihm örtlich wichtige Debouchéen, namentlich das auf Briey, zwängte ihn in eine größere Einengung hinein, so daß es möglich wurde, die strategische Situation, in welche er sich begeben, mit relativ schwachen Kräften aufrecht zu erhalten und den dadurch gewonnenen Ueberschuß an Streitmacht für andere Operationszwecke zu verwenden; man erzielte damit eine größere Freiheit und Sicherheit für die Durchführung des Feldzuges. Die acute Vernichtung des Gegners war nicht erreicht, konnte auch wol kaum erreicht werden. Allerdings durfte man mit Bestimmtheit hoffen, daß die naturgemäße Entwicklung der krankhaften Situation beim Feinde, wenn es nur gelang sie von außen unberührt zu erhalten, das gleiche Resultat und wahrscheinlich gründlicher herbeiführen würde, als ein taktischer Sieg mit unmittelbarster glänzendster Ausbeutung es gethan haben würde; aber eine Entscheidung weit über das Stadium hinaus, wie es bereits beim Beginn der Schlacht vorlag, wurde auch deutscher Seits nicht gewonnen.

Wenn man daher auch mit dem Werke des Generalstabs die Schlachten vom 14., 16. und 18. August „in ihrem innern Zusammenhange und ihren Folgen" thatsächlich als eine große Handlung anerkennen muß, und wenn man vollständig mit der Auffassung übereinstimmt, daß diese Gesammthandlung eine „entscheidende Wendung" in der allgemeinen Kriegslage herbeigeführt hat, so scheint doch ebendaselbst die Würdigung der Schlacht bei Gravelotte an sich in ihrer strategischen Bedeutung auf Kosten des Kampfes bei Vionville übermäßig betont. Vielleicht daß die Massenhaftigkeit des deutscher Seits am 18. zur Schlacht herangeführten Heeres dazu bestimmte. Will man den Eintritt der entscheidenden Wendung innerhalb jener Gesammthandlung auf einen bestimmten Moment fixiren, so liegt er, wie oben versucht wurde nachzuweisen, in dem Verzicht der Rheinarmee auf ihren Abmarsch nach Verdun am Spätabend des 16. August. Die Schlacht bei Gravelotte ist an sich keine Entscheidungsschlacht und die bei Vionville ist viel mehr, als die „Einleitung" Dessen, was zwei Tage später seine „Durchführung" gefunden. Die Schlacht bei Gravelotte eine Entscheidungsschlacht nennen, das hieße den Besitz der Position von St. Privat — Point du jour zur Zeit, wo um ihn gekämpft wurde, für entscheidend innerhalb der allgemeinen Situation des Krieges erachten — eine solche Bedeutung ist jener Oertlichkeit weder tactisch noch strategisch zuzuschreiben. —

Ueberaus interessant und der Wirklichkeit entnehmend hat es das Referat des Generalstabs verstanden, die Entwicklung der Schlacht in charakteristischen Zügen vorzuführen. Man wird an die Anmärsche Friedrich's des Zweiten erinnert, wenn die großen Massen von ihren dicht neben einander gelegenen Sammelpunkten aus längs der feindlichen Front hinziehen, nach und nach einschwenken, und so dem Gedanken des königlichen Feldherrn Folge zu leisten suchen, wonach sie nicht eher zum eigentlichen Angriffe vorgehen sollen, als bis von der letzten Staffel der schwache Flügel des Gegners und die ihm entsprechende Flanke erreicht sind, und gegen sie der vernichtende Schlag geführt werden kann. Lebhaft mahnend wird unwillkürlich der Name Collin laut, wenn dann die Mitte der Schlachtordnung vorzeitig in den Kampf eintritt, den rechten Flügel mit sich nimmt und selbst links hin dazu bestimmt, die Entscheidung zu suchen, noch bevor die Umfassung erreicht sein konnte und wirksam wurde. Fast scheint die Lebenskraft der einzelnen, somit zu früh in das Gefecht eingeführten und entscheidungslos ringenden Heerestheile zu verbluten, und wahrhaft erleichternd und beruhigend wirkt es, wenn endlich die Möglichkeit gewonnen ist, die am weitesten ausgreifenden Colonnen zum Ausschlag gebenden Siege zu geleiten. Es sind freilich die Massen und Glieder der modernen Heere andere geworden, als diejenigen Friedrich's; an die Stelle der stricten Befehle sind „Directiven" getreten, welche die im Sinne des Ganzen zusammenwirkende Thätigkeit der einzelnen Armeetheile nur in großen Zügen anordnen und regeln, alle Detailbestimmungen aber sorgsam vermeiden. Die Selbständigkeit der einzelnen Corps erscheint zu vollständiger Entwicklung gelangt; sie führen in sich abgeschlossene Gefechte, welche nur der gemeinsame Zweck zur Gesammtschlacht an einander reiht. Aber wenn im Allgemeinen innerhalb der modernen Schlacht der Sieg nicht mehr in derselben Weise, wie früher, abhängig ist von einem einzigen, den Erfolg bestimmenden Momente, zu welchem der Schlachtplan zugespitzt war; wenn er vielmehr das Resultat eines zusammengesetzten Verlust- oder Gewinnst-Contos derartig wurde, daß eine gegenseitige Ausgleichung der einzelnen Ansätze möglich ist, und sich schließlich die Wagschale Demjenigen zuneigt, dessen summarisches Facit den größesten und werthvollsten Gewinn entweder effectiv nachweist, oder doch zur Geltung zu bringen versteht — so erscheint das Alles bei Gravelotte, wie zurückgreifend auf die hinter uns liegende Zeit, wesentlich anders gestaltet. Hier ist wiederum ein bestimmt sich heraushebender Angelpunkt gegeben, um den sich der gewaltige Kampf des Tages dreht und gestaltet; er ist nach der Position des französischen rechten Flügels verlegt, als deren Kern sich in weiterer Entwickelung der Anlage die Oertlichkeiten von St. Privat ausweisen; hier soll die Entscheidung erfolgen; wie sie später auszubeuten und zu vervollständigen war, das hing von den Umständen ab. Die Aufgaben, welche im Sinne der Disposition längs des Rests der französischen Front den einzelnen dorthin vertheilten deutschen Armeetheilen zufallen, sind secundärer Art; sie haben den Feind nur zu fesseln und zu beschäftigen, um ihn so zu hindern, dem Gefechte um jenen Schlüssel seiner Stellung aus andern Theilen derselben Nahrung und Unterstützung zuzuführen. Sie sollten die Isolirung des Schlachtfeldes, auf dem der Sieg gesucht wurde, herbeiführen; sollten erst, nachdem

er schon erreicht war, an seiner Vollendung Theil nehmen. Das Erstere wurde auch erreicht, aber mit einer Aufwendung von Kräften, welche der beabsichtigten Charakterisirung der Rollen nicht entsprechend blieb; das Zweite scheiterte an der Stärke der feindlichen Position, an der Bravour, mit der sie vertheidigt wurde, und endlich an der Nacht, die dem Tage gefolgt war.

Die Berichterstattung des Generalstabs hat in sehr bezeichnender Weise die nicht im Voraus zu berechnenden Verhältnisse dargelegt, welche, wie oben angedeutet, von der Durchführung der musterhaft und klar verständlich vorgezeichneten Anlage zur Schlacht abirren ließen. Im Centrum verleitet die Voraussetzung, man habe bereits den rechten Flügel der feindlichen Stellung vor sich, das 9. Corps, die Gunst eines überraschenden Angriffs beim Schopf zu nehmen und einen Kampf um Stunden zu zeitig zu beginnen. Der Feind war rasch gefaßt und gesammelt; das entrirte Gefecht wandte sich in Wirklichkeit gegen fast unüberwindliche Positionen der gegnerischen Mitte, und führte so zu sehr bedenklichen Krisen. Weiter rechts hatte beim 8. Corps das „Ungestüm der Truppen" jene „ursprüngliche Aufgabe der 1. Armee" überschritten; ein opfervolles Ankämpfen „gegen die Hauptstellungen des Feindes" consumirte die Kräfte bis auf einen sehr geringen, in Reserve gehaltenen Rest. Die weite Ausdehnung der französischen Position nach ihrem rechten Flügel hin, die lange Zeitdauer, welche verstreicht, bevor die Umfassung zur Wirklichkeit wird, das Ende des Tages, welches einzutreten droht, bevor noch die gesuchte Entscheidung des Kampfes gewonnen, bestimmt links der Mitte den Commandirenden der Garden, selbst gegen berechtigte Abmahnung, seine Truppen auf St. Privat anstürmen zu lassen, ohne zuvor die Erschütterung des Feindes durch die vorhandene Artillerie genügend abzuwarten. Und selbst im letzten Augenblicke noch, als bereits das Geschick des Tages entschieden, schon Abenddunkel eingetreten war, werden rechts die Massen des 2. Corps über Gravelotte vorgeführt, so verschwenderisch, so auf einander gedrängt, daß ihre während kurzer Zeitmomente erlittenen enormen Verluste kaum das geringe Resultat, dem sie gebracht wurden, aufzuwiegen im Stande sind. So waren es denn am Ende nur die beiden Corps der äußersten Flügel, das 7. rechts und das 12. links, welche ganz den Directiven gemäß ihre Rollen durchführten. Unzweifelhaft ist namentlich die Leitung des 12. Corps während des gesammten Verlaufs des alle Nerven und Kräfte anspannenden Tages ein bewundernswerth verständnißvolles und richtig eingreifendes. —

Man wolle indessen bei diesem Urtheile nicht übersehen, daß die Aufgabe, welche die Directiven den Corps der Mitte und des rechten Flügels stellen, ein abwartendes Versagen der Hauptkräfte eintreten zu lassen, gleichzeitig aber den Gegner viele Stunden lang von 12 Uhr Mittags bis gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends *festzuhalten*, oder, wie es das Generalstabswerk noch stärker ausdrückt, „*auf sich zu ziehen*", durch diese nicht im Voraus in Anschlag zu bringende Ausdehnung der Zeit, zu einer fast unmöglichen wurde. Zunächst war es selbstverständlich, daß, nachdem das 9. Corps im Centrum zum Angriff übergegangen war, auch die ihm rechts befindliche 1. Armee wenigstens mit dem zunächst benachbarten Corps das Gefecht energisch aufnehmen mußte. Zu einer Isolirung der Mitte durfte man es unter keiner Bedingung kommen lassen. Sodann aber

hat sich der moderne Gefechtsmechanismus charakteristisch eigenthümlich dahin gestaltet, daß unwillkürlich nicht allein der „Ungestüm der Truppen", sondern die auf weite Entfernung hingetragene Wirkung der Waffen über ein Hinhalten des Gefechts hinaus fort und fort zu taktischen partiellen Entscheidungen drängt. Die „in die Spitzen der Marschcolonnen vorgeschobene" Artillerie erscheint unter den Ersten auf dem Schlachtfelde und zumeist in Massen; sie gelangt, im „engsten Anschlusse an die Aufgaben der Infanterie" verwendet, auch sofort in die Wirkungssphäre der gleichen Waffe auf feindlicher Seite, fordert also eine entsprechende sehr kräftige Deckung, ja Vertheidigung. Es entwickelt sich ein immer mehr Verlust bringendes Gefecht, welches der steten Nahrung aus zurückgehaltenen Abtheilungen resp. Reserven bedarf. Eine Aenderung der Situation, eine Vertreibung des Gegners aus seiner Stellung, von welcher her er empfindlich schädigt, wird von Moment zu Moment wünschenswerther. Das Peinliche, Spannende des Augenblicks treibt zu Vorstößen, man will vorwärts günstigere Deckungen gewinnen; Gegenangriffe des Feindes führen zu Krisen. Die Unmöglichkeit, das Gefecht, nachdem es sich entwickelt und in seiner Hauptrichtung Direction erhalten, noch speciell zu leiten, wird den Führern zu beengender Gewißheit; man gelangt allmählich, ohne daß man es beabsichtigte, in immer größere und weitere Gefechtsabmessungen, und muß endlich eine Entscheidung herbeiführen, nur um Herr der Situation zu bleiben. So haben sich die Kämpfe am 18. beim 9. und 8. Corps, zum Theil auch beim 7., entwickelt, und so werden unter gleichen Verhältnissen angesichts so großer Massen, über welche verfügt werden kann, immer ähnliche Erscheinungen zu Tage treten. Man kann sich ihrer Unabweisbarkeit nicht entziehen und wird ihnen Rechnung tragen müssen.

Noch auf einen andern, mit dem eben berührten in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Gegenstand muß hier, gewissermaßen im Widerspruch mit dem Referate des Generalstabs, hingewiesen werden. Nachdem dasselbe mit gelungener Uebersichtlichkeit und Klarheit die Darstellung der Schlacht vom 18. gegeben hat, gelangt es in einem taktischen Resumé zu dem Bekenntniß, daß der Grundsatz, *aus der Tiefe zu fechten*, bei dem allgemeinen Triebe, schnell an den Feind zu kommen, nur selten richtig durchgeführt worden sei. Es möchten denn doch ernste Bedenken dagegen geltend zu machen sein, wenn diese Abweichungen von bewährten Principien allein auf eine offensive Ungeduld der Truppen und ihrer Führer geschoben werden sollen. Auch hier ist vielmehr die Erklärung der an sich treffend charakterisirten Wahrnehmung wesentlich in der veränderten Bewaffnung der Armeen zu suchen. Die neuen, weittragenden und besser treffenden, massenhaft Projectile sendenden Waffen der Infanterie sowol, wie der Artillerie sind es, die alte Grundsätze bei Seite drängen und neue Gefechtsformen fordern. Um möglichst ausgiebigen Gebrauch von der eigenen verbesserten Wehr zu machen, und um sich daneben den verheerenden Wirkungen der gegnerischen zu entziehen, dehnen sich die fechtenden Linien in die Breite, die Tiefe der taktischen Formation wird damit ohne Weiteres *verhältnißmäßig* eine geringere. Es würde eine unrichtige Oekonomie der Kräfte sein, wollte man das alte Verhältniß von Breite und Tiefe zu einander durch eine entsprechende Vergrößerung der letzteren wieder herstellen; der Zusammenhang der

fechtenden Linie mit ihren Soutiens würde dadurch wesentlich geschädigt werden. Dieselben Motive, welche die erstere in die Breite dehnen, treiben aber auch zu einer, dem Abstande vom Feinde nach, frühern Entwicklung derselben, und will man dann die der innern Haltbarkeit entbehrenden Schützenschwärme nicht isoliren, so muß eine entsprechend frühere Entwicklung der nachfolgenden Abtheilungen zur Consequenz werden. Die größere Breite der Gefechtslinie beim einzelnen Truppenkörper führt endlich zur unmittelbaren Einfügung der zur Action gebrachten Reserven in die gelichteten Reihen des ersteren, sowie zur Mischung beider mit einander, und sodann in weiterem Verfolge zur abermaligen Dehnung nach den Seiten. Die Leitungslosigkeit der Gefechte steht hiermit im innigsten Zusammenhange. —

Die Nachtheile aller dieser nothwendig und unwillkürlich sich aufdrängenden Ergebnisse der neuern Bewaffnung und die ihnen innewohnenden Gefahren werden in der Loslösung von der alten Sicherheit, welche das Fechten aus der Tiefe verlieh, schwer empfunden; sie sind aber thatsächlich unabwendbar und nur dadurch auszugleichen, daß sie als solche anerkannt werden. Man muß entschlossen dazu schreiten, ihnen sowol bei der Anordnung wie bei der Ausbildung der Truppen Rechnung zu tragen. Gewiß wäre es sehr dankenswerth gewesen, wenn im Referate des Generalstabs gerade hierauf recht entschieden hingewiesen wäre; es gab keine bessere Gelegenheit, bestimmt es auszusprechen, daß das früher als richtig Gegoltene einer anderweitigen Gestaltung zuzuführen ist, und daß die alten Principien wesentlich veränderten weichen müssen. —

Die Aufstellung, welche die nach der Schlacht am 18. unter den Befehlen des Prinzen Friedrich Karl bei Metz zurückbleibende Armee der französischen gegenüber zunächst nahm, darf nicht mit einer strengen Umschließung der feindlichen Festung und des Heeres, das sich in ihren Vertheidigungsbereich zurückgezogen hatte, verwechselt werden. Der eingetretenen Situation gemäß wurde aller Nachdruck darauf gelegt, da genügende Streitkräfte und ein entsprechend vorbereitetes Schlachtfeld sich bereit zu stellen, wo man Seitens des französischen Heerführers den eventuellen Eintritt in die Offensive erwarten konnte. Die Wiederherstellung der Wechselwirkung zwischen den Actionen der Rheinarmee und der Armee von Chalons mußte als maßgebendes Moment für das Verhalten der erstern angesehen werden. Von Westen her auf dem linken Moselufer, und in zweiter Linie von Norden her auf beiden Flußufern mündeten die Verbindungen, auf denen die beiden Armeen ihre Berührung anstreben konnten. Nur wenn man sich darauf zu beschränken wußte, durch entsprechende Streitmacht sich zum Herrn dieser Linien zu machen, wenn ausschließlich die Möglichkeit, einem Ausbruche von Metz her in diesen Richtungen erfolgreich zu begegnen, zum bestimmenden Motive wurde, und wenn man alle für den Augenblick weniger hervortretenden Rücksichten bei Seite liegen ließ, war die deutsche Heeresleitung im Stande, wirklich erhebliche Kräfte in der Maasarmee als Ueberschuß ihrer 2. Armee abzugewinnen und für ihre anderweitigen Zwecke verfügbar zu machen. Auf dem rechten Moselufer im Osten, Südosten und Süden der feindlichen Befestigungen verblieben verhältnißmäßig nur geringe Kräfte, ausreichend, einmal um die großen Depots am Ausgange

der Eisenbahnverbindung mit der Heimath zu decken, sodann um einen überaus dünnen, theilweise nur von Cavallerie gebildeten Cordon zu ziehen, gleichsam eine Coulisse, keineswegs dicht genug, um eine Communication der in und bei der Festung Eingeschlossenen mit dem Außenterrain vollständig abzuschließen. Ja, als es am 25. August nothwendig schien, noch zwei Corps zu den Operationen gegen den Anmarsch Mac Mahon's der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu entziehen, erhielt dieser vollständig freie Hand, nöthigenfalls die Einschließung auf dem rechten Moselufer vorübergehend ganz aufzugeben. Man wird auch hier die Kühnheit der deutschen Maßnahmen und die Klarheit, mit der die Heeresleitung sich ihrer Ziele bewußt ist, ganz hervorleuchtend anerkennen müssen. Erst nach der Katastrophe von Sedan und nach der Zurückweisung der Offensive Bazaine's in der Schlacht bei Noisseville nimmt die Aufstellung der Armee vor Metz mehr und mehr den Charakter einer durchweg vollzogenen Blokade an. Die Motive, welche bis dahin einen eventuellen französischen Ausbruch auf bestimmt hervortretende Richtungen verwiesen hatten, waren wesentlich modificirt; die Operationsfähigkeit der feindlichen Armee wurde nach und nach hinfällig, die eigenen Truppen hatten dagegen durch Nachschub das ersetzt erhalten, was sie in den Schlachten des August eingebüßt hatten. So veränderte sich denn gemäß der Wandlung der allgemeinen Situation auch speciell die vor Metz; man konnte auch hier anderweitig disponiren, nachdem abwärts durchschlagende Entscheidungen gewonnen waren. Vorerst und bis zum Beginn des Monats September hin gipfelten alle Maßnahmen in der einen Tendenz, *die erkämpfte Trennung der beiden feindlichen Heere aufrechtzuerhalten und zu einer bleibenden zu machen.*

Dem gegenüber trägt das Verhalten des französischen Marschalls den Charakter letargischer Passivität. Nirgends tritt auch nur der Versuch zu Tage, sich über die Widerstandskraft der einzelnen Theile des umschließenden Ringes ein wirklich zuverlässiges Urtheil zu gewinnen; er verschmäht es vollständig, durch kleinere Ausfälle den Gegner zu ermüden, zu reizen, vielleicht auch zu täuschen; er thut nichts dazu, ihn für die vernachlässigten Theile der Blokadezone besorgt zu machen, wo möglich ihn zu verlocken, dorthin zu entsenden, sich auf entscheidender Stelle zu schwächen; er weiß nicht einmal den Weg für einigermaßen regelmäßige briefliche oder persönliche Communicationen nach außerhalb zu finden, während dieselben doch längs beträchtlicher Strecken nur sehr wenig durchgreifend behindert werden konnten. —

So fehlt denn der Haltung des einen der beiden französischen Heerführer vollständig die rührige Thätigkeit, welche allein, unter Aufbietung aller materiellen und intellectuellen Kräfte seiner Armee, dazu hätte führen können, dem Unternehmen des andern, welches sich in jenen Tagen vorbereitete, die Hand zu bieten. Andauernd ohne Verständniß für seine eigene wie für die allgemeine Situation, entgeht dem Marschall Bazaine die Wahrnehmung, daß gerade jetzt sein erwarteter resp. erstrebter Wiedereintritt in die Action nicht allein zum bestimmenden Momente in den Operationen Mac Mahon's, sondern auch zur Bedingung für den Bestand des Kaiserthums in den maßgebenden Anschauungen der Pariser Regierung geworden war. — (Schluß im nächsten Heft.)

Das Bild Friedrich's des Großen

in der gleichzeitigen öffentlichen Meinung und Literatur Oesterreichs.

Von

Prof. H. M. Richter in Wien.

Volksthümlich wie keine andere Gestalt der deutschen Geschichte ist die Friedrich's II. von Preußen, den die Geschichte „den Großen" nennt. Der „alte Fritz" lebt im Volksliede fort, und Erk, Walter, Wolff, Arnim's Wunderhorn und Soltau haben die Zeugnisse aufbewahrt der Begeisterung, mit welcher das Volk Friedrich's Thaten in Liedern feierte. Die große bildende Kunst hat sein Andenken geehrt; aber noch mehr hat die Kalender- und Flugschriften-Illustration, der Holzschnitt, dazu beigetragen, den „alten Fritz" in Preußen und Norddeutschland zum Vertrauten des Bauern und Kleinbürgers zu machen. Lange bevor die Colportage-Literatur in Deutschland noch jenen Aufschwung genommen hatte, dessen sie sich heute rühmt, lange bevor die illustrirten Zeitungen und die Geschichte für das Volk Anklang gefunden hatten, gab es populäre, vielbeliebte Darstellungen Friedrich's des Großen und seiner Zeit. Sein Bild war namentlich allen Preußen gegenwärtig; er war eine lebendig fortwirkende Tradition nicht blos im preußischen Königshause, in der Politik preußischer Staatsmänner und in der preußischen Armee, sondern auch im Volke. Das macht, weil Friedrich ein großer Feldherr, ein Staatsmann von weitem Blicke, ein Mehrer nicht blos, sondern sozusagen der Schöpfer der preußischen Macht, der Träger der Idee der Aufklärungs-Philosophie in Deutschland war, und insbesondere, weil er auf ein Jahrhundert hinaus Preußen Richtung gegeben hatte. Man sprach von einem Testamente Friedrich's des Großen, wie man in Frankreich von einem Testamente Richelieu's, in Rußland von einem Vermächtniß Peter's des Großen sprach. Der von ihm gestiftete Fürstenbund von 1785 war der Ahnherr der Erfurter Union und des Norddeutschen Bundes; seine Schlachtpläne hielt man im preußischen Staatsarchive sorgsam aufbewahrt und holte sie 1866 hervor, um in ihnen zu studiren. In den Vorreden seiner Werke zeichnet er seinen Nachfolgern die Bahnen der Politik vor. In der Geschichtsauffassung der Friedericianischen Epoche auf den Lehrkanzeln und in den Büchern spiegelte sich

der ganze Gegensatz der preußischen und österreichischen Interessen, der protestantischen und katholischen Meinung ab (Preuß, Ranke und Schäfer, Gfrörer und Onno Klopp). In dem „Fridericianismus" bekämpfte Onno Klopp das preußische politische System der jüngsten Vergangenheit. Die illustrirten Geschichtsbücher von Kugler, Förster ꝛc., die Soldatenlieder, Anekdoten und Bilder, die Lecture in den Schulen, die Gedenkfeierlichkeiten und Reden der Akademie in Berlin, die biographischen Charakterbilder der Generale aus der Feder Varnhagen's, die unausgesetzten Forschungen und Publicationen der preußischen Gelehrten und Vereine, die Herausgabe der Werke des großen Königs, die jetzt auch übersetzt zu wohlfeilen Preisen in's Volk dringen — all' dies wirkte zusammen, um das Andenken des Königs fortwährend frisch zu erhalten und durch ihn, der angefangen hatte, „Preußen eine Figur zu geben," das Staatsbewußtsein zu stärken. So war und blieb Friedrich von Preußen, an und für sich eine Gestalt voll Originalität, von der die Geschichte erzählt, daß *er* geschaffen, nicht wie üblich, daß *unter* ihm dies und jenes geworden, populär bis auf den heutigen Tag.

Es ist nun in hohem Grade belehrend, durch den Nebel, in welchen die innere Geschichte des deutschen Volkes gehüllt ist, hindurchzublicken, auf die Seite der Gegner Friedrich's zu treten, die öffentliche Meinung seiner Zeit in dem Lager seiner Feinde zu vernehmen. Noch ist das Zeitungswesen nicht entwickelt, noch die Freiheit des Wortes in öffentlichen Dingen nicht anerkannt. Der Volksgeist äußert sich auch noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts meist in der Liedform und im „Flugblatte", wie wir seit Herder's Uebersetzung des „feuille volante" diese alten Drucke nennen, die ohne literarisches Verdienst und ästhetischen Werth gleichwol in ihrer abstrusen Form die Empfindungen der Volkskreise zu getreuem Ausdruck bringen. Ich habe in meiner Sammlung „Oesterreichische Volksschriften und Volkslieder im 7jährigen Kriege" (Wien, Gerold 1869) Proben dieser volksthümlichen Literatur gegeben, und bei dieser Gelegenheit konnte ich zeigen, wie sehr das Volk in Oesterreich von dem Kriege gegen Preußen aufgeregt wurde. Es ist nun ein nicht undankbares Geschäft, aus diesen von unbekannter Hand hinausgeschnellten Flugblättern, die man in jener Zeit am Heerde der friedlichen Bürgerfamilie wie beim Wachtfeuer des Kriegslagers las, die von Hand zu Hand wanderten, auf Jahrmärkten feil geboten wurden, die Stimmung der öffentlichen Meinung in Oesterreich über den Hauptheldeu, Friedrich den Großen, zu erforschen.

Die beiden ersten schlesischen Kriege hatten die öffentliche Meinung im Reiche für den König eingenommen; der Erfolg war auf seiner Seite, und die großartige Individualität hatte sich mit Macht dargethan. Die Geister und Gemüther beschäftigten sich lebhaft mit den Thaten des königlichen Feldherrn und Reformators. Die Subjectivität, der Idealismus brach sich damals Bahn, und alle tonangebenden Schriftsteller traten auf seine Seite. Die Genialität des Königs zog sie unwiderstehlich an, und sie nährten damals noch die Hoffnung, es werde dieser König eine Augusteische Epoche für die deutsche Literatur eröffnen. In den schlesischen Kriegen schädigte jedoch die Eroberungsabsicht noch einigermaßen die Popularität Friedrich's; man sah ihn im Bunde mit Frankreich, Spanien

und Baiern, man sah ihn eine hilflose Frau, Maria Theresia, überfallen und bekämpfen, mit katholischen Mächten vereint gegen England und Holland stehen. Anders war's, als nach acht Friedensjahren der Kampf wieder entbrannte. Sein Schlachtenruhm war befestigt, seine Reformthätigkeit hatte durchgegriffen, Maria Theresia hatte Frankreich, Rußland, Schweden zu sich herübergezogen, Friedrich von Preußen galt als der Angegriffene. Damals feierte Ramler, der deutsche Horaz jener Tage, Friedrich in Oden, Gleim besang seine Siegesthaten, Lessing übersetzte, Mendelssohn kritisirte des Königs Schriften. Die protestantischen Schweizer Dichter waren für ihn begeistert; die Schwaben Wieland und Schubart priesen ihn, wie die Garve, Sulzer, Hippel, Kleist, Croneck, Willamow des Nordens. Aber das deutsche Reich und seine Armee war gegen Friedrich, und bis in die Familie hinein war die Zwietracht der öffentlichen Meinung gedrungen, genau so wie im Jahre 1866. Dies zeigte sich am stärksten in Frankfurt, z. B. in der Goethe'schen Familie; die Jungen standen auf Friedrich's, die Alten, Reichstreuen auf österreichischer Seite. „Nicht preußisch, aber fritzisch waren wir," berichtet der Patriciersohn Goethe. — Ein Federkrieg ging dem Waffenkampfe zur Seite; es wurde in Staatsschriften, Depeschen und in Flugblättern gekämpft. Wir wissen, daß der König selbst, wie das Preuß und Cauer dargethan haben, sich lebhaft an diesem Kampfe betheiligte, daß 11 Flugschriften Friedrich unzweifelhaft zum Verfasser haben, daß er eine ganze Reihe von Pamphleten angeregt hat. Wir wissen ferner, daß Friedrich gegen die literarischen Angriffe keineswegs unempfindlich war. Seine beiden Abhandlungen „Discours sur les satiriques" und „Discours sur les libelles" beweisen dies nachdrücklich. In Cöln, Zürich, Paris und London und ganz besonders in Oesterreich wurden solche literarische Angriffswaffen wider Friedrich geschmiedet. Er konnte, wie der deutsche Reichskanzler unserer Tage, sich den „bestgehaßten Mann" der Zeit nennen; wie es auch an Attentaten auf sein Leben nicht gefehlt hat. Eines dieser Attentate wurde bekanntlich in Oesterreich geplant und entdeckt. Kaunitz hielt es für seine Pflicht, den König davon in Kenntniß zu setzen — und die Antwort Friedrich's ist zu bezeichnend und sie hängt auch mit unserem Gegenstande so innig zusammen, daß wir sie nach ihrem Wortlaut (Oeuvres IV. p. 180) hierher setzen zu müssen glauben. Friedrich ließ an Kaunitz schreiben: „Qu'il était obligé à l'Impératrice de l'information qu'elle voulait bien lui donner, mais que comme il y avait deux manières d'assassiner, l'une par le poignard, l'autre par des écrits injurieux et déshonorants il assurait l'Impératrice, qu'il faisait peu de cas de la première et qu'il était infiniment plus sensible à la seconde." Gegenüber diesen literarischen Angriffen sagt der König von sich: „Je me défends de mes dents et de mes griffes."

Ein intimer Kenner dieser Epoche, Heinrich Pröhle, hat die Bemerkung gemacht („Friedrich der Große und die deutsche Literatur", Berlin 1872), daß die Spätblüthe des österreichischen historischen Volksliedes eigentlich während der Zeit der drei schlesischen Kriege nachzuweisen ist. „Aber im Großen und Ganzen betrachtet, ist ihre Spitze gar nicht gegen Friedrich den Einzigen, sondern gegen die Franzosen gekehrt. Der wahre Höhepunkt der historischen Volkslieder der Oesterreicher unter Maria Theresia fällt nicht in den siebenjährigen Krieg, son-

dern er fällt schon in den österreichischen Erbfolgekrieg." Diese Ansicht ist richtig; und es ist nicht minder richtig, daß wiederum im siebenjährigen Kriege die politischen Gedichte der Preußen ihre Spitze weniger gegen das österreichische Volk, als gegen die Franzosen und ihre unsterblich lächerliche Niederlage bei Roßbach kehrten. Es ist nicht zu wundern, daß Denis, der Nachahmer Klopstock's, noch viel später von Goethe als Sined der Barde allen Deutschen empfohlen, in seinen „Poetischen Bildern der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahre 1756" und in deren zweiter Folge durchwegs einen maßvollen Ton festhält, die Größe des Gegners begreift und anerkennt und ihm die Bewunderung nicht versagt: wichtiger und bezeichnender ist, wie die Flugschriften, die anonym erschienen, auf den Augenblick berechnet waren und ein Lesepublicum von niedriger Bildung voraussetzten, den königlichen Führer der feindlichen Truppen im siebenjährigen Kriege behandeln. Schon der eine Umstand verdient Beachtung, daß alle Volksschriften sich fast ausnahmslos nur mit jenen Ereignissen und Schauplätzen beschäftigen, in und auf welchen Friedrich eine Rolle spielt. Durch alle volksthümlichen Publicationen geht ein gleichartiger Zug: die Anerkennung des Kriegsgenies, welches die Seele der preußischen Unternehmungen ist. Da ist einmal Friedrich „der gefürchtete Fürst der Brennen", der „Norder-Held", der „Löwe", der „Adler", ein andermal „ein zweiter Attila" ꝛc. Der „große" Friedrich, der „stolze" Friedrich — sind Bezeichnungen, die sehr häufig wiederkehren. Die Niederlage Friedrich's bei Kolin, die erste auf der Feldherrnlaufbahn dreier Kriege, entfesselte den Jubel der volksmäßigen Stimmen. „Friederich der Preußen Held", jubelt eine Ode auf den Grafen Daun, den man für unbesiegbar gehalten, ist geschlagen! Eine andere Ode, die in Innsbruck auf der hohen Schule bei Gelegenheit des Freuden- und Dankfestes vorgetragen wurde, führt den Preußenkönig in folgenden Bildern ein:

„So stürmet dort ein Adler her
Mit fürchterlichem Feu'r und Wettern.
Sein Blitz entspringt am Balter-Meer,
Um Deutschlands Ruhplatz zu zerschmettern."

„Phaëton, du bist gestürzt!" ruft eine andere Stimme. Eine dritte „frohlockende Ode", in welcher wol ein katholischer Geistlicher seinem Herzen Luft macht, jubelt hinaus in die Welt:

„Ihr seht nunmehro ganz empfindlich,
Daß Friedrich seye überwindlich."

In einem Dialoge zwischen Victor, einem „aufrichtigen Tiroler", und Daniel, einem vom Botzener Markt kommenden Kaufmann aus dem Reich, der nach Nürnberg zieht, findet sich die Stelle auf Seite des Tirolers:

„Daß König Friederich ein großer Kriegsheld sei,
Dem stimmet Freund und Feind mit Grund der Wahrheit bei."

Man weiß, wie wenig das Aufklärungszeitalter geeignet war, dem siebenjährigen Kriege, der ein „Cabinetskrieg" war, wie irgend einer, den Charakter eines Religionskrieges zu verleihen. Die Staatsmänner im kaiserlichen Frankreich, in Rußland, der voltairisirende sois-disant Katholik Kaunitz und der philosophische Protestanten-König von Preußen, sie alle zusammen waren nicht danach

geartet, einen Krieg um kirchlicher Interessen willen zu führen; aber die Umstände brachten es mit sich, daß beide Theile die moralische Unterstützung des kirchlichen Eifers nicht verschmähten. Friedrich ließ es sich gern gefallen, als „Hort des Protestantismus" verkündigt zu werden, seinen Sieg und seine Niederlage als das Schicksal der reformirten Kirche angesehen zu wissen. Dazu kam die Freundschaft mit Voltaire, diesem Gottseibeiuns für die Geistlichen und Frommen, welche veranlaßte, daß der Zelotismus sich gleichfalls unter die feindlichen Stimmen der öffentlichen Meinung mischte und sich recht vernehmlich machte. Dann wird Friedrich, „der Salomo des Nordens," arg verspottet und der Freund und Schüler Voltaire's als ein „Heide" der „frommen Kaiserin" gegenübergestellt. In den clericalen Aeußerungen der österreichischen Flugschriften ist Friedrich „der freche Holofernes", der „Sancherib", der „stolze Aman" ꝛc.

Wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß Friedrich's heldenhafter Widerstand in seinem Unglücke, die Vertheidigung seines Landes gegenüber einer erdrückenden Coalitionsmacht die Bewunderung seiner Größe auch in Oesterreich allgemein machte. In einem patriotischen Erguss eines Wiener Anonymus über den Sieg Loudon's über Fouquet bei Landshut antwortet der Wiener dem betrübten geschlagenen Freiherrn im Namen des Königs:

„Ich bleib' bei allen dem der König Friederich,
Des Martis würdiger und unerschrockener Sohn;
Von ihm verhoff' ich auch der tapferen Kämpfer Lohn;
Als einen solchen mich die ganze Welt erkennt
Und, wie es billig ist, den größten Helden nennt."

„Gesetzt, es fügte sich, daß sie mich überwinden,
Dann werden sie mich todt am Bett der Ehren finden,
Mein Ruhm wird beständig sein, auch bei der spaten Welt,
Hier, wird es heißen, liegt Friedrich der große Held!"

Man sieht klärlich, daß die Feinde in Oesterreich nicht minder groß vom Preußenkönige dachten als sein Volk.

Der Krieg war zu Ende; der König und die Kaiserin erweichten ihren harten Sinn und schlossen endlich Friede, wie es in Bürger's „Leonore" heißt. Rasch knüpften sich wiederum die Beziehungen von Volk zu Volk, von Hof zu Hof. Der Wettstreit von Wien und Berlin concentrirte sich nunmehr auf das große Werk der staatlichen Reform im Sinne der Aufklärung. Noch klangen die Kriegsereignisse nach, noch beschäftigen sie die literarische Production; aber diese ist nunmehr frei von dem leidenschaftlichen Tone, welcher den den Vorgängen der Kämpfe zur Seite gehenden Volksschriften und Liedern eigenthümlich ist. Ruhig und abgeklärt beurtheilt die öffentliche Meinung die Thatsachen. Unmittelbar nach dem Kriege erschien eine Liedersammlung in Wien bei Josef Kurzböck, in welcher die österreichischen Siege bei Kolin, Hochkirch und Maxen gefeiert wurden. Diese Lieder (vgl. meine „Volksschriften und Lieder," Wien 1869) machten einen großen Eindruck und waren bald vergriffen. Darin herrscht eine schrankenlose Verehrung des Feldherrntalentes des großen Königs und sein Poëm „Art de la guerre" findet sich auf jeder Seite angezogen. Die preußische Armee und ihre Schlagfertigkeit wurde in der bald darauf erschienenen „Monats-

schrift für die Geschichte der Kriegskunst" der Gegenstand der Bewunderung und als nachahmenswerthes Muster hingestellt. Die militärischen Erfolge des Königs in dem letzten Kriege werden aus den Lehren der Strategie und Taktik erklärt. Man hatte sich daran gewöhnt, die preußischen Institutionen, welche aus der Initiative des Königs hervorgegangen waren, zu beachten, und bei vielen österreichischen Reformen war der Hinweis auf ihr Bestehen und ihre Wirksamkeit in Preußen entscheidend.

Es würde zu weit führen, diesen Satz durch eine Parallelisirung der großen Reformen des theresianisch-josephinischen und des fridericianischen Staates beweisen zu wollen. Länger als Volk und Adel sträubte sich der Hof gegen die Aussöhnung mit dem Namen Friedrich's. Maria Theresia konnte es niemals vergessen, daß der Cousin sie, die Wehrlose, im Verein mit den anderen Mächten angegriffen und ihr Schlesien genommen hatte. Nach Frauenart nahm sie, und umsomehr, weil sie sich mit dem Staate identificirte, die Feindseligkeit Friedrich's wie eine persönliche Beleidigung. Er ist immer für sie „der böse Mann", „ce vilain roi," gewesen und geblieben. — Die ganze Zeit ihres Lebens hatte die große Kaiserin auch nicht Eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen — feierte Friedrich doch seine höchsten staatsmännischen Triumphe gegen Oesterreich! Er war der Ueberall und Nirgends, seine Schlingen und Maschen fand die Kaunitz'sche Politik aller Orten. Joseph II. fühlte das schwerer als seine Mutter und demüthigender, weil er gar manche heroische Anläufe zur Vergrößerung seiner Hausmacht in Süddeutschland, zur Geltendmachung seines kaiserlichen Ansehens gemacht hatte. Wir sind durch josephinische und fridericianische Briefe über die Eindrücke unterrichtet, welche jeder der Monarchen vom Anderen empfing, gelegentlich ihrer zwei Begegnungen. Aus diesen Zeugnissen geht hervor, wie hoch Einer den Anderen schätzte und wie sehr doch Jeder von ihnen gegen den Anderen mit Mißtrauen erfüllt war. In Oesterreich nahm man diese Entrevuen sanguinisch auf; man übersah die Zwietracht der dynastischen Interessen und prägte Medaillen, welche Friedrich und Joseph im Bunde darstellten. Vielleicht hatte Niemand eine so hohe Vorstellung von Friedrich dem Großen als gerade Maria Theresia. In ihren Briefen an Joseph, in welchen sie mütterlich besorgt ihm abräth, sich mit Friedrich zu messen, prophezeit sie Oesterreich eine traurige Niederlage; ein ander Mal sucht sie schmeichelnd Joseph für eine andere Art von „Größe" einzunehmen, für die, welche aus dem edlen Herzen des Wohlthäters seiner Unterthanen entspringt, und weist dem preußischen Widerpart den unverlierbaren Ruhm eines großen Feldherrn, eines gewaltigen Kriegshelden zu. Nur Eins neidet sie dem aufstrebenden Preußen, die Schulreform — und da thut die Monarchin das Unglaubliche: sie schreibt an Friedrich, er möge ihr den Abt Felbiger für einige Zeit überlassen; sie thut dies in Worten, aus welchen hervorgeht, wie sehr sie die fridericianische Culturmethode verstand und schätzte. Joseph II. dachte fürwahr nicht gering von Friedrich dem Großen, wenn er es ihm gleich zu thun strebte. Er setzte Himmel und Erde in Bewegung, um Baiern zu erwerben, denn das sei „das einzige Mittel, um einmal die preußische Macht niederzuwerfen." Friedrich schreibt 1782: „Der Kaiser lastet auf meinen siebzigjährigen Schultern. Er hält mich vielleicht zu alt, um

mit dem Schwert zu fechten, und setzt meine Feder in Bewegung." Darauf gründete Friedrich am Abende seines Lebens den Fürstenbund und vernichtete alle Pläne Joseph's II. Was Wunder, daß Joseph II. mit Befriedigung den „alten Fritz" von der Weltbühne verschwinden sah? Vom Fürsten Kaunitz sagt man, er habe bei der Nachricht vom Tode des Königs, dem er doch alle Zeit seines Lebens entgegengearbeitet hatte, den Ausruf vernehmen lassen: wann werde wol ein anderer Fürst dem Diadem ebenso zur Ehre gereichen wie dieser? Der Kanzler meldete dem Kaiser schriftlich die soeben durch den Gesandten, Fürsten Reuß, eingesandte Todesnachricht, mit der trockenen Bemerkung, man habe den Todesfall schon seit einiger Zeit erwarten müssen. Darauf antwortete Joseph II. an Kaunitz (Ranke, Deutsche Mächte I. S. 292 ff. Anmerk. I.): „Als Militär beklage ich den Verlust eines großen Mannes, der in der Geschichte der Kriegskunst auf immer Epoche machen wird. Als Staatsbürger (soll heißen als Oesterreicher) aber bedaure ich, daß dieser Todesfall nicht 30 Jahre früher eingetreten ist. Im Jahre 1756 wäre derselbe auf eine andere Weise vortheilhaft gewesen, als im Jahre 1786." — So dachten Volk und Kaiser in Oesterreich über Friedrich II., den die Geschichte den Großen, Preußen den Einzigen nennt.

Merkwürdig, seine enthusiastischesten Verehrer hatte der große König unter den österreichischen Dichtern; als Schriftsteller und, was noch bedenklicher, als Aesthetiker und, was am bedenklichsten scheint, als Verfasser der Abhandlung „de la littérature allemande" fand Friedrich in Wien die lauteste Zustimmung. Ein Apologet Friedrich's, Thomas Carlyle, sagt: „Rühre die Schriften des Königs nicht an, lieber Leser, lies sie bei Leibe nicht." Des Königs größte Verehrer urtheilten, seine Philosophie sei keine Weisheit, seine Gedichte seien Maculatur, sie hätten nur Interesse durch ihren Autor. Nun, man urtheilt heute nicht mehr so streng; die historischen, militärischen Schriften des Königs behalten ihren Rang; der Antimachiavel wird die Aufmerksamkeit stets herausfordern und die Poesien, die ästhetischen Ansichten wollen in ihrer Zeit betrachtet sein. Der allgemeinen Ablehnung verfällt nur noch der Aufsatz „de la littérature allemande." Er galt als eine Schmach, der deutschen Nation von ihrem größten Manne angethan. Baron Grimm in Paris nahm die deutsche Literatur gegen den deutschen König in Schutz, wie später Mirabeau (nach Häusser) es gegen den König persönlich that; der Theologe Jerusalem ereiferte sich dagegen, und der Patriot Justus Möser erließ sein „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur"; Goethe, dessen „Götz" von dem Verdammungsurtheile mit betroffen war, arbeitete an einer Antwort, die leider unvollendet blieb. Schiller aber blieb die Antwort nicht schuldig, er dichtete:

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt —"

Nur ein einziges dramatisches Erzeugniß ließ Friedrich II. in seiner Abhandlung gelten, den „Postzug" von Cornelius Ayrenhoff, dem österreichischen Dichter.*)

*) Cornelius von Ayrenhoff, geb. zu Wien 1733, von Jesuiten erzogen, dann Militär, diente in der Armee bis zum Jahre 1793, wo er mit dem hohen Range eines Feldmarschallieutenants in den Ruhestand trat. Er starb am 15. August 1819.

Diese originelle Thatsache ist allgemein bekannt; sie wird in hundert und aberhundert Werken erwähnt, ohne daß man sich um dies sonderbare Juwel der Poesie weiter kümmert. Der König sagt, nachdem er von den deutschen Theater-Dichtern behauptet, sie wüßten weder zu interessiren, noch zu rühren, wörtlich: „Les Amans de Thalie ont été plus fortunés; ils nous ont fourni du moins une vraie comédie originale; c'est le „Postzug", dont je parle: ce sont nos mœurs, ce sont nos ridicules que le poète expose sur le théâtre; la pièce est bien faite. Si Molière avait travaillé sur le même sujet, il n'aurait pas mieux réussi." Auf seiner Reise nach Neustadt hatte der König ein Gespräch mit dem Grafen Hoditz über deutsche Literatur; hier belobte der König vor Allem den „Postzug", und gelegentlich der Begegnung Friedrich's mit Joseph II. im Lager zu Neustadt ließ sich der Erstere von seinem kaiserlichen Wirth seinen Lieblingsdichter vorstellen. Den Mittelpunkt der Handlung des Stückes bildet ein Sportsman, der für einen prächtigen Postzug Schecken seine wider Willen ihm verlobte Braut dem glücklichen Besitzer derselben abtritt. Die Episoden-Figuren, der Vater der Braut, ein Jagdnarr, ein Franzosennarr und eine Hofnärrin drängen sich mit ihrem zweifelhaften Humor in den Vordergrund. Es ist mit einem Worte die dramatisirte Abgeschmacktheit. Der Aesthetiker Robert Zimmermann, welcher das Drama in Oesterreich zum Gegenstand einer Abhandlung gewählt hat (Oest. Revue, Jahrg. 1864), gibt darüber folgendes Urtheil:

„Der Dialog ist so platt wie nur möglich; die Charaktere streifen an Carricaturen, die Schürzung des Knotens ist höchst durchsichtig; das Ganze hat in Anlage, Haltung und Ton auffallende Aehnlichkeit mit den schlechteren Possen von Kotzebue." Es ist nun nicht wahr, daß Friedrich blos durch den Scherz in diesem Lustspiele für diesen Dichter eingenommen war und ihn so hoch stellte, weil der „Postzug" die königliche Laune heiter machte; denn auch die Tragödien Ayrenhoff's haben Friedrich's vollen Beifall. Als Ayrenhoff's Freund, Graf Max Lamberg, eine Art von Shaftesbury in Oesterreich, der Verfasser des Mémorial d'un Mondain, der „Fragments", Éloge de Haller, des Canot, ou Lettres de Mama Blerx, der mit Friedrich II. in vertrautem Briefwechsel stand, Ayrenhoff's Dramen übersandte, antwortete Friedrich (Potsdam le 26 de Février 1784) mit Bezug auf den Colonel Ayrenhoff: „Il parait également favori de Thalie et de Melpomène, et de pareils originaux font honneur au Parnasse allemand." Unwillkürlich setzt man an dieses Urtheil in französischer Sprache die Geibel'schen auf Friedrich bezüglichen Verse:

„Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont schon küßt; daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt."

Es ist ein tiefer liegender Grund, weshalb Friedrich sich zu dem österreichischen Dichter hingezogen fühlte. Dieser war nämlich im Dichten und im ästhetischen Urtheil ganz und gar noch der Anhänger jener in Deutschland entthronten französischen Dogmen, zu welchen sich Friedrich selbst bekannte. Ayrenhoff dichtete nicht blos nach dem Muster Racine's ꝛc. (Aurelius, Antiope, Virginia), er ist auch der entschiedenste Gegner der Dichter des „Sturmes und Dranges", Shakespeare's und Goethe's. Friedrich fand Shakespeare's Stücke „abscheulich", würdig, „vor

den Wilden in Canada gespielt zu werden". Friedrich verspottete den „Hamlet", wie Voltaire (in der Vorrede zur Semiramis) „Hamlet" ein barbarisches Stück nennt, das als „das Werk eines betrunkenen Wilden" gelten könnte.

Ebenso nennt Ayrenhoff Shakespeare den „erbärmlichsten Charakterzeichner" und kennt „vom sophokleischen Oedip bis zum Götz von Berlichingen (Friedrich nennt den letzteren eine schlechte Nachahmung der Engländer) keinen so schlecht durchgeführten, albernen, unmoralischen und verächtlichen Charakter als Hamlet. Heinrich V. ist ein „Stallknecht", Othello ein „Geck"; Goethe und Lenz sind „die geschmacklosen Nachahmer des Shakespeare'schen Unrathes". Wie Friedrich betet Ayrenhoff Voltaire an. Das ästhetische Evangelium Friedrich's, Boileau, dessen Werke der große Feldherr stets mit sich im Kriegslager hatte, fand an Ayrenhoff seinen Apostel, und dieser österreichische Dichter und Schriftsteller lieferte die metrische Uebersetzung von „l'art poétique" in deutscher Sprache. Ayrenhoff war und blieb der orthodoxeste Vertreter des französischen Alexandriner-Drama's und der aristotelischen Theorie. Er ist der Ansicht, man solle die deutschen Dichter nur franzosiren lassen, bis sie ein Stück „zur Welt französirten, das sich mit Molière's oder Racine's Stücken vergleichen ließe." Unversöhnlich bleibt er noch bis in seine späten Tage gegenüber der Muse der Weimar'schen Genien. Einst dichtete er ein Epigramm mit der Ueberschrift

An den alten Ritter Götz
der
mit seiner eisernen Hand
unsrer Theater-Literatur eine derbe Ohrfeige beibrachte.

Mehr als dreißig Jahre später schrieb er nach dem Erscheinen von Schiller's Jungfrau von Orleans:

„Auf das Trauerspiel Johanne d'Arc.
Voltairens Satyr gab dies Märchen uns zum Lachen,
Wer Geist hat, der belachet sein Gedicht.
Herr Schiller gibt es uns, um weinen uns zu machen,
Doch, wer dort lacht, der weint hier sicher nicht."

Der Arme im Geiste! Er wagte es, den Geist in Schiller's Dramen anzuzweifeln; allerdings nur in den Dramen. Wir finden unter seinen „Epigraphen" folgendes:

„Vor den Gedichten von Friedrich Schiller.
Hier, Leser, sucht den Mann von Geist und Genie,
Erfindungskraft, Philosophie!
Ihr findet ihn in jeglichem Gedicht,
Nur suchet ihn in seinen Dramen nicht!"

Nach all' dem Gesagten ist es einleuchtend, daß die Schrift „de la littérature allemande" in Ayrenhoff einen Gesinnungsverwandten traf. Dieser erhielt vom königlichen Autor, der ihn durch sein Lob so sehr ausgezeichnet hatte, ein Exemplar der Abhandlung. Noch früher hatte Friedrich II. ein solches dem Grafen Lamberg übersandt, welcher unmittelbar nach Durchlesen der Schrift dieselbe Ayrenhoff schickte. Lamberg war „über verschiedene Stellen der königlichen Schrift, durch welche unsere Literatur in der Idee der Ausländer zu tief herunter gesetzt wäre, unzufrieden" und äußerte diese Mißstimmung in seinem

Begleitschreiben an Ayrenhoff. Dieser antwortete mit einigen Zeilen und fügte, eine umständliche Vertheidigung Friedrich's sich vorbehaltend, die fridericianischen Verse bei:

„Le ciel, en dispensant ses dons,
Ne les prodigue point d'une main libérale:
Il nous refuse plus que nous recevons,
Pour tout peuple à peu près sa faveur est égale.
Les Français sont gentils, les Anglais sont profonds:
Mais s'il dénie à l'un, ce qu'il accorde à l'autre,
Notre Orgueil sait changer en roses nos chardons
Au talent du voisin nous préférons le nôtre."

In seinem Garnisons-Orte, Kremsier in Mähren, beschäftigte sich nun Oberst Ayrenhoff genauer mit der königlichen Schrift, und die Frucht dieses Studiums war ein „Schreiben an den Herrn Grafen Max von Lamberg über das Werk de la littérature allemande". Dies Schreiben erschien im Drucke, jedoch anonym. Wenn schon kein anderer Grund, so mußte für die Anonymität der Umstand sprechen, daß in der fridericianischen Abhandlung Ayrenhoff's „Postzug" als chef d'œuvre gerühmt war. In der Vertheidigungsschrift, welche der österreichische Oberst zu Gunsten des vielfach angegriffenen königlichen Autors noch im Jahre 1780 herausgab, die übrigens nicht das Schicksal gänzlicher Vergessenheit verdient, welchem Ayrenhoff's Dramen mit vollem Recht anheim fielen, sind viele Gedanken ausgesprochen, welche die spätere Kritik unserer Zeit gleichfalls vorgebracht hat. Wir wollen es mit einer knappen Analyse versuchen. Ayrenhoff setzt an die Spitze seines Plaidoyer's den Satz: die neue Schrift des gekrönten Philosophen gereicht dem literarischen Ruhme Deutschlands eben so wenig zum Nachtheil, als es dem Ruhme der weisen Staatsverfassung Englands zum Nachtheil gereicht, wenn im versammelten Parlamente ein Graf Chatam die politischen Verbrechen seines Vaterlandes aufdeckt und dasselbe zu ernstlichen Verbesserungen ermahnt. „Blos solchem freimüthigem Tadel hat England seine immerwährende Selbstkenntniß und diejenige Festigkeit und Stärke seines Staatskörpers zu verdanken, die ganz Europa bewundert." „Wir bedürfen einer so starken und freimüthigen Opposition als diejenige ist, die der größte Deutsche in seiner Schrift „de la littérature" auf sich genommen hat? Indessen ist A. mit den Urtheilen Friedrichs nicht immer einverstanden. Wie der „erhabene Verfasser" seine Prüfung der Literatur mit der Erörterung über die „Sprache" beginnt, so auch der Beurtheiler der fridericianischen Schrift. Wenn jener die Menge und Ungleichartigkeit der Dialekte beklagt, so stimmt ihm dieser bei, verweist aber zugleich auf Italien, dessen Dialekte, noch verschiedenartiger und zahlreicher, doch der Blüthe des Schriftthums nicht im Wege standen. Den Satz Friedrich's: „Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg kaum verständlich, und der österreichische Styl ist für die Sachsen dunkel," weist A. als unrichtig zurück. Wieland's Schriften sind in Stuttgart und Hamburg gleich verständlich, und mit Selbstbewußtsein kann er hervorheben, daß das wienerische Lustspiel „der Postzug", welches Friedrich selbst des Beifalls würdiget, — so local die Sprache ist — in Berlin und Leipzig verständlich sein muß.

Ohne einen Louis XIV. und ohne Medicis, ohne ein Institut, wie die

Academie française oder Academia della Crusca haben wir eine Schriftsprache und sind wir im Schreiben — Sachsen. Endlich habe Gottsched, so schwach als Dichter und Schriftsteller — unsere Sprache in systematische Ordnung gebracht und Gellert, Zachariä, Schlegel, Kramer, Käſtner, Rabener, Weisse u. A. haben diese Sprache verbreitet. Gleichwol ist die Klage des Königs über „den verworrenen Styl, die eingeschobenen Parenthesen, die Vernachlässigung richtiger Construction" wol begründet. Allein schon sei der Gesetzgeber — Adelung — erschienen, und seine Gesetze werden in Zukunft herrschen. Friedrich hatte geschrieben: „Ich gebe mir alle Mühe, um unsere Homere, Virgile, Anakreons, unsere Horaze, unsere Demosthene, Cicerone, unsern Thukydides und Livius auszuforschen; aber ich finde sie nirgend, alle meine Mühe ist umsonst." Darauf antwortete A.: „Dem Könige ist es um nichts Geringeres zu thun, als uns mit Einem Streiche zu Boden zu schlagen, um sodann ungehindert in seinem weiteren Plane fortschreiten zu können. So hat er es öfters auf den Gefilden des Mars seinen Gegnern gemacht. Die Truppe, mit welcher er uns angreift, ist die fürchterlichste des ganzen literarischen Heeres. Wir werden am besten thun, wenn wir unsere Schwäche selbst bekennen, um Frieden bitten." Allein auch die Franzosen, Engländer und Italiener werden „gegen diese Grenadiere des Alterthums" nichts ausrichten. Vollen Beifall spendet A. Friedrich's Bemerkungen über die Rauhigkeit und den Mißklang unserer Sprache. Den Vorwurf, die Namen der gleichzeitigen hervorragenden Dichter und Schriftsteller, von Klopstock, Lessing, Kleist, Wieland, Gleim ꝛc., nicht angeführt zu haben, läßt Ayrenhoff nicht gelten. Dem Könige war es nicht um ein Namensverzeichniß der „guten Scribenten" zu thun; sein Plan steht auf dem Titelblatte seines Werkes. Dabei rühme Friedrich doch Leibnitz, Haller, Thomasius, Wolff u. A. mehr. Die Ursachen des langsamen Fortschrittes unserer Literatur, die der „erhabene Verfasser" angibt, haben A's. Beifall. Nach dem oben Gesagten über Ayrenhoff's Stellung zu dem classischen deutschen Drama ist es begreiflich, daß er Dasjenige, was Friedrich über das Theater bemerkt, „einen goldenen Denkspruch für ganz Deutschland" nennt. Zu Schlusse kommt Ayrenhoff auf die Besorgniß zu sprechen, die fridericianische Schrift könnte Deutschland in den Augen des Auslandes herabsetzen. Nun, wir könnten unseren Kepler, unsere bildende Kunst, Händel, Hasse, Gluck und Haydn auf den Kampfplatz senden. „Und wäre das Alles nicht hinreichend" — schließt der österreichische Oberst seine Abhandlung — „dann wollen wir gegen die stolzen Nachbarn, ihre Eitelkeit zu demüthigen, unsere ganze Kraft aufbieten, und ihnen Friedrich den Großen selbst nennen. Welche Nation, von den alten und neuern, kann einen Gleichen ihm entgegenstellen?" Man sieht, nicht blos die Uebereinstimmung des Urtheils, die Erkenntniß, daß in der fridericianischen Abhandlung eine bedeutende Verstärkung für die eigenen unglücklichen Bestrebungen gegen das classische Drama gegeben sei, der Enthusiasmus für den König, gegen den Ayrenhoff oft im Felde gestanden, haben an dieser Abhandlung mitgearbeitet. Friedrich der Große war gestorben, und der damalige österreichische General Ayrenhoff dichtete „Klio's Urtheil über Friedrich II.", eine Verherrlichung, ja eine Apotheose des preußischen Königs.

Im Kreise der Kamönen findet sich Apoll ein. Es entsteht die Frage, mit welchem von den Helden aller Zeiten man Preußens Friedrich vergleichen könne. Mit jedem der Helden ward Friedrich nun im Vergleich gestellt, man maß ihn mit Alexander, Caesar, Marc Aurel, bis Klio das Wort ergreift. Ihr dünkt er unvergleichbar — Einzig.

„Da nun, ihm gleich, kein Andrer mir bekannt,
So werd' er künftig hier der Einzige genannt."

Apoll bestätigt das Urtheil. Der Dichter aber setzt seinem Poëm noch eine „Nachschrift" beifolgenden Inhalts: „Obschon Mirabeau und Mauvillon und Andere von diesem Gegenstande — Friedrich's Staatsgrundsätze — Vieles, freilich nicht Alles gut und richtig beurtheilten, so scheinen sie doch durch ihre Schriften bisher noch nicht soviel bewirkt zu haben, daß man nicht noch jetzt sagen könnte: „Fridericus erat lux in tenebris, et tenebrae eum non comprehenderunt." So urtheilte öffentlich ein General über Preußens Friedrich in dem Oesterreich Joseph's II.

Eine Faust-Trilogie.

Dramaturgische Studie

von

Franz Dingelstedt.

II.

So oft ich in Frankfurt am Main, unserer lieben, weiland auch freien Reichs- und Krönungs-Stadt, über den großen Hirschgraben lustwandle, wird mir vor dem Hause, welches eine Marmortafel als Goethe's Vaterhaus bezeichnet, eine reizende kleine Scene aus dem Anfange von „Wahrheit und Dichtung" lebendig. Durch das Geräms — so heißt das Gitterwerk, welches in behäbigen Bürgerhäusern der alten Zeit die Fenster des Erdgeschosses, halb zum Schmuck, halb zum Schutz, in weitgeschweiftem Bogen einrahmt, — taucht mir Wölfchens Lockenkopf auf; ein raphaelischer Kinderkopf, der sich später, in Trippel's Büste, zum Apollino auswächst und noch später so lang und so gewaltsam zum olympischen Jupiter hinaufstylisirt, dressirt und frisirt wird, bis er, in David's effecthaschender, bombastischer Colossal-Büste, das Ideal eines unheilbaren Wasserkopfes glücklich erreicht. Jung Wolfgang ist eben, eines schönen Nachmittags, damit beschäftigt, aus dem Geräms alles unlängst auf dem Töpfermarkt erstandene Irdengeschirr, sowol das den Kindern geschenkte Spielzeug, als den ernsthaften Küchenbedarf, Stück für Stück auf die Gasse zu werfen, um sich an dem Anblick zu weiden, „wie es so schön zerbricht". Ein Gaudium der Straßenjugend vom großen und kleinen Hirschgraben und auch erwachsener Standespersonen, insonderheit „derer von Ochsenbein", die als freundliche Nachbaren in „Wahrheit und Dichtung" verewigt worden sind. Ob in diesem Scherbengericht die kunstgeschichtliche Mission des Donnergottes präfigurirt wird, dessen Keil so manche Thon- und Töpfer-Waare des literarischen Jahrmarkts zerschmettert hat — das weiß ich nicht. Wol aber bilde ich mir ein, daß in dem nämlichen Geräms ein paar Jahre später eine andere Kinderscene gespielt haben mag, die von weittragendem Einflusse gewesen ist. Von dort aus genoß der Knabe Goethe mit Schwester Cornelia und dem weiblichen Dienstpersonal, hinter dem Rücken des gestrengen „Herrn Rath", seines Vaters,

das Puppenspiel Faust, welches er auf seinem eigenen Puppen-Theater, dem letzten Weihnachtsgeschenk einer zärtlichen Großmutter, unstreitig alsbald reproducirte. Ein paar Jahre später, ein paar Häuser weiter am Römerberg, oder in der neuen Krām, fand der lesebegierige ABC-Schütz auf dem Tische des Büchertrödlers das Volksbuch Faust. Bestand doch in Frankfurt der Verlag — Goethe sagt: die Fabrik — der mit stehenden Lettern auf schreckliches Löschpapier fast unleserlich gedruckten Volksschriften, unter welchen Faust sicher um so weniger fehlte, als, wie wir gesehen haben, eben in Frankfurt die erste Ausgabe des Faustbüchleins erschienen war. Die Wiege Goethe's ist auch Faust's Wiege; in die Kindheit des Dichters verlieren sich die ersten geheimnißvollen Wurzeln seines größten Werkes. Da der Jüngling Goethe über die Schwelle des gesegneten Hauses am Hirschgraben schreitet, nimmt er schon die triebkräftigen Keime mit, zunächst nach Straßburg, wo sie im Schatten des Münsters aufzuquellen beginnen. Und der Mann Goethe schleppt zwei volle Menschenalter hindurch die schwere Bürde des ungeheuren Stoffes in sich umher, gewiß eine erdrückende Last an manchem heißen Arbeitstage, in schlaflosen Nächten ein gespenstischer Alp. Wenige Schritte erst vor der ehernen Pforte der weimarischen Fürstengruft legt der Greis Goethe den vollendeten Faust nieder, verschlossen mit sieben Siegeln, eine Erbschaft, die er aus mehreren Jahrhunderten übernommen, sein Vermächtniß an das deutsche Volk, an die Weltliteratur, an die Menschheit.

Welchen Deutschen, und kenne er noch so genau den Goethe'schen Faust, die zweite Bibel unserer Nation, überrieselt nicht ein leiser Schauer beim Eintritt in das Allerheiligste unseres nationalen Schriftthums, als sei es ein deutscher Dom, Eichendom oder Domkirche, deren hohe Wölbungen und dämmerhelle Säulenhallen ihn magisch umfangen? Nicht hundert Jahre ist es her, daß sich der Wunderbau in seinen Anfängen zum ersten Male aufgethan; nicht fünfzig, daß er vollendet dasteht. In dieser, vergleichsweise kurzen Zeit ist Goethe's Faust das Gemeingut aller Nationen geworden, die schwerverständlichste und dennoch populärste aller Dichtungen, der Quell, aus welchem die Maler aller Schulen, die Musiker aller Style, die dramatischen Künstler aller Fächer schöpfen, das ewige Räthsel, an dessen Lösung tiefsinnige Philosophen und vielwisserische Literarhistoriker sich versucht haben. Faust überall, in der Wissenschaft, in der Kunst! In Mailand habe ich ihn tanzen sehen, und zwar ausdrucksvoll und wirksam tanzen; das Ballet, viel älter als Gounod's Oper, war ein kosmopolitisches Werk wie diese: das Tanzpoëm deutsch, die Musik italienisch, die Prima Ballerina, Gretchen, eine Engländerin, mit Namen Fitz-James. Der Faustwalzer auf dem schottischen Dudelsack hat mich über alle Seen des romantischen Hochlands begleitet. In den Bronzeläden der Pariser Boulevards verfolgen den Flaneur auf Schritt und Tritt Faust, Gretchen, Mephisto in allen möglichen und einigen unmöglichen Stellungen. In Deutschland endlich hat, charakteristisch genug, die Gelehrsamkeit sich zuerst und zumeist mit Faust beschäftigt und mit wahrem Bienenfleiß eine ganze Faust-Literatur zusammengetragen, so umfänglich und unübersehbar, daß ein eigener Wegweiser durch dieselbe erschienen, der für sich allein einen stattlichen Band füllt. Hinter diesem

„schätzbaren Material" ist denn allmälig die ursprüngliche Materie verschwunden, und es gibt ohne Zweifel mehr gebildete Leute, die einen Commentar zum zweiten Theil des Faust gelesen haben, als solche, die den zweiten Theil kennen. An den gothischen Dom sind — wie das im bequemlebigen Mittelalter Mode geworden — so viele Seiten-Kapellen, byzantinische, romanische, zopfige, so viele Buden für den Kleinverkehr, so viele Höker- und Trödler-Stände angeklebt worden, daß ein freier Standpunkt für die Betrachtung der Façade und der Portale schwer zu gewinnen ist. Hätte der alte Goethe den ganzen Spectakel noch mit angesehen, den er mit seinem Faust angestiftet, wie würde er in's Fäustchen darüber gelacht haben — er, der sich gar oft ein Vergnügen daraus gemacht, hohen Adel und verehrliches Publicum zu mystificiren, indem er Versteckens mit ihnen spielte und Nüsse zum Knacken vorsetzte, von denen der Schalk im Voraus gewußt, daß sie hohl oder von Stein waren!

Und deßungeachtet, bei dem verwirrenden Reichthum der Faust-Literatur, welche auffälligen Mängel! Prachtausgaben in allen Formaten, illustrirt von ersten Zeichnern der Gegenwart, deutsche, englische, französische, russische; aber keine Volksausgabe mit kurzen, erläuternden Noten unter dem Text, ohne welche der zweite Theil schlechterdings unverständlich, sogar unlesbar bleibt. Philosophische Streitschriften für und wider aus allen Richtungen; jedoch keine reine und volle ästhetische Würdigung des ganzen Werkes, so lange Derjenige, der allein oder doch am besten unter den Lebenden eine solche zu geben vermöchte, Fritz Vischer, von seiner leidenschaftlichen Voreingenommenheit gegen den zweiten Theil nicht ablassen mag. Aufführungen des ersten Theils in der Gestalt von Drama, Oper, Ballet auf allen Bühnen; Versuche mit dem zweiten auf einzelnen, Bruchstücke daraus bei Theaterfestlichkeiten; hingegen niemals und nirgends eine genügende Darstellung des Ganzen, zu Stande gebracht durch die Mitwirkung aller Künste, von allen Mitteln der heutigen Theatertechnik getragen.

In diese Lücke einzutreten — es ist keine leichte, aber eine lohnende Aufgabe. Nur um das Programm einer nationalen Faustaufführung in den ersten, unsicheren Zügen festzustellen, müssen wir uns vor Allem eingehend das Werk des Dichters vergegenwärtigen. Wir wollen es betrachten, aber mit unbewaffnetem Auge, weder durch die gefärbten Gläser des Kritikers, noch durch das Mikroskop des Antiquars. Dabei werden wir freilich nicht einen Zauberschlüssel entdecken, der uns alle Heimlichkeiten des Zauberschlosses aufthut, auch nicht das Recept zu einem verjüngenden Wundertränklein, das den zweiten Theil, ein Product des Greisenalters, mit dem ersten, dem Erstling einer Dichter-Jugend, ausgleicht. Aber wir werden uns, zum Zwecke einer Reproduction auf dem realen Theater, in dem Werke orientiren, aus der Genesis desselben das Verhältniß zwischen Dichter und Gedicht, Dichter und Helden, Dichter und Zeit erkennen und die künstlerische Composition des Ganzen, ihre Gliederung, ihre mannigfach verschlungene Handlung überblicken. Die Absicht dieser vorbereitenden Studien geht dahin, die dreifache Ueberzeugung zu erlangen: erstens, daß der ganze Faust nothwendig ist, um die Idee des Werks und die Intention des Verfassers zu decken; zweitens, daß erster Theil und zweiter Theil innerlich und äußerlich zusammenhängen, zusammengehören, wie sie denn von vornherein zusammen ge-

dacht und nur vereinzelt, stück- und ruckweise, gemacht worden sind; drittens, daß Faust ein dramatisches Gedicht ist, zwar eines in der breitesten und lockersten Form, allein immerhin kein todtgeborenes Buchdrama, sondern ein lebensfähiges Bühnenstück, welches das Theater sich anzueignen das Recht und die Macht hat, sogar im höheren Sinne die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Die Anfänge des Goethe'schen Faust fallen in die Jahre 1770, 1771; vielleicht schon in 1769, das zwanzigste Lebensjahr des Dichters. Daß Goethe die Volkssage gekannt hat, beweist die Aeußerung in „Wahrheit und Dichtung": „Die Puppenspielfabel Faust's klang und summte gar vieltönig in mir wieder; auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden; ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." Wir nehmen von diesen merkwürdigen Worten einstweilen nur vorübergehend Act; sie beweisen, daß der Dichter bewußt und vorsätzlich mit seinem Helden sich identificirt: Faust ist Goethe, Goethe ist Faust. Später werden wir auf die Bedeutung dieses Verhältnisses zurückkommen, während wir jetzt die Faust-Zeitrechnung weiter verfolgen. Erst 1790, volle zwanzig Jahre nach dem Beginne der poetischen Conception, erscheint, obendrein nur als ein Bruchstück, der erste Theil. In der Gestalt, in welcher wir ihn besitzen, ist er nicht früher als 1808 gedruckt worden, wiederum achtzehn Jahre nach dem ursprünglichen, in der Umarbeitung wesentlich modificirten Fragment. Während des gleichen, ansehnlichen Zeitraums begegnen wir schon wiederholt in Goethe's weitverzweigter Correspondenz deutlichen Spuren des zweiten Theils. Wie der erste erscheint auch dieser zuerst in einem Bruchstück: „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie", 1827 herausgegeben, und darauf vollendet im Jahre 1831, ein Jahr vor des Meisters Ableben. Sechzig Jahre und darüber umfaßt die Werdezeit eines einzigen Werkes; freilich dasjenige eines Riesen! Uns ist in der ganzen Literaturgeschichte kein Beispiel bekannt einer solchen oder nur annähernd ähnlichen Spät- und Schwergeburt. Kaum daß umfängliche Sammelwerke gelehrter Gesellschaften so lange Zeit bis zu ihrer Vollendung gebraucht haben. Da weiß man denn in der That nicht, was mehr zu bewundern ist: der Muth des zwanzigjährigen Jünglings, der, schier mit dem ersten Griffe seiner Faust, einen Faust anpackt, um das enge, armselige Puppenspiel in eine Welttragödie auszubauen, — oder die Kraft und Ausdauer des achtzigjährigen Greisen, der, nach unzähligen Ablenkungen, Unterbrechungen, Verschleppungen, Verleidungen, immer wieder zu der Hauptaufgabe seines reichen Lebens zurückkehrt und mit fast erstarrter Hand den schwersten Stoff in der sprödesten Form bewältigt.

Was beweisen außerdem die trockenen Ziffern unserer chronologischen Rechnung? Vor Allem die Thatsache, daß Goethe den vollständigen Plan des Faust in sich getragen, bevor, oder doch als er an die Ausarbeitung ging. Mancher Kritiker hat, verleitet durch die Ungleichartigkeit der einzelnen Bestandtheile, sich die Sache so zurechtgelegt, daß er Goethe von seinem Stoffe willenlos getragen, bald hierhin, bald dorthin getrieben werden läßt. Dem ist nicht so, dem kann so nicht sein; zeigt doch der Dichter perspectivisch in einigen be-

deutungsvollen Zügen der Vorspiele auf dem Theater und im Himmel die ganze Handlung. Den Urstoff erfindet er allerdings nicht; vielmehr findet er ihn in der Sage, im Puppenspiel. Hätte er die mittelalterliche Fabel als solche nur poetisch gestalten wollen, er würde uns, vorbehalten den Unterschied zwischen den zwei Zeitaltern und den zwei Dichtern, eine Marlowe'sche Tragikomödie gebracht haben. Er aber eignet sich mit voller, persönlicher wie dichterischer Freiheit die überlieferte Sage an, gestaltet sie um nach seiner Auffassung, führt sie aus in der von ihm erfundenen und wie ein Eigenthum beherrschten Form. So schafft, so bildet nur ein Meister der Plastik. Den ungeheuren Marmorblock, der wie ein Gebirge drohend und drückend vor ihm steht, er setzt ihn in Punkte, sobald nach den Exercitien im Thon-Modell die fertige Statue vor seinem geistigen Auge steht. Nun kann er, wie die Stimmung ihn überkommt, an jedem Punkte zu jeder Zeit anfangen, aufhören. Dem Zufall und der Stunde bleibt nichts überlassen, es sei denn dies oder jenes Detail, ein Charakterzug, ein Motiv, eine Wendung, wie sie im vollen Flusse der Production als ihr höchster Reiz den Künstler selbst überraschen, Eingebungen aus einer unbekannten Sphäre, worüber er weder sich noch Fremden Rechenschaft abzulegen vermag. In den heterogensten, oft in widersprechenden Umgebungen drängt sich da wol ein Gedanke auf und vor, der ohne Verzug festgehalten, erledigt werden will. In der Villa Borghese hat Goethe die Hexenküche geschrieben, den nordischen, mittelalterlich düstren Spuk unter Pinien und Palmen, und die finstre Kerkerscene, welche den ersten Theil des Faust beschließt, sie reicht in ihren Anfängen vielleicht bis in das süße, sonnige Idyll von Sesenheim.

Wir haben von Marmor gesprochen. Das Gleichniß trifft nicht zu. Iphigenie ist aus parischem Marmor, Hermann und Dorothea aus deutschem Granit, Faust ein Gestein vulkanischen Ursprungs. Er stammt aus der vielbesprochenen Sturm- und Drang-Periode, welcher auch die gleichaltrigen Geschwister angehören — Prometheus, Werther, Götz. Sie alle sehen einander ähnlich in einem durchgehenden Familienzuge. Nur ist Faust der kräftigste von ihnen. Prometheus, den wir im Vorbeigehen besucht, ist zwar ein Titane, aber er geht unter in Passivität, in Resignation. Werther, „der vielbeweinte Schatten", weiß mit seiner, das ist: mit Goethe's, krankhafter Empfindsamkeit nichts Anderes anzufangen, als daß er sie und sich mit einem Pistolenschuß aus der Welt schafft. Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand, begräbt sich unter den Trümmern einer eisernen Zeit. Wie sie ist Faust ein leidender, kämpfender Held; aber er unterliegt nicht, wie sie. Den bereits gemischten Gifttrank setzt er ab vom Munde; er will nicht sterben, sondern leben, in seinem Sinne leben. Das ist ein Zeichen, daß der Dichter eine schwere Krisis überwunden hat, daß eine ganze kritische Zeit überwunden worden ist. Den Inhalt dieser Zeit, ihre Zerrissenheit, das Zwei-Seelen-Fieber („Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!") den „Weltschmerz", wie ihn mit einem emphatischen Namen die Epigonen getauft haben, — alle diese Triebe einer aus Rand und Band gegangenen Epoche, einer „Welt aus den Fugen", überträgt Goethe auf Faust, um sich ihrer zu entäußern. Den mittelalterlichen Faust macht er zum Träger seiner modernen Weltanschauung; das achtzehnte Jahrhundert wird transponirt in das

sechzehnte. Das wäre ein Act poetischer Gewaltthätigkeit oder das Kunststück tendenziöser Taschenspielerei, bestände nicht eine wirkliche, tiefe Wahlverwandtschaft zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert, zwischen Reformation und Revolution. Diese trägt den Kampf aus, den jene begonnen. Eine Kaulbach'sche Hunnen-Schlacht, nur in umgekehrter Composition, aus den Wolken zur Erde sich herunterziehend. Die Streiter, welche in der idealen Welt des Gedankens, des Dogma's, der Kirche gefochten haben, schlagen materielle Schlachten gegen den morschen Staat und die verfaulte Gesellschaft. Vulkanischer Boden hier wie dort; Umsturz aller Schranken; entfesselte Leidenschaften; unstete Lust zum Wandern, Wandeln, Wechseln; ein Heißhunger nach unbeschränktem Wissen, der auf geheimnißvollen Wegen, durch verbotene Künste sich zu sättigen trachtet; ein brennender Durst nach Genuß, nach Freiheit, Macht, Herrschaft: in allen diesen Zügen begegnen sich Goethe und Faust. Da aber durch natürliche Mittel ein unnatürliches Streben nicht zu erfüllen ist, so muß Faust, was Goethe nicht kann, übernatürliche Kräfte zu Hilfe rufen: Faust verschreibt sich dem Teufel. In dieser Wendung tritt das achtzehnte Jahrhundert wieder hinter das sechzehnte, die Dichtung hinter die Sage, Goethe hinter Faust. Das Zeitalter der Reformation glaubt an den Teufel, an die Wirkung sündhafter Verträge mit ihm, an Heimsuchungen durch böse Geister; warf doch Luther eigenhändig dem Fürsten der Finsterniß das Tintenfaß an den gehörnten Kopf. So darf, so muß denn auch Faust, der Magier, an ihn glauben, von welchem ihm ja die Kraft stammt, Wunder zu thun. Aber das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert Voltaire's, glaubt nicht an den Teufel; auch Goethe nicht. Darum ist sein Mephistopheles nichts weniger als der wahre, ächte, mittelalterliche Satan; nicht der böse Feind, sondern ein humoristischer Geist; der Geist, der verneint, die negative Seite Faust's; „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft;" ein civilisirter Teufel, der sich zur Noth auch am hell-lichten Tage, unter dem Sonnenschein der Aufklärung kann sehen lassen. Dieser Auffassung gemäß gestaltet sich das Verhältniß zwischen den zwei Verbündeten in eigenthümlicher Art. Im Volksbuche muß der Teufel vierundzwanzig Jahre lang dem Doctor Faust zu Willen sein, wofür dieser im fünfundzwanzigsten Jahre von Jenem kurz und gut geholt, zerrissen, in die Hölle geschleppt wird. Anders bei Goethe. Da verkehren Faust und Mephistopheles nicht wie Herr und Diener, sondern stellenweise wie gemüthliche Kameraden mit einander, bald nach akademischem Styl gelahrter Scholastiker disputirend, bald „die kleine und die große Welt" durchstreifend, am Hof und im Kriege thätig, nach erhabenen Zielen strebend auf gemeinem Wege, und nach gemeinen Zielen auf erhabenem Wege. Während Faust mit seinen höheren Zwecken wächst, schrumpft Mephisto allmälig zusammen, aus einer Maske in die andere getrieben, bis er gegen das Ende hin fast gänzlich verschwindet. Das Ende kann demnach nicht der Sieg Mephistopheles', der Untergang Faust's sein. Im Volksbuche, im Puppenspiele, bei Marlowe unterliegt Faust, ebenso wie Don Juan. Auch die Romantiker, Schlegel an der Spitze, verlangten seinen Untergang. Aber Goethe's Faust wird, der Idee des Gedichts, der Tendenz des Dichters entsprechend, zum Schlusse gerettet; und

zwar nicht durch die Kraft des Glaubens, wie Calderon's wunderthätiger Magus, sondern durch die Kraft des reinen Menschengeistes. Mit dieser selbständigen Aenderung der Tradition übt nun das achtzehnte Jahrhundert wieder sein volles Recht. Goethe führt den bei ihm allein möglichen Schluß herbei. Der Vertrag ist null und nichtig; Faust, obwol er geirrt, so lang er gestrebt, wird, nachdem er gebüßt, was er gefehlt, von den himmlischen Heerschaaren den Höllengeistern entrissen und in seine ewige Heimath emporgetragen.

Sehen wir zu, durch welche Phasen der Dichter seinen Helden an dies Ziel geführt.

Beim ersten Theil können wir kurz sein; Jedermann kennt ihn, oder glaubt ihn zu kennen, wenn gleich ein volles Verständniß des ersten Theiles ohne den zweiten im Grunde nicht möglich ist. Goethe fängt wörtlich ebenso an, wie das Puppenspiel, mit dem Monolog in Faust's Studirstube, der sich zum Monodram erweitert. Den weiteren Gang der Handlung und die Scenen-Folge zu erzählen ist nicht nöthig; wir werden darauf zurückkommen, wenn es sich um Herstellung wesentlicher, willkürlich oder zwangsweise ausgelassener Stellen handelt. Bis zum Schlusse des ersten Theils, der Liebestragödie, ist Alles längst bekanntes Land. Auch was letztere bedeutet, brauchen wir nicht zu erörtern. Mit ein paar, von der Straße, am Brunnen aufgelesenen Figuren, durch eine weder kühn, erfundene, noch künstlich gesteigerte Handlung hat der Dichter die tiefste, erschütterndste Wirkung hervorgebracht, welche die erhabenste Tragik jemals erzielte. Gretchen ist eine unerreichbare, namentlich auch eine unübersetzbare, urdeutsche Gestalt; das Ideal einer Holbein'schen Madonna. Valentin's Heimkehr und Tod, die Dom-Scene, der Mark und Bein zermalmende Abschluß in der Kerkerscene, — sie sind, obwol mit einigen Linien hingeworfen, Meisterstücke der Composition und der Farbengebung. Verweilen wir nicht bei diesem Hauptbilde des ersten Theils, wie es Goethe, für die Oekonomie des ganzen Werkes schier zu lang, gethan, gleichsam selbst gefesselt durch den unaussprechlichen Reiz seiner Schöpfung. Mit einer schrillen Dissonanz reißt das großartige Finale des ersten Theiles ab. Stimme, von innen, verhallend: „Heinrich, Heinrich!"

— Beiläufig gesagt: dieser Ruf hat vielleicht Veranlassung gegeben, daß Goethe seinen Faust aus Johann in Heinrich umgetauft, eine Aenderung, deren Grund meines Wissens nirgends aufgedeckt worden ist, die aber ohne Grund von Goethe sicher nicht gemacht worden wäre. Würde die verhallende Stimme „Johann! Johann!" ausgerufen haben, so hätte sich vielleicht die Disharmonie in allgemeine Heiterkeit des Publicums aufgelöst. Wie, abermals beiläufig gesagt, ein unauslöschliches Gelächter das Fallen des Vorhanges begleitete, als nach der Aufführung des Faust, erster Theil, auf einer schwäbischen Hofbühne ein Chorist, den man auf der Probe einzustudiren vergaß, mit einer durch den alemannischen Nasenlaut sanft gedämpften Baßstimme vom Schnürboden herniederschrie: „Ischt gerettet!" —

Mit dieser schlechten, aber aus dem Leben gegriffenen Theater-Anekdote haben wir uns glücklich bis an die Schwelle des zweiten Theiles durchgeschlagen. Ich gestehe, daß mir vor dem Ueberschreiten einigermaßen bangt. Er ist so

verrufen, dieser zweite Theil, bei der Kritik als mißrathen, bei dem Publicum als unverständlich, im Theater als undarstellbar. Soll damit nichts weiter gesagt werden, als daß Faust, zweiter Theil, weniger leicht zu lesen ist, als ein Tauchnitzischer Sensationsroman, und schwerer in Scene zu setzen, als ein Pariser Demimonde-Stück, so erkläre ich mich einverstanden. Aber zugeben, daß ein Sinn des zweiten Theiles schlechterdings nicht herauszufinden sei, das hieße zugeben, es habe derselbe überhaupt keinen Sinn, und der Rückschluß auf die unleugbare Erfolglosigkeit der vereinzelt gewagten Bühnendarstellungen ist, in diesem Fall wie in so manchem anderen, ein Trugschluß. Nein, der zweite Theil ist zu verstehen, wenn nur der Leser nicht eine unüberwindliche Denkfaulheit mitbringt. Nein, der zweite Theil ist zu geben, wenn diesseits und jenseits des Vorhanges neben einigem guten Willen viel Muth und Ausdauer bewährt wird. Eines muß dabei freilich von vornherein acceptirt werden: die Grundverschiedenheit, die Ungleichartigkeit beider Theile. Sie ist ebenso offenbar und augenfällig, wie natürlich, ja nothwendig. Frühjahr und Herbst haben und behalten nun einmal zwei verschiedene Gesichter. Zwischen erstem Theil und zweitem Theil liegt eine Kluft, die wir chronologisch schon gemessen und auf ein volles Menschenalter abgeschätzt haben. Dieser Unterschied in der Zeit ist nicht einmal das bedeutsamste Moment des Vergleiches; die Verwandlung, welche mit dem Dichter vor sich gegangen, fällt viel nachdrücklicher in's Gewicht, wenn man ersten Theil und zweiten Theil gegen einander abwägt. Die Sturm- und Drangperiode gehört der Vergangenheit an; Goethe ist von dem ganzen Kreise jugendlicher Feuerköpfe, welche sie geschaffen, der einzige, der sich durch eigene Kraft befreit und zu innerem wie äußerem Gleichgewicht durchgerungen hat. Sein guter Stern führt ihn in gemessene Bahnen, an den Musenhof Karl August's und Amaliens, auf die classische Erde Italiens, durch eine in sich abgeschlossene Welt zurück in ihn selbst, der sich schon verloren gegeben. Kann das Wesen des Dichters von dieser Wandlung unberührt bleiben, kann es sein Princip in der Kunst, seine Tendenz, sein Styl? Auf den Götz ist die Iphigenia gefolgt, wie bei Schiller der Wallenstein auf die Räuber. Was zwischen diesen in Wesen und Form himmelweit verschiedenen Dichtungen liegt, der Proceß der Klärung einer Dichternatur, er ist keine Krankheit, auch nicht eine Abnahme der Kraft, am allerwenigsten ein Abfall von dem Jugendideal; sondern ein normales Wachsthum, die Befestigung und Entwicklung der Gesundheit. Setzen wir einmal den Fall, Goethe und Schiller wären in der Richtung fortgegangen, welche ihre wilden Erstlinge einschlugen, der Ritter Götz, der Räuber Moor, an welchem Extrem würden sie angelangt sein? Als letztes Drama Schiller's besäßen wir nicht Tell, das unsterbliche Schwanenlied des treuen Sängers der Freiheit, als Meisterwerk Goethe's nicht Faust, die große Tragödie der Menschheit, vielleicht aber eine Reihe von Criminal- oder Inceſt-Stücken, dergleichen uns die neuromantischen oder socialistischen Ultras der Franzosen darzubieten wagen; Producte aus dem Irrenhaus, die das Publicum und den Verfasser in das Irrenhaus führen zu wollen scheinen. Danken wir es der guten deutschen Natur unserer Dioskuren, welche sie und uns vor einem solchen Ausgang unserer classischen Literatur-

periode bewahrt hat. Ihr Most, das Gewächs eines feurigen Bodens und gewitterschwangerer Sommer, ist nach überstandener Gährung reiner, edler, goldener Wein geworden. Ohne diese Gährung, was hätten wir eingekeltert? — Räubereissig, Kartoffelfusel! —

Aus dem Moderduft der Kerkerscene, mit welcher der erste Theil des Faust schließt, führt der Beginn des zweiten uns in frische, freie Luft. Faust, auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend, wird von den Chören hilf- und trostreicher Elfen eingewiegt; eine Scene, die von dem ganzen Zauber Goethe'scher Lyrik übergossen ist, im Grundrisse des Gesammtwerkes das Seitenstück zum „Vorspiel im Himmel". Mit einem Monolog, welcher hehr und herrlich ist wie der Sonnenaufgang, den er schildert, erwacht der gefallene Titane zu neuem Leben. Sein dämonischer Trieb, der in der „kleinen Welt" nicht gestillt, vielmehr durch schweres Leid gesteigert und verschärft worden ist, reißt ihn fort in die „große Welt". Mephisto führt ihn, dem Programm und dem Pact getreu, zuerst an den Kaiserhof, auf die Höhen der Gesellschaft. Wir erinnern uns, daß diese Wendung aus dem Volksbuche stammt. Mit einem glänzenden Maskenfest gelingt es, die über den Verfall des Reiches allerhöchst verstimmte Majestät zu zerstreuen. Wie Souveräne sind — und sein müssen, um Souveräne sein zu können — unbedenklich im Ausbeuten, unersättlich im Begehren, ungeduldig im Erwarten, heischt der Kaiser von seinem neuen Maître des menus plaisirs auch in ernsten Angelegenheiten Rath und Beistand. Eben noch Oberceremonienmeister, wird Faust Finanzminister, berufen zur Rettung des zerrütteten Staatsschatzes, an welcher Aufgabe Kanzler und Marschalk, Heer- und Schatzmeister vergeblich sich versucht haben. Mephisto füllt das leere Portefeuille mit Papiergeld, eine Maßregel, die heutzutage nicht einmal mehr den Reiz der Neuheit würde beanspruchen können. Desto verständlicher ist und bleibt für jede Zeit der vortrefflich ausgeführte, mit den wirksamsten Zügen ausgestattete Auftritt, in welchem Hof und Volk um den Gold bedeutenden Papierregen sich balgen. Zur Zeit der Entstehung hatte derselbe durch die Assignatenwirthschaft der französischen Republik wol noch eine besondere Pointe.

Hierauf befiehlt der Kaiser dem neuen, wunderthätigen Hofmagier, nachdem derselbe auf dem Gebiete des Nützlichen sich bewährt hat, auch im Reiche des Schönen seine Kunst auszuüben. Das Urbild aller Schönheit, Helena, und ihren Gatten Paris soll Faust aus der Unterwelt an den Hof heraufbeschwören. Dies Motiv mag auf den ersten Blick mit den Haaren herbeigezogen scheinen, nur um einen für die Intentionen der Faustdichtung nothwendigen Uebergang in die classische Welt zu vermitteln. Allein auch ohne diesen künstlerischen Zweck ist dasselbe hinlänglich begründet. In der Volkssage, sowol im Märchen, wie im Puppenspiel, kommt Helena, die Trojanerin, vor, freilich mehr im Style der Belle Hélène Meister Offenbach's, als in classisch-idealer Gestalt. Auch des Sohnes wird erwähnt, den sie dem Faust geboren. Außerdem galt es für ein stehendes Kunststück der mittelalterlichen Nekromantie, antike Gestalten zu citiren, Könige und Helden des Alterthums. In der neuesten Zeit machen die Spiritisten, Tischrücker, Geisterklopfer wol noch ähnliche Geschäfte. Wer erinnert

sich nicht der intimen Soiréen in den Tuilerien, bei welchen der Amerikaner Hume vor einem gewählten und geweihten Kreise in der Faustrolle gastirte?

Die Erscheinung Helena's, von den blasirten Herren und Damen des Hofes mit ziemlich banaler und kühler Kritik aufgenommen, bezaubert dafür den Zauberer um so mächtiger. Wie Faust, den Trank der Hexe im Leibe, bei Gretchens erstem Anblick in sinnlicher Liebe entbrannte, so entzündet der erste Anblick Helena's in ihm ein verzehrendes Feuer, halb phantastischer, halb künstlerischer Art. Er muß sie besitzen, nicht als Schatten, sondern leibhaftig, in Fleisch und Blut, zu wirklichem Leben zurückgerufen. Da Mephisto, das böse Princip, über das Reich der Schönheit keine Macht besitzt — (das Böse stellt sich in demselben nur als das Häßliche dar, weswegen Mephisto in dem antikisirenden Drama Helena als Phorkyade, in ein garstiges altes Weib, sich verkleiden muß), — so steigt Faust selbst, mit dem magischen Hauptschlüssel bewaffnet, in die Unterwelt, zum geheimnißvollen Sitze der „Mütter" der Urkräfte der rastlos schaffenden Natur, hinab und führt, wie Orpheus die Eurydice, seine Helena in die Oberwelt zurück. Nach dem Zwischenspiel der classischen Walpurgisnacht, das von mythologischen Räthselgestalten wimmelt, entrollt sich auf dem Schauplatze der düsteren, blutigen Königsburg der Atriden und in einer idyllischen Landschaft Arkadiens die classische Tragödie: Helena, mit dem ganzen Apparate des altgriechischen Theaters, feierlichen Aufzügen und Chorgesängen, in Trimetern geschrieben, die von lyrischen Versmaßen unterbrochen werden. Faust, nach des Dichters Vorschrift „in mittelalterlich-ritterliche Hoftracht gekleidet", führt seine germanischen Heereshaufen herbei, in denen sich die Völkerwanderung versinnlicht, und richtet für Helena den Thron Menelaus' wieder auf, dessen Besitz mit ihr theilend. Ihre Verbindung wird vollzogen, die der Romantik mit dem classischen Princip, des Germanenthums mit dem Hellenenthum. Allerdings eine schattenhafte Welt, dies improvisirte Königthum im Peloponnes; so wie durch den mystischen Liebesbund ein Grabeshauch weht, der an die Braut von Korinth mahnt; leiser Moschusduft, für die überreizten Nerven eines heutigen Theaterpublicums eher anziehend, als abstoßend. Ueber Nacht, mit dem Tode Euphorions, des Sohnes Faust's und der Helena, von Goethe bekanntlich auf Lord Byron gedeutet, zerstiebt die Herrlichkeit: Helena entschwebt aus den Armen Faust's, die nur ihr Gewand und ihren Schleier umfassen.

Der vierte Act sieht Faust als Feldherrn, wieder in den Diensten des Kaisers, welchem sich ein Gegenkaiser in den Weg gestellt hat. Mit jedem Schritte, den wir in der Dichtung vorwärts machen, wächst die Allegorie und die Symbolik; mit ihnen das geheimnißvolle Halbdunkel in Zeichnung und Farbe. Doch wird der Gang der Handlung nicht beeinträchtigt; der Zuschauer sieht den Kriegsrath, die Schlacht, den Sieg des Kaisers, den diesem aber die Repräsentanten des Staats, des Heeres, der Kirche verleiden, weil er sündhaftem Zauberwerk zu verdanken sei. Faust zieht, nachdem er die verlangte Belohnung, ein Stück Landes an der Seeküste, erhalten — das er aber erst trocken legen muß —, mit Mephisto und dessen „starken Gesellen" sich zurück, während der Kaiser sein wiedergewonnenes Reich mit dessen Fürsten in die alte, morsche und

baufällige Ordnung bringt. Diese Haupt- und Staatsaction ist von tiefer Ironie durchdrungen und namentlich nach einer Seite hin scharf polemisch: gegen die Uebergriffe der Kirche. Sie wickelt sich in schleppenden Alexandrinern gemessen und gravitätisch ab. Wer die Gesinnung und den Standpunkt des Dichters daraus und aus den ersten Scenen am Hofe nicht erkennt, der will eben nicht sehen. Hätten nur unsere politischen Liberalen immer so liberal gedacht und gehandelt, wie hier ein Dichter denkt und schreibt, obendrein ein oft verketzerter Hofmann, Aristokrat und Reactionär!

Das Ende Faust's im fünften Aufzug stellt uns in eine vollkommen moderne Welt: Faust als Gründer; nicht gerade von Eisenbahnen mit Staatsgarantie oder von industriellen Unternehmungen auf Actien, aber doch als Stifter und Beherrscher einer Colonie, welche den dem Meere abgewonnenen Landstrich urbar macht, der Cultur und dem Verkehr erobert. So führt der Dichter seinen Helden in der letzten Phase auf die erhabenste Stufe des Menschendaseins: Faust wird Souverän. In praktischer, realistischer Thätigkeit beschleicht den lebensmüden Titanen das Alter, der Tod. Um die entseelte Hülle entbrennt ein Streit zwischen Engeln und Teufeln, worin jene obsiegen. Eine Apotheose, im breitesten Kirchen- und Theaterstyle angelegt, schließt das Werk, welches also einen vollkommenen Kreis beschrieben hat: Vorspiel und Nachspiel gehen im Himmel vor sich.

Das wäre kurz, aber genau gefaßt, Inhalt und Handlung des lebensgefährlichen zweiten Theils. Was drüber ist, was drum und dran hängt — je nun, wir wollen gerade nicht sagen, es sei vom Uebel; allein wir geben es frischweg preis, um den Kern der Dichtung zu retten. Umgekehrt verfahren die principiellen Gegner des zweiten Theils; sie greifen Unwesentliches heraus und an, das Detail, die Episoden, die Excesse, in und aus denen aber doch der Faust nicht besteht. Zugegeben, daß Goethe in diesen zweiten Theil, nach seinem eigenen Ausdruck mehr „hineingeheimnißt" hat, als für das Verständniß zuträglich ist. Zugegeben, daß die Grundzüge und Hauptlinien der unermeßlichen Dichtung unter der Ueberladung mit Schnörkeln und Arabesken bis zum Verschwinden leiden. Zugegeben endlich, daß die Sprache — diese im ersten Theile mit so unglaublicher Meisterschaft gehandhabte Sprache, daß sie mit einer wahrhaft elementarischen Gewalt wirkt — daß sie in den widerlichsten Satzverrenkungen und Reimfoltern des zweiten Theils unerträglich wird. Dies Alles zugegeben, so bleibt denn doch noch so viel Reiches und Reifes, Neues und Schönes, Hocherhabenes und Tiefhumoristisches übrig, daß die Mühe einer Restauration — gehen wir weiter: einer Reproduction des ganzen Faust keine verlorene Liebesmüh' ist, sondern (gelingt sie!) ein Verdienst um das deutsche Volk. Nur eine falsche Pietät kann dagegen einwenden, einer solchen Aufgabe sei wol ein Goethe gewachsen, aber kein Epigone. Raphaelische Gemälde sind von Künstlern hergestellt worden, die keine Raphaele gewesen. Ebenso wenig stichhaltig scheint mir ein anderer Einwurf, der der Unnöthigkeit der Arbeit. „Wir haben," lautet er, „am ersten Theil genug, der gerade als Fragment am schönsten ist, und deswegen bleibt uns vom Hals mit dem zweiten." Dergleichen Ruinenfexe hat es in der That gegeben; auch solche, die von der Vollendung

des Kölner Domes nichts wissen wollten, weil die abgebrochenen Thürme, mit dem gen Himmel sich bäumenden Ausrufungszeichen des Krahnen auf der Plattform, der hyperästhetischen Feinschmeckerei ein besonders pikantes Gericht schienen. Aber auf den Faust angewendet, wäre eine Abschlachterei des zweiten Theiles zu Gunsten des ersten ein Frevel an Goethe und am gesunden Menschenverstande. Ohne den zweiten Theil hat der erste Theil so wenig Sinn, wie der erste Act des Don Juan ohne den zweiten Act. Der erste Act des Don Juan schließt bekanntlich, wie der erste Theil des Faust, mit einem wunderbaren Finale; im Don Juan schreit Zerlinchen hinter der Scene, im Faust ruft Gretchen hinter der Scene. Dann fällt der Vorhang, und damit soll die Komödie aus sein? Kann sie es? Um ein armes Kind wie Gretchen zu berücken, braucht doch wahrhaftig ein Mann von Faust's Gaben nicht Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen und seine Seele dem Gottseibeiuns zu verschreiben. Was der Dichter will, er sagt es ja mit deutlichen dürren Worten, im Vorspiel auf dem Theater, im Vorspiel im Himmel, im Pact zwischen Faust und Mephisto: Ein guter Mensch ist sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges stets bewußt; er mag während seiner Lebzeit dem Versucher, dem Verführer überlassen bleiben, von ihm erst durch die kleine, dann durch die große Welt geschleppt werden, und, am Ende der Laufbahn angelangt, zwar einsehen, daß er geirrt, so lange er gestrebt, und daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird, aber auch beweisen, daß der freie, reine Menschengeist deswegen, weil er gestrebt und geirrt hat, dem Teufel nicht verfallen ist.

Danach wäre wol die Moral des Riesenwerks keine andere als der alte Knittelvers:

Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben?!

Mit nichten. Diese Moral des Faust, die tiefsinnigste, gewichtigste, welche jemals gepredigt worden, sie heißt: Arbeit und Entsagung — die Losung für jedes Menschenleben! Faust stirbt, als „der Weisheit letzten Schluß" die Worte auf den Lippen:

„Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß!"

Der Weg, auf welchem Goethe den Faust zum Gipfel dieser Erkenntniß geleitet, ist derselbe, führt über die nämlichen Stationen, worauf Goethe von einem gütigen Geschick geführt worden war. Daß Faust die subjectivste aller Dichtungen, daß Dichter und Held derselben identisch: dieser Satz kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden. Denn nur aus der Persönlichkeit des Dichters erklären sich die dunkeln Stellen des Gedichts. Der Faust, welcher im ersten Theile grollt und grübelt, strebt und streitet, liebt und leidet — es ist der junge Goethe. Der Faust am Kaiserhofe — es ist Goethe am Hofe und in der Gesellschaft Karl August's. Der Faust, der sich mit Helena vermählt — es ist Goethe, der, neugeboren in seinem römischen Aufenthalt, den Uebergang aus der Romantik in die Welt der Antike bewerkstelligt, der bildenden Kunst sich hingebend in die Arme wirft und das Princip und den Styl seiner eigenen Poesie verändert, indem er, wie es die Franzosen bei ihren großen Malern nennen, la seconde manière, eine zweite künstlerische Individualität aus sich

herausbildet. Der Faust endlich, welcher Deiche baut, Canäle gräbt, Ackerbau und Handel fördert, Schätze sammelt — es ist der alte Goethe mit seinen in Thatsächliches übersetzten wissenschaftlichen Liebhabereien oder auch Spielereien, der Einsiedler von Weimar — (warum sollten wir dem von Sanssouci, von Ferney, von Varzin nicht einen ebenbürtigen Vierten zugesellen?) — welcher, obwol im Mittelpunkte des geistigen Lebens seiner Nation und seines Zeitalters stehend, dennoch in immer engere Kreise sich einspinnt und zuletzt mit der Außenwelt nur noch durch die aus seinem eigenen Innern gezogenen Fäden zusammenhängt.

In diese, während der letzten Periode ihres Schaffens bis zur Erstarrung festgewordene, in sich abgeschlossene Natur und in ihre eigenthümlichste Offenbarung fremde Züge hineintragen oder von ihr Erzeugnisse fordern, welche dem eigenen Wesen und Willen fernliegen, — Beides geht nicht an. Darum greifen alle diejenigen Versuche fehl, so wohlgemeint und wohlbegründet sie sein mögen, die den Faust gewaltsam ändern, durch Zusätze den zweiten Theil mit dem ersten verschmelzen möchten. Um die Handlung des zweiten Theils in lebendigeren Fluß zu bringen, verlangt von zweien der berühmtesten Kritiker der eine, Faust solle den Bauernkrieg mitmachen, und der andere, Faust könne, so zu sagen auf eigene Faust, von Sparta aus einen philhellenischen Feldzug unternehmen. Noch einen Schritt weiter in dieser Richtung, und Faust wird in die dreihaarige Larve des Reichskanzlers, des Reichszauberers von Anno Siebenzig, gesteckt; die Originale des Kaisers und des Gegenkaisers sind ja zur Hand, und der Tag von Sedan mit seinen welthistorischen Folgen gäbe allerdings einen bewegteren Act, als es der vierte in seiner jetzigen Gestalt ist. Allein dergleichen poetische Staatsstreiche passen zum Goethe und zum Faust wie die Faust auf's Auge. Sie widersprechen gleichermaßen dem Stoff und der Sage, von welcher sich Goethe in weislicher Selbstbeschränkung nur da entfernt hat, wo, wie im Ende, der leitende Gedanke des Ganzen eine Abweichung gebot. Faust ist keine Historie, noch weniger ein Tendenz- oder ein Parteistück. Der feste Boden der Geschichte und das grelle Tageslicht der Gegenwart sind nicht in Einklang zu bringen mit dem romantischen Halbdunkel des Mittelalters, in welchem allein die Gestalt des Helden ihren richtigen wie ursprünglichen Unter- und Hintergrund hat. Diese Gestalt ist der Mittelpunkt des riesigen, Himmel und Hölle umspannenden Kreises der Dichtung, die Einheit des Helden das einzige Gesetz, an welches dieselbe sich bindet. Alle übrigen aristotelisch-corneille'schen Einheiten, der Zeit, des Orts, der Handlung, werden vorsätzlich mit Füßen getreten. Der Zeitraum, innerhalb dessen das Stück spielt, beläuft sich allein auf dreitausend Jahre: das Ende des trojanischen Krieges und die Auflösung des deutschen Reichs — die innere, nicht die äußere — verschwimmen nebelhaft in einander. Der Schauplatz ist auf das genaueste bestimmt, wo die Intention des Dichters es erheischt: Auerbach's Keller in Leipzig für die Studentenscene; für die Walpurgisnacht der Blocksberg, die Heimstätte nordischer Hexen; für ihr classisches Gegenstück das Schlachtfeld von Pharsalus und das Ufer des Peneios, in der Nähe des Olymps, des Wohnsitzes der hellenischen Götter. Im Uebrigen wird die Scene generalisirt, nicht localisirt, die Handlung idealisirt, als deren Träger

das deutsche Volksthum aufgefaßt werden muß, dargestellt in der typischen Figur Faust's, der alle Seiten unseres Nationalcharakters, deutsches Gemüth und deutschen Humor, den Hang zu metaphysischer Speculation, den Enthusiasmus für das Schöne, den Drang nach Thaten und Erfolgen, die ausdauernde Kraft im Dulden, zu einem vollen, lebendigen Gesammtbilde vereinigt. Ein Geisteswerk von solcher Tiefe der Conception, solcher Breite der Ausführung, solcher Höhe der Tendenz konnte sich in eine der bestimmten bestehenden Kunstformen nicht einzwängen. Goethe's Faust ist kein Märchen, kein Epos, kein Lehrgedicht, auch kein Drama strengen und engen Styles. Aber er borgt von allen Gattungen der Poesie ihre Freiheit, und indem er — auch in diesem Zuge ein echt deutsches Werk — dem Recht des originalen Gedankens das Gesetz der überlieferten Form zum Opfer bringt, erschafft er sich seine eigene Form, deren scheinbare Stylosigkeit eben ihr Styl ist. Dem gothischen Dome des ersten Theils wird im zweiten ein Renaissancepalast, eine griechische Säulenhalle, ein mittelalterliches Heerlager zur Seite gestellt. Aber über diesem buntschillernden Wechsel waltet nicht die Willkür, sondern der schöpferische Wille des Dichters, wie sich die vollendete Stoff- und Sprachbeherrschung des Künstlers erweist in der tiefsinnigen Wahl und in der meisterhaften Behandlung aller antiken und modernen Versmaße. An einer besonders pathetischen Stelle des ersten Theils wird sogar die gebundene Rede völlig zersprengt, und wie ein glühender Lavastrom aus den Flanken des erschüttert aufstöhnenden Berges, bricht, ungebunden über Trümmer- und Aschenhaufen dahinfließend, die revolutionäre Prosa der Sturm- und Drangperiode plötzlich hervor. Das ist die Scene zwischen Faust und Mephisto, überschrieben: „trüber Tag"; eine der wirksamsten im ganzen Gedichte, und als Uebergang aus der Walpurgisnacht in die Kerkerscene mit der feinfühligsten Intention gerade an diesem Orte eingefügt.

Einer flüchtigen Erörterung bedarf die allegorisch-symbolische Partie des zweiten Theils. Sie ist vielen Auslegern und den meisten Lesern ein Dorn im Auge. Wegen des Mißbrauchs, der vom Dichter mit ihr unleugbar getrieben worden, möchte man ihm auch die Befugniß zum Gebrauche bestreiten. Mit Unrecht, wie mir scheint. Es gibt Ideen von so transscendenter Natur, daß dieselben schlechterdings nicht zu personificiren sind. Da tritt denn das Symbol, die Allegorie ein, welcher gerade ein Werk wie Faust nicht entbehren kann. Das Märchen bedient sich ihrer in weitester Ausdehnung. Allein auch in der dramatischen Poesie sind sie keineswegs durch Faust eingeschmuggelte Neulinge. Die „Moralitäten" des christlichen Mittelalters lassen concrete Personen nur ausnahmsweise erscheinen, während allegorische Figuren ihr stehendes Personal bilden, alle Tugenden und Laster unter deren abstracten Benennungen versinnlichend: die Lüge, die Hoffahrt, die Völlerei in Deutschland, Old Iniquity in England, Dame Paresse in Frankreich. Auch das spanische Theater dehnt sich gern aus zu symbolischen Handlungen, zu allegorischen Scenen und Figuren, wie wir aus dem wunderthätigen Magus uns erinnern. Allein kräftiger als diese Beispiele zeugt das formenstrengste aller Dramen, das altgriechische, für die Zulässigkeit der Allegorie: im Prometheus des Aeschylus, des einfachsten, noch völlig primitiven Erzvaters der classischen Tragödie, erscheinen zwei Diener

des Zeus, „Kraft“ und „Gewalt“, unter diesen ihren Namen auf der Bühne, wie in den Eumeniden desselben Dichters allegorische Gestalten die Trägerinnen der Handlung sind, oder, nach unserer Ausdrucksweise, die Titelrolle spielen. Noch näher liegt uns der Vorgang Schiller's, Desjenigen, der unter unseren classischen Dramatikern, trotz seines Idealismus, in gewissem Sinne für den stärksten Realisten gelten darf. Deßungeachtet führt er in einem historischen Drama, in der Jungfrau von Orleans, unbedenklich, sogar ohne Zweifel wohlüberlegt, eine allegorische Figur ein, den schwarzen Ritter; obendrein eine recht dunkle Allegorie, welche dadurch nicht klar gemacht wird, daß unsere herkömmliche Theaterpraxis diesen allegorischen schwarzen Ritter, völlig gedankenlos oder in liebenswürdiger — Naivetät, durch Talbot spielen läßt. Der Feldhauptmann der Engländer, der erbittertste Feind der Jungfrau, der eben mit einem Fluche auf ihren und ihrer Landsleute „Unsinn“ verschieden ist, — er kehrt, nachdem er kaum in die Coulisse abgetragen worden, aus der Versenkung zurück, um der verhaßten Siegerin die freundschaftliche Warnung zuzurufen: „Tödte, was sterblich ist!“ Das hat nun allerdings Schiller nicht im Sinne gehabt; er wollte durch ein Shakespeare'sches Gespenst von Fleisch und Blut seiner Heldin, nah' am Ziele, die Prophezeihung ihres Untergangs durch eigne Verschuldung zurufen; eine vollkommene Allegorie, unter der wir uns, wie unter dem bösen Geist in der Domscene des Faust, das erwachte Gewissen Johanna's, Gretchen's, die Stimme ihres ahnungsvollen Innern zu denken haben, repräsentirt nicht durch Talbot, wie nicht durch Mephisto, sondern durch eine eigene Gestalt, welche als allegorische, aber als individuelle, erscheint und verschwindet. Wenn die Regie gegen die Allegorie durchaus intolerant vorgehen und einer wirklichen, handelnden Person des Stückes die Rolle des schwarzen Ritters, des bösen Geistes zutheilen will, so kann jene zur Noth, aber auch nur zur höchsten Noth, von Lionel, diese von Valentin gespielt werden. Abgesehen davon, daß Mephisto im Dom an und für sich eine Unmöglichkeit ist. Der Teufel hat wol in allen Hoftheatern und unter vielerlei Vermummungen freien Eintritt, aber sicher nicht in der Kirche, beim Hochamt, in seiner rothen Gala-Uniform!

Was Schiller praktisch gethan, er lehrt es auch theoretisch, und zwar in ausdrücklicher Anwendung auf unsern Faust. In einem seiner Briefe an Goethe findet sich die für unsere Anschauung maßgebende Stelle: „So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung einer symbolischen Bedeutsamkeit nicht ganz von sich abweisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Streben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen, und weil die Fabel in's Grelle und Formlose gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstands eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen.“ So spricht Schiller, dessen intuitiver Dichterblick überall am tiefsten in das Geheimniß der feinsten Kunst-

fragen eindringt. An andern Stellen des Briefwechsels mahnt er den Freund — dem vor Faust zu grauen begann, und der in seiner seconde manière schon so weit vorgeschritten war, daß er die düstern Stellen des ersten Theils in Faust bald als „Possen", bald als „Fratzen" perhorrescirte — er mahnt ihn wiederholt, zum Faust zurückzukehren, von den Gegensätzen des Nordisch-Barbarischen und des Hellenisch-Idealen, von der Mischung des Schönen und des Häßlichen, des gemeinsten Realismus und der höchsten Allegorie sich nicht abschrecken zu lassen. „Brauchen Sie Ihr Faust-Recht," ruft er dem Bruder-Dioskuren ermuthigend zu, mit einem Wortspiel, das in einem Munde wie Schiller's, wahrlich, rührend wirkt.

Haben wir nun wieder einmal die beiden Untrennbaren neben einander gestellt, das unvergleichlich, unvergänglich leuchtende Sternbild der „Zwillinge" an unserm nationalen Firmament, nun, so wollen wir auch die paar Stufen Steigens nicht scheuen, welche uns auf den Abschluß unseres zweiten Essays führen, einen übersichtlichen Höhepunkt, von dem wir den persönlichen Goethe auf dem Piedestal seines Faust betrachten.

Goethe ist eine epische Natur; er geht in die Breite, während Schiller, im dramatischen Triebe der Stärkere von Beiden, in die Tiefe und nach Concentration strebt. Als Politiker war Schiller in seinen Anfängen radical, hingegen Goethe von Haus aus conservativ. Ich glaube, jeder Dichter ist Letzteres, oder wird es, wenn er zur Reife gelangt. So auch jeder Staatsmann, der aus der Opposition in die Position, aus dem Princip in die Welt der Thatsachen eintritt. Müssen sie es nicht sein, conservativ, die Dichter und die Staatsmänner, wenn sie durch Erfahrung lernen, daß lebensfähige Gebilde, politische und sociale, wie poetische, nur durch Anknüpfung an das Bestehende geschaffen werden können, und daß die Experimente der Doctrinäre in der Politik, der Tendenzler in der Literatur, in welches Extrem sie sich auch versteigen mögen, links oder rechts, immer in dem Rückschlag zum Entgegengesetzten endigen? Wenn man es Goethe zum Vorwurf gemacht, zum häufigen heftigen Vorwurf, daß er persönlich zu den politischen Bewegungen seiner Zeit nicht Stellung genommen, am öffentlichen Leben sich nicht thätig betheiligt hat, und daß demgemäß auch Faust in allen seinen Wanderungen und Wandlungen keine activ-politische Rolle spielt: so kann sich der Dichter rechtfertigen mit dem Hinweis auf seine eigenthümliche Natur und gleichzeitig durch einen stumm-beredten Fingerzeig auf die europäischen Zustände an der Grenze der beiden Jahrhunderte achtzehn und neunzehn. Sie waren in der That, namentlich die deutschen, nicht danach angethan, einen feinen, vornehmen Geist wie Goethe zum handelnden Eingreifen zu veranlassen. Das alte Reich lag in den letzten Zügen; der Süden und Westen Deutschlands war durch die Sturmfluth abgerissen, weggeschwemmt, angespült an Frankreich; der Norden im Jahre Sechs, der Osten im Jahre Neun niedergeworfen. Ist's ein Wunder, daß Goethe fast in die Lage kam, dem nach dem Tage von Jena bei ihm einbrechenden Grenadier Napoleon's entgegenzurufen, wie Archimedes dem römischen Krieger nach der Erstürmung von Syrakus: „Bitte, zertritt mir meine Cirkel nicht!"? Es ist wahr: der große Kaiser hat den großen Dichter zu schätzen gewußt, dessen Werther ihn auf dem ägyptischen Feldzug begleitete,

und als Goethe nach der berühmten Audienz in Erfurt sich bei Napoleon verabschiedet hatte, sagte dieser zu seinem Adjutanten, dem merkwürdigen Besucher gedankenvoll nachblickend: „Voilà un homme!“ Allein wenn dieser „Mann“ es sich nun herausgenommen hätte, statt über den deutschen Romantiker Werther und den französisch-classischen Jules César, über Kunst und Bücher, zu reden, wie Marquis Posa einen Fußfall zu thun und zu flehen: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ — die Audienz würde sicher einen weniger befriedigenden Ausgang genommen haben. Nein, Goethe konnte in seiner Stellung zur Weltliteratur wie in den Beziehungen zu seinem fürstlichen Freunde für keine Seite in dem furchtbaren Kampfe Partei nehmen. Selbst wenn er sich zum Opfer hätte bringen wollen, kopfüber in den offenen Abgrund der Revolution sich stürzend, — wie ein herrliches Dichterpaar es unlängst gethan: Lamartine, Victor Hugo, jener im hellen Silberharnisch, dieser in schwarzer Rüstung mit der hochrothen Feldbinde, — er würde zerschmettert worden sein, wie sie, und der Abgrund sich so wenig über ihm, wie über diesen geschlossen haben.

Wissen wir es dem engen, aber stillen und heiligen Zauberkreise Weimar's Dank, ewigen Dank, daß er, wie durch providentielle Fügung, um unsern Schiller als Hafen gegen den Sturm, um unsern Goethe als heilende und hegende Heimath sich fest geschlossen hat. Das, und das allein ist die Stätte, worauf eine Dichtung wie Faust zu gedeihen vermochte, mit welcher Goethe — der deutscheste aller Dichter, mit dem deutschesten aller Werke — seiner Nation das Bürgerrecht in der neu-europäischen Völkerfamilie und einen Ehrenplatz in der Weltliteratur erobert hat. Eine Eroberung, welche an Werth und Dauer manche Siege, blutige auf dem Schlachtfelde, unblutige im Cabinet, übertrifft.

Daneben wollen wir denn auch weder verkennen noch verschweigen, daß dieser Faust allerdings anders aussehen würde, hätte Goethe unter seinen Füßen den festen Grund und Boden eines mächtigen, einigen, freien Volkes, über seinem Haupte den weiten Himmel einer großen Zeit, oder wenigstens in seinem Schaffen den lebendigen Gegendruck eines Publicums, die anregenden Folgen einer fortdauernden Wechselbeziehung gespürt. Wäre er 1849 statt 1749, in dem Patrizierhause am Hirschgraben geboren worden — vielleicht würde er statt der Walpurgisnacht die Paulskirche zu einem seiner Faust-Schauplätze gewählt, und seinen Helden nicht nach Hellas und an den in nebelgrauer Ferne entlegenen Meeresstrand geführt haben, sondern in die Krim, nach Mexiko, über den Rhein. Tantalus-Qualen steht ja der Epigone aus, wenn er sieht, wie heute der Weltgeist nicht nur märchenhaft reiche Stoffe fabricirt, sondern auch volle, fertige Tragödien dichtet, schreibt, in Scene setzt, kommenden Poeten-Generationen ein unschätzbares, ein unerschöpfliches Vermächtniß. Gewiß, trotz seiner Heroennatur hat Goethe auch ein gutes Theil solcher Qualen zu ertragen gehabt. Wie oft blutet, versteckt, aber um so tiefer, in zahlreichen Stellen seiner Schriften das Herz des deutschen Patrioten um die Schmach seines Vaterlandes und die Gebreste seiner Zeit! Und da gleichzeitig mit der Abendröthe seines eigenen, langen Lebenstages die Morgenröthe einer anderen, besseren Aera am Himmel Deutschlands zögernd heraufzusteigen begann, mit welch' ahnungsvoller Freude hat er sie begrüßt und das große Sonnen- und Seherauge, das noch im Er-

löschen nach „Mehr Licht" dürstete, dem anbrechenden Tage zugewendet! Deß zum Zeugniß und Gedächtniß schließen wir mit einer Stelle aus der oft citirten Apostrophe, welche Goethe, der siebenzigjährige Greis, an den jugendlichen Sängernachwuchs seines Volkes richtete; hochherrliche Worte, die das Bild des Meisters wie ein mildes Licht aus Himmelssphären verklären und nicht aus dem Grabe herauf, sondern von einer bessern Welt herniederzuklingen scheinen in eine Gegenwart, welche sie zum Theil schon erfüllt sieht, die Vision des Propheten.

„Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
Das Urgeheimniß ewiger Gestalten,
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern;
Es wird in Felsen wie in Büchern blättern.
Denn was Homer erschuf und Scipionen,
Wird nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen!
Sie wollten in das Treibhaus uns verpflanzen;
Allein die deutsche Eiche wuchs zum Ganzen!
Ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs', o Eich', erwachs' zum Weltvergnügen.
Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.
Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Von dessen Widerschein von jenen Sternen
Die späten Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

(Schluß im nächsten Heft.)

Briefe von Schiller

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung.

In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben

von

A. L. J. Michelsen.

3.

Durchlauchtigster Prinz!

In meinem vorigen Briefe habe ich die beiden Extreme, Verwilderung und Erschlaffung, als die herrschenden Gebrechen des gegenwärtigen Zeitalters angegeben, und die Kultur des Geschmacks als das wirksamste Mittel vorgestellt, diesem doppelten Uebel zu begegnen. Wie ein kultivierter Geschmack diese Wirkung leisten kann, das ist es, Gnädigster Prinz, wovon der gegenwärtige Brief Sie unterhalten wird; und ich beantworte diese Frage um so lieber, weil sie mir Gelegenheit giebt, ein Mißverständniß zu berichtigen, das nicht selten auch das Urtheil philosophischer Köpfe über diesen Gegenstand irre leitet.

Es ist schon so oft wiederhohlt worden, daß ein verfeinertes Gefühl des Schönen Karakter und Sitten veredle, daß es vielleicht überflüssig scheint, diese Materie einer neuen Untersuchung zu unterwerfen. Man beruft sich auf das Beyspiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, die der Schönheit bekanntlich auch am meisten gehuldigt hat, und auf das entgegengesetzte Beyspiel jener barbarischen Völker alter und neuer Zeit, die ihre Vernachläßigung des Geschmacks durch eine traurige Verwilderung büßen. Aber so sehr auch diese Erfahrungen zum Vortheil der schönen Künste zu sprechen scheinen, so fällt es dennoch zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu läugnen, oder die Rechtmäßigkeit der Schlußfolge anzugreifen. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Verwilderung, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so günstig von jener Verfeinerung, die man an den gebildeten preiset. Ja, sie gehen so weit, zu behaupten, daß der Gewinn das Opfer nicht werth sey. Schon im Alterthum gab es Männer, die die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten des Geschmacks den Eintritt in ihre Republik zu verweigern.

Und in der That wird man kaum einen einzigen Fall in der Geschichte aufweisen können, wo ästhetische Kultur mit bürgerlicher Tugend und politischer Freiheit Hand in Hand gegangen wäre. So lange Griechenland seine Unabhängigkeit behauptete und unter seinen Bürgern Miltiade, Aristiden und Epaminondasse zählte, waren Geschmack und Kunst noch in ihrer Kindheit; als unter Perikles und Alexandern das goldene Alter der Künste erschien, war es vorbey mit Griechenlands Tugend und Freiheit. Die Römer, wissen wir, mußten sich erst unter das Joch der Julischen Familie beugen, ehe sie die griechische Kunst adoptierten und den sanften Einfluß der Grazien und Musen empfanden. Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter der unumschränkten Herrschaft der Abbassiden erschlafft war. In dem neueren Italien erschien bekanntlich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der republikanische Geist unterdrückt war, und der herrliche Lombardische Bund sich aufgelöst hatte. Ich darf Ew. Durchl. nicht erst an das Beyspiel Frankreichs erinnern, das die Epoche seiner Verfeinerung von der Epoche seiner völligen Unterjochung datiert, und in der Person seines vierzehnten Ludwigs zugleich den Wiederhersteller des Geschmacks verehrt und den furchtbarsten Unterdrücker seiner Freiheit verabscheut. Wo wir nur hinsehen in der Geschichte finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, und die Kunst nur auf dem Grabe des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet.

Und doch ist gerade diese Energie des Karakters, womit gewöhnlich die ästhetische Verfeinerung erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, die kein anderer noch so großer Vorzug ersetzen kann. Wenn es also wirklich an dem wäre, daß die Kultur des Geschmacks nothwendig damit erkauft werden müßte, so hätte man in der That großes Unrecht, die ästhetische Kultur als das Werkzeug zu betrachten, wodurch die sittliche befördert wird. Auf diesen erschlaffenden Einfluß des Schönen berufen sich gewöhnlich auch die Verächter desselben, um die Künste des Geschmacks als die schlimmsten Feinde der Menschheit zu verschreyen, und diese Beschuldigung wird nur allzuoft durch den Geist der Frivolität, Oberflächlichkeit, Willkührlichkeit und Spielerey gerechtfertigt, der die Liebhaber des Schönen sowohl im Denken als Handeln zu karakterisieren pflegt. Die schöne Welt im Gegentheil setzt den wohlthätigen Einfluß der Schönheitsgefühle vorzugsweise in diese ihre schmelzende Kraft,

(Scilicet ingenium placida mollitur ab arte

und an einem andern Ort:

— Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.)

und zum Beweis davon läßt sie uns den barbarischen Geschmack und die Rohigkeit bemerken, wodurch sich die Grazien an ihren Feinden zu rächen pflegen. Vielleicht haben beide Theile nicht so ganz Unrecht, und es ist der Mühe nicht unwerth, den Grund eines Streits aufzudecken, der zwey gleich achtungswürdige Partheyen, die Gelehrte und die Schöne Welt, schon so lange verhindert hat, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der Grund dieses Widerspruchs liegt augenscheinlich in der gemischten Natur des Menschen, und in dem doppelten Bedürfniß, das daraus herfließt. Beide Partheyen streiten blos deswegen, weil jede ein anderes Bedürfniß der Menschheit vor Augen hat, und sie haben blos darin Unrecht, daß jede ausschließend nur auf ein einziges Bedürfniß achtet. Der ganze Widerspruch löst sich auf, sobald wir seine Quellen entdeckt haben werden.

Der Mensch, als sinnliches Wesen, wird durch Triebe geleitet, die ohne Aufhören geschäftig sind, seine rationale Freiheit zu unterdrücken, d. i. ihn des Vermögens zu berauben, sich nach Grundsätzen zu bestimmen. Diese blinde Macht der Natur in ihm, diese blos sinnliche Energie darf nicht nur, sondern muß gebrochen werden, und eine Erschlaffung in diesem Sinn ist ein nothwendiger großer Schritt zur Kultur. Der erschlaffende Einfluß des Schönen ist also unstreitig eine Wohlthat, insofern er sich nur an der Sinnlichkeit äußert; und die Verfechter des Schönen haben vollkommen Recht, so lange sie nur den rohen Naturmenschen oder die rohe Natur in dem kultivierten vor Augen haben.

Aber diese Erschlaffung der Sinnlichkeit, welche das Schöne bewirken soll, und die Würde des Menschen erheischt, darf nicht von sinnlichem Kraftmangel und Erschöpfung herrühren, sondern die Selbstthätigkeit des Geistes muß ihre Quelle sein, und die Freiheit der Vernunft muß der Macht der Naturtriebe Grenzen setzen. Diese Schmelzung und Erschlaffung, welche der Dichter meint, ist keine Wirkung der Schwäche, welche nur Verachtung verdiente; sie ist die Wirkung einer höhern und geistigen Thätigkeit, sie ist eine Handlung des Geistes. Nur an den Geist darf der Sinn verlieren.

Die erschlaffende Wirkung des Schönen hört also auf, wohlthätig zu seyn, und wird verderblich, sobald sie sich an der Geistigkeit äußert, und die Verächter desselben haben also vollkommen Recht, ihm aus dieser Eigenschaft einen Vorwurf zu machen, sobald sie dieselbe auf den rationalen Menschen anwenden.

Der sinnliche Mensch kann nicht genug aufgelöst, der rationale nicht genug angespannt werden, und alles, was zur Kultur der Menschlichkeit gethan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus: „die sinnliche Energie durch die geistige zu beschränken."

Wenn also die ästhetische Bildung diesem doppelten Bedürfniß begegnet, wenn sie auf der einen Seite die rohe Gewalt der Natur entwaffnet und die Thierheit erschlafft, wenn sie auf der andern die selbstthätige Vernunftkraft weckt und den Geist wehrhaft macht, so (und auch nur so) ist sie geschickt, ein Werkzeug zur sittlichen Bildung abzugeben. Diese doppelte Wirkung ist es, die ich von der schönen Kultur unnachlaßlich fodre, und wozu sie auch im Schönen und Erhabnen die nöthigen Werkzeuge findet.

Vermittelst des Schönen arbeitet sie der Verwilderung, vermittelst des Erhabnen der Erschlaffung entgegen, und nur das genaueste Gleichgewicht beider Empfindungsarten vollendet den Geschmack. Die bloße Empfänglichkeit für das Erhabne reicht bey weitem nicht hin, den Menschen aus dem Stand der Wildheit zu reißen, und ebenso wenig kann eine einseitige Richtung des Geschmacks zu dem Schönen ihn vor Weichlichkeit schützen. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die erhabne Anspannung des Gemüths, wo keine Schönheitsgefühle sie

mildern, eine gewisse Härte, ja oft sogar Rohheit begünstigt, und daß im Gegentheil die Hinschmelzung des Gefühls bei dem Schönen, wo das Erhabene nicht entgegen arbeitet, zuletzt in Entnervung ausartet. Denn eben weil die Wirkung des Erhabnen ist, das Gemüth zu spannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur allzu leicht, daß mit dem Karakter auch die Affekte erstarken, und die sinnliche Natur an einem Kraftgewinne Theil nimmt, der nur der geistigen gelten sollte; daher findet man in den heroischen Weltaltern die erhabensten Tugenden oft mit den rohesten Lastern gepaart. Und weil die Wirkung des Schönen ist, das Gemüth aufzulösen, so geschieht es ebenso leicht, daß mit der rohen Energie der Affekte auch zuletzt der Karakter schmilzt, und die geistige Natur an einer Abspannung Theil nimmt, die nur der sinnlichen gelten sollte; daher findet man in den verfeinerten Weltaltern das zarteste Gefühl für Harmonie, Schönheit und Ordnung nicht selten mit der schändlichsten Entwürdigung des Karakters gepaart.

Für den Menschen aus der Hand der Natur ist also nicht sowohl das Erhabene als das Schöne Bedürfniß; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für die Reize der Schönheit anfängt, empfindlich zu werden. Für den Menschen aus der Hand der Kunst ist hingegen das Erhabene Bedürfniß, denn nur allzugerne verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Durch diese Unterscheidung, Gnädigster Prinz, die mir auf Vernunft und Erfahrung gegründet scheint, wird, wie ich glaube, die Mißhelligkeit gehoben, die man in den Urtheilen der Menschen über den Werth der ästhetischen Kultur und ihren Zusammenhang mit der sittlichen antrifft, und zugleich wird dadurch der Gesichtspunkt eröffnet, aus welchem das Verhältniß des Geschmacks und der Künste zu der Menschheit im Ganzen gewürdigt werden muß. Ich habe also die doppelte Behauptung zu rechtfertigen: erstlich, daß es das Schöne sey, was den rohen Sohn der Natur verfeinert, und den blos sensualen Menschen zu einem rationalen erziehen hilft; zweitens, daß es das Erhabene sey, was die Nachtheile der schönen Erziehung verbessert, dem verfeinerten Kunstmenschen Federkraft ertheilt und mit den Vorzügen der Verfeinerung die Tugenden der Wildheit vereinbart.

Wenn Eure Durchl. mich jetzt eine Zeitlang vielleicht zu dogmatisch finden, so vergeben Sie es für diesmal dem Innhalt, der nicht wohl eine freyere Behandlung zuläßt, ohne an Bündigkeit, worauf es hier vorzüglich ankommt, zu verlieren. Vielleicht gelingt es mir, die schwerfälligere Form durch das Interesse des Stoffs wieder gut zu machen, und Ihren reinen Wahrheitssinn desto eher zu befriedigen, je weniger ich Ihre Einbildungskraft zu bestechen suche.

Die Schönheit, habe ich gesagt, hilft die Anlage zur Rationalität in dem sensualen Menschen entwickeln. Der Mensch nemlich ist seiner doppelten Bestimmung gemäß mit einer doppelten Anlage ausgestattet. Die Natur bestimmt ihn, zu empfinden und unmittelbar aus Empfindung zu handeln. Die Vernunft bestimmt ihn, zu denken und unmittelbar aus reinem Denken zu handeln.

In der Natur (darunter verstehe ich den Kausal- und Final-Zusammenhang der Dinge) soll der Mensch sich als eine Kraft beweisen, und der Grund ge-

wisser Wirkungen seyn. Das ist, überhaupt gesprochen, seine Naturbestimmung. Der Zweck der Natur mit ihm ist also nicht er selbst, sondern seine Wirkungen. Seinen Naturzweck erfüllt er vollkommen schon durch den Innhalt oder das Materiale seines Handelns, wie es auch um den Bestimmungsgrund oder das Formale dieses Handelns stehen möge. Weil es für den Zusammenhang der Dinge nothwendig ist, daß etwas bestimmtes durch ihn geschehe, wie dieses geschehe aber für den Naturzweck vollkommen gleichgültig ist, so hat die Natur ihre Zwecke mit ihm dadurch gesichert, daß sie ihm durch Empfindungen vorschrieb, was er wirken soll, und ihn also seine physische Bestimmung auch blos physisch und als bloße Naturkraft erfüllen läßt.

Alle Naturkräfte nemlich sind leidende Kräfte; sie wirken blos, je nachdem auf sie gewirkt wird, und der Mensch ist also da, wo er unmittelbar aus Empfindung handelt, und was dieses Handeln betrifft, blos ein leidendes Glied in der Verkettung der Dinge. Die Natur treibt die Masse durch die Gravitation, das Organ durch die Vegetation, das vernunftlose und vernünftige Thier durch Begehrungskraft und Empfindung.

Dies gilt ohne Unterschied von jeder Thätigkeit des Menschen, die sich auf ein vorhergegangenes Bedürfniß bezieht. Er erfüllt in allen solchen Fällen blos einen physischen Zweck und erfüllt ihn blos als eine physische Kraft, wie hyperphysisch auch dasjenige seyn möge, was dieses Bedürfniß in ihm entstehen ließ.

Selbst die sogenannten moralischen Empfindungen, welche aus Gedanken entspringen und in dem vernünftigen Theil unsers Wesens gegründet sind, sind davon nicht ausgeschlossen. Als Empfindungen sind sie blos Affektionen der leidenden Kraft, und bloße Mittel der Natur, wodurch dieselbe gewisse physische Zwecke, wie z. B. Aufmunterung zur Thätigkeit, gesellschaftliche Verbindungen, gegenseitige Hülfleistung und dergl. befördert. Wo wir unmittelbar aus diesen Empfindungen agieren, da handelt eigentlich die Natur, und nicht wir als Personen. Und weil die Natur selbst von der Tugend nichts als ihre physischen Folgen braucht, so wird sie gleich gut bedient, wenn diese physischen Folgen auch durch etwas anderes als Tugend herbey geführt werden. Auch kann die Natur, da ihre Zwecke pressieren, nicht auf unsere moralische Ausbildung warten (weil sie da lange warten müßte!) daher sie den sicherern und kürzeren Weg erwählt, und dasjenige selbst, d. i. durch unsere leidende Kraft, verrichtet, was sie von uns, nemlich unsrer thätigen Kraft, nicht mit Sicherheit erwarten kann. Mit andern Worten: die Natur regiert uns ebenso durch moralische Empfindungen, als durch sinnliche Gefühle, und hat das Menschengeschlecht schon Jahrtausende dadurch regiert. Sie kann es, weil ihr nur an dem Effekt, nicht an dem moralischen Werth unsers Handelns liegt; sie muß es, weil sie ihre Zwecke nicht so lange suspendieren kann, bis wir sie aus Grundsatz erfüllen helfen.

Indessen, Gnädigster Prinz, möchte ich nicht gerne so verstanden seyn, als ob ich von allem demjenigen geringschätzig dächte, was der Mensch nicht aus Grundsatz vollbringt, oder gar die moralische Empfindsamkeit aus dem menschlichen Herzen verbannt wünschte. Von dieser Paradoxie bin ich vielmehr so weit entfernt, daß ich diese schöne Fähigkeit des Gemüths, durch Ideen von Ordnung,

Harmonie und Vollkommenheit affiziert zu werden, als eine herrliche Anstalt der Natur bewundre, und den Menschen, dem sie mangelt, niemals liebgewinnen kann. Die moralische Empfindsamkeit ist mir die wirksamste Feder in dem großen Uhrwerk der Menschheit; aber — muß ich ausdrücklich hinzusetzen — aber auch nur außen in dem Uhrwerk, wo die Naturnothwendigkeit waltet, nicht in unserm innern Selbst, wo die Freiheit regiert. Ich kann nicht umhin, den Menschen, der sie besitzt, als ein edleres Naturwesen zu betrachten, aber seiner Person kann ich kein Verdienst daraus machen. Um ihn als Vernunftwesen hoch zu achten, muß ich mich vorher überzeugt haben, daß er ebenso uneigennützig, standhaft und gerecht handeln würde, wenn diese Tugenden auch nicht den Reiz für ihn hätten, den sie wirklich haben, und ihre Ausübung ihm ebenso viel Ueberwindung kostete, als sie ihm jetzt Vergnügen macht.

Man hat also Unrecht, auf die verschiedene Art der Empfindungen, welche bei menschlichen Handlungen im Spiele sind, einen moralischen Unterschied dieser Handlungen zu gründen. Es ist niemals die, ihr zum Grund liegende Empfindungsweise, was eine Handlung als sittlich und nicht sittlich karakterisiert; denn was unmittelbar aus Empfindung geschieht, ist schlechterdings und überall physisch, und wird durch die Natur vorgeschrieben. Der innere Sinn oder das Vermögen, sich selbst durch Gedanken zu affizieren, spezifiziert den Menschen blos als eine verständige Thierart und als ein edleres Sinnenwesen; aber nur seine Rationalität oder das Vermögen, nach reinem Denken zu handeln, kann ihn generisch von dem Thier unterscheiden. Es mag also etwas noch so geistiges seyn, was ihn in Empfindung versetzt, sobald er unmittelbar durch diese Empfindung bestimmt wird, so bestimmt er sich blos als ein verständiges Thier: denn Thier heißt alles, was so handelt, weil es so empfindet.

Ich fahre in meiner Untersuchung fort, und bitte nochmals um Ihre Nachsicht, Gnädigster Prinz, wegen der dogmatischen Wendung, die sie genommen hat.

So wie die physische Weltordnung blos das Materiale meines Wirkens beabsichtigt, ohne nach der Form oder dem Bestimmungsgrund desselben zu fragen, so nimmt die moralische Weltordnung blos auf das letztere Rücksicht und abstrahiert ganz und gar von dem Inhalt meines Handelns, um sich blos an die Form zu halten. Meine Naturbestimmung war, mich im Zusammenhang der Kräfte als eine Kraft zu beweisen, und der Grund gewisser Wirkungen zu seyn. Meine Vernunftbestimmung ist, mich als eine unabhängige und absolute Kraft zu beweisen, deren Wirkung auf kein Leiden gegründet, sondern durchaus frey aus ihr selbst hervorgegangen und reine Selbstbestimmung ist.

Hier also, in der moralischen Weltordnung, kommt nicht mein Effekt und mein Produkt, sondern der produzierende Grund in mir, meine Gesinnung, in Betrachtung. Meine Vernunftbestimmung personifiziert mich, da die Natur mich blos als eine Sache, und als ihr Mittel behandelt. Der Naturzweck mit mir geht durch mich hindurch und über mich hinaus; der Zweck der Vernunft mit mir steht bey meiner Persönlichkeit stille, und macht mich zu seinem Mittelpunkt.

Da es nun meine Vernunftbestimmung als nothwendig mit sich bringt, daß ich mich unabhängig von allen äußern Bedingungen, aus mir selbst bestimme, dabey aber für diese meine Bestimmung völlig gleichgültig ist, wie meine Hand-

lung in der Sinnenwelt ausschlage, so kann mir die Natur meine Thätigkeit nicht mehr durch Empfindungen vorschreiben, sondern diese muß unabhängig und frey aus reinen Erkenntnissen fließen.

Nur wo ich aus reiner Erkenntniß handle, beweise ich eine absolut freye Thätigkeit. Um empfinden zu können, muß ich etwas außer mir setzen, wodurch mein Zustand bestimmt wird, ich *bedarf*. Nicht so, wenn ich denke oder erkenne; denn ob ich gleich meine höchste Denkfähigkeit nie anders, als an einem Stoff, der zuletzt immer von außen kommen muß, äußern kann, so entspringt sie doch nicht aus dem Stoffe, sondern wird nur an demselben sichtbar. Der Gedanke ist eine Operation, die ich mit einem Gedankenstoff vornehme, die Empfindung ist eine Passion, die ich von einem Stoffe erleide. Bestimmt mich also eine Empfindung zum Handeln, so liegt der Grund meiner Thätigkeit *außer* mir, und ich *empfange* das Gesetz. Bestimmt mich hingegen eine Erkenntniß zum Handeln, so liegt der Grund meiner Thätigkeit *in* mir, und ich *gebe* mir das Gesetz. Die Sensualität ist also ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ist ein Zustand der Freyheit.

Und von dieser Dienstbarkeit der Natur soll ich mich aufrichten zur Würde der Geister, zur Menschheit, zur Gottheit. Meine sittliche Bestimmung verlangt schlechterdings, daß ich von aller Empfindung zu abstrahieren vermögend sey, sobald die Vernunft, als höchste Gesetzgeberin, es gebietet. Aber ich bin weit früher ein Sinnenwesen, als ich mich als eine Intelligenz kennen lerne, und obgleich die Vernunft in mir moralisch das Vorrecht hat, so hat die Natur in mir doch physisch den Vorsprung. Ehe der selbstthätige Geist seine Kräfte prüft, hat der Trieb seine Herrschaft bevestigt. Und doch soll ich, sobald die moralische Erkenntniß erwacht, meine lange Gewohnheit verlassen, und eine Kraft, die ich nie geübt, derjenigen entgegensetzen, die bisher allein in mir thätig war. Wie werde ich nun von dieser sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit einen Uebergang finden?

Könnte mir in diesem geistigen Akt auch nur im geringsten die Fertigkeit etwas helfen, die ich bey meinem sinnlichen Wirken erlangte, könnte ich von der Natur einen Beystand dabey erwarten, so wäre der Uebergang nicht schwer. Aber eben darin besteht ja die rationale Freiheit des Handelns, daß aller Natureinfluß aufhöre, und von allem, was sinnlich ist, ganz und gar abstrahiert werde. Der Materie darf schlechterdings nicht gestattet werden, sich in die reine Gesetzgebung der Vernunft einzumischen, wenn der Begriff einer reinen Gesetzgebung nicht aufgehoben werden soll; also bleibt nichts anders übrig, um einen Uebergang möglich zu machen, als daß die Selbstthätigkeit der Vernunft an den Geschäften der Sinnlichkeit Theil nehme. Wenn sich das sittliche Verfahren des Gemüths nicht sensualisieren läßt, so muß sich das sinnliche Verfahren rationalisieren lassen. Mit einem Wort: Wenn die Materie zu dem Geist nicht hinaufsteigen kann und darf, so bleibt nichts übrig, als daß der Geist zur Materie heruntersteige.

Es ist nemlich schlechterdings nothwendig, daß der Mensch da, wo er sich als Intelligenz zu legitimieren hat, reine Selbstthätigkeit beweise; aber es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß er da, wo er als Sinnenwesen handelt,

nur als ein solches handle und sich blos leidend verhalte. Im Gegentheil, so sehr es den Menschen schändet, dasjenige durch die leidende Kraft zu verrichten, was er durch die thätige vollbracht haben sollte, so sehr ehrt und erhebt es ihn, dasjenige mit Zuziehung der thätigen Kraft zu thun, was gemeine Seelen nur durch die leidende verrichten. Meine Achtung gegen einen Menschen sinkt, sobald ich ihn da, wo die Pflicht ganz ausdrücklich spricht, materielle Antriebe (und wenn es selbst Religionsgründe wären) zu Hülfe nehmen sehe. Meine Achtung gegen denjenigen steigt, der da Geschmack beweist, wo ein andrer blos ein Bedürfniß befriedigt.

Also schon im Gebiet der Empfindungen muß der selbstthätige Geist in uns seine Wirksamkeit eröffnen, und eine Kraft, welche sich nachher im moralischen Gebiete in vollkommener Reinigkeit äußern soll, schon bey sinnlichen Verrichtungen anspielen und in Uebung setzen. Wir können also drey verschiedene Epochen oder Grade, wenn man will, bemerken, die der Mensch zu durchwandern hat, ehe er das ist, wozu Natur und Vernunft ihn bestimmten.

Auf der ersten Stufe ist er nichts als eine leidende Kraft. Er empfindet hier blos, was die Natur außer ihm ihn empfinden lassen will, und bestimmt sich blos, je nachdem er empfindet. Er empfindet Lust, weil ihm von außen Stoff gegeben wird, und Unlust blos weil ihm nicht gegeben, oder weil ihm genommen wird. Entweder stürzt er auf die Gegenstände und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände stürzen feindlich auf ihn, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In dieser drückenden Dependenz von Naturbedingungen vegetiert der Mensch, bis, auf der zweyten Stufe, die Betrachtung ihn frey macht.

Das Wohlgefallen der Betrachtung ist das erste liberale Verhältniß des Menschen gegen die ihn umgebende Natur. Wenn das Bedürfniß seinen Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne. Die Begierde zerstört ihren Gegenstand, die Betrachtung berührt ihn nicht. Die Naturkräfte, welche vorher drückend und beängstigend auf den Sclaven der Sinnlichkeit eindrangen, weichen bey der freyen Kontemplation zurück und es wird Raum zwischen dem Menschen und den Erscheinungen. Wenn sich der grobe Schwelger am Anblick einer weiblichen Schönheit weidet, so zielt er dabey immer (wenn auch nicht wirklich, doch gewiß in der Einbildung) nach Besitz, nach unmittelbarem Genuß. Wenn sich der Mann von Geschmack an diesem Anblick ergötzt, so genügt ihm an der bloßen Betrachtung. Von dem Objekte selbst will er nichts, und mit der bloßen Vorstellung zufrieden, bleibt er gleichgültig gegen die Existenz desselben; wenigstens hat sein Vergnügen mit der letztern nichts zu thun.

Ich verhalte mich zwar auch bey Empfindungen der Schönheit leidend, wie bey ganz materiellen Vergnügungen, in so fern ich den Eindruck der einen wie der andern von außen empfange, und dieser Eindruck mich in den Zustand der Lust versetzt. Aber die Lust an diesem Eindruck empfange ich, bei dem schönen Gegenstande, nicht von außen, es ist nicht der materielle Eindruck auf mein Empfindungsvermögen, sondern eine dazwischen tretende thätige Operation meiner Seele, nemlich die Reflexion darüber, was mich in den Zustand der Lust versetzt.

Das materielle Vergnügen entspringt unmittelbar aus dem Stoff, den ich empfange, das ästhetische Wohlgefallen entspringt aus der Form, die ich einem empfangenen Stoff ertheile. Ich ergötze mich an dem Angenehmen, weil es mir Gelegenheit giebt, etwas zu erleiden, ich ergötze mich an dem Schönen, weil es mir Gelegenheit giebt, etwas zu thun.

Das Wohlgefallen der freyen Betrachtung übt mich also, Gegenstände nicht mehr blos auf meinen physischen Zustand und auf meine leidende Kraft, sondern unmittelbar auf meine Vernunft zu beziehen, und mein leidendes Vermögen mittelbar durch das thätige zu affizieren. Ich verhalte mich zwar leidend, in so fern ich empfinde, aber ich empfinde nur, weil ich thätig war. Ich empfange zwar, aber ich empfange nicht von dem Naturmechanismus, sondern von der denkenden Kraft.

Ich habe also bey dem Wohlgefallen der freyen Betrachtung meine Rationalität eröffnet, ohne meine Sensualität abgelegt zu haben. Ich habe die wichtige Erfahrung gemacht, daß ich mehr bin, und mehr in mir habe, als eine blos leidende Kraft, und diese höhere Kraft habe ich zu üben angefangen. Anfangs war ich nichts als ein Instrument, auf dem die physische Nothwendigkeit spielte. Weil auf mich gewirkt wurde, empfand ich; weil ich empfand, so begehrte ich. Hier also waren Ursache und Wirkung physisch. Jetzt auf der zweyten Stufe mische ich mich selbst, als ein freyes Principium und als Person, in meinen Zustand. Ich erleide zwar noch, denn ich empfinde, aber ich erleide, weil ich handelte. Hier ist also zwar die Wirkung (die Empfindung), aber nicht die Ursache dieser Empfindung physisch. Es ist kein Stoff von außen, sondern ein Stoff von innen, eine Vernunftidee, was mein Gefühlvermögen affiziert. Noch eine Stufe weiter, und ich handle, weil ich handelte, d. i. ich will, weil ich erkannte. Ich erhebe Begriffe zu Ideen und Ideen zu praktischen Maximen. Hier auf der dritten Stufe lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück, und habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben.

(Der Gemeinspruch, daß die Extreme sich berühren, hat auch hier seine volle Gültigkeit, denn sobald wir von ihrem Innhalt abstrahieren, folgen beide entgegengesetzte Gemüthsverfassungen, der Zustand der höchsten Abhängigkeit und der Zustand der höchsten Freiheit völlig derselben Regel. Der ganz sensuelle und der ganz rationelle Mensch haben mit einander gemein, daß beide sich unmittelbar, jener aus Empfindung, dieser aus reiner Erkenntniß bestimmen. Dieselbe Rigidität, womit die Natur dem Sclaven der Sinne gebietet, übt das Sittengesetz gegen den moralischen Willen aus; dieselbe Laxität, welche sich der sinnliche Mensch gegen die Gesetze der Geister erlaubt, gebietet die Vernunft dem sittlichen Menschen gegen die Gesetze der Natur. Recht oder Unrecht — ich muß genießen, sagt die Leidenschaft. „Fiat justitia et pereat mundus," sagt die Pflicht.)

Durch das Empfindungsvermögen des Schönen wird also ein Band der Vereinigung zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen geflochten, und das Gemüth von dem Zustand des bloßen Leidens zu der unbedingten Selbstthätigkeit der Vernunft vorbereitet. Die Freiheit der Geister wird bey dem Schönen in die Sinnenwelt eingeführt, und die reine dämonische Flamme

läßt hier (wenn Sie mir die Metapher erlauben wollen) auf dem Spiegel der Materie, wie der Tag auf den Morgenwolken, ihre ätherischen Farben spielen.

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus meinem Gedicht, die Künstler, die (ich weiß nicht mehr, warum) einer andern aufgeopfert worden ist. Sie mag hier als eine Ruine stehen bleiben:

Wie mit Glanz sich die Gewölke mahlen,
Und des Bergs besonnter Gipfel brennt,
Eh sie selbst, die Königin der Strahlen,
Leuchtend aufzieht an dem Firmament;
Tanzt der Schönheit leicht geschürzte Hore
Der Erkenntniß goldnem Tag voran,
Und die jüngste aus dem Sternenchore
Oeffnet sie des Lichtes Bahn.

F. Schiller.

4.

Durchlauchtigster Prinz!

In dem Zeitraum, der zwischen Absendung dieses und des vorhergehenden Briefes verflossen ist, habe ich mein Vaterland nach einer vieljährigen Verbannung aus demselben wiedergesehen, ich bin Vater eines Sohnes geworden und habe neue langwierige Anfälle meiner alten Krankheit ausgestanden. Dieser Zusammenfluß fröhlicher Zerstreuungen und trauriger Zufälle verzögerte die Vollendung und Absendung des Einschlusses, und ich verliere jetzt keinen Augenblick, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aufmunternd war mir die Versicherung Ew. Durchl., daß dieser Briefwechsel Ihnen einige Unterhaltung verschafft, und daß Sie einen raschen Gang desselben nicht ungern sehen. Auch hoffe ich Ihnen durch die Folge zu beweisen, daß es nicht meine, sondern meines Schicksals Schuld ist, wenn ich bisher hinter Ihren Erwartungen und meinen eigenen Wünschen zurückgeblieben bin.

Aber eine Verbindlichkeit auf meiner Seite darf auf der Ihrigen, Vortrefflichster Prinz, durchaus keine nach sich ziehen. Jeder Federzug von Ihrer Hand, womit Sie meine Briefe zu beantworten würdigen, wird mir ein kostbares Geschenk seyn; aber es zu erwarten werde ich mir nie erlauben. Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte, als ihre Freiheit. Eine sehr schmeichelhafte Stelle Ihres Briefes, worin Ew. Durchl. Sich herablassen, mir einen Grund Ihrer verzögerten Antwort anzugeben, veranlaßt mich zu dieser Erklärung.

Baggesen hat mir Ew. Durchl. gerade so geschildert, wie Graff in Dresden und jeder gute Bildnißmahler portraitiert. Er hat Ihnen keine fremde Züge geliehen, und dies allein nenne ich ein Gemählde schmeicheln; er hat blos die Ihrigen idealisiert, und der Zeichnung, die er mir von Ihnen machte, durch den Ausdruck seiner Empfindungen ein erhöheteres Kolorit gegeben. Einen Karakter verschönern und einen Karakter idealisieren sind mir aber zwey ganz verschiedene Dinge. Dieses letzte kann nur der vortreffliche Künstler; jenes ist der gewöhnliche Behelf des mittelmäßigen. Jeder individuelle Menschenkarakter ist wieder

seine eigene Gattung, und die augenblicklichen Erscheinungsweisen sind nur verschiedene Arten dieser Gattung. Diese augenblicklichen Erscheinungsweisen sind zum Theil zufällig, weil äußere vorübergehende Umstände darauf Einfluß haben, und weil sie nicht vom Karakter allein ausgehen, so können sie auch kein treues Bild desselben seyn. Um dieses treue Bild zu erhalten, muß man das Innere und Bleibende, was ihnen zum Grund liegt, von dem Zufälligen abzusondern wissen, man muß die Gattung oder das Generische dieser Individualität aufsuchen, und das nenne ich ein Portrait idealisieren. Die Eigenthümlichkeit eines Karakters verliert bey dieser Operation nicht nur gar nichts, sondern sie kann nur auf diesem einzigen Wege gefunden werden; denn weil man nur das Zufällige und was von außen kommt, davon abgezogen hat, so muß das Innere und Bleibende desto reiner zurückbleiben. Freilich wird ein, auf diese Art entworfenes Bild dem Original in keinem einzigen Momente vollkommen gleichen, aber es wird ihm im Ganzen desto treuer seyn.

Ein solches Bild hat mir Baggesen, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, von Ew. Durchl. entworfen, und die treffende Uebereinstimmung dieses Bilds mit allem dem, worin Ihr Geist und Herz sich mir offenbaren konnte, verbürgt mir die Aechtheit seiner Schilderung. Erlauben Sie mir also, mein Hochachtungswürdigster Prinz, daß ich Ihnen die Gerechtigkeit erzeige, die Sie Selbst Sich zu versagen scheinen.

Ich habe mich in einigen Stellen meines vorigen Briefes etwas unbestimmt ausgedrückt, und Eure Durchl. geben mir durch Ihre geistreiche Bemerkung Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ich habe das Bedürfniß unserer Zeit auf die praktische Ausbildung eingeschränkt, und der theoretischen Kultur des Jahrhunderts ein günstigeres Zeugniß gegeben, als sie Ihnen, Gnädigster Prinz, bis jetzt zu verdienen scheint. Vielleicht kann ich durch eine bestimmtere Erklärung Ihren Zweifel auflösen.

Es ist vollkommen wahr, wie Ew. Durchlaucht behaupten, daß der größere Theil des Uebels, welches wir dem laufenden Jahrhundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurtheilen seinen Grund hat, und von einer Verfinsterung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der unsere Zeitgenossen krank liegen — eine der nächsten Ursachen, aber die letzte nicht. Denn ich frage wieder: woher dieser Mangel theoretischer Kultur bey allen Riesenschritten der Philosophie, bey allem Licht, das eine gründlichere Kenntniß der Natur, ein tieferes Studium des Menschen und seiner Verhältnisse aufsteckte, bey allen Bemühungen denkender Köpfe, diese Kenntnisse zu verbreiten und allgemein zu machen? Das Magazin ist gefüllt und aller Welt geöffnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann — warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsere Begriffe berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute — warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine bessere Moral hat unsre Politik, unsre Legislation, unser Staatsrecht ge-

mustert, und das Barbarische in unsern Gewohnheiten, das Mangelhafte in unsern Gesetzen, das Ungereimte in unsern Convenienzen und Sitten aufgedeckt — woran liegt es, daß wir nichts desto weniger noch Barbaren sind?

Es muß also in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell strahlte, im Wege steht, und was sie hindert, sich in den Besitz des Bessern zu setzen, das ihnen zur Schau getragen wird. Die Alten haben es geahndet, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: Sapere aude.

Ermanne Dich, weise zu seyn. Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hindernisse zu besiegen, welche theils die natürliche Trägheit des Geistes, theils die Feigheit des Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegensetzen. Nicht umsonst wird uns die Weisheitsgöttin in der Fabel als eine Kriegerinn vorgestellt, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte stieg. Denn schon die erste Verrichtung der Weisheit in den Köpfen ist kriegerisch. Schon in ihrer Geburt muß sie den schweren Kampf mit der Sinnlichkeit bestehen, die sich unter fremder Vormundschaft viel zu wohl befindet, als daß sie die Epoche der Mündigkeit nicht so weit als möglich zurücksetzen sollte.

Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfniß viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und innern Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen aufraffen sollte. Das ganze Maaß seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Nothwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfniß. Zufrieden, daß er selbst nur nicht denken darf, läßt er andre gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die saure Nothwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, daß in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.

Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bey einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Nothwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man Recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staats zu betrachten. Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst willen würde es bey weitem nicht so viel Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.

Diese unglückliche Menschenklasse, welche ihre besten Kräfte im Ringen mit der physischen Noth verzehrt, verdient indessen mehr unser Mitleid als unsre Verachtung, wenn sie nicht zum Licht der Vernunft erwacht. Aber diese Ent-

schuldigung kommt denjenigen nicht zu statten, welche ein besseres Loos vom Joch der Nothwendigkeit entbindet, aber ihre eigene Wahl und Neigung zu Sclaven der Sinne macht. Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab. Man muß sich ermannen zur Weisheit, und das mögen sie nicht. Der Entschluß zur Aufklärung ist ein Wagestück, welches Losreißung aus dem Schoße der Trägheit, Anspannung aller Geisteskräfte, Verläugnung vieler Vortheile und eine Beharrlichkeit des Muths erfordert, die dem verzärtelten Sohn der Luft viel zu schwer wird. Sie ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wobey man lebhafter empfindet, und die freiere Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Tageslicht deutlicher Erkenntnisse vor, die das beliebte Blendwerk ihrer Träume verjagen. Das Unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch überhoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich einbilden können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die Aufklärung nicht blos um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie eben so sehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen. Wie viele Menschen giebt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurtheil ruhet, das bey dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammenfallen muß! Wie viele giebt es, die ihren ganzen Werth in der Gesellschaft auf ihren Reichthum, auf ihre Ahnen, auf körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andere, die mit zusammengerafften Gedächtnißschätzen, mit einem unschmackhaften Witze, mit einer Scheingröße des Talents prunken, und im Wahn einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aushalten würde. Alle diese Menschen müßten die Aufklärung mit dem harten Opfer ihres beßten Reichthums erkaufen, sie müßten damit anfangen alles zu verlieren, worauf sie stolz gewesen sind, ehe sie die Vortheile der bessern Erkenntniß schmeckten. Um aber einen, dem ersten Anscheine nach so mißlichen Tausch zu treffen, müssen sie eine Verläugnungsgabe, eine Stärke des Geistes, eine Energie des Entschlusses besitzen, die man aus den Armen der Ueppigkeit selten mitzubringen pflegt. Sie müßten sich Herz fassen zur Weisheit, weil es in der That Herzhaftigkeit erfodert, seine gegenwärtigen Besitzungen für Güter der Erwartung aufzugeben.

Diese Männlichkeit des Geistes ist der Gegenstand praktischer Kultur, und in so fern also Energie des Entschlusses nöthig ist, um aus dem Zustand verworrener Begriffe zu deutlichen Erkenntnissen überzugehen, muß der Weg zu der theoretischen Kultur durch die praktische geöffnet werden. Aus diesem Grunde, Gnädigster Prinz, hielt ich mich für berechtigt, die letztere für das dringendere Bedürfniß unsrer Zeit zu erklären, weil alle Erfahrungen mich überzeugen, daß nicht sowohl objektive Hindernisse (Unzulänglichkeit der Wissenschaft) als vielmehr subjektive Hindernisse (Fehler des Willens) sich der Aufklärung entgegensetzen, und daß es blos an der Schlaffheit des Geistes liegt, wenn wir jetzt noch das Joch der Vorurtheile tragen.

Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem Uebel abhelfe, und das wirksamste Mittel sey, die Gebrechen des Zeitalters zu verbessern, so

bin ich weit entfernt, sie für das Einzige zu halten, und den großen Antheil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben. Nur, ist meine Meinung, werden sich Philosophie und Erfahrung so lange umsonst vereinigen, den Menschen über das Wesen der Dinge und über seine Pflichten aufzuklären, als die subjektiven Hindernisse nicht hinweggeräumt worden, welche seinen Sinn vor der Kenntniß der Wahrheit verschließen, und, wenn diese auch wirklich den Zugang zu ihm gefunden, ihm das Vermögen rauben, sich seiner bessern Einsicht gemäß zu betragen. Diese schlimme Disposition zu verbessern, ist meiner Meinung nach das Werk der ästhetischen Kultur, welche also der wissenschaftlichen beständig zur Seite stehen muß. Der Geschmack allein vermehrt unser Wissen nicht, berichtigt unsre Begriffe nicht, lehrt uns nichts über die Objekte. Die Wissenschaft allein reicht ebenso wenig hin, unsre Grundsätze nach unserm bessern Wissen umzuformen, und unsre Kenntniß zu praktischen Maximen zu erheben. Sie giebt uns nur die Materialien zur Weisheit; jener hingegen gewinnt unser Herz dafür, und verwandelt sie in unser Eigenthum.

Nach dieser vorläufigen Erklärung, Gnädigster Prinz, glaube ich Sie auf die Fortsetzung der angefangenen Betrachtungen verweisen zu dürfen, welche in dem Einschluß enthalten ist. Nichts kann zugleich schmeichelhafter und belehrender für mich seyn, als Ihre Zweifel; sie überzeugen mich, daß Sie meine Ideen eines prüfenden Auges würdigen, und verschaffen mir Gelegenheit, das Mangelhafte derselben zu ergänzen.

Mit den lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht verpflichtetster

Ludwigsburg in Schwaben den 11. Nov. 1793. F. Schiller.

Schluß im nächsten Heft.)

Montenegro.

Tagebuchblätter

von

Siegfried Kapper.

III.

Der weltbekannte Zickzackweg ist nicht der einzige, der aus den Bocche auf Montenegro führt; aber er ist der einzige gute und daher auch vorzugsweise benützte. Eine neue Straße, zwar breit und mit so geringer Steigung, daß sie ohne alle Beschwerde selbst mit Lasten wird befahren werden können, ist im Baue begriffen, von Cataro an Scagliari vorüber und am Lovtschen hinweg nach Njeguschi, von wo sie sodann nach Cetinje und Rijeka weiter geführt werden soll, — ein Werk des österreichischen Ingenieurs Dr. Slade, eines Dalmatiners, eben so kühn in der Anlage als bedeutsam für den Verkehr, da es die wichtige Verbindung zwischen der Adria über den See von Scutari mit dem Innern Albaniens herzustellen bestimmt ist. Allein sie ist nur erst theilweise, bis Njeguschi, angelegt, und kann selbst hier nur erst auf kurzen Strecken benützt werden. Alles Andere, von Risano, Perasto, Dobrota, über Buduaa und Castel Lastua, sind gar nicht Wege, sondern Gebirgssteige der primitivsten Art, für Menschen schwer, für Thiere oft gar nicht passirbar, deren Spur im Gestein sich ebenso leicht verliert, als man sie eben erst mit schwerer Mühe gefunden. Leicht und bequem indeß auf unserer Serpentine geht's und reitet's sich's hinan und herab. Gesichert vor jeglichem Unfall an den Ecken biegt sich's um, und bequem den Entgegenkommenden weicht sich's aus, ächten Bergsteigern, wie es scheint, gar zu bequem, da sie, um es kürzer zu haben, meist vorziehen, quer hinweg über Stock und Stein den Weg zu kreuzen. Nur kommt man nicht von der Stelle. Man reitet schon eine Stunde lang und ist in der Luftlinie kaum noch viel mehr als eine Viertelstunde von Cataro entfernt, — ein nicht ganz behagliches Gefühl, für das jedoch der Ueberblick, den man genießt, überreichen Ersatz bietet. Neben dem Reitenden zunächst, und zwar so nahe, daß er mit einem Steinwurf es erreichen zu können glaubt, auf einem isolirten Fels-

abschnitte das Fort San Giovanni, mittelalterlich, von seltsam im Zickzack den Fels hinab geführten Mauern umgeben, offenbar meist Zufluchtsstätte der Cataraner im Falle der Bedrängniß durch überlegene Feindesmacht. In der Schlucht dahinter ein Häuflein Häuser und Baumgebüsch, an dessen Saume eine Heerde Ziegen weidet. Sodann, nachdem er noch höher gekommen, tief unten in der Vogelperspective Cataro, die Marine, der Bazar, Dobrota, die Bucht und die Ortschaften an derselben bis Perzagno hinab. Dann die ganzen Bocche, ausgebreitet wie ein im Relief daliegender Plan, mit allen Buchten, Engen und Windungen des Meeres, allen Ortschaften, allen Höhenzügen, die nun wie niedriges Hügelgelände, allen Culturen, die wie kleine grüne Flecken auf grauem Grunde erscheinen, und endlich weiterhin die unabsehbare Adria, begränzt nur mehr von den Wolkenschichten des Horizonts. Bald jedoch schwindet die Aussicht und der gute Weg hört auf. Wir sind auf montenegrinischem Boden. Kein Markzeichen zwar zeigt die Gränze an. Allein man merkt mit einem Male, daß an die Stelle der geraden österreichischen Stangen als Träger des Telegraphendrahtes unregelmäßige Pflöcke von kurzem, ungezimmertem Krummholz getreten, wie der nächste Wald sie eben geboten und das ist Montenegro.

Auch von diesem Weg indeß gilt, was von so vielen anderen Verschrienen. Er ist besser als sein Ruf und jedenfalls lange nicht so schlecht, als das, was Mancher über ihn geschrieben. Man hat von hier ab übrigens die Wahl zwischen dem alten Wege, der, namentlich die kurze Strecke den übelberufenen Krstatz hinan, in der That etwas Halsbrecherisches an sich haben mag, und den neuen, nach rechts abbiegenden Fuß- und Reitweg, der an die neue Straße führt und eben deshalb angelegt worden zu sein scheint, um jenem nicht ganz geheuern Stücke auszuweichen. Auszuweichen, wol; schwerlich aber um es so bald außer Gebrauch zu setzen. Denn, ungern das Alte mit dem, selbst bessern, Neuen vertauschend, hält sich der Hauptverkehr doch noch immer an den, für Manche so unheimlichen Krstatz.

Das Stück Berggehänge, über welches der erwähnte Verbindungsweg führt, ist wol das unerquicklichste der ganzen Tour. Oede, leer, flachabhängig. Nicht einmal das Gefelse bietet hier dem Auge die Wohlthat der wechselnden Formen. Nichts als gelbgraues Gestein, dazwischen rothbraune Erde und eine spärliche, schwächliche Vegetation. Keine Cultur, keine Wohnstätte. Nur hie und da, wie aus dem steinigen Boden aufgestiegen, eine vereinzelte Schafheerde mit einem um sie herumpatrouillirenden Hunde. Der Hirt, weit abseits, lagert müßig im Sonnenschein. Um so interessanter gestaltet sich's an der neuen Straße hin. Schwindlige Abhänge, denen gegenüber über unabsehbare Tiefen hinweg der gefürchtete Krstatz wie ein Krippenspiel aus grauer Pappe erscheint, — steil emporstrebende Wände, die jeden Augenblick niederzustürzen drohen: — und zwischen beiden unser Weg. Dann hart an der Straße eine Höhle im Kalkstein, hoch, geräumig, tief, wasserdurchrieselt, daß ganz gut ein kleiner Dom drin Platz finden würde. Sie wird, wenn Montenegro mehr besucht werden wird, eine berühmte Sehenswürdigkeit sein. Und endlich, nachdem wir anderthalb Stunden lang zwischen Oeden und Felswänden hingeritten, wieder einmal ein freier Aus-

blick und, hart am Wege, — das erste montenegrinische Haus! Es ist dies eine, in eine schützende Erdvertiefung hineingebaute steinerne Baracke, einen einzigen Raum umfassend, in welchem ein stämmiger, pfiffig dareinschauender Alter, Mirko Pavlitschewitsch, Branntwein, Brod, Seife, Käse und dergleichen mehr feil hält. Wer den Reis und die Seife kauft, weiß ich nicht. Vielleicht die von Cataro heimkehrenden Hausfrauen, wenn sie dort sich vorzusehen vergessen. Den Branntwein, dessen er in grüngläsernen Flaschen und kupfernen Krügen verschiedene Sorten führt, feinern, wie er uns belehrte, für „Herren", und schlechtern für's „Volk", die er jedoch alle theuer genug sich bezahlen läßt, trinken die des Weges Ziehenden, deren selten Einer hier einzukehren unterläßt.

Auch als wir eintraten, hatte auf der Schwelle der Baracke ein Mann eben ein „letztes Gläschen" geleert, von Mirko Pavlitschewitsch sich verabschiedet und war seines Wegs sodann weiter gezogen. Ich hatte ihn bereits bei Cataro bemerkt, wo er den Zickzack hinan einen kleinen Vorsprung vor uns hatte. Er mußte dann Seitenwege eingeschlagen haben, da er, wie Mirko Pavlitschewitsch uns sagte, bald drei Viertelstunden in der Baracke gesessen. Wir holten ihn bald ein, — da mir daran gelegen war und der Weg von hier ab ein ziemlich guter ist, — nicht weit vor Vrba, der ersten Ortschaft des Njeguschaner Districtes. Es war ein Mann von weniger als Mittelgröße, in besserem Anzuge, der da vor uns herschritt, ergraut, in den Sechzigen, etwas gebeugt, doch immerhin stramm und den Stab großen Schrittes vor sich hinsetzend. Vor dem Kirchlein, einem durchaus primitiven Baue, lenkte er von der Straße ab und nahm seinen Weg über den baumbeschatteten Friedhof, der, ohne Umzäunung, um das Kirchlein sich lagert, ein Häuflein flacher Erdhügel, auf deren einige als einziges Denkmal große, flache Steine gelegt sind. Als er aus dem Friedhof wieder auf die Straße trat, befanden wir uns Einer dicht neben dem Andern. „Guten Tag, Sava Martinowitsch!" grüßte ich. Mirko Pavlitschewitsch vorhin, der, wie es scheint, ganz Montenegro kennt, hatte mir den Namen genannt. Sava Martinowitsch sah mich an, überrascht, doch offenbar nicht unangenehm. — „Ihr kennt mich, Herr?" — „Wie sollt ich den ruhmwürdigen Sänger der „Todtenklage um den Fürsten Danilo" nicht kennen?" — Und in Wirklichkeit, es war dies nicht Phrase. Ich kannte ihn ganz wohl, nicht von Person zwar, sondern aus seinen Gesängen, deren Vuk Karadschitsch in seinem 5. Bande serbischer Volkslieder (1865), neben andern seines, mit ihm um die Palme ringenden, Sangesgenossen Dschuko Serdanowitsch, eine stattliche Reihe mittheilt, sämmtlich historischen Inhalts aus der Regierungszeit des Fürsten Danilo, von dessen Thronbesteigung bis zu seinem Tode. Ich hatte sie alle gelesen und mir vorgenommen, gelegentlich auf sie zurückzukommen, wenn auch nur um nachzuweisen, wie so unendlich weit die neuere serbische Volksrhapsodik hinter ihre älteren classischen Vorbilder zurücktritt.

Sava Martinowitsch nahm das Compliment mit einer weltmännischen Verneigung hin, bescheiden, doch zugleich mit dem Ausdrucke geschmeichelten Selbstbewußtseins. — „Und wer, Herr, seid Ihr?" fragte er sodann. — Ich nannte meinen Namen und deutete kurz das lebhafte Interesse an, das ich seit

nun länger als 30 Jahren für serbische Volkspoesie und serbisches Volksleben hege. Sava Martinowitsch mit Worten erfreulicher Ueberraschung versicherte, auch mich zu kennen, reichte mir die Hand, redete mich vom Augenblick an mit „brate", Bruder, an, und es entspann sich zwischen uns, indem er neben mir einherschritt, eine lebhafte, collegiale Unterhaltung, deren Kosten in meinem eigenen Interesse ich allerdings größtentheils ihn allein tragen ließ. Sava Martinowitsch ist nicht nur eine typische, er ist auch an sich eine interessante Erscheinung, ein echter Sohn der Schwarzen Berge, mit allen Gaben, aber auch aller Eitelkeit eines Poeten. Wozu die ersteren unter dem fördernden Einfluß günstigerer Umstände sich entwickelt hätten, ist zu vermuthen gestattet. Die letztere ist bei bedeutenden Talenten, die über die bloße Documentirung der Anlage nicht hinausgekommen, leicht begreiflich. Jedenfalls hat er Eines hinter sich, was einer poetischen Natur immerhin den Stempel der Weihe aufzuprägen vermag — ein bewegtes, ereignißvolles Leben. Er ist in Baice unweit Cetinje geboren, 1813 am 1. März a. St., ist ohne allen Unterricht aufgewachsen, stand von Knabenbeinen an unter den Waffen und ist — ich erzähle nur von ihm selbst Erzähltes nach — in 17 größern und 50 kleinern Gefechten gegen die Türken „mit dabei gewesen", anfangs als Harambascha (Anführer) kleinerer Tscheten (Streifcorps), später als Officier. Er machte 1835 den verwegenen Handstreich auf Schabljak mit, und für die bei Boljevitschi bewiesene Bravour ehrte der Vladyka Peter II., der gefeierte Dichter, ihn in seinem, diese Affaire verherrlichenden Liede. Auch auf Grahovo 1852 und 53 focht er mit, unter Danilo, der, als er nach dem Tode Peter's II. auf Montenegro das weltliche Fürstenthum etablirte, ihn zu seinem Gardeofficier machte. Bekanntlich aber stieß das Unternehmen Danilo's auf mächtige Gegner, unter denen der Serdar Milo Martinowitsch keiner der unbedeutendsten war, ein Stammesgenosse Sava's und mit diesem, der ihm ein Kind aus der Taufe gehoben, zugleich durch das Verhältniß der „Kumschaft" verbunden, ein Verhältniß, das, wie bekannt, den Verbündeten gegenseitig die heiligsten Pflichten, Treue, Beistand in allen Lebenslagen, selbst Aufopferung des eigenen Lebens auferlegt. Als nun Danilo den Befehl ertheilte, Milo Martinowitsch gefangen zu nehmen und zu füsiliren, war für seinen Gardeofficier, der ihn vollstrecken sollte, allerdings der Moment eines tragischen Conflicts gegeben. Sava mit dem Executionspeloton rückte zwar aus, jedoch nicht, ohne den „Kum" vorher heimlich warnen zu lassen. Milo mit seiner Familie floh nach Oesterreich, und Sava, nun selbst des Lebens nicht sicher, mit seinem schwangern Weibe, fünf Söhnen und einer Tochter folgte ihm. Aber auch in Cataro sich nicht sicher wähnend, ließ er Weib und Kinder hier zurück und irrte 16 Jahre lang, aller Habe entblößt, in allen südslavischen Ländern umher, sein und seiner Familie kümmerliches Dasein von einer kleinen Pension fristend, welche die österreichische Regierung als Emigranten ihm auszahlen ließ. Nur eine geringe Aushilfe, nachdem er nach achtjähriger Trennung mit den Seinen in Zara sich wieder vereint, brachte ihm — seine poetische Begabung. Durch Vuk Vrtschewitsch, den eifrigen Sammler herzegovinischer Volkslieder (später österreichischen Consul in Trebinje), dem damals in Dalmatien weilenden Dr. Vuk Karadschitsch vorgestellt, ließ dieser nämlich sich von ihm seine

Rhapsodien, da Sava weder des Lesens noch des Schreibens mächtig war, in die Feder dictiren, dieselben drucken und verschaffte ihm Honorar dafür.

Rasch über unsrer Unterhaltung war die Zeit entschwunden, und ehe ich mich dessen versah, waren wir im Thale der Njeguschi eingeritten. Zwischen bewaldeten, an einzelnen Stellen parkähnlichen Felspartien, durch die es sich gar traulich wandert, hatte der Weg dahin geführt. Und traulich, wenn auch fremdartig, heimisch, wenn auch seltsam empfängt und begrüßt uns, indem wir auf der breiten, bequemen Straße das Thal der Länge nach durchmessen, begrüßt uns Alles, was wir da sehen! Und was ist da viel zu messen! Kaum ¼ Stunde lang und kaum eine halbe Viertelstunde breit; das ist das ganze, von theils bewaldeten, theils kahlen Höhen rings umschlossene Thal. Und was ist da viel zu sehen! Kleine Stücken rothbraunerdigen Grundes, den offenbar nur anstrengende Pflege zu einem Erträgniß zwingen kann, kaum so groß wie ein Helgoländer Kartoffelfeld, das sind die „Saatgefilde" der Heldengesänge. Auf einigen ist die Saat schon recht hübsch und frisch grün in die Höhe geschossen, vom Weiten gesehen sogar recht dicht und üppig. Wenn man aber näher herankommt, meint man die Hälmchen zählen zu können, und zahllos zwischen ihnen sind nur die Steine. Auf andern wird noch gegraben, gepflügt, gesät und geeggt, wie denn überhaupt allerorten ringsumher Alles in vollster Arbeit begriffen ist, um die spärliche Scholle, deren Ertrag für ein ganzes Jahr vorhalten soll, bestmöglichst zu bestellen, — hier ein Weib mit der Haue in der Hand, dort Kinder, dort ein Greis mit einem Rinde vor dem primitiven Pfluge. — Nicht größere, oft noch kleinere Grasflecken, umgeben von einem Steinwall oder eingefaßt von dürrem Gestrüpp, das sind die livade, die „Wiesen" des Frauenliedes. Kleine, umwallte Erdvertiefungen, nicht selten kleine Felskessel von nicht unbeträchtlicher Tiefe, in denen sich etwas hinabgeschwemmtes Erdreich angesammelt, bepflanzt mit Mais, Kraut, Lauch oder auch nur Kartoffeln und nur hier und da mit einem Bäumchen oder Blumenstrauch, das sind die „Gärten" der Liebeslieder. Und über dem Allen liegt voller, warmer, an manchen Stellen selbst heißer Sonnenschein, und wohlerquickend laue, balsamische Lenzluft. Und nur wenige Schritte weiter zu deiner Linken und hinan erheben sich gleich wieder bewaldete Rücken und schneebedeckte Häupter, so nahe, daß der schneeige Lufthauch dir die Wange kühlt und du den Schnee mit den Händen erreichen zu können meinst. Das ist der Lovtschen der M. Labeaticus der Alten. Und das kleine Gebäude oben auf der höchsten Spitze desselben, das in die Wolken hineintaucht, das ist die Capelle, in der Peter II. seinem letzten Willen gemäß beigesetzt ist, in der Nähe des Ortes, an welchem seine Wiege stand, und an einem Orte, der den Ueberblick gewährt nicht nur über ganz Montenegro, sondern auch den Hinausblick in die Marken einer heißersehnten Zukunft.

IV.

Auf den Karten findet man „Njegusch" als eine Ortschaft verzeichnet. Das ist nicht richtig. Njeguschi, und im Singular Njegusch oder Njegosch, ist der gemeinsame oder Collectivname eines Geschlechtes, das in dem Thale,

das nach demselben benannt ist, seine Wohnsitze hat; von Osten nach Westen gesehen, rings am Fuße der Höhen hin, links die Ortschaften Vrba, Dupido, Velji Kraj, rechts Kopido und Raitschewitschi. Am östlichen Ende gerade vor uns lagern an den Abhang sich die beiden Ortschaften Herakowitschi und Radonitschi hin, die Hauptorte des Thales, zwei Gruppen unansehnlicher, meist strohgedeckter, ebenerdiger Häuser und Hütten, felsgrau in Felsgrau und daher von ferne vom Hintergrunde kaum zu unterscheiden, zwischen denen beiden der Weg sodann weiter landeinwärts sich zieht. In Herakowitsch ist das Bratstvo der Petrowitsch, in dem andern jenes der Radonitsch seßhaft, zwei Sippen, die durch anderthalb Jahrhunderte einander Macht und Einfluß streitig gemacht, bis endlich aus der erstern die nunmehr unbestritten herrschende Dynastie erwachsen. Der eigentliche Gründer der Macht derselben war der Vladyke Danilo (1697—1737), ein überhaupt höchst bedeutender und vor Allem sehr energischer Charakter, der, indem er von sich selbst ab die Wahl ihres Nachfolgers den jeweiligen Vladyken selbst vorbehielt, diese oberste kirchliche und auch politische Würde des Landes an die Sippe der Petrowitsch knüpfte, der er selbst entsprossen war. Aus derselben stammten denn auch von 1737 bis 1851 seine sämmtlichen Nachfolger Sava I., Vasilje II., Sava II., Peter I. und Peter II., der gefeierte Dichter, bis 1851 ein Brudersohn des letzteren, als Danilo I. den weltlichen Fürstenthron begründete, und diesem sodann, da er einen Sohn nicht hinterließ, 1860 gleichfalls ein Brudersohn folgte, der gegenwärtig regierende Fürst Nikolaus.

Alle Petrowitsche auf Montenegro stammen so aus dem einen Orte und betrachten sich so, verbunden mit einander durch das Band des Bratstvo, als mehr minder nahe oder ferne Verwandte des fürstlichen Hauses, womit übrigens ebensowenig irgend welche Vorzüge als materielle Vortheile verbunden sind. Ich sah z. B. zwei Frauen Petrowitsch auf dem Bazar von Cataro Kartoffeln verkaufen, Mutter und Tochter, beide stattliche Frauen und nicht ohne einen gewissen vornehmen Anstand. Was sie jedoch nicht hinderte, nach beendigtem Markte das eingekaufte Mehl auf den eigenen Schultern nach Njeguschi hinaufzutragen. Auch Fürst Nikolaus ist in Herakowitschi geboren und hat hier sein Haus nebst einem Stück Ackergrund dazu, das Erbe nach seinem Vater, dem Großwojwoden Mirko. Den Acker für ihn bestellen seine Leute und das Haus unterscheidet sich von den andern nur durch ein Ziegeldach und eine Flaggenstange, an welcher im Falle seiner Anwesenheit die nationale blauweißrothe Tricolore aufgehißt wird. Nicht weit von demselben, etwas weiter hinauf und rückwärts, wird auch das Geburtshaus Peter's II. gezeigt, ein ebenerdiger Rohbau, der jetzt leer steht und, wenn nicht Vorsorge wird, binnen nicht zu lange eine Ruine geworden sein dürfte. An Ruinen übrigens fehlt es hier und im benachbarten Radonitschi auch sonst nicht — traurigen Andenken innern Parteizwistes, der den Streitenden die Brandfackel in die Hand drückte, mit denen sie die Wohnstätten einander über den Köpfen anzündeten. Schmerzlich berührte es mich, als mir die Trümmer von Häusern gezeigt wurden, deren Eigenthümer lange Jahre darauf und selbst jetzt noch in Cataro unten als Exulanten umher-

wandeln, und ich will gerne glauben, daß mir nicht richtiger Bescheid geworden.

Auch das Haus, in welches ich, nachdem Sava Martinowitsch sich empfohlen, um allein weiterzuziehen, zu kurzer Rast einkehrte, gehört einem näheren Verwandten des Fürsten, Herrn Georg Petrowitsch, dem Bruder des Senatspräsidenten Boscho Petrowitsch, von dem ich Empfehlungen aus Catara brachte. Herr Georg Petrowitsch, oder Gospodin Gjuro, wie man ihn kurzweg nannte, war nicht zu Hause. Er war hinausgegangen in sein Feld, um nach den Arbeiten zu schauen, und dann auf die Jagd „in den Bergwald". Statt seiner empfing mich Herr Zeko Petrowitsch, der Barjaktar, der Fahnenträger der Njeguschaner Districtsmiliz, welchem alsbald auch der Schulmeister und der Pop des Ortes, beides noch ganz junge Leute, sich beigesellten. Und da auch die mlada, die junge Frau des Hauses, nicht zugegen war, oder, wie ich wol richtiger dafür halten durfte, der Sitte des Landes gemäß in Abwesenheit ihres Herrn und Gebieters vor Fremden sich nicht sehen lassen wollte, unterzog Gospodin Zeko einstweilen sich auch der Aufgabe der Honneurs, indem er mich in die „gute Stube" geleitete, in einer Menge, die auch für eine dreimal größere Gesellschaft vollauf ausgereicht hätte, Rothwein, schwarzen Kaffee, Eier, Caftradwia, Käse und Brod auftragen ließ, und mit aller altgastfreundlichen Förmlichkeit mir „das ganze Haus mit Allem was darin" zur Verfügung stellte.

Es ist dies übrigens ein Haus, das, auch ohne daß diese Ueberschwänglichkeit altpatriarchalischer Gastlichkeit wörtlich genommen zu werden braucht, dem Interesse des Fremden immerhin genug des Anregenden und Belehrenden entgegenbringt, — aus wohlbehauenen, an der nächsten Berglehne gebrochenen Würfeln vor Kurzem erst erbaut, gut gehalten, in allen seinen Theilen ein treues Muster montenegrinischer Bauart und Einrichtung. Man tritt durch eine Pforte, breit genug, um einen Reiter, nicht aber, um einen Wagen durchzulassen, deren es überhaupt hier zu Lande nicht gibt, in einen mit großen Steinplatten gepflasterten, von einem Mauergeviert umschlossenen Hofraum, in dessen vorderem Drittheil die Cisterne und die runde, etwas erhöht vom Boden aus großen Stückfteinen aufgeführte Dreschtenne sich befinden, während das hintere Drittheil das Haus einnimmt. Dieser Hof, kamena avlija (aula?), ist ein wesentlicher Bestandtheil des montenegrinischen, herzegowinischen, bosnischen, überhaupt südslavischen Hauses und hat seinen Grund in der Nothwendigkeit, sich stets zur Abwehr feindlicher Ueberfälle bereit zu halten. Die Mauern pflegen daher auch mit Schießscharten, nicht selten selbst mit Thürmchen versehen zu sein. Das sind die in den Heldenliedern so viel genannten „weißen Höfe", vor welche heraus die Hausfrau ihrem von der Jagd heimkehrenden Eheherrn, der Hauswirth seinen Gästen, die Schwiegermutter und die Schwägerinnen der ihren Einzug haltenden Braut entgegen kommen. Hier in Friedenszeiten kommt man zusammen, um „Rothwein" zu trinken, und versammeln in Zeiten drohenden Ueberfalls sich die Bewaffneten, um den Friedensbrecher gebührend zu empfangen. Eine steinerne, unbedeckte Treppe aus dem Hofe führt zu einem kleinen Vorbau hinan, der das Haus in zwei Geschosse theilt. In dem untern,

podrum, Unterraum, dem Erdgeschoß, befinden sich der Stall, die Kammern für Geräthschaften und Vorräthe, der Keller. Vom Vorbau im obern tritt man in eine Art Mittelgang oder Vorhaus, von welchem rechts die Küche, links die Wohnstube sich befindet. Der Hauptraum hier, in den Häusern der Unbemittelten nicht selten der einzige des Obergeschosses, ist die Küche. Sie nimmt den größten Theil des disponibeln Raumes ein, da tagsüber alle Mitglieder der Familie, Nachts die Meisten hier ihren Aufenthalt nehmen. Den mit großen Steinplatten belegten Fußboden bedecken in der vordern Hälfte allerlei Haus- und Küchengeräthe, darunter auch die primitive Bank, der noch primitivere Tisch und die über alle Maßen primitive Wiege, wo der Wohlstand nämlich solchen Luxus überhaupt gestattet, — während die rückwärtige dem etwas Weniges über den Fußboden erhobenen Feuerheerde vorbehalten ist. Auf diesem fehlt es nie an glimmenden Scheiten, und hier auch am Weihnachtsabend hat der badnjak, der geweihte Baumstamm, seinen Platz. Ueber ihm, vom geschwärzten Dachgebälke herab, welches überhaupt die Stelle der Decke vertritt und durch welches für gewöhnlich der Rauch seinen Ausgang nimmt, hängt der Kochkessel, und um ihn herum längs der drei Wände zieht sich die gemauerte Bank, auf der die Frauen in langen Winterabenden sitzen und spinnen, die Männer den Rauch der flammenden Scheite noch durch den ihrer Tschibuke vermehren, der Guslar seine alten Heldengesänge mit der einsaitigen Fidel begleitet. Ungleich kleiner, aber immer noch geräumig genug, ist die soba, die Wohnstube, der dem Hausherrn, der Hausfrau und dem Gaste vorbehaltene Aufenthalt, in welchem für gewöhnlich weder die Kinder noch die Dienstleute Zutritt haben. Sie ist in der Regel kaum viel besser ausgestattet, als die Küche, und unterscheidet sich, wo sie sich überhaupt vorfindet, von dieser nur dadurch, daß in ihr nicht gefeuert wird. In vorliegendem Falle trägt sie jedoch einen gewissen Luxus zur Schau, der leicht ermessen läßt, wie hoch der Luxus selbst in den bessern Häusern hier zu Lande sich versteigt: — mit gelber Tonfarbe getünchte Wände mit rothen und blauen Ausfüllungen der Stubenecken, was „gemalt" heißen soll; in der einen Ecke ein großes italienisches Doppelbett mit großblumiger Kattundecke, darüber drei Heiligenbilder und eine Hängelampe. An den Wänden herum einige alte, bunte Strohsessel und über diesen einige alte Lithographien, vorstellend den Kreml in Moskau und den Winterpalast in Petersburg; in der Hauptwand zwischen den Fenstern der Tisch, darauf freistehend und unverschlossen die Cassette mit dem Silberschatz des Hauses, einem completten Service, Geschenk des Fürsten, und daneben dem schweren silbernen Plattengürtel der Hausfrau, den sie nur bei festlichen Anlässen anlegt, und darüber die Waffenetagère des Hauses, ein an einem großen Nagel hängendes, dreieckiges Holzgestell mit Querstäben, auf welchen Flinten, Pistolen, Säbel und Handschare zu einem ganz stattlichen Tableau zusammengereiht sind.

Gospodin Gjuro, der seinen Nachbarn und Vetter, den Barjaktar, übrigens bald abgelöst, ist ein noch sehr junger Mann, etwas über zwanzig, hoch und kräftig gewachsen, von angenehmer Gesichtsbildung und verbindlicher Sitte. Er hat 1868 den Fürsten Nikolaus nach Petersburg begleitet und bei dieser Gelegenheit auch einen Theil Deutschlands und die bedeutendsten Städte Oesterreichs kennen

gelernt, von denen Prag und Wien auf ihn einen besonders nachhaltigen Eindruck gemacht. Die Anwesenheit eines Gastes aus jener Fremde, in der er so viel Erstrebenswerthes und Bildendes gesehen, unter seinem, im Vergleiche zu jenen so überaus dürftigen und so gar nichts bietenden Dache, schien ihm Erinnerungen zu erwecken, die für ihn nur von peinvollen Gefühlen begleitet sein konnten. Er schien während der Unterhaltung oft verlegen und selbst seines, allerdings höchst legèren, Anzuges sich zu geniren. Auch in der Seele seines jüngern Bruders, der bei ihm im Hause lebt, mochte eine seltsame Bewegung vor sich gehen. Er hatte mehrere Jahre in Belgrad das Gymnasium besucht, den Studien aber, da es ihm an Mitteln zur Fortsetzung derselben gebrach, ehe er zu irgend einem Abschluß gelangt, entsagen müssen. Seitdem lebt er zu Hause, ohne geistige Anregung, ohne bestimmte Thätigkeit, ohne Beruf, müßig, ohne Bücher als die wenigen, die er aus der Schule mitgebracht, und die er seither wol zwanzig Mal von Anfang bis zu Ende immer wieder durchgelesen, gelangweilt, verstimmt, nicht den Seinen, aber sich selbst zur Last. „Mir wär's wol besser," sagte er offenherzig, „ich hätte außer Lesen und Schreiben nichts weiter gelernt und hütete an der Lehne des Lovtschen dort die Schafe!" — „Wir werden Dir ein Weib suchen," tröstete ihn der Barjaktar, „und Du wirst lachen! Da Dein Bruder, nachdem er aus Petersburg gekommen, war auch so!" — Gospodin Gjuro nämlich war seit Kurzem erst verheirathet und hatte die Freundlichkeit, auf die Bitte des Gastes in den Kreis seiner Freunde auch seine Frau einzuführen, — eine, man kann wol füglich sagen „That", in der ich gleich gerne eine zuvorkommende Aufmerksamkeit wie einen nicht genug hoch anzurechnenden Fortschritt begrüßte. Wie bei dem größten Theile der Südslaven so auch bei den Montenegrinern ist die Stellung der Frau bis zur Stunde noch eine höchst untergeordnete. Mohamedanischer Einfluß, wie bei so Vielem. Sie hat unter Männern nichts zu schaffen, und es würde für ebenso unschicklich gelten, sie zu einer Männergesellschaft heranzuziehen, als es ihr nicht gestattet ist, sich in eine solche selbst einzuführen. Nur der Fürst bisher, und ihm nach die jüngern, gebildetern Kreise machen hierin eine Beispiel gebende Ausnahme. Die junge Frau übrigens, eine recht hübsche, runde Erscheinung von ganz charmantem, treuherzigem Benehmen, die immer und immer wieder von Prag erzählt haben wollte, das sie von Kindheit auf stets als das „goldene" rühmen gehört, — zlatni Prag, das goldene Prag, heißt es bei den Südslaven, — und die ein ganz besonderes Interesse dafür an den Tag legte, wie ich daselbst mein Haus eingerichtet habe und wie meine Frau darin die Wirthschaft führe, hatte bereits ihren kleinen Lebensroman. Von der Mutter ihres Mannes war sie als Kind schon geworben worden, doch nicht für ihren jetzigen Gatten, sondern für dessen ältern Bruder. Auf dem Sterbebette hatte die Greisin den Söhnen das Versprechen abgenommen, daß ihre Werbung in Achtung gehalten und die Betreffende als mlada in das Haus werde eingeführt werden. Der präsumtive Bräutigam jedoch mit einem Male erklärte, nicht heirathen zu wollen. Sein Streben ging nach Höherem. Er ging nach Deutschland, nach Paris, und verzichtete selbst auf die ihm zustehende Nachfolgerschaft im Familienbesitze. Dem Hause stand eine außerordentliche Selbstentwürdigung bevor — denn nichts auf Montenegro

gilt für „schmählicher vor Gott und Welt", als ein eingegangenes Eheversprechen nicht einhalten, ein Mädchen, was man so sagt, sitzen zu lassen. Da erklärte der Nächstgeborne sich bereit, die Ehre des Hauses zu retten und das verpfändete Mutterwort einzulösen. Und — er hat Ursache, es nicht zu bereuen! — Ein luculliſches Mahl noch, bei welchem es an Rothwein und Trinksprüchen, darunter auch einen auf die Zierde des Hauses, die treuherzige mlada, nicht fehlte, schloß meinen Besuch, und fort ging's wieder.

V.

Von dem Wege von Cataro bis Njeguschi sagte ich, er sei besser, als sein Ruf. Von dem von Njeguschi weiter bis Cetinje gilt das gerade Gegentheil. Sein Ruf ist immer noch besser, als er selbst. Anfangs noch leidlich, etwa bis zur Quelle am Abhange des Ovtschanik*) und selbst noch eine Strecke darüber hinaus. Dann aber folgt eine Wegstrecke, welche an Schrecklichkeit Alles übertrifft, was man sich vorzustellen vermag. Es ist ebenso qualvoll, auf ihr Roß zu sein, wie Reiter. Mit peinlichster Vorsicht prüfte das Pferd, namentlich wo es treppenab ging, jeden Stein unter seinen Hufen, mit sichtlicher Angst wand und krümmte es sich an den kaum zwei Fuß breiten Abschüssen hin, von denen ein Ausgleiten ihm und dem Reiter einen sichern Todessturz gebracht haben würde. Ich zog es daher an manchen Stellen vor, abzusteigen. Nicht als ob es keinen Weg gäbe! Es gibt einen Weg, und noch dazu haben sogar hier und da Menschenhände ihn gebahnt. Aber man denke sich eine Schlangenlinie von Steinen, Gerölle, Felsstücken, Erdsprüngen, Sturzrinnen, Regengruben, Absätzen und Treppen steil auf und jäh abschüssig in den verschiedensten Windungen und Krümmungen zwischen Felsabhängen und etwas wenigem Wald, durch Felsdurchbrüche, so eng, daß ein Mensch Mühe hat, sich durchzuzwängen, und durch ein Labyrinth von Blöcken und ausgeschwemmten Bruch sich hinwindend, jeden Augenblick sich verlierend und gleich wieder sichtbar, nur noch verzweifelter als eben vorher erst, — und man hat so eine schwache Ahnung von diesem Wege! Reichen Ersatz für alles Dieses indeß bietet die Fülle malerischer Momente, die von Njeguschi bis zum Gipfel des großen Vrtjenik hinan, vom Idyllischen bis zum Großartigen sich steigernd, in einer wechselvollen Bilderflucht am Auge vorüberziehen. Zuerst der Brunnen am Fuße des Ovtschanik unten, der einzige auf der ganzen Strecke von Cataro bis Cetinje, sorgfältig in behauenen Stein gefaßt, hart neben dem Wege, mit einem geräumigen geebneten Platze umher, — die gleichersehnte Rast- und Labestätte für Reiter und Fußgänger, an der das Maulthier, schon von ferne mit frohem Gewieher sie begrüßend, von selbst Halt macht, um an der kühlen, klaren Fluth sich zu erquicken. Ein Oasenbild, an biblische Zeiten erinnernd. Je höher hinan, desto öder, desto wilder gestaltet sich die Landschaft. Der Wald wird spärlicher, die Vegetation geringer, der Baum kleiner, das Gesträuch ärmlicher. Seltsam geformte Kalksteingebilde zwischen dem Lovtschen und dem Krivatschko

*) Diesen und die folgend genannten Berge findet man auf den im Handel befindlichen Karten bisher nicht verzeichnet.

Schdrijelo, Engpaß, verwittert, unterwühlt und ausgespült durch die Regengüsse unbestimmbarer Jahrtausende, umstarren uns; ganze Gefilde, die wie von grauen Leichensteinen besät ausschauen, während die Luft selbst in dieser Höhe noch überall von dem treuen Begleiter des Kalkgesteines, vom Dufte des Salvei, erfüllt uns umweht, und um uns an die Niederungen der Heimath zu gemahnen, vom Saum unserer Bäche das Vergißmeinnicht uns heraufgefolgt zu sein scheint. Wir haben den Kleinen Vrtjenik, Vrtjenik mali, erstiegen; der Weg senkt sich schwindelnd in ein Labyrinth hinab, um sich schwindelnd wieder zu erheben, und wir haben die Höhe des Großen Vrtjenik, des Vrtjenik veli, den höchsten Punkt unserer Wanderung. Wir drängen uns durch eine schmale Felsenpforte hindurch und — überrascht machen wir unwillkürlich Halt. Ein riesiges, unübersehbares Rundbild liegt vor uns: zunächst und tief unter uns, einer Reliefkarte gleich, das ganze südliche Montenegro, die felsgewordenen Wogen eines versteinerten Meeres, grau und dunkelblaugrün, dann weiterhin rechts und unterhalb desselben der grünliche See von Scutari mit seinen ausgeschweiften, weit hin flachen grünen Ufern, und in weiter Ferne weißschimmernd Scutari selbst; dahinter mit den Wolken verschwimmend, die Gebirge Albaniens, während, über Montenegro hinaus, links, die gigantische Kette des Kom, des Paklјen und des Javor, schneebedeckt, den Horizont gegen Bosnien abschließt.

Nun aber geht es abwärts. Der Ausblick, ebenso rasch, als er uns geworden, ist wieder verschwunden. Vor uns liegt das Thal von Cetinje — ein bergumschlossenes, kleines Kesselthal, etwa $^3/_4$ Stunde lang und $^1/_2$ Stunde breit, die umschließenden Abhänge kahl, die Thalsohle Gestein und grüne Cultur untereinander, am Saume desselben ringshin, felsgrau in Felsgrau, wie im Njeguscher Thale, die wenigen Ortschaften: unmittelbar unter uns Baice, rechts davon Ununi, links Inogor, Doni Kraj und Jabuka, ehemals von Türken bewohnt, die unter dem Vladyken Danilo zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einer Blutnacht theils getödtet wurden, theils das Christenthum annahmen, — noch jetzt zeigt man die Reste ihrer eingeäscherten Gehöfte, und noch jetzt leben da die Nachkommen der Bekehrten, — und ganz zuletzt am Ende des Thales, kenntlich an seinen rothen Dächern, Cetinje.

Der Anblick von Cetinje ist von fern in der That der einer kleinen, offenen Stadt, oder vielmehr, nach den uns gewohnten Begriffen, der eines Fleckens, allerdings wol eines recht kleinen. In der Nähe jedoch reducirt auch dieser Eindruck noch sich auf ein Bescheidenes. Vor wenigen Jahrzehnten standen außer dem alten Kloster, der Residenz der Vladyken, hier nur wenige Hütten. Erst unter Peter II., mit den Anfängen der staatlichen Organisation, begann auch die eigentliche Ansiedelung, und in letzter Zeit erst nahm diese einigen Aufschwung. Eine breite, ebene Straße von Baice mitten durch das Thal führt dahin. Einige vereinzelt stehende Gebäude von primitivster Bauart, rechts abseits der Straße, deren eines die Pulvervorräthe, das andere die Munitionsfabriken in sich birgt, dann links der Straße, jenseits eines felsigen Grabens, der wol das Rinnsal eines versiegten Wildbachs sein mag, eine kleine Kirche, die Stadtkirche von Cetinje, und um diese herum der an den flachen Grabplatten kenntliche Friedhof, lassen die Nähe des Ortes erkennen. Zwischen zwei

Reihen elender, steinerner, meist strohgedeckter Baracken, den ersten Häusern der Hauptstraße von Cetinje, die von da ab in gerader Linie, ziemlich breit, bis an das entgegengesetzte Ende des Ortes sich hindehnt, ziehen wir in denselben ein. Der Einblick in diese Wohnstätten sowie das Aeußere derselben zeigen von großer Dürftigkeit, das Aussehen sowie die Gewandung der Frauen und Kinder auf den Schwellen derselben von großer Armuth. Bald jedoch gewinnen die Häuser ein besseres Ansehen. Durchaus schmuckloser Rohbau, erheben sie sich zu einem Obergeschosse. Thüren und Fenster zwar sind klein, die letztern jedoch mit grünen Jalousien versehen. Die Frauen und Mädchen, nur in geringer Zahl sichtbar, scheinen besser gekleidet und etwas mehr auf ihre körperliche Pflege zu achten. Die Männer wandeln in Gruppen die Straße auf und ab, rauchend, dem Anscheine nach unbeschäftigt, was denn doch immer nur Leute können, denen Sorgen keine Beschwerde machen, oder stehen in Gruppen beisammen, die Vorkommnisse des Tages besprechend, oder um von Ankömmlingen von Auswärts Neues zu hören. Auch Verkaufsgewölbe bemerkt man hier in den Erdgeschossen, in denen neben allerlei kleinem Nahrungs- und Hausbedarf auch heimischer Branntwein und Wiener Flaschenbier zu finden ist und — auch gesucht wird. Auch die ersten Ansätze des Gewerbes und der Industrie kann man hier wahrnehmen — die Werkstätten albanesischer Schneider aus Scutari, die bei offener Thür und auf bloßem Fußboden kauernd „mit der Nadel goldene Zweiglein zaubern auf blutrothen Scharlach und auf Venezianersammet". Mit der Mitte dieser Straße fällt auch der Mittelpunkt des Orts zusammen, von welchem nach rechts hin ein geräumiger Platz sich abzweigt, der Hauptplatz von Cetinje, das eigentliche officielle, vornehme Viertel. Zu beiden Seiten desselben reihen sich für die örtlichen Verhältnisse ganz stattlich zu nennende Gebäude nebeneinander: die Nordfront entlang neben einigen Privathäusern das Haus des Senatspräsidenten, allerdings nicht größer, als bei uns ein ganz kleines Landhaus, und diesem gegenüber längs der Südfront die recht ansehnlichen Häuser der Wojwodenfamilien Matanowitsch und Radonitsch und getrennt von diesen, alleinstehend, der Palast des Fürsten, ein einstöckiges Gebäude mit erhöhtem Parterre, zu welchem eine Freitreppe hinanführt, abgeschlossen gegen den Platz hin durch einen kleinen, von einer Mauer eingefaßten Vorhof, so schlicht und aller Verzierung bar, wie irgend eines der benachbarten Wohngebäude, von denen es sich eben nur durch die breitere Front und durch den Perjaniken unterscheidet, der vor dem, das Wappen Montenegro's tragenden Zugange Wache, je nach Umständen, geht, steht oder auch sitzt. Zwei große Linden bezeichnen die beiden freien Enden dieses Platzes. Die Mitte ungefähr nimmt die städtische Cisterne ein. Im Hintergrunde, in beinahe mittelalterlichem Contrast gegen das neue Schloß, — stete Kampfbereitschaft gegenüber der beginnenden Friedensarbeit der Civilisation, — erhebt sich ernst und düster der stari dvor, die Residenz einst Peter's II. und Danilo's I., und noch weiter hinter diesem das Wahrzeichen Cetinje's, das alte Kloster.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Robert von Mohl

als Lehrer und Staatsmann.

Deutschland hat im Laufe des vergangenen Jahres zwei seiner berühmtesten Staatsrechtslehrer verloren, Dr. Zachariä (gestorben am 19. April 1875), welcher mit größter Auszeichnung in Göttingen gelehrt hat, und Dr. Robert von Mohl (gestorben in der Nacht vom 4. auf den 5. November), welcher nicht nur als Staatsrechtslehrer in Tübingen und Heidelberg, sondern auch als praktischer Staatsmann weit über die Grenzen Deutschlands hinaus sich einen glänzenden Namen errungen hat. Freilich was er in letzterer Beziehung geleistet und gethan, wird mit der Generation, mit welcher er gelebt, der Erinnerung mehr oder weniger entrückt werden. Nicht so in Bezug auf Das, was er in der Wissenschaft geleistet. In die Geschichte der Staatswissenschaft wird das Gedächtniß seines Namens auf immer unzertrennlich verflochten bleiben. Unzweifelhaft ist er es gewesen, der zuerst der übertriebenen Bewunderung der Juli-Monarchie und ihres liberalen Doctrinarismus entgegentrat, indem er mit unermüdlichem Sammelfleiße und mit richtigem Blick Alles zusammenbrachte, was an englischen und amerikanischen Vorbildern irgend welchen Nutzen für Deutschland versprach. Ebenso ist es sein Verdienst, zu einer Zeit, als man das Heil der Völker lediglich mit Verfassungsformeln begründen und bannen zu können vermeinte, auf die Bedeutung der verwaltungsrechtlichen Einrichtungen nachdrücklich hingewiesen zu haben. Auf diesem Gebiete ist er der Vorläufer eines Gneist und L. Stein geworden. Durch sein ganzes reiches Leben erhärtete er deshalb den bekannten Spruch des englischen Dichters:

Um die Regierungsform laßt Narren disputiren,
Das Wesentliche ist nur: gut regieren!

Dies das Urtheil Professors Franz von Holtzendorff, welches wir durch die nachfolgende Skizze vollauf bestätigt finden werden.

I.

Robert Mohl ist geboren am 17. August 1799 zu Stuttgart. Von mütterlicher Seite zählten Johann Jakob Moser, „der ehrliche alte Moser" (geboren 1701 zu Stuttgart, gestorben 1785 daselbst), und dessen Sohn Friedrich Karl

von Moser (geb. 1723, gest. 1798) zu seinen Vorfahren. Beiden hat er in seiner „Geschichte und Literatur der Staatsrechtswissenschaften" in dem Aufsatze: „Zwölf deutsche Staatsgelehrte" ein Denkmal gesetzt. Es ist eine nicht gar zu häufige Erscheinung, daß ein Vater auf eine ganze Reihe um Wissenschaft und allgemeines Wohl hochverdienter Söhne blicken kann. Dem Vater Robert's, dem (im Jahre 1845 als Consistorialpräsident und Staatsrath in Stuttgart verstorbenen) Ferdinand Mohl war dieses Glück beschieden. Die Brüder Robert's, des ältesten, sind Julius, der erst jüngst, 4. Januar, zu Paris verstorbene Orientalist, Hugo, der Tübinger Botaniker, endlich der staatswirthschaftliche Schriftsteller und Politiker Moritz.

Nachdem Robert zu Stuttgart die Gymnasialstudien vollendet hatte, bezog er 1817 die Universität zu Tübingen und widmete sich hier und zu Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaften. An letztgenannter Universität erwarb er sich 1821 den Doctorgrad. Seine damals lateinisch geschriebene Schrift enthält eine „Untersuchung über Provinzialstände und repräsentative Verfassung". Schon im nächsten Jahre folgte die zweite Arbeit: „Die öffentliche Rechtspflege des Deutschen Bundes." Beide Schriften, obwol noch unvollendete Jugendarbeiten, erregten gleichwol bereits die höchsten Erwartungen.

Zunächst begab er sich, unterstützt vom Vater, welcher sein hohes Gehalt dazu benützte, den Söhnen die größtmögliche Ausbildung zu verschaffen, auf eine mehrjährige Reise durch Frankreich, Italien, England und den skandinavischen Norden (1821 bis 1824). Es ist keine Frage — und er hat dies selbst später wiederholt und ausdrücklich anerkannt —, daß gerade diese Reise auf die Heranbildung des besonderen Wesens Mohl's sehr entscheidend wirkte, indem er schon jetzt durch die gesammelten praktischen Erfahrungen in eine durchaus praktische Richtung gelenkt, sein Gesichts- und Gedankenkreis aber in einem damals noch überaus seltenen Grade erweitert ward. Um solchen Vorzug voll zu würdigen, muß man sich in jene Zeit zurückversetzen. Wie eng begrenzt waren damals noch die Gesichtskreise! Ein Freiherr von Stein, ein Wilhelm von Humboldt, ein Freiherr Hans Christoph E. von Gagern sind ja gerade deshalb nur um so glänzender hervorgetreten.

Erste schriftstellerische Frucht der Reise, besonders in England, war das mit der Geschichte und gewissermaßen den Verfassungszuständen Englands zusammenhängende „Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (1824), — ein Werk, welches um so schwerer in's Gewicht fällt, als es die in Europa erste Arbeit über den Gegenstand war. Die eine Bahn für die Wissenschaft brach also Mohl schon als fünfundzwanzigjähriger Jüngling.

Nachdem Mohl kurze Zeit bei der Bundestagsgesandtschaft seines Heimathlandes als Attaché thätig gewesen war, erfolgte noch im Jahre 1824 seine Ernennung zum außerordentlichen, drei Jahre später zum ordentlichen Professor der Rechte an der Universität Tübingen.

Die gewonnene amtliche Stellung hinderte ihn in keiner Weise, sowol in seinen Vorlesungen als in Aufsätzen in Zeitschriften die unumwundenste Kritik mangelhafter staatlicher Zustände in Gesetzgebung und Verwaltung zu üben. So erschien 1829 das, weit über die Grenzen Würtembergs berühmt und

allgemein einflußreich gewordene — schon in erster Auflage mustergiltige: „Staatsrecht des Königreichs Würtemberg", in dessen Vorrede er von vornherein bekannte: „Ich habe auch die Kritik der Staatseinrichtungen angefügt; ich habe dabei meine vollste Ueberzeugung immer ausgesprochen, wenn ich glaubte, daß es von Interesse sei. Ich bitte auch (so fügte er noch ausdrücklich bei) nicht um nachsichtige Beurtheilung."

Hatte Mohl von Anfang an seine vollste Aufmerksamkeit, statt, wie man bisher in Deutschland gewohnt war, auf Frankreich, als der Ersten Einer auf England gerichtet, und legen von dieser entscheidenden Richtung schon seine ersten Schriften Zeugniß ab, so gab sich dies in der erfolgreichsten Weise besonders in den jetzt folgenden Arbeiten kund. Schon wenige Jahre nach Herausgabe des Würtembergischen Staatsrechts erschien nämlich (1832—1834): „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtstaats," welches Werk nicht nur gleichfalls Bahn brach, sondern auch bis heute das Hauptwerk über den eben so vielgestaltigen und verwickelten als heiklen Gegenstand geblieben ist. Wieder nur nach wenigen Jahren (1837) folgte die große Monographie: „Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften (Monarchien) mit Volksvertretung". Auch dieses Buch, dessen Ausführungen damals isolirt genug standen, ist noch heute ein unentbehrliches Hilfsmittel für Doctrin wie Praxis. Hier machte sich der Einfluß des englischen Rechts zum ersten Male auf's unverkennbarste geltend. Die Arbeit ist für die Entwicklung der Geistesthätigkeit Mohl's noch deshalb von der größten Bedeutung, weil sie die Grundlage seiner späteren Ausführungen über parlamentarische Regierungsweise geworden ist.

So vorbereitet ward Mohl ein Parlamentarier. Im Jahre 1845 wurde ihm von der Stadt Bahlingen eine Candidatur in die zweite würtembergische Kammer förmlich angetragen, und er zögerte keinen Augenblick, darauf einzugehen. In einem Schreiben an seine Wähler, welches durch den Druck veröffentlicht wurde, legte er sein politisches Glaubensbekenntniß nieder; und wenn er auch in demselben der ihm eigenen maßvollen Schreibweise in keiner Zeile untreu war, so schilderte er andererseits die Zustände so ungeschminkt, deckte die Mängel der Regierungsweise so schonungslos auf, daß der Eindruck des Manifestes ein gewaltiger war. Die Regierung ihrerseits, an Derartiges bisher am wenigsten gewöhnt, schritt sofort in der damals beliebten Weise gegen den mißliebigen Lehrer ein und enthob ihn seiner Professur. Er ward zwar gleichzeitig zum Regierungsrath in Ulm ernannt, um hier in der Stille der alten Stadt durch leisen, aber zumeist sicheren Disciplinarzwang zur Botmäßigkeit erzogen zu werden, — allein er nahm seinen Abschied aus dem würtembergischen Staatsdienst. Er that es ohne viel Besinnen, obwol soeben sein Vater gestorben und er nun auf seine eigenen Mittel allein angewiesen war.

Aber jetzt auch dem Lande den Rücken zu kehren, was unter diesen Umständen und besonders für einen so hervorragenden Lehrer der Wissenschaft, als Mohl bereits jetzt war, nahe genug gelegen hätte, — das fiel ihm nicht entfernt ein. Dem engern Vaterlande hat er auch seine ganze übrige Lebenszeit hindurch die treueste Liebe und Aufmerksamkeit bewahrt.

Als ein Zeichen richtiger Selbsterkenntniß erachten wir es aber, daß er im Jahre 1847 dem Rufe der Juristenfacultät Heidelberg folgte.

Die Sturmeswellen des Jahres 1848 waren es, welche Robert Mohl auf Grund seines glänzenden Namens mit einer kleinen auserlesenen Zahl Patrioten auf die Spitze der Volksbewegung hoben. Schon zu den „Siebenern" und dann zu dem Vorparlamente, sowie zu den „Vertrauensmännern" der Bundesversammlung Anfangs 1848 gehörte er: die Wahl zum Abgeordneten der Nationalversammlung suchte und erreichte er in einem Wahlkreise seines — früheren — Heimathlandes (würtembergischer Wahlkreis Mergentheim-Gerabrunn). In der Nationalversammlung schloß er sich dem „linken Centrum" (anfangs „Würtemberger Hof", seit 18. September 1848 „Augsburger Hof") an. Von der Versammlung war er in den Verfassungs-Ausschuß, von diesem in die Subcommission für die Grundrechte gewählt. Höchst bezeichnend für die gesunde, praktische Natur Mohl's war es, daß er, während andere weitaus weniger Berufene nur Fragen der höchsten Politik für würdige Vorwürfe erachteten, sich mit einer scheinbar untergeordneten Arbeit befaßte, nämlich mit „Vorschlägen zu einer Geschäftsordnung des verfassunggebenden Reichstages".

Als ein hier zum ersten Mal in vollster Klarheit hervortretendes Charakteristikum erachten wir es, daß er mit zäher Treue an einer Sache selbst dann noch festhielt, als er sie mit seinem geschärften praktischen Blicke bereits längst für verloren hielt. Noch am 25. September 1848 trat er auf Ersuchen des Erzherzogs Reichsverwesers an Stelle Heckscher's als Justizminister in's Reichsministerium. Schon am 30. August aber hatte der Reichsverweser in einem Manifeste erklärt, „sich soweit thunlich mit den Landesregierungen in Einklang setzen zu wollen," am 17. September sodann hatte der Aufstand in Frankfurt stattgehabt und am 21. September endlich Struve die badische Grenze überschritten, um am 24. vollständig geschlagen zu werden.

Den Bemühungen Mohl's als Reichsminister ist es mit zu danken, daß die Allgemeine Deutsche Wechselordnung zu Stande kam und eine Commission für Ausarbeitung eines Deutschen Handelsgesetzbuchs niedergesetzt wurde.

Längst waren die Spaltungen in der Nationalversammlung, insbesondere die von Groß- und Kleindeutschen zu unheilbaren Rissen erweitert; der König von Preußen hatte am 3. April 1849 die Kaiserwahl abgelehnt; Preußen war längst „beruhigt"; die Aufstände in Sachsen, Baden und der Pfalz waren niedergeschlagen oder hoffnungslos, die neben der Nationalversammlung tagenden Märzvereine hatten den Aufruf von Fröbel und Ravaux an das deutsche Volk zur Ergreifung der Waffen gegen die Regierungen erlassen; Heinrich von Gagern, von der Linken in ihrer jetzigen Gestalt auf's heftigste angegriffen, weil er der sächsischen Revolution die Reichshilfe versagte, war am 9. Mai aus dem Reichsministerium getreten; endlich am 10. Mai hatte die Nationalversammlung mit nicht unbeträchtlicher Mehrheit (188 gegen 147 Stimmen) die Erklärung beschlossen, das Einschreiten preußischer Truppen in Sachsen enthalte einen schweren Friedensbruch, während auch die Richtung des Reichsverwesers bereits

eine immer entschiedenere antipreußische geworden war, — da endlich, 17. Mai 1849, legte auch Mohl sein Reichsministerium nieder.

Mittlerweile hatte Radowitz die Unionsacte entworfen und war im Zusammenhang mit derselben von Preußen das „Dreikönigsbündniß" vom 28. Mai zu Stande gebracht worden, worauf am 26. Juni die Zusammenkunft ehemaliger erbkaiserlicher Abgeordneter der Nationalversammlung zu Gotha mit Einhelligkeit sich Namens des deutschen Volkes ebenfalls für jene Dreikönigs-Verfassung aussprach. Unter den Unterzeichnern der Gothaer Erklärung war auch Mohl. Schon vorher hatte er sich trotz aller Isolirtheit mit solcher Ansicht im größten Theile Süddeutschlands, als standhafter Vertreter derjenigen nationalen Richtung bewiesen, welche die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung anstrebte. Von dieser politischen Ueberzeugung ist er in der ganzen Folgezeit nie mehr abgegangen. Wir legen auf dieses „treue Festhalten" an einer vom ersten Anfang an gefaßten Ueberzeugung nicht in der Weise Gewicht, als ob wir den „Ueberzeugungswechsel" Anderer irgend wie tadeln wollten. Wir würden dadurch geradezu gegen die Beurtheilungsweise Mohl's selbst verstoßen, welcher es schon lange vorher, ehe das glänzende Beispiel Cavour's und Bismarck's alle derartigen Vorurtheile ein für alle Mal widerlegte, sich wiederholt dahin äußerte, es sei auf dem Gebiete der Politik vom Uebel, an principiellen Auffassungen starr festhalten zu wollen; denn es gebe hier am wenigsten aprioristische Wahrheiten, welche in jedem Entwicklungsstadium der Geschichte unveränderte Geltung hätten. Hat er doch schon in sehr jungen Jahren die in der gelahrten Zunft bis heute verketzerte Ansicht aufgestellt, es gebe kein Universalstaatsrecht, so wenig es eine Universalmedicin gibt; es sei vielmehr jedes Staatsrecht bei jedem Volke wieder anders, anders nach Anlage, anders nach Culturstufe, und ändere sich daher auch bei ein und demselben Volke mit jeder höheren Entwickelung. Mohl ist es nie eingefallen, „Gesinnungswechsel" auf politischem Gebiete als „Wortbruch" und „Verrath" zu brandmarken. Nie hat er aus solchem Grunde seinen Freunden je einen Vorwurf gemacht — nur Eines immer vorausgesetzt, daß die Wandelung aus Ueberzeugung geschah. Allein glücklich preisen muß man Mohl immerhin, daß er in Süddeutschland von Anfang an zu den wenigen Auserwählten zählte, welche mit richtigem historischen und politischen Blick die einzige Rettung aus der deutschen Misère in Preußen sahen.

Nicht gerade häufig sind in Mohl's Werken diejenigen Stellen, in welchen ein Rückblick auf die Bewegung des Jahres 1848 geworfen wird, wie denn überhaupt retrospective Politik seine Sache nicht war. Ein solcher jedoch ist enthalten in seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften". Er sagt nämlich in einer aus 1856 datirenden Stelle (Band II):

„Der deutsche Bund ist nur ein kleiner Theil der in Deutschland bestehenden öffentlichen Rechtsverhältnisse. Eigentliches Leben der Nation bewegt sich nicht in ihm. Ja, wie auch immer Schicksal und Einrichtung Deutschlands sich in der Zukunft gestalten mögen, darüber steht wol für alle Zeiten das Urtheil fest, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch den Bundestag eine vollkommen verfehlte, für das Volk wie für die Dynastien gleichmäßig verderbliche war (S. 261). Die Gesetze des Bundes sind von seltener Anwendung schon nach dem Rechte, von noch seltenerer in der That. Im Einzeln-Staate hat der Deutsche seine Heimath; dieser soll ihm seine Rechte schützen, sein Wohl fördern. Diesem ist er den Gehorsam und

Reichnisse schuldig, in ihm macht er politische Rechte geltend. Dieser vertritt ihn im Auslande....“ „Freilich hat dieses im Jahre 1848 geändert werden, an die Stelle des zerfahrenen Particularismus ein großes nationales Leben, ein mächtiges, einheitliches Reich gesetzt werden wollen. Es ist nicht gelungen. Weder der Gedanke noch der Wunsch waren reif. Das Scheitern der Vereinigungsbestrebungen hat aber — wer kann sagen, auf wie lange? — die alte Zersplitterung wiederhergestellt. Klagen darüber sind nutzlos. Jedenfalls haben sie keinerlei Einfluß auf den Bestand des positiven Rechts, an dessen wirklichen Zustand sich denn auch die Wissenschaft anzuschließen hat.“ (S. 287 oben.)

Aus mehrfachen Gründen glauben wir auch noch eine zweite diesbezügliche Stelle hier anführen zu sollen; sie ist in demselben Werke enthalten und findet sich in dessen letztem, 1858 erschienenen, Bande. Mohl würdigt nämlich hier u. a. die „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“ 1848 und die „Neuen Gespräche“ 1851 von J. v. Radowitz, und zwar mit folgenden Worten:

„Diese Gespräche sind unzweifelhaft das Bedeutendste, was Deutschland neuerer Zeit in diesen Schriftgattungen vorgebracht hat. In Unterhaltungen einer Anzahl meisterhaft gezeichneter Persönlichkeiten, welche als Träger der verschiedenen Richtungen der Gegenwart benützt sind, werden sämmtliche gesellschaftliche und staatliche Fragen, welche uns bewegt haben und noch bewegen (geschrieben 1858), durchgesprochen. — Der merkwürdig hochbegabte Verfasser gehörte nicht zu den Menschen, welche nichts lernen und nichts vergessen. Inmitten einer großen staatlichen und volksthümlichen Bewegung, an welcher er handelnd und denkend lebendigsten Antheil nahm, ging in ihm eine große Veränderung und ein seltenes Fortschreiten vor. Geistreich und gebildet war er immer gewesen, allein seine Einbildungskraft hatte ihm in der Jugend mittelalterliche Gebilde von Staat und Gesellschaft vorgezaubert, und den Gedanken des Königthums faßte er dichterisch auf. So trat er denn zuerst den neuzeitlichen Bestrebungen und namentlich der Volksvertretung mit scharfen Worten entgegen. Als er aber, anfänglich widerwillig genug, in das große und frische Leben der Frankfurter Reichsversammlung eingetreten war, lernte er allmälig die Unhaltbarkeit und Unwesenheit vieler seiner Lieblingsgedanken einsehen, und es ging aus dem Saulus ein verfassungsgesinnter Paulus hervor. Dieses auch als Schriftsteller öffentlich zu bekennen, nahm er keinerlei Anstand, da er durch und durch guten Glaubens war; und wenn durch eine so große innere Verwandlung innerhalb weniger Jahre auch vielleicht der Ruhm als Staatsmann etwas leidet, so gewinnt der Mensch um so mehr. — Vergessen darf auch die Vortrefflichkeit der Form nicht werden. Radowitz war einer der besten, wo nicht der allerbeste deutsche Prosaiker der neuesten Zeit.“

Aehnlich wie die Katastrophe, welche Mohl 1845 in Würtemberg persönlich getroffen hatte, ging auch die große Katastrophe der Jahre 1848 und 1849 an ihm freilich vielleicht am wenigsten spurlos vorüber und obwol er nicht nur als einer der vielgeschmähten „Professoren“ und zwar in hervorragendem Grade am Frankfurter Parlament betheiligt, sondern sogar ein Mitglied des Reichsministeriums gewesen war; allein sie hinterließ in ihm auch nicht den Schatten irgend welcher Verbitterung oder Entmuthigung, und es kann von ihm im Gegentheil mit Fug und Recht behauptet werden, daß kein Staatsrechtslehrer und kein Staatsmann im ganzen Vaterlande mit größerer objectiver Ruhe und Geduld der weitern langsamen Entwicklung oder Nichtentwicklung der deutschen Verfassungszustände bis zu dem Wendepunkte des Jahres 1866 gefolgt ist. Und doch hat sodann auch wieder keiner den neugeschaffenen Zuständen des Norddeutschen Bundes und endlich denen des Deutschen Reiches sich mit jugendlicherer Frische und Freudigkeit, mit festerer Zuversicht und Hoffnung auf die deutsche Zukunft angeschlossen!

Vom Tische des Reichsministeriums hinweg eilte Mohl wieder heim in die stille Studirstube und sann und schrieb auf's Neue unbeirrt und unermüdet über Das, was nun zunächst zum Heile des Vaterlandes von der Wissenschaft in Schrift und Wort geschehen konnte. Längere Zeit schien eine Pause in größerer literarischer Thätigkeit eingetreten zu sein. Allein es zeigte sich bald, daß währenddem in rastloser Thätigkeit große Werke rasch voranschritten, welche das glänzendste Zeugniß ablegen sollten für die nun erreichte Vollreife sowol als Staatsrechtslehrer wie auch als Staatsmann.

Das eine Werk, eines der größten, wenn nicht das größte, welches in der Neuzeit auf dem ganzen Gebiete des Rechtes als Geschenk der deutschen Nation entgegengetragen worden, ist die nun schon gelegentlich wiederholt citirte „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, in Monographien", von welcher der erste Band 1855, der zweite 1856, der dritte 1858 erschien. Daneben kam 1859 die „Encyclopädie der Staatswissenschaften" heraus. Endlich begann mit dem Jahre 1860 die Publication des großen, an staatsmännischer Weisheit reichen Sammelwerks von Aufsätzen unter dem Titel: „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Monographien". Der zweite Band folgte 1862, der dritte 1869.

Abgesehen von dem unmittelbar praktischen Werthe der drei genannten Werke ist in ihnen eine solche Summe des unsäglichsten Fleißes, eine solche wahrhaft erstaunliche Bücherkunde enthalten, daß die deutsche Wissenschaft dem Auslande gegenüber auf sie stolz sein darf wie auf wenig andere. Die Bewunderung steigt aber auf's höchste, wenn man bedenkt, daß gerade in diese Jahre hinein ein schweres Augenleiden fällt, welches mit nichts Geringerem als mit völligem Erblinden drohte. Ja, Mohl erklärt in der Vorrede zur Encyclopädie vom 7. März 1859, er habe sich zur Herausgabe der mehr als dreißig Jahre lang nur mündlich vorgetragenen Materie deshalb entschlossen, weil ein langwieriges Augenleiden ihn nöthigte, sich eine mit diesem Zustande verträgliche geistige Beschäftigung zu suchen!

Mit dem Jahre 1857 hatte auch wieder eine praktische Betheiligung Mohl's am Staatsleben insofern begonnen, als er in diesem Jahre in die badische Erste Landtagskammer eintrat, zunächst berufen durch die Wahl der Universität zu ihrem Vertreter, sodann aber 1863 durch großherzogliche Ernennung. Seit 1869 bekleidete er in der Kammer das Amt des zweiten Präsidenten. Von dieser seiner Thätigkeit im badischen Landtage genügt uns hervorzuheben, daß es seinen Bemühungen mit zu verdanken ist, daß das badische Concordat zum Falle kam, und daß er es war, welcher den Kammerbericht über den vom Ministerium Stabel-Lamey vorgelegten Gesetzentwurf zur Regelung des Verhältnisses der Kirchen im Staate zu erstatten hatte.

Gleichzeitig ging für Mohl eine andere, seine ganze Berufsstellung treffende Aenderung vor sich. Nicht lange nach dem Amtsantritte des liberalen Ministeriums von 1860, und zwar im Juli 1861 wurde er nämlich auf besonderen Wunsch des Ministerialpräsidenten Freiherrn von Roggenbach zum badischen Bundestagsgesandten ernannt, und er dachte patriotisch genug, diese ebenso dornenvolle als nach eigener Ansicht immerhin so gut wie wirkungslose Stelle

anzunehmen, gewiß mit dem Entschlusse, Alles aufzubieten, was unter den gegebenen Umständen irgend geschehen konnte, und an der denn doch nicht ausbleibenden Endentwicklung den Theil zu nehmen, welchen ihm seine politische Ueberzeugung gebot. „In der Eschenheimergasse (so lautet das Urtheil eines offenbar Eingeweihten und Sachkundigen in der „Karlsruher Zeitung"*) machte ihn seine umfassende Gelehrsamkeit, seine scharfe Kritik und seine unentwegt liberale Gesinnung zu einer ebenso seltenen als bedeutsamen Erscheinung. Er war der berühmteste Vertreter der nationalen Reformpolitik der großherzoglichen Regierung, welche gleich entschieden das Bedürfniß der bundesstaatlichen Einigung wie der verfassungstreuen freiheitlichen Entwicklung der Einzelstaaten betonte. In letzterer Beziehung ist als eine meisterhafte Arbeit Mohl's die Denkschrift über die kurhessischen Verfassungswirren besonders hervorzuheben."

Ob Mohl persönlich und nach seinen innersten Wünschen zu der Mehrheit der Bundestagsgesandten gehörte, welche am 14. Juni 1866 den verhängnißvollen Beschluß faßte, welcher den Krieg gegen Preußen zur Folge hatte? Sicher nicht! Wie aber war sein Verhalten als Gesandter, welche die von ihm dem Votum beigegebenen Motive? Wir müssen dies dahin gestellt sein lassen; schwebt ja doch auch über dem ganzen Verhalten des Ministeriums des Freiherrn von Edelsheim ein gewisses Dunkel, dessen volle Aufhellung wol erst von der künftigen Geschichtsforschung erwartet werden darf. Genug, Mohl hatte damals im Namen Badens seine Stimme gegen Preußen abzugeben, und er hielt auch alsdann noch treu in seiner Stellung aus, nachdem es der Rumpf-Bundestag für gerathen fand, sich aus dem bereits ziemlich laut gewordenen Frankfurt a. M. in das wenigstens vorläufig noch stille Augsburg zurückzuziehen und hier in dem interimistischen Bundespalast, dem Hotel zu den „Drei Mohren" eine in der Nachbarschaft entliehene alte schwarzrothgelbe Fahne auszuhängen.

Im folgenden Jahre rief das Vertrauen des Großherzogs Mohl zu einem neuen diplomatischen Amte, dem wichtigsten badischen Gesandtschaftsposten, welcher damals wol überhaupt existirte, nämlich zu dem in München. Trotz der eigenthümlichen Schwierigkeit der Stellung bildete sich hier um den allverehrten Mann ein großer Kreis herzlich und treu befreundeter, zum Theil der vorgeschrittensten liberalen Partei angehöriger bayrischer Männer. Bleibt doch gerade auf den Bayern eine solche Tüchtigkeit, wenn sie nicht nur mit der lautersten Gesinnung, Einfachheit und Anspruchslosigkeit, sondern auch mit der gemüthlichsten Liebenswürdigkeit im Umgang selbst mit dem Manne der untersten Classen gepaart ist, wie solches Alles Mohl im höchsten Grade eignete, nie ohne die fesselndste Wirkung. Mit wärmster Theilnahme ist man in München auch den weiteren Schritten Mohl's gefolgt, nachdem im Jahre 1871 der badische Gesandtschaftsposten in München aufgelöst ward und Mohl nach Karlsruhe als Präsident der Oberrechnungskammer heimgerufen wurde. Die Kunde seines Todes hat in München weite Kreise gewiß ebenso schmerzlich getroffen, als sein würtembergisches und badisches Heimathland. Aber auch er selbst

*) F. v. W., in der „Karlsruher Zeitung" Nr. 265, vom 11. Nov. 1875.

in seinem bescheidenen, dankbaren Sinne hat München nimmer vergessen. Ein Freund desselben hat es in der „Karlsruher Zeitung" ausdrücklich hervorgehoben, welch' großen Werth derselbe darauf gelegt habe, während seines Aufenthaltes zu München die reichen Schätze der königlichen Hof- und Staatsbibliothek für seine Studien benützen zu können, und wie er daselbst auch mit den Koryphäen der Universität und der Akademie der Wissenschaften und bildenden Künste im regsten Verkehre gestanden.

Hatte der einundsiebzigjährige Greis das neue deutsche Reich mit jugendlicher Begeisterung begrüßt, so sollten kaum drei Jahre vorübergehen, ohne daß er ein mit derselben jugendlichen Frische gearbeitetes Werk über dessen Verfassung der deutschen Nation als Angebinde entgegenbrachte. Es ist „das deutsche Reichsstaatsrecht, Rechtliche und politische Erörterungen" 1873, und das deutsche Volk hat allen Grund, dieses letzte Werk seines treuesten Sohnes als ein theures Vermächtniß zu verehren und seinen Inhalt auf's ernsteste zu beherzigen, gleichviel welches die Parteirichtung des Einzelnen sein möge.

Und nicht auf diese patriotische Thätigkeit allein glaubte er sich beschränken zu dürfen. Er übernahm auch noch ein Mandat zum deutschen Reichstage, welches ihm 1874 vom zweiten badischen Wahlkreis (Villingen-Donaueschingen) übertragen wurde.

Treu und fleißig kam der nun sechsundsiebzigjährige Patriot, Jüngere beschämend, seiner Pflicht im Reichstage nach. In der Regel stimmte er daselbst mit der nationalliberalen Partei, ohne sich jedoch derselben förmlich anzuschließen. Wichtige Angelegenheiten des Reichstags griff er heraus, um sie auch wissenschaftlich und erschöpfend zu erörtern. So besprach er in der Tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" 1874 die Reichstagswahlen, 1875 die Verhandlungen des Reichstages. Noch am 4. November 1875, nachdem er wenige Tage zuvor der Einberufung folgend nach Berlin geeilt war, besprach er sich einläßlich mit Dr. Völk über einen bei dem Reichstage einzubringenden Antrag auf einige Abänderungen des Wahlreglements, welcher sich auf jene soeben bezeichnete Abhandlung vom Jahre 1874 stützte, und versprach, den Antrag auf's kräftigste unterstützen zu wollen; nur selbst einbringen wolle er ihn nicht — so setzte er scherzend bei — als alter Mann, welcher beinahe die angenehme Ehre hätte, Alterspräsident zu sein. Am Morgen des nächsten Tages aber fand man ihn todt in seinem Bette.

„Sein Ende war seines ganzen Vorlebens würdig; mitten im Kampf für die Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes, für das er so viele Opfer hochherzig gebracht, ist der Edle aus unsrer Mitte geschieden. Sein Name wird für alle Zeit in der Geschichte Deutschlands und in der deutschen Staats- und Rechtswissenschaft fortleben." So ruft ein Freund und Berufsgenosse, Professor der Staatswissenschaft an der Universität München, Reichsrath von Pözl, dem Entschlafenen nach.

II.

Wenden wir uns jetzt zur Skizzirung der wissenschaftlichen Leistungen und Charakterisirung Mohl's überhaupt, insoweit dies nicht bereits im Vorstehenden

liegt, so haben wir zunächst den, alsbald nach seiner Anstellung an der Universität Tübingen herausgegebenen „Grundriß zu Vorlesungen über würtembergisches Staatsrecht" (1824), zu erwähnen, mit welchem er immerhin seltenes Zeugniß dafür ablegte, wie wohl vorbereitet er den Lehrstuhl betrat. Gleichzeitig war ihm Gelegenheit geworden, einen hervorstechenden Grundzug seines Wesens zu manifestiren, — das muthige, von Rücksichten jeder Art freie Eintreten für das einmal als Recht und Wahrheit Erkannte. Es geschah dies nämlich in einer Streitschrift gegen das Rechtsgutachten K. S. Zachariä's über die Ansprüche des Obersten d'Este auf die Erbfolge in Hannover. Aus der gleichen Zeitperiode besitzen wir auch ein äußeres Zeugniß von seinem Studium der englischen Zustände in einer Uebersetzungsarbeit: „W. G. Hamilton, Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik. Aus dem Englischen."

Eine äußerst interessante und zugleich liebenswürdige Gabe waren ferner die im Jahre 1840 herausgekommenen „Geschichtlichen Nachweisungen über Sitten und Betragen der Tübinger Studenten während des 16. Jahrhunderts".

Einer ganzen Reihe kleinerer Drucksachen, Gutachten, kritischer Erörterungen und Abhandlungen in den verschiedensten staatswissenschaftlichen, aber auch in allgemein juristischen Zeitschriften, z. B. selbst im „Archiv für Criminalrecht" können wir nur ganz im Allgemeinen gedenken. Hervorheben wollen wir nur, daß er seit langen Jahren besonders an der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" als Mitarbeiter und zuletzt als Herausgeber betheiligt war, ferner daß er 1844 die Tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" mitbegründete und bis zu seinem Tode mitredigirte.

Zeichnet sich Mohl in seinen Aufsätzen in Zeitschriften besonders durch den Muth und die Schneidigkeit aus, mit welcher er im Bedürfensfalle gegen eingewurzelte, gleichviel von welchen Autoritäten gelehrte Irrthümer zu Felde zieht, so vermissen wir selbst hier nicht die maßvolle, nur auf die Sache gerichtete, die Person aber ganz aus dem Spiel lassende Form, durch das fleißige, ja mühsame Bestreben, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Wie rastlos er in diesem Bestreben war, ersieht man vorzugsweise, wenn man frühere Ausgaben mit späteren, einzelne Aufsätze in Zeitschriften mit den Ueberarbeitungen vergleicht, welchen dieselben vor einer neuen Verwendung unterzogen waren. Es ist nämlich eine Eigenheit Mohl's, daß er einzelne Monographien aus früheren Jahren später in eine Art von System zusammenstellte und in einem Gesammtwerke erscheinen ließ, so z. B. in der „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" und besonders in seinem „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik".

Wir sagen: „in eine Art von System"; denn daß er durch diese Zusammenstellungen ein erschöpfendes und vollständiges System erreicht habe, hat er selbst nicht geglaubt, ja es ging gerade bei den soeben genannten beiden, unseres Erachtens größten und verdienstvollsten, Werken auch nicht einmal seine Absicht darauf und er hat es insbesondere in der Vorrede zur „Geschichte und

Literatur ꝛc." ausdrücklich erklärt, er habe deshalb den Titel: „In Monographien" gewählt, weil er nicht in der Lage gewesen sei, den ganzen Stoff erschöpfen zu können, und im Schlußworte bezeichnet er selbst die auf solche Weise gelassenen Lücken im Einzelnen. Aber auch dort, wo seine Absicht auf eine vollständige Erschöpfung des Stoffes gerichtet und die Einhaltung eines bestimmten straffen Systems nicht nur möglich sondern auch geboten war, und wo er sich auch sichtlich — oft im Uebermaße — bemühte, dieser Anforderung gerecht zu werden, hat er seinen Zweck wol nie erreicht. Ueberall fällt entweder ein Uebermaß oder — häufiger — Lücken- und Mangelhaftigkeit auf. Es ist ihm hieraus ein großer Vorwurf gemacht worden, und es ist dieser Umstand wol der hauptsächlichste Grund, warum Mohl's Werke nicht diejenige allgemeine Verbreitung gefunden, welche sie durch die Gediegenheit des Inhalts vollauf verdienen. Wir unsererseits legen auf jenen allgemeinen Mangel Mohl's im äußeren künstlerischen Gestalten — ein Mangel, welcher ihm auch in der Form seiner Katheder-vorträge sowol als seiner Parlamentsreden anklebte — in keiner Weise ein entscheidendes Gewicht und glauben, daß dieser zweifellose Mangel durch die innern Vorzüge seiner Aeußerungen in Wort und Schrift weitaus überwogen wurde.

Eigenthümlich ist es aber, daß Mohl gleichwol die wissenschaftlich-technische Forderung strenger Systematisirung nicht nur für vollständig berechtigt erachtete, sondern auch den Mangel darin und das Ueberwiegen der praktischen Rücksichten bei der äußeren Anordnung auf's schärfste rügte, wie solches z. B. insbesondere in seinem Urtheile über Rotteck und Blackstone hervortritt.

Vor Allem hervorstechend erscheint uns in den literarhistorischen Ausführungen Mohl's einerseits die ächt historische Gabe, sich auf den Standpunkt der betreffenden Zeit mit frischester Lebhaftigkeit zu versetzen, und andererseits das höchste Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl, wobei auch die tiefe Liebenswürdigkeit wahrhaft bestrickend wirkt, mit welcher er Charakterschwächen menschlich, wo nicht zu entschuldigen so doch zu erklären sucht. Als glänzende Beispiele müssen wir unter seinen Biographien von Staatsmännern aller Länder die von Schlözer, Gentz und die große Abhandlung über die Macchiavelli-Literatur hervorheben. Aus ähnlichen Gründen müssen wir auch das Urtheil Mohl's, dessen Ziel auf ein kräftiges deutsches Reich mit einer seltenen Klarheit und Bestimmtheit von jungen Jahren an gerichtet war, über einzelne Verdienste der früheren Kleinstaaterei, sowie die Rückhaltslosigkeit hoch anschlagen, mit welcher er nicht nur die an Oesterreich, sondern auch die an Preußen wahrgenommenen Flecken beleuchtet. Er erkennt es ebenso an, daß über die kurzsichtige „Staatspfiffigkeit" und die engherzige Selbstsucht eines Metternich und der gleichen vor- und nach-Metternich'schen Politik die Geschichte ihr Urtheil gefällt hat, als er die frühere ähnlich engherzige Politik in Preußen und die Hof-Rechtsphilosophie eines Stahl verdammt; und wenn er die einzelnen Parteien in Deutschland einem strengen Gericht unterzieht, so schont er dabei der eigenen am wenigsten.

Das jüngste und schlagendste Beispiel für die Auffassungsweise Mohl's bietet

sein „Deutsches Reichsstaatsrecht". Goldene Worte, besonders für die Systematiker um jeden Preis, hat er in der Einleitung desselben niedergelegt, wo er sagt:

„Es ist ein verkehrtes und bedenkliches Verfahren, wenn man damit beginnt (wie z. B. Seydel und Held thun), rein wissenschaftlich den Begriff des Staatenbunds und den des Bundesstaats, oder wie man sie sonst nennen will, zu bilden, vielleicht gar mit den ersten Anfangssätzen vom Staate und seinen Zwecken und Zielen zu beginnen, dem gewonnenen Ergebnisse aber, welches vielleicht von sehr zweifelhaftem und bestrittenem Werthe ist, die Verfassung und die Einrichtungen des deutschen Reiches unterzuordnen. Gar zu leicht kommt man auf diesem Wege dazu, theoretisch Ungehöriges zu mißhandeln oder zu unterschätzen, wol gar sein Vorhandensein zu leugnen. Das richtige Verfahren ist ein gerade entgegengesetztes. Es sind die einzelnen positiven Bestimmungen ehrlich und gründlich zu erklären, rechtlich und politisch zu würdigen, je nach ihrem Inhalte höher oder niederer, als Regel oder als Ausnahme zu ordnen; hierbei müssen die ausgesprochenen Absichten und Auffassungen der verschiedenen Factoren des gesetzgebenden Willens wohl erwogen und je nach ihrer äußern und innern Bedeutung zur richtigen Feststellung des Angeordneten oder auch blos Angestrebten verwendet werden; endlich ist aus diesen sicher gestellten und in ihre wahren gegenseitigen Verhältnisse gebrachten Bausteinen das Ganze zusammenzustellen, Niemandem zu Gefallen, Niemandem zu Leid. Dann erst mag Jeder, welcher Beruf und Lust dazu hat, rechtsphilosophische Vergleichungen anstellen, Lob und Tadel vom Standpunkte allgemeiner Lehren aussprechen. Welchen Werth dies Alles hat — und es kann sowol sehr hohen als gänzlich unbedeutenden haben —, kommt dann lediglich auf die Begabung des Einzelnen und auf seine Arbeit an; in der Sache selbst, nämlich im Wesen des Reiches, wird dadurch Nichts geändert."

Es würde den Raum der vorliegenden Arbeit bei Weitem überschreiten, wenn wir versuchen wollten, den Inhalt der wissenschaftlichen Thätigkeit R. von Mohl's im Einzelnen zu charakterisiren; wir mußten uns vielmehr, unserm gegenwärtigen Zwecke gemäß, darauf beschränken, in möglichst knappen Zügen die Hauptverdienste des großen Gelehrten und Staatsmannes insbesondere auf jenen Gebieten anzudeuten, auf welchen er als bahnbrechend oder den von ihm vorgefundenen Stand der Wissenschaft wesentlich umändernd oder bereichernd aufgetreten ist.

Zunächst haben wir darauf zurückzuweisen, wie er es war, welcher den Gesichtskreis für die Staatsrechtswissenschaften dadurch in höchst erfolgreicher Weise erweiterte, daß er schon in früher Jugend als Erster das amerikanische Staatsrecht für die politische Erwägung in Deutschland in trefflicher Weise zur Kenntniß brachte. Im nahen Zusammenhange damit vertiefte er sodann sein Studium in das englische Recht, und zwar in das gesammte englische Recht, und zog dasselbe, besonders die nach Seite der staatsbürgerlichen Freiheit musterhaften Staatseinrichtungen, in den Kreis seiner Vorträge und Schriften.

Zu den in ihrem Werthe für die spätere Wissenschaft mindestens zweifelhaften Besonderheiten aber rechnen wir vor Allem seine Aufstellung eines besondern Gesellschaftsrechts, welches zwischen Staatsrecht und Privatrecht einzuschalten und in einer Reihe neuer Wissenschaften besonders zu behandeln sei.

Aehnlich verhält es sich auch mit der Ansicht Mohl's über Zusammensetzung der Volksvertretung. Er schlägt nämlich vor, dreierlei Arten von Versammlungen je nach Besonderheit der gemeinsamen Interessen und ebenso nur eine Interessenwahl einzuführen, so daß Großgrundbesitzer, Kleingrundbesitzer,

Gewerbsleute, Handelsleute, Lohnarbeiter, die Kirchengesellschaften, die wissenschaftlichen und Kunstcorporationen, etwa auch Staatsdiener, endlich die Gemeinden je einzelne Wählerkreise bilden.

Sind gleichwol in den diesbezüglichen Ausführungen höchst beherzigenswerthe Einzelnerörterungen und Fingerzeige eingestreut, so ist dies in noch höherem Grade in seinen Ausführungen gegen das allgemeine Stimmrecht der Fall, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Ansicht Mohl's von einer sehr großen Zahl sowol von Staatsrechtslehrern als Politikern, darunter unzweifelhaft liberalen, getheilt wird. Uebrigens hatte sich diesbezüglich Mohl bereits im Jahre 1862 mit einem Seitenblick auf Frankreich sehr heftig ausgesprochen. Ein Freund des Zweikammersystems, wenigstens der deutschen ersten Kammern, ist aber Mohl nicht.

Eine hervorragende Eigenthümlichkeit Mohl's ist es, daß er mit aller Entschiedenheit, ja Wärme und mit einer Reihe an sich schwerwiegender Gründe auf eine parlamentarische Regierung nach dem Muster von England dringt und darin auch für Deutschland das einzige Heilmittel gegen den Dualismus und die Corruption sieht.

Unter der auffallenden Ueberschrift: „Uebereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespresse" stellte Mohl in seinem im Jahre 1868 erschienenen dritten Bande des „Staatsrechts ꝛc." eine Reihe von — gegen frühere Gewohnheit — ziemlich leidenschaftlichen und aphoristischen Urtheilen über Tagesfragen zusammen, welche zum Theil mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen in gar keinem Zusammenhange stehen und in fremde Gebiete übergreifen. So erklärt er sich z. B. hier nicht nur gegen die volle Emancipation der Juden, sondern auch für die Todes- und selbst für die Prügelstrafe — was wir unsererseits als ganz absonderliche Eigenthümlichkeiten, ja Unbegreiflichkeiten eines Mannes wie Mohl nur nebenbei erwähnen wollen.

Mit einer seltenen Klarheit und mit noch seltenerer Consequenz und Treue hingegen behandelt Mohl immer und überall die Verhältnisse der Presse im Allgemeinen und vor Allem die „Elementarforderung" der Preßfreiheit. Gerade bei diesen Erörterungen, besonders auch z. B. über die Kläglichkeit des kleinen deutschen Zeitungswesens kommt ihm sein überaus großes praktisches, im Detail veranschaulichendes Geschick zu Statten.

Im glänzendsten Lichte scheint uns aber die Unparteilichkeit des Urtheils in der großen, die deutsche Gegenwart noch heute, oder vielmehr gerade heute vorzugsweise bewegenden Frage des Verhältnisses des Staats zur Kirche hervorgetreten zu sein. Obwol Mohl nichts weniger als indifferent, vielmehr ersichtlich ein treuer und eifriger Sohn seiner — protestantischen — Kirche war, wüßten wir doch nicht, daß je einer der eine Legion bildenden Schriftsteller die ganze Frage mit größerer objectiver Ruhe in's Auge gefaßt, alle Gegengründe der gegenüberstehenden Partei mit größerer Vollständigkeit gesammelt und gerechter und billiger beurtheilt hätte, als er; und obwol unser eigener Standpunkt von dem Mohl's nicht unerheblich abweicht, glauben wir doch, daß seine überaus gründlichen Erörterungen noch weit über die Tage der Gegenwart hinaus ihren vollsten Werth, nicht am wenigsten für die ultra-

montane Partei selbst behalten werden. Der große Aufsatz, welchen wir hierbei zunächst im Sinne haben, ist veranlaßt durch jenen in der ersten badischen Kammer (1859—1860) erstatteten Bericht (s. oben S. 432), welcher enthalten ist im zweiten Bande des „Staatsrechts" 2c. (1862), wo er nicht weniger als 121 Großoctavseiten einnimmt.

Wir können hier selbstverständlich dem von Mohl entwickelten Gedankengange nicht folgen, sondern nur im Allgemeinen constatiren, daß, was das Recht betrifft, die von ihm gezogenen Schlüsse für die Ansprüche der katholischen Kirche viel günstiger sind, als im Allgemeinen von Seite der liberalen Partei, Referenten inbegriffen, je zugegeben werden dürfte, und welche im Ganzen und Großen auf den berühmten Cavour'schen Satz: „Freie Kirche im freien Staate!" hinauslaufen. Allein Mohl warnt die Curie, nicht zu sehr auf das starre Recht zu pochen, sondern den unabweislichen Cultur- und Rechtsstaatsforderungen der Gegenwart kluge Rechnung zu tragen, und freiwillig auf jedes Uebermaß zu verzichten, da ja der schließliche Ausgang des Streites nicht zweifelhaft sei. Der ebenso bescheidene als überzeugend motivirte Rath an die Curie dürfte um so beherzigenswerther sein, als sich die eine und andere Vorhersagung dieses noch vor dem Vaticanischen Concil geschriebenen Aufsatzes bereits jetzt erfüllt hat.

Im Reichsstaatsrechte (1873) kommt Mohl auf die Frage zurück. Hier führt er nun aus, daß manche Verstimmungen, welche in den Einzelnstaaten gegenüber dem Reiche annoch bestehen, ihre Heilung durch Zeit und Geduld finden werden. Anders stehe es mit der künstlichen Aufregung, welche durch den katholischen Clerus als Werkzeug der Jesuiten erregt werde.

„Es ist allerdings nicht Preußen und das neue Reich allein (so fährt Mohl wörtlich fort), gegen welche Haß und Ungehorsam gepredigt wird; auch alle andern Regierungen nehmen daran Theil, soweit sie sich nicht blind den unverschämtesten Forderungen beugen: allein in erster Reihe stehen doch Preußen und das Reich, namentlich seitdem sie sich, spät genug, aufgerafft haben aus einem jahrelangen, unbegreiflichen Schlummer und angefangen haben, ihre Rechte und ihr Dasein zu vertheidigen gegen Frechheit, Lüge und Bosheit. Hier ist denn auf Hilfe durch die Zeit oder auf Gewinnung der Gegner durch Billigkeit und Pflichterfüllung nicht zu hoffen; der offene, vaterlandslose Gegner muß unschädlich gemacht werden. Der Kampf mag schwer sein; allein er ist unvermeidlich, und am siegreichen Ausgange kann kein Zweifel sein."

So schreibt Mohl, welcher das Recht der Kirchen überhaupt und der katholischen Kirche insbesondere so günstig auffaßt, als es mit dem Bestande eines Staates irgend verträglich ist!

Wie Mohl die Aufgabe und Zukunft des Deutschen Reichs überhaupt beurtheilt, welchen Rath er da und dort aus dem reichen Schatze seines Wissens und aus lauterstem, Deutschland über Alles liebenden Herzen für die Weiterentwicklung der Reichsverfassung in diesem seinem letzten Werke gibt, das wird die deutsche Nation, gleichviel, ob man principiell überall einverstanden sein kann oder nicht, stets im Auge und jedenfalls in treuem Andenken zu halten haben. Auch den noch zu Zeiten des Bundes gemachten Vorschlag auf Errichtung einer „deutschen Akademie der Wissenschaften und Künste" wird man nicht vergessen dürfen!

An seinem Beruf als Lehrer der Jugend hing Mohl mit aller Liebe, und einer seiner Schüler schilderte die Art seines Vortrages wie folgt: „Wer wie

der Schreiber gerade in jenen Tagen nach der Katastrophe in Frankfurt 1849 Mohl's Vorträge über Encyclopädie der Staatswissenschaften, über deutsches Staatsrecht, über allgemeines Staatsrecht, über Polizeiwissenschaft, über Verwaltungsrecht hörte, weiß, daß sich in dieser Lehrwirksamkeit wissenschaftliche Schärfe, klare Durchdringung des Lehrstoffs, einfache und schmucklose Ausführung mit einer edeln, das Ganze beseelenden Gesinnung, im Geiste eines vernünftig fortschreitenden Liberalismus verbanden. Mohl war kein Lehrer, dem die glänzende Redegabe Häusser's zu Gebote stand, — seine frei gehaltenen Vorträge trugen vielfach die Spuren der Mühe der gleichzeitig vollzogenen Gedankenarbeit an sich, und vor Allem beherrschte sie im Gegensatze zum Schmucke der Redegewandtheit jener nüchterne, verstandesklare Ton, der jederzeit als der Grundzug seines Wesens hervortrat. Der Reiz seiner Lehrvorträge beruhte also nicht in der geistvollen Rhetorik und in den dialektischen Kunststücken, die damals Tausende von Zuhörern zu den Füßen Stahl's, des Theoretikers der reactionären Staatslehre, in Berlin versammelten, sondern in der ehrlichen Ueberzeugungstreue, in welcher Mohl das Gold seiner tief angelegten Gedankenarbeit als der Befürworter besserer, freisinniger Bestrebungen für kommende Tage zu verbreiten wußte."

Als Mohl, dem Rufe des Landesherrn folgend, hinfort in hohen und schwierigen Stellen des Staatsdienstes zu wirken hatte, blieb er, wie sehr sich auch seine äußere Lebensstellung geändert, doch in seinem Wesen nach wie vor ganz derselbe, und suchte auch jetzt noch belehrend zu wirken, wie und wo er konnte. Noch im höchsten Alter verkehrte „der alte freundliche Herr" gern in größeren geselligen Kreisen, besonders im eigenen gastfreien Hause, und galt überall als guter Gesellschafter, da er aus dem Schatze seines Wissens und den Erinnerungen seines Lebens gern und vortrefflich erzählte und bis zuletzt den lebendigsten Antheil an allen Bewegungen des geistigen und politischen Lebens nahm.

„Ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, ein Patriot von edelster Wärme vaterländischer Gesinnung, ein Mensch von unantastbarer Reinheit des Charakters, so wird überall, wo man Mohl's Namen mit Ehren nennt — und das geschieht weit hinaus über die Grenzen Deutschlands, ja unseres Welttheils — sein Bild, das der Geschichte angehört, in der Erinnerung der Mit- und Nachwelt festgehalten werden."

Mit diesen Worten schließt in der „Karlsruher Zeitung" ein vertrauter Freund des Entschlafenen seinen Nachruf. Wir aber wüßten kein passenderes Wort auf den Denkstein Desjenigen zu schreiben, dessen ganzes Leben, in Wort und That, in Beispiel und Lehre ein mannhafter, tapferer, treuer und — fügen wir hinzu — von Erfolg gekrönter Kampf für des deutschen Volkes „altes, gutes Recht" gewesen, als diese Verse seines eignen heimathlichen Dichters:

Ja, wenn wir auch von hinnen sind,
Besteh' es fort und fort
Und sei für Kind und Kindeskind
Des schönsten Glückes Hort!

Insectenfressende Pflanzen.*)

Von

Prof. Ferdinand Cohn in Breslau.

I.

Das Auge des Naturfreundes, das mit Wohlgefallen an dem Grün des Waldes, den bunten Farben der Wiese sich erfrischt, fühlt sich abgestoßen von der düstern Eintönigkeit, die über der Haide lagert; den traurigsten Anblick bietet die Moorhaide, welche im Norden Europa's unermeßliche Strecken bedeckt. Unzugänglich aller Cultur, bedroht ihr schwankender Boden selbst den flüchtigen Besucher mit der Gefahr des Versinkens in unergründliche Tiefe, und leicht begreifen wir, daß die Phantasie des Volkes, und von ihr erregt, der Genius des Dichters die öde Fläche mit den Spukgestalten der Unholdinnen bevölkert, die aus dem Moor auftauchen und im Nebel verschwinden. Aber für den Naturforscher und vor Allem für den Botaniker birgt selbst die Moorhaide reiche Schätze; zwischen dem fußhohen Buschwerk der Zwergbirken und Zwergweiden wählen sich seltene Orchideen ein sicheres Versteck; aus dem feuchten Grunde taucht das Volk der Wollgräser hervor, welche ihre kugligen Köpfchen gleich weißen Baumwollflocken auf schwanken Stielen tragen, und um die Stöcke der Riedgräser schlingt die Moosbeere ihre feinblättrigen Ranken, an denen rosenfarbene Blüthen und später scharlachrothe Beeren hervorsprießen. Das wunderbarste Pflänzchen aber unter den Bewohnern der Moorhaide führt den poetischen Namen des Sonnenthau (Drosera): auf den bleichen Polstern des Torfmooses lagern sich seine kreisrunden Rosetten, jede gebildet von 5—6 grünen Blättchen,

*) 1. Darwin, Charles, Insectivorous plants. London, John Murray. 1875.
2. Darwin, Charles, Insectenfressende Pflanzen. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart, Schweizerbart. 1876.
3. Oudemans, C. A. J. A., De Bekerplanten. Amsterdam 1865.
4. Hooker, John Dalton, The carnivorous habits of plants, Address in the Department of Zoology; and Botany; British Association, Meetingat. Belfast, Aug. 21. 1874.
5. Cohn, Ferdinand, Ueber die Function der Blasen von Aldrovanda und Utricularia, August 1874 in „Beiträge zur Biologie der Pflanzen", Bd. I. Heft 3, und Vortrag in der botanischen Section der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Breslau. 23. Sept. 1874.
6. Morren, Ed., Note sur le Drosera bineta Labill. Bruxelles 1865.

die in Gestalt und Größe den Löffelchen gleichen, welche wir den Mokkatäßchen beizulegen pflegen. An der Spitze eines flachen Stielchens sitzt die runde, hohle Blattfläche, deren Rand, gleich dem Saum des Augenlids, von langen Wimpern eingefaßt ist. Aber die Wimpern der Sonnenthaublätter sind scharlachroth, eine jede ist von einem purpurnen Köpfchen gekrönt, einer feinen Stecknadel vergleichbar; ähnliche Wimpern mit rothen Köpfchen erheben sich von der ganzen Oberfläche des Blattes, so daß dieses an ein flaches Nadelkissen erinnert, dessen Rand mit längeren und dessen Mitte mit kürzeren Stecknadeln in zierlichen Reihen besteckt ist; man zählt im Durchschnitt auf jedem Blatt des Sonnenthau etwa 200 Wimpern. An den sämmtlichen Köpfchen haften kleine Tröpfchen, und im Sonnenschein glitzern die Pflänzchen des Sonnenthau mit ihren grünen Blattflächen, den purpurnen Wimpern und den funkelnden Thauperlen an ihren Spitzen gleich dem köstlichsten Geschmeide. Aus der Mitte der Blattrosette erhebt sich der Blüthenschaft, kaum spannenhoch, scharlachroth, von der Stärke einer Stricknadel; im oberen Drittel trägt er ein halbes bis ganzes Dutzend zierlicher Blümchen. Aber nicht leicht ist es, die Blüthe des Sonnenthau zu beobachten; denn nur im Sonnenschein breiten sich die weißen Blumensterne aus; eine Wolke verhüllt auf einen Augenblick die Sonne, und sofort ziehen sich die zarten Blumenblätter zurück hinter den Schutz des grünen glockigen Kelches. Während so die Blüthen des Sonnenthau wunderliche Empfindlichkeit gegen den Lichtreiz verrathen, scheinen seine Blättchen durchaus unempfindlich; der Wind streicht durch die Haide, die Blätter, dem Boden angedrückt, bleiben unerschüttert; ein Regenschauer trifft sie mit schweren Tropfen, die zarten Wimpern rühren sich nicht. Aber siehe! nun schwebt eine kleine Mücke über die Haide; mit den feingeschliffenen Facetten ihrer Augen erspäht sie die glänzenden Tröpfchen auf dem Sonnenthau, und nun läßt sie sich nieder auf eine der Wimpern am Rande eines Blättchens und versucht mit dem Rüssel den verlockenden Trank einzuschlürfen. Aber in demselben Moment fühlt sie sich festgehalten; denn nicht Thau ist es, der auf den Köpfchen perlt, sondern ein klebriger Saft, in dem die zarten Glieder des Thierchens einsinken. Sofort wittert dasselbe Gefahr; aber wenn es auch mit all' seiner Kraft die Beinchen hebt, so bewirkt es nichts, als den zähen Tropfen in einen Faden auszuziehen, der bald wieder auf sein Köpfchen zurücksinkt. Und nun geräth das Blatt in eine seltsame Unruhe; seine Wimpern richten sich langsam, aber unaufhaltsam empor, die nächststehenden zuerst, die anderen nach der Reihe. Unter unsern Augen vergrößern sich die Tropfen, die aus den rothen Köpfchen hervorgepreßt werden, als wässre der Pflanze der Mund im Vorgefühl einer leckeren Mahlzeit; die Wimpern beugen sich an ihrem Grunde und wenden ihre Spitzen gleich einem starrenden Lanzenwalde wider ihre Beute, die in der Todesangst rastlose, aber vergebliche Anstrengungen zur Befreiung macht. Schon hat eine der Nachbarwimpern das zuckende Opfer am Nacken gepackt; eine zweite drückt das rothe Köpfchen an seinen Rücken; zwei, drei kommen von den Seiten hinzu; in wenig Minuten ist das Thierchen von einem Dutzend Wimperköpfchen angefaßt; bald ist es von ihren Tropfen überflossen, erstickt und ertränkt. Nun wird der todte Körper von den äußeren Wimpern wie von Hand zu Hand fortgeschoben, bis er in die

Mitte des Blättchens zu liegen kommt; in Kurzem richten sich sämmtliche Wimpern so, daß sie ihre Köpfchen fest an den Leib des Opfers anpressen; nicht ein starres Pflanzenblatt glauben wir vor uns zu sehen, sondern einen Polypen, der mit kräftigen Fangarmen seinen Raub erfaßt und verschlingt; wir begreifen es, wenn Darwin die Wimpern des Sonnenthau geradezu als Fangarme bezeichnet. Im Verlaufe einer halben Stunde hat sich auch die ganze Blattfläche gleich einer geschlossenen Hand über die Beute zusammengefaltet und entzieht die weiteren Vorgänge den Blicken des Beobachters. Wenn nach ein paar Tagen das Blatt sich wieder öffnet, sind von dem getödteten Thierchen nur noch verstümmelte Reste, Flügel, Beinschienen, Schalenringe übrig geblieben; alle Weichtheile sind verzehrt; die reichliche Flüssigkeit, in der das Opfer ertränkt worden, ist verschwunden, die Wimperköpfchen sind trocken. Erst nach einigen Stunden, während die Fangarme wieder gewissermaßen in Schlachtordnung sich auslegen, erscheinen auch die Thautröpfchen wieder, und nun ist das Blatt gerüstet, eine neue Beute einzufangen, zu tödten und zu verzehren.

Es war im Juli 1779, als ein Arzt in Bremen, Dr. Roth, zum ersten Male die kleine Tragödie vor seinen Augen abspielen sah, die ich soeben geschildert. Nichts ist spannender, nichts auch leichter zu beobachten; denn der Sonnenthau ist in unsern Torfsümpfen äußerst verbreitet, und um ihn im Zimmer lebend zu erhalten, ist nichts weiter erforderlich, als die Pflänzchen sammt dem Torfmoos, in dem sie wurzeln, in einen Teller zu setzen und das letztere hinreichend feucht zu halten, im Uebrigen die Pflanzen der Sonne auszusetzen und von Zeit zu Zeit mit kleinen Insecten zu füttern. Man glaubt in der verkehrten Welt zu sein, wo der Hase den Jäger verfolgt, das Lamm den Wolf frißt. Wir finden es selbstverständlich, daß die wehrlose Pflanzenwelt alle Mißhandlung und Verheerung von Seiten der Thiere stumm über sich ergehen läßt, und daß die Insecten, von der Raupe bis zur Made, von der Heuschrecke bis zum Käfer, es am schlimmsten treiben. Und nun beobachten wir ein Gewächs, eines der zartesten und unscheinbarsten, das sich tapfer zur Wehr setzt, auf eigene Faust als Freischärler gegen die Erbfeinde zu Felde zieht und seine Opfer, die es mit Sprenkel und Leimruthe in den Hinterhalt gelockt, mit cannibalischer Grausamkeit nicht blos tödtet, sondern auch gleich auffrißt. Man hat auf einem einzigen Sonnenthaublättchen die Ueberreste von dreizehn gemordeten Insecten gefunden.*)

*) Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle einen Bericht darüber anzureihen, wie Goethe die soeben geschilderten Thatsachen in sich aufnahm. Ich entlehne denselben einem noch ungedruckten Manuscript des als Gartendirector zu Eisenach im Jahre 1850 verstorbenen Dr. Friedrich Gottlieb Dietrich, welches mir durch die Güte des Vicepräsidenten am hiesigen Appellationsgericht, Dr. Belitz, übergeben wurde und uns den Dichter in seinen wissenschaftlichen Studien unter neuer, höchst anziehender Beleuchtung zeigt. Auf der Reise nach dem Karlsbad in Gesellschaft des Major v. Knebel begriffen, war Goethe am 20. Juni 1785 zufällig dem siebzehnjährigen Dietrich auf dem Burgweg bei Jena begegnet, wie er, mit der Botanisirtrommel auf dem Rücken, von einer botanischen Excursion zurückkehrte; er hatte ihn angehalten, ihm Namen und Merkmale der gesammelten Pflanzen abgefragt, und nachdem er ihn als erfahrenen Pflanzenkenner erprobt, ihm ohne Weiteres die Frage gestellt, ob er ihn sofort als Botanikus nach Karlsbad begleiten wolle, was Dietrich mit Freuden annahm. Die Reise führte über Neustadt an der Orla und Wunsiedel; am 29. Juni

Einen seltsamen Genossen findet der Sonnenthau in einer Pflanze, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem der Waldsümpfe entdeckt wurde, die nahe der Ostküste von Nordamerika an der Grenze der baumwollenberühmten Staaten von Nord- und Süd-Carolina, etwa unter dem 34 ° N. B., meilenweit sich hinziehen. Auf den ersten Blick stellt sie sich als eine kräftigere Schwester des Sonnenthau dar; ihre Blätter, an breite, keilförmige Stiele geheftet, sind nahezu kreisrund im Umriß, etwa von der Größe eines Zwanzigmarkstücks, in der Mitte längs zusammengefaltet, die beiden Hälften gegeneinander geneigt, gleich einer klaffenden Auster oder einem halbgeöffneten Buche. Auf der Innenseite erheben sich aus der Mitte jeder Blatthälfte drei Stacheln, scharf wie Dolche, während der äußere Blattrand in etwa zwanzig lange, dünne Spitzen ausgezogen ist. Wenn über die grüne Blattrosette der schlanke Blüthenschaft aufsteigt und die großen weißen Blumendolden entfaltet, so begreift man es, daß der Londoner Kaufmann John Ellis, welcher zuerst in Europa die seltene Pflanze von einem amerikanischen Freunde lebend erhielt und ihre Merk-

---

wurde der Ochsenkopf, einer der höchsten Berge des Fichtelgebirges (1014 m.) bestiegen. Zwischen Ochsenkopf und Schneeberg liegt die Seelohe, ein tiefer Spalt, dessen kaum 100 Schritt breite Sohle moorig ist, während die Wände schroff aufsteigen; an ihrem Südostende befindet sich eine 150 Schritt lange Bruchstrecke, mit schwankender Torfdecke, der Ueberrest des ehemaligen, sagenberühmten Fichtelsee. Wir lassen nun Dietrich selbst erzählen:

„Auf einem ziemlich hohen Berg, dem sogenannten Ochsenkopf, sahen wir in einer nur wenig tiefer liegenden, von grotesk geformten Felsen umschlossenen Bergwiese einen purpurrothen Fleck, der schon in der Ferne Bewunderung erregte. Goethe sagte: das ist mir ein unerklärbares Phänomen, wir wollen hinabgehen und an Ort und Stelle die Sache näher betrachten und genau untersuchen. Da wir an der Stelle ankamen, fanden wir einen Sumpf (Torfmoor) mit torfliebenden Laubmoosen dicht angefüllt. Auf diesen Torfmoosen hatte sich die kleine Drosera rotundifolia L., in ungeheurer Menge angesiedelt und die andern Gewächse verdrängt, so daß fast der ganze Torfmoor wie mit einem Purpurteppich bedeckt erschien. Die Wurzelblätter dieser niedlichen Pflanze breiten sich stern- oder rosettenförmig auf den Torfwiesen aus, sind roth, gestielt, kreisrund, löffelförmig ausgehöhlt, die Oberfläche, sowie die Stiele mit rothen reizbaren Drüsen verziert, und besonders des Morgens mit einer glänzenden Feuchtigkeit, gleichsam wie mit Thau überzogen, daher der deutsche Name Sonnenthau (Ros solis Bauh. pin.). Zwischen den Blättern erhebt sich ein zarter aufrechter Schaft, der wenige kleine weiße Blumen trägt, die eine meist einseitige Endähre bilden .... Häufig kam auch eine kleine zierliche Pflanze vor, Vaccinium Oxycoccus L., deren fadenförmige Stengel auf den Torfmoosen liegen und mit lieblichen, rothen Blumen sich schmücken. Beide Pflanzen, die ich mit Moosballen aus dem Sumpfe hob und zur näheren Anschauung und Beobachtung vorzeigte, gewährten den Herren große Freude und belehrende Unterhaltung: Goethe, der damals sein Werk (Versuch die Metamorphose der Pflanze zu erklären) angefangen hatte, suchte sich näher mit den Pflanzen zu befreunden, nahm eine Drosera rotundifolia in die Hand und sprach sich über die wunderbare Gestalt und regelmäßige Stellung der mit reizbaren Drüsenhaaren bekränzten Blätter belehrend aus, insonderheit über die Irritabilität (Reizbarkeit) der Pflanzen im Allgemeinen. Wir fanden einige Sonnenthaupflanzen, in deren Blättern kleine Insecten von den Drüsenhaaren eingeschlossen waren, und bemerkten zugleich, daß, so lange die eingeschlossenen Insecten leben und durch die Bewegung ihres Körpers und der Füße die Drüsen reizen, die Haare desto kräftiger und fester sich zusammenziehen und nicht eher wieder aufrichten, bis das Insect getödtet ist. Auch hat man versucht durch sanftes Berühren der Drüsen mit einer Borste die Reizbarkeit zu erregen ....“

(Dr. Friedrich Gottlieb Dietrich, Leben und Wirken im Felde der Literatur und auf der Reise mit dem Geheimrath von Goethe als Botanikus, dann in England, Schottland u. a. (Manuscript.) Erster Abschnitt. Beobachtung und Erforschung der Natur auf Reisen mit Herrn von Goethe. §. 15.)

würdigkeiten in einem berühmt gewordenen Briefe an Linné vom 23. Septbr. 1769 beschrieb, dieselbe der Göttin der Schönheit (Venus Dione) weihte und als Blume der Venus, Dionaea, bezeichnete. Eine seltsame Reizbarkeit besitzen die Blätter der Dionaea; man kann sie schütteln, stechen, zwicken, mit Wasser übergießen, ohne daß sie sich rühren; sobald man aber einen der sechs Stacheln mit einem Strohhalm auch nur leise anstößt, so schließt sich im Nu das Blatt, gleich einer berührten Muschel oder einem zusammengeschlagenen Buche; doch nach ein paar Stunden öffnet es sich wieder und kann von Neuem gereizt werden.

Einen wunderbaren Zauber übt die Dionaea auf Alles, „was da kreucht und fleugt", ohne daß wir sagen könnten, worin derselbe eigentlich besteht; denn die Oberfläche ihrer Blätter ist trocken, und es fehlen die verführerischen Tropfen, mit denen der Sonnenthau seine Opfer ködert. Da wir aber auch sonst beobachten, daß lebhafte Farben der Blätter und Blumen große Anziehung auf das Insectenvolk ausüben, so können wir immerhin annehmen, daß ihre Augen ein besonderes Wohlgefallen an der Pracht der Dionaea-Blätter finden, auf deren grünen Schildern Hunderte von purpurnen Körperchen, jedes in 28 Felder auf das zierlichste eingetheilt, wie facettenreiche Rubinen auf einem Geschmeide prangen. Aber wehe dem geflügelten Tannhäuser, der den Reizen dieser echten Venusblume nicht zu widerstehen vermag; kaum hat er vorwitzig Rüssel oder Beine in die klaffende Spalte der halbgeöffneten Blätter hineingesteckt, so stößt er auch an eine der sechs inneren Spitzen, und sofort schlagen die Blattflächen über ihm zusammen, die langen Zähne des Blattrandes greifen ineinander und bilden einen Verschluß gleich den verschränkten Fingern gefalteter Hände. War es ein kleiner Wicht, der sich fangen ließ, so entschlüpft er wol zwischen den Stäben des Gefängnisses; war es ein besonders kräftiger Gesell, so vermag er vielleicht, nachdem er sich vom Schreck erholt, die Zähne des biegsamen Geheges auseinander zu sprengen. Wer aber nicht im ersten Moment die Freiheit wieder gewonnen, ist unrettbar verloren. Wie in jenen Kerkern der Inquisition die Decke sich herabließ, um den Gefangenen langsam zu Tode zu drücken, so pressen sich allmählich, aber mit unaufhaltsamer Gewalt, die Wände des geschlossenen Blattes aufeinander und zerquetschen das Opfer, gleichviel ob es eine feiste Spinne, ein bunter Schmetterling, ein Ohrwurm, Assel oder Tausendfuß gewesen. Ellis wollte sogar gesehen haben, daß das Blatt, um jeden Befreiungsversuch zu vereiteln, im Momente des Schließens die sechs messergleichen Spitzen seinem Gefangenen in's Herz stoße, als sei es eine jener eisernen Jungfrauen, die wir in der Folterkammer von Nürnberg mit Schaudern betrachten. Dem ist jedoch nicht so; kein „coup de grâce" macht dem Todeskampf des Opfers ein schnelles Ende; die sechs Spitzen sind am Grunde mit Gelenken versehen und legen sich um, sobald sich das Blatt zusammenfaltet; wol aber ergießt sich aus den rothen Körperchen in's Innere der geschlossenen Blattflächen ein reichlicher, ätzender Saft, welcher alle Weichtheile des Thierchens rasch auflöst. Nach acht bis vierzehn Tagen ist nur das unverdauliche Hautskelet übrig geblieben; erst dann öffnet das Blatt sich wieder, seine Oberfläche ist völlig trocken geworden, die Falle ist wieder aufgespannt und frischer Beute gewärtig.

Vor hundert Jahren ahnte man kaum, daß der Sonnenthau des Wesermoors und die Dionaea des creolischen Sumpfes ganz nahe mit einander verwandt, daß sie Glieder einer und der nämlichen Familie, und höchst wahrscheinlich Nachkommen eines gemeinschaftlichen Ahnen sind, in dessen ganzem Geschlecht sich die Todfeindschaft gegen die Insecten seit unendlichen Generationen forterbt, wie einst in der Familie des Karthagischen Hannibal der Haß gegen den römischen Erbfeind. Heut wissen wir, daß in der Familie der Droseraceen sämmtliche Mitglieder, die in sechs Geschlechter und mehr als hundert Sippen vertheilt, über die ganze Erde, von Lappland bis zum Cap der guten Hoffnung und von Canada bis zum Feuerland zerstreut sind, jedes einzelne meist auf einen engen Bezirk beschränkt, alle mit gleicher Energie, wenn auch mit verschiedenen Waffen, den Vertilgungskrieg gegen die Insecten führen. Ich will nur noch eine einzige aus dem Stamme der Droseraceen anführen, weil deren Geschichte mit meiner Schlesischen Heimath näher verknüpft ist.

Etwa vor dreißig Jahren entdeckte Apotheker Hausleutner in einem Teiche bei Ratibor ein Pflänzchen, das bis dahin den Spüraugen der Schlesischen Botaniker entgangen war; seine spannenlangen, dünnen Stengelchen schwimmen auf dem Wasser und tragen in kurzen Zwischenräumen Quirle zarter Blättchen; an der Spitze jedes Blättchens sitzt, von sechs feinen Borsten umgeben, ein Bläschen, in Form und Größe einem kleinen Linsensamen gleichend; meist mit Luft gefüllt, scheinen diese Bläschen der Pflanze als Schwimmblasen zu dienen. Man ermittelte bald, daß der Findling eine Verwandte des Sonnenthau sei, deren Anwesenheit in Schlesien man freilich nicht vermuthen konnte, da ihre eigentliche Heimath die Gewässer des Südens, von Italien bis Indien und Neu-Holland sind; nach einem römischen Principe, der im sechzehnten Jahrhundert als Mäcen der Naturforscher und selbst als zoologischer Schriftsteller sich verdient gemacht, führt sie den Namen Aldrovanda; sie ist seitdem in mehreren Teichen von Oberschlesien, doch niemals nördlich von Oppeln aufgefunden worden. Als ich im Jahre 1850 die Oberschlesische Aldrovanda genauer untersuchte, stellte sich heraus, daß die scheinbaren Schwimmblasen nur Miniaturcopien der nahe verwandten Dionaeablätter seien: zirkelrunde Blättchen, die in der Mitte zusammengefaltet sind und die feinen Zähnchen des Randes in einander verschränkt haben. Aber erst im Sommer 1873 machte der jetzige Garteninspector Berthold Stein in Innsbruck auf einer Excursion, die er zur Beobachtung der Aldrovanda nach einem ihrer heimathlichen Teiche bei Rybnik unternommen, eine überraschende Beobachtung, die allen früheren Beobachtern entgangen war: im warmen Sonnenschein sind die Blättchen der Aldrovanda nicht blasenartig geschlossen, sondern vollständig geöffnet; mit einer Nadel berührt aber schlagen sie augenblicklich zusammen, so daß die Nadel selbst zwischen den geschlossenen Lippen des Randes festgehalten und erst nach vierundzwanzig Stunden beim Oeffnen des Blattes fallen gelassen wird. Als ich nun im folgenden Sommer hier in Breslau Aldrovandapflanzen in ein Glasgefäß setzte, in welchem zahllose kleine Wasserkrebse umherschwammen, fand ich am folgenden Morgen in jedem Bläschen ein, zwei oder mehrere dieser Thierchen eingeschlossen; offenbar hatten die lüsternen Geschöpfe in den fremden Pflanzen ein leckeres Futter erwartet und waren

ahnungslos in die offenen Fallen gerathen; man konnte sie tagelang unruhig in ihren festgeschlossenen Gefängnissen umherschwimmen sehen, die sie lebendig nicht wieder verlassen sollten.

In den letzten Jahren hat man noch drei andere Familien kennen gelernt, welche den Krieg gegen die Insecten als Lebensberuf betreiben. Die Familie der Utricularien oder Blasenkräuter ist häufig in unseren Teichen durch zarte Pflanzen vertreten, deren Blätter, in haarfeine Zipfel wurzelähnlich gespalten, auf dem Wasser schwimmen, während zur Blüthezeit ein Schaft mit schönen, in gelb und blau gemalten Lippenblumen sich in die Luft erhebt. An den Blättern sitzen zahlreiche rundliche, grüne oder blaue Blasen, von der Größe kleiner Pfefferkörner, inwendig hohl, mit einer Oeffnung an der Seite, welche durch eine von oben herabhängende Klappe verschlossen ist; vor der Oeffnung befinden sich schleimige Härchen, die vermuthlich einen Köder für Wasserinsecten enthalten. Schaarenweise gehen diese kleinen Thierchen der gefährlichen Lockspeise nach, heben dabei unversehens die leicht einwärts sich öffnende Klappe; sobald sie aber in's Innere der Blase gerathen, verschließt die Klappe, die nach Außen sich nicht öffnen läßt, ihnen den Rückweg. Hierdurch lassen sich jedoch Andere nicht abhalten, bald darauf dem gleichen Schicksal zu verfallen, und ich habe im Sommer 1874, wo ich zuerst diese Beobachtung machte, in einzelnen Blasen eine ganze Menagerie von kleinen Wasserkrebsen, Mückenlarven und anderen Wasserthierchen eingeschlossen gefunden, die vergeblich den Ausweg aus ihrem grünen Kerker suchten; sie alle waren nach wenigen Tagen dem Tode rettungslos verfallen; später findet man nur ihre leeren Schalen, die Weichtheile sind völlig aufgezehrt.

In prächtiger Rüstung zieht die Familie der Sarracenien und Nepenthen wider die Insecten zu Felde; ihre Blätter sind in große Becher umgewandelt, in denen sie ihren Feinden tödtlichen Trank kredenzen. In einem Sumpfe der Californischen Sierra Nevada, nicht weit von dem schneebedeckten Mount Shasta, wurde im Jahre 1851 durch einen deutschen Naturforscher, Dr. Hülse, die Darlingtonia gefunden, die den Namen eines Pensylvanischen Botanikers verewigt; sie treibt aus dem Boden ein Bündel ellenhoher, grüner, weißgefleckter Schläuche, die oben durch einen gewölbten Helm mit zwei orangerothen, weit abstehenden Flügeln verschlossen sind; der Helm ist geräumig genug, um ein Hühnerei aufzunehmen; zwischen seinen Flügeln befindet sich eine kleine Oeffnung; der Grund der Schläuche ist mit Flüssigkeit erfüllt, in welcher man stets Schaaren todter Nachtschmetterlinge antrifft; sie hatten in der dunklen Höhlung kühlen Schutz gesucht, aber gleich den Gefangenen in den Pozzi des Venetianischen Dogenpalastes, den Tod im Wasser gefunden.

Verwandte der Darlingtonia sind die Sarracenien, die in sieben Arten die Sümpfe auf der Ostseite von Nordamerika, von Canada bis Florida bewohnen; ihre Schläuche sind schlanken Trichtern oder Trompeten vergleichbar, bei einigen Arten bis zu 75 Centimeter lang, oben offen und mit abstehendem Deckel versehen, prächtig grün, weiß und rosa gefleckt, oder mit purpurnem Adernetz geziert; ihr Name erinnert an einen französischen Arzt, Dr. Sarrasin, der gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die ersten Exemplare aus Quebeck

nach Paris geschickt hatte. Linné hatte gemeint, die Sarracenia bewahre in ihren Schläuchen Wasser für dürstende Vögelchen; in Wirklichkeit verlockt sie unzählige Insecten in den feuchten Tod. Denn während dicht unter der Oeffnung sich ein etwa 1 Centimeter breiter Gürtel mit Honigseim befindet, ist die ganze Höhlung des Schlauches glatt und glänzend, und leicht gleitet ein Insect, durch den Nectar verführt, hinab in die wassererfüllte Tiefe; nadelartige Spitzen, die schief abwärts gerichtet, auf der ganzen Innenseite sich erheben, machen dem Opfer den Rückweg unmöglich. Mit ähnlicher List ködert die Heliamphora (Moorbecher) ihre Beute, welche der deutsche Reisende Richard Schomburg 1838 in einem Hochgebirgssumpf von Britisch Guyana entdeckte; zahllose Widerhaken sind auf der inneren Fläche der trichterförmigen Schläuche in solcher Richtung aufgepflanzt, daß sie dürstenden Thierchen leicht den Weg zu dem Wasser am Boden gestatten, jeden Versuch der Rückkehr aber entgegensträubend vereiteln. In Sümpfen an der Südwestspitze von Neuholland wohnt der Cephalotus, der eine Anzahl rundlicher Becher mit zierlichen, purpuraderigen Deckelchen wie auf einem Präsentirteller in einen Kreis gestellt hat; in dem Safte, der sie bis zur Hälfte anfüllt, findet man große Mengen ertrunkener Ameisen. Das wunderbarste Geschlecht aber unter den Becherpflanzen führt den Namen Nepenthes; mit diesem Worte bezeichnete einst der alte Homer den kummerstillenden Trank, den die schöne Helena ihrem Gemahl in goldener Kanne darreicht. Die Heimath der bis jetzt bekannten 21 Nepenthesarten sind die feuchten Urwälder auf den pflanzenreichen Inseln des indischen Oceans südlich vom Aequator, von Madagaskar und Ceylon bis nach Borneo, Neu-Guinea und Neu-Caledonien. Wer je in den Gewächshäusern der englischen Großen oder in den internationalen Gartenausstellungen die von englischen Gärtnern mit besonderer Meisterschaft gezogenen Schauexemplare der Nepenthesarten bewundert hat, wird die üppigen, hochstengligen Kletterpflanzen nicht vergessen, mit den grünen, Dracaenen ähnlichen Blättern, die in lange Ranken auslaufen; von den Enden der um Baumzweige geschlungenen Ranken hängen prachtvolle, lichtgrüne, purpurfleckige Kannen herab bis zu 50 Centimeter Länge. Am oberen, zierlich einwärtsgerollten, fein gezirkelten und gerieften violett, braun oder rosenroth schillernden Rande der Kanne ist, wie in unseren Bierkrügen, an beweglichem Charnier ein Deckel befestigt, purpur, blau und rosa geädert, und am Gelenk mit einem spornähnlichen Anhängsel versehen. Den Boden der Kanne füllt bis zur Mitte reichliche klare Flüssigkeit; Rand und Deckel triefen von Honigsaft. Ein lecker bereitetes Mahl scheinen diese Pflanzen den Insecten anzubieten und festlich geschmückt zum Besuche einzuladen; doch ist es das Gastmahl der Borgia, das den sorglosen Gästen bereitet ist; denn die Innenfläche der Kanne ist glatt und schlüpfrig, mit blauem Wachsüberzug gleichsam gebohnert, und leicht fallen die Thierchen auf den Grund des Bechers, in dessen vergifteter Flüssigkeit sie ertränkt und aufgezehrt werden. Eine Nepenthesart hat die Oeffnung ihres Bechers mit Widerhaken bewaffnet, so daß selbst ein nach Nectar lüsterner Colibri den Ausweg nicht finden könnte; andre Arten entwickeln zweierlei Becher; ihre schlanken Stengel kriechen auf weite Strecken am Boden hin und stellen auf den Grund große bauchige Pokale, von deren purpurgesäumtem Rande

zwei breite Flügelsäume, gleich Kämmen, abwärts verlaufen; dann aber klettern die Stengel, in dichtem Gerank aufsteigend, hinauf in die Kuppeln der höchsten Bäume und hängen nun schlankere Becher an langen Ranken an die Aeste, als machten sie gleichzeitig Jagd auf das Wild, das an der Erde kriecht und in den Lüften fliegt.

II.

Seltsame Beobachtungen sind es, die wir hier über die insectenfangenden Pflanzen zusammengestellt haben, und man sollte meinen, dieselben hätten vor Allem das Interesse der Botaniker lebhaft in Anspruch nehmen und zu weiteren Forschungen anregen müssen. Dem war aber durchaus nicht so. Die Roth'schen Entdeckungen über den einheimischen Sonnenthau blieben über siebenzig Jahre vergessen und bezweifelt, bis mein zu früh verstorbener Freund, Professor Milde in Breslau, sie im Jahre 1852 auf's Neue bestätigte; hierdurch angeregt, veranlaßte ich meinen damaligen Schüler, den jetzigen Professor Dr. Nitschke in Münster zu einer gründlichen Untersuchung des Sonnenthau, welche in den Jahren 1854 und 1860 veröffentlicht, bei Weitem das Beste ist, was bisher über Bau und Leben dieser Pflanze bekannt war. Ebenso vergingen siebenzig Jahre, ehe die Mittheilungen von Ellis über Dionaea von einem Geistlichen, Dr. Curtis, berichtigt und ergänzt wurden, welcher in Wilmington, der Hauptstadt des nördlichen Carolina ansässig, die Gelegenheit zur Untersuchung der seltenen Pflanze in ihrer benachbarten Heimstätte glücklich benutzte. Vierunddreißig Jahre später kam ein in derselben Gegend wohnhafter Naturforscher, Dr. Canby, auf den Gedanken, die Dionaea statt mit Insecten mit Rindfleisch zu füttern; es fand sich, daß auch dies von den Blättern aufgezehrt werde; drei Jahre später wiederholte eine amerikanische Dame, Mrs. Treat, den nämlichen Versuch mit dem nämlichen Erfolg an den Blättern des Sonnenthau. Alle diese Beobachtungen fanden jedoch bei den Botanikern von Fach nur geringe Beachtung, und es mag als bezeichnend hervorgehoben werden, daß das „Lehrbuch der wissenschaftlichen Botanik" von Prof. Julius Sachs, welches anerkanntermaßen den gegenwärtigen Standpunkt dieser Naturwissenschaft am vollkommensten vertritt, noch in der vierten, im Jahre 1874 erschienenen Auflage weder des Sonnenthau, noch der Dionaea oder einer der Becherpflanzen auch nur mit einem Worte gedenkt. Jede Wissenschaft hat eine Art Rumpelkammer, wo alles Das bei Seite gestellt wird, was in den wohlgeordneten Räumen des Lehrgebäudes nicht recht Platz findet; in eine solche Rumpelkammer wurden auch die wunderlichen Mähren von den „fleischfressenden Pflanzen" verwiesen, da dieselben mit Allem in Widerspruch zu stehen schienen, was wir sonst vom Leben der Gewächse wußten.

Ein neues Ansehen gewann die Sache, als Darwin sie in die Hand nahm. Darwin vereinigt die beiden Eigenschaften, die nur in ihrer Verbindung den großen Naturforscher machen. Denn zu einem solchen gehört vor Allem Gedankenklarheit, welche die Widersprüche und Dunkelheiten der früheren Beobachter zu durchleuchten, in dem Unwesentlichen und Zufälligen das Wesentliche und Nothwendige, in den regellosen Einzelheiten das allgemeine Gesetz zu er-

kennen vermag. In diesem Sinne war auch Goethe ein großer Naturforscher, als er in der „verwirrenden Fülle des Blumengewühls" das verborgene Gesetz der Pflanzenmetamorphose enthüllte und in genialen Aussprüchen über Morphologie und Entwicklungsgeschichte der lebenden Wesen neue fruchtbare Ideen der Naturwissenschaft zuführte. Aber zu einem vollendeten Naturforscher gehört auch die Fähigkeit, durch Versuche und Beobachtungen mit unermüdlicher Ausdauer und scharfsinniger Methode zweifellose Thatsachen in so großer Zahl herbeizuschaffen, daß dadurch dem Gedankenbau ein zuverlässiges Fundament unterbreitet wird.

Daß Darwin in der Selbständigkeit, Kühnheit und Tiefe seiner Ideen von keinem jetzt lebenden Forscher überragt wird, ist allbekannt; hat doch die an seinen Namen geknüpfte geistige Bewegung der ganzen Weltanschauung unserer Zeit eine neue Richtung gegeben. Daß er auch als Entdecker, als Experimentator und Beobachter ein Meister ersten Ranges ist, war zwar den Fachgenossen längst bewußt; nirgends vielleicht aber hat er dies glänzender bewiesen, als in seinem im vorigen Jahre erschienenen Buche über insectenverzehrende Pflanzen, dessen Lectüre, trotz der schmucklosen Einfachheit seines Stils, jeden Freund der Natur gleich dem spannendsten Roman fesseln wird. Es sei mir gestattet, über Darwin's Forschungen hier einen flüchtigen Ueberblick zu geben, um an einem Beispiel zu zeigen, wie durch den gestaltenden Genius eines großen Meisters die werthlosen Bausteine, welche frühere Werkleute planlos herbeigeschafft, in neuem Geist bearbeitet und zu einem bewunderungswürdigen, die Zeiten überdauernden Bau zusammengefügt werden. Unsere Betrachtungen sollen sich hauptsächlich auf den Sonnenthau beschränken, dem ohnehin die größere Hälfte des Darwin'schen Buches gewidmet ist.

Wir wissen bereits, daß kleine Thiere von den Blättern des Sonnenthau gefangen, getödtet und in kurzer Zeit aufgezehrt werden; aber folgt daraus, daß sie wirklich von der Pflanze verdaut, und zu deren Ernährung verwendet werden? Erst Darwin hat den Beweis geliefert, daß die Blätter des Sonnenthau ganz in der nämlichen Weise ihre Speise verdauen, wie unser eigener Magen. Bekanntlich werden im Magen die Bissen von einem Saft durchtränkt, der von den in den Magenwänden verborgenen Magendrüsen während der Verdauung ausgeschieden wird; dieser Saft enthält zwei Stoffe, von deren gleichzeitiger Mitwirkung die Verdauung abhängt: eine geringe Menge Salzsäure, und einen unter dem Namen Pepsin bekannten Stoff, ein sogenanntes Ferment, welches die Kraft hat, selbst das hartgekochte Eiweiß oder Fleisch rasch zu verflüssigen. Die durch den Magensaft aufgelösten Speisen werden dann von den Magenwänden vermittelst der Lymphgefäße eingesogen und gelangen in die Blutbahn, um, in Blut verwandelt, den Körper zu durchströmen, zu ernähren und zu beleben. Darwin entdeckte, daß die Tropfen, welche an den Wimperköpfchen der Sonnenthaublätter hängen, von diesen selbst ausgeschieden werden; mit Recht bezeichnet er daher diese Köpfchen als Drüsen. So lange das Blatt hungert, enthalten diese Tropfen weiter nichts, als einen Klebestoff, um ein Insect oder eine andere Nahrung festzuhalten. Sobald aber ein fremder Gegenstand am Tropfen haftet, so ändert sich sofort die chemische Beschaffenheit desselben; er wird stark sauer, der Druck des fremden Körpers übt einen Reiz auf die Drüsen

aus; in Folge dessen scheiden dieselben Buttersäure und Ameisensäure aus, den nämlichen ätzenden Stoff, vermittelst dessen nicht blos die Ameise ihren Biß, sondern auch die Brennnessel die winzigen Wunden vergiftet, welche die spröden Haare ihrer Blätter in die darüber streifende Hand einritzen. War nun der fremde Gegenstand ein Glassplitter oder sonst ein unauflöslicher Körper, so hat es dabei sein Bewenden; war es aber ein Thierchen oder ein anderer nahrhafter Bissen, der die Köpfchen des Sonnenthau reizte, so wird nicht nur die Menge der sauren Ausscheidung außerordentlich vermehrt, so daß die Tropfen unter unsern Augen wachsen, sondern es wird nunmehr durch die Drüsen auch noch Pepsin ausgeschieden, und nun ist die Flüssigkeit gleich dem Magensafte zusammengesetzt. Indem endlich das ganze Blatt sich über der gefangenen Beute fest zusammenschließt, verwandelt es sich gewissermaßen in einen temporären Magen, in dessen Höhlung durch den Verdauungssaft die Weichtheile des Thierchens aufgelöst, in flüssiger Form von den Drüsen eingesogen und zur Ernährung der Pflanze verwerthet werden. Das Blatt der Dionaea beginnt überhaupt erst dann die flüssige Ausscheidung, wenn Speise mit seiner Innenseite in Berührung gekommen; jene rothen Körperchen, welche wir auf der Blattoberfläche bemerkten, sind die Drüsen, die jedoch in nüchternem Zustande gar nichts absondern; auch muß der Bissen feucht sein, damit etwas davon eingesaugt werden kann; erst der Reiz der Speise veranlaßt überaus reichliche Ausscheidung des Verdauungssaftes, welcher Pepsin und eine Säure enthält, und in der festgeschlossenen Blatthöhle, wie in einem Magen, selbst größere Käfer und Spinnen leicht verdaut. Auch in den Flüssigkeiten, welche die Becher der Sarracenien und Nepenthes füllen, ist eine Aepfel- und Citronsäure und ein pepsinartiges Ferment nachgewiesen worden, und gleich wie man in dem Magensafte eines Thieres auch außerhalb seines Körpers Fleisch auflösen kann, so hat man auch mit der abgezapften Flüssigkeit der Nepentheskannen künstliche Verdauungsversuche erfolgreich angestellt.

In der Verdauungskraft können die zarten Blättchen des Sonnenthau es beinah mit dem Straußenmagen aufnehmen; denn nicht nur der lebende Muskel eines Insects, auch das rohe, das gekochte, das gebratene Fleisch von Kalb oder Rind wird leicht verdaut; Würfel von hartgekochtem Eiweiß verlieren in wenig Stunden ihre scharfen Ecken und Kanten und werden in einigen Tagen von den Blättern völlig aufgesogen; scharfer Käse, zäher Knorpel, fader Leim, stickstoffhaltige Pflanzensamen, Blüthenstaub, ja Knochensplitter und sogar der diamantharte Schmelz der Zähne widerstehen nicht, wie Darwin's Versuche zeigen, der auflösenden Verdauungskraft dieser Blätter. Aber nur kräftige, zumeist animalische Kost wollen sie; mehlige, fette, süße, saure Stoffe werden verschmäht; reicht man dem Sonnenthau einen Bissen fetten Fleisches, so wird das Fleisch verzehrt und das Fett übrig gelassen. Auch darf man dem Blatte nicht zu große Bissen bieten, sonst bleibt der Rest unverdaut und geräth in Fäulniß; das Blatt selbst wird erst gelb, dann schwarz und stirbt meist an den Folgen der Indigestion; auch kann ein Blatt nicht zu rasch hintereinander seine Mahlzeiten halten, mehr als drei bis viermal ist es überhaupt nicht zu fressen im Stande.

Während so in der niedern Sphäre der Verdauung der Sonnenthau und seine Verwandten merkwürdige Uebereinstimmung mit den Thieren zeigen, so nähern sie sich denselben in einer höheren Region des Lebens in noch überraschenderer Weise. Wir wissen bereits, daß die Wimpern oder Fangarme des Sonnenthau es augenblicklich empfinden, wenn ein Thierchen sich auf ihren Köpfchen niedergelassen und daß sie in Folge dessen Bewegungen vollziehen, welche in ebenso kräftiger, als zweckmäßiger Weise den Widerstand der gefangenen Beute bändigen und sie zum Fraße vorbereiten. Sämmtliche Bewegungen der Fangarme kommen dadurch zu Stande, daß dieselben sich an ihrem Grunde, wie die Finger der Hand in ihren Gelenken beugen; Alles, was Beugung der Fangarme zur Folge hat, wird als Reiz bezeichnet.

Bei den Thieren werden verschiedene Organe durch verschiedene Reize erregt; das Auge ist unempfindlich gegen Schall, aber es wird durch das Licht gereizt; bei dem Ohr verhält es sich umgekehrt; auf der Zunge erregen Flüssigkeiten, in der Nase Dämpfe den Reiz; die Haut ist für Wärme und Tasteindrücke empfänglich. Darwin stellte sich daher zuerst die Frage: Wie verhalten sich die Fangarme des Sonnenthau zu verschiedenen Arten der Reize?

Sofort zeigte sich, daß dieselben gegen Licht und Schall vollständig unempfindlich sind, sie sehen nicht und sie hören nicht. Wärme dagegen steigert die Reizbarkeit bis zu einem gewissen Grade; bei 43° C. beginnen die Wimpern sich etwas zu bewegen; bei 46° werden sie schnell eingebogen; bei 54° tritt zeitweise Lähmung ein, doch erholen sie sich wieder; verweilen sie längere Zeit bei 60°, so werden sie getödtet, 65° bringt ihnen sofortigen Tod. Aehnlich wirkt Elektricität; von schwachen elektrischen Schlägen getroffen, beugen sich die Wimpern, durch starke Entladungen werden sie augenblicklich getödtet.

Das Schütteln des Windes, das Benetzen des Regens hat keine Wirkung, ebensowenig ein- und selbst zweimalige Berührung der Köpfchen mit einem Stäbchen, selbst wenn diese mit besonderer Kraft geschieht; wird aber das Köpfchen drei- oder mehrmal hintereinander, wenn auch nur leise berührt, so beugt sich die Wimper. Viel kräftiger, als momentane Berührung, wirkt andauernder Druck eines fremden Körpers, der auf das Köpfchen aufgelegt wird; es ist kaum zu begreifen, für welch geringes Gewicht die Wimpern empfindlich sind. Die feinsten Glassplitterchen, Federfäserchen, Kreidestäubchen veranlassen Bewegung: allerdings erst dann, wenn sie durch den Tropfen auf den Scheitel des Köpfchens selbst hinabgesunken sind. Darwin zerschnitt ein Menschenhaar in die kleinsten Schnitzel und fand, daß ein Theilchen von $^1/_5$ Millimeter Länge, das höchstens $^1/_{1200}$ Milligramm schwer sein konnte, auf ein Köpfchen gelegt die Wimper zum Beugen reizte. Auf dem empfindlichsten Organ des Menschen, auf der Zungenspitze würde ein solches Stäubchen gar keinen Eindruck machen.

Noch kräftiger aber als feste Körper reizen flüssige Stoffe, welche von den Köpfchen eingesaugt werden können, vor allem solche, welche, animalischer Natur, von den Blättern verdaut werden.

Je nahrhafter der Stoff, desto rascher erfolgt die Beugung, die er veranlaßt, und desto länger bleiben die Wimpern eingebogen. So wirkt Fleisch weit energischer, als Gelatine, fast ebenso kräftig wie Fleisch ist die Abkochung von

grünen Erbsen oder frischem Kohl; Heuabkochung ist minder wirksam. Aber auch das Ammoniak, jene Stickstoffverbindung, welche nicht im lebendigen Körper, sondern im Gegentheil bei der Verwesung und in vielen chemischen Processen gebildet wird, und die das wichtigste Nahrungsmittel der Pflanzen ist, wirkt als ein überaus kräftiger Reiz, selbst in homöopathischster Verdünnung. Darwin ermittelte durch eine große Zahl scharfsinnig ausgesonnener und genau ausgeführter Versuche, daß von kohlensaurem Ammoniak $^1/_{4000}$ Milligramm, von salpetersaurem $^1/_{10,000}$, und von phosphorsaurem Ammoniak gar $^1/_{30,000}$ Milligramm ausreicht, um die Wimper des Köpfchens, von welchem diese Stoffe eingesaugt werden, bis zum Centrum des Blattes zurückzubeugen. Auch der Dampf des Ammoniak ist ein kräftiger Reiz; die Dämpfe des Kampher dagegen, die des Aether, Chloroform und die gasförmige Kohlensäure narkotisiren die Blätter und machen sie für einige Zeit empfindungslos; an die Luft gebracht erholen sie sich wieder; verweilen sie zu lange in den tödtlichen Gasen, so sterben sie ab. Merkwürdigerweise erregt flüssiger Alkohol in den Blättern keinen Rausch, und die sogenannten Alkaloide, Chinin, Strychnin, Curare, Morphium, welche so energisch unsere Muskeln und Nerven erregen, haben auf die Pflanze keine merkliche Wirkung; selbst das furchtbare Gift der Cobra-Schlange ist nur ganz gelinde reizend. Sonderbar ist auch, daß alle Natronsalze die Wimpern kräftig beugen, sonst aber unschädlich sind, während die ihnen so ähnlichen Kalisalze keine Bewegung veranlassen, dagegen aber giftig sind; daß die Verbindungen der Erden in der Regel gar keine Wirkung ausüben, die der Metalle dagegen zu sehr starker Beugung reizen und zugleich sehr giftig sind, daß die Blätter durch Essig-, Klee- und Benzoesäure vergiftet werden, während Salz-, Gerb-, Weinstein-, Ameisen- und Apfelsäure nicht giftig sind; man müßte eine besondere Pharmakopoe ausarbeiten, meint Darwin, um all' die seltsamen Wirkungen der verschiedenen Stoffe auf den Sonnenthau aufzuführen.

Eine Wimper wird jedoch nicht blos dann zu Bewegungen angeregt, wenn ihr eigenes Köpfchen, sondern auch dann, wenn eine benachbarte Wimper, oder wenn überhaupt eine Wimper des nämlichen Blattes auf die eine oder die andere Art gereizt worden ist. Daher kommt es, daß oft alle Wimpern eines Blattes sich einwärts beugen, wenn sich ein Insect auch nur auf einem einzigen Köpfchen gefangen hat. Hier muß der Reiz sich centrifugal nach allen Richtungen fortpflanzen, gleich den Wellenkreisen, die ein in's Wasser geworfener Stein veranlaßt; die nächsten Wimpern werden am frühesten gebeugt, die andern um so langsamer, je entfernter sie stehen; je weiter aber der Reiz sich ausbreitet, desto mehr verliert er an Stärke. Merkwürdig ist, daß alle Wimpern sich nach der Stelle hinbeugen, von welcher der Reiz ausgeht, gleich als würden diese Fangarme sich des Ortes bewußt, wo ihre Hilfe zur Festmachung der Beute benöthigt ist. Darwin setzte gleichzeitig zwei kleine Insecten nahe an die entgegengesetzten Ränder eines Sonnenthaublattes, und siehe da! die Wimpern ordneten sich so, daß die eine Hälfte sich nach rechts, die andere sich nach links beugte, als hätten sie nach planvoller Uebereinkunft sich auf die zweckmäßigste Weise in die doppelte Arbeit theilen wollen.

Wenn dergleichen Erscheinungen bei höheren Thieren beobachtet werden, so nimmt das Niemand Wunder; die Thiere besitzen ja Nerven, welche der Empfindung fähig sind, und Muskeln, welche in Folge eines von den Nerven empfangenen Reizes sich zusammenziehen und mehr oder minder zweckmäßige Bewegungen zu Stande bringen. Darwin hat sich die Frage gestellt, ob nicht in den Blättern des Sonnenthau eine Organisation vorhanden sei, die den Muskeln und Nerven der Thiere vergleichbar ist. Das Ergebniß war verneinend; weder die Blattfläche, noch die Fangarme zeigen eine Zusammensetzung, die von der anderer Pflanzen verschieden ist; sie bestehen aus den nämlichen Zellen, und wir müssen daher annehmen, daß in diesen Zellen gleichzeitig der Sitz der Reizbarkeit und der Bewegung sei; d. h. die Zellen selbst müssen sich in Folge äußerer Reize unmittelbar in einer bestimmten Richtung zusammenziehen und gleichzeitig ihre Bewegung durch Fortleitung des Reizes auch auf die benachbarten Zellen übertragen. Einige Schriftsteller haben die Vermuthung ausgesprochen, als falle eine besondere Rolle bei der Reizleitung den Spiralgefäßen zu, welche in Bündel vereinigt, in der Blattfläche als netzförmiges Geäder verlaufen, einzelne Aeste in die Fangarme eintreten lassen, und diese bis zu den Köpfchen ihrer ganzen Länge nach durchziehen. Darwin widerlegt diese Vermuthung durch einen sinnreichen Versuch, indem er durch einen Schnitt den Zusammenhang der Gefäßbündel in der Blattfläche des Sonnenthau oder der Dionaea trennt, ohne daß dadurch die Fortleitung des Reizes eine Unterbrechung erleidet. Es zeigen daher diese Blätter vollständige Uebereinstimmung mit den niedersten Thieren, Infusorien und Hydroidpolypen, deren Gewebe auf äußere Reize sich zusammenziehen, ohne daß in denselben Muskeln und Nerven gesondert sind.

Wenn in einem Nerven die Empfindung von den äußeren Sinneswerkzeugen nach dem Centralorgan, dem Gehirn, wenn umgekehrt ein Willensact vom Gehirn nach den Gliedern fortgeleitet wird, so können wir zwar durch unmittelbare Beobachtung nicht ausmitteln, was hierbei vorgeht; aber wir zweifeln nicht daran, daß der Nervenleitung eine materielle Veränderung in den Nerven, eine Bewegung ihrer kleinsten Theilchen in ähnlicher Weise zu Grunde liegt, wie dies bei der Leitung des Schalls, des Lichts, der Elektricität von der Physik anerkannt wird. Darwin machte in den Fangarmen des Sonnenthau die wunderbare Entdeckung, daß hier die Leitung des Reizes unter dem Mikroskop sichtbar ist. Die Zellen, aus welchen diese Organe vom Köpfchen bis zum Grundgelenk zusammengesetzt sind, sind mit rothem Saft gleichmäßig ausgefüllt, so lange das Organ sich im Gleichgewichtszustand befindet; in demselben Augenblicke aber, wo ein äußerer Reiz dieses Gleichgewicht erschüttert, beginnt der rothe Saft in den Zellen sich dem Mikroskop vor den Augen des Beobachters in größere und kleinere Klumpen zusammenzuballen, deren Zahl, Gestalt und Größe in ununterbrochener Veränderung begriffen ist; jetzt fließen zwei oder mehrere kleine Ballen zu einer größeren Masse zusammen, jetzt zerfällt umgekehrt ein rother Ballen in wenige oder in sehr viele Tropfen; die Veränderungen, die sich mit den unaufhörlichen Wandlungen der Wolkengestalten vergleichen lassen, währen in einer Zelle so lange, als die Nachwirkung des Reizes andauert. Und mit derselben Geschwindigkeit, mit der der Reiz selbst von dem Köpfchen

einer Wimper nach ihrer Basis hinabsteigt, und von hier in umgekehrter Richtung zu den benachbarten Wimpern sich fortpflanzt, verbreitet sich auch die Zusammenballung des rothen Saftes von Zelle zu Zelle, von dem Gewebe des Köpfchens, in dem sie zuerst sichtbar wird, nach dem Grunde der Wimper und erst, wenn das Blatt völlig wieder ausgebreitet und die letzte Reizwirkung erloschen ist, hört auch die Zusammenballung auf, und der rothe Saft erfüllt wieder gleichmäßig die Zellen. Die Entdeckung der Zusammenballung oder Aggregation, durch welche gewissermaßen die Empfindung selbst sichtbar wird, ist eine der größten biologischen Entdeckungen der neuesten Zeit.

Aber noch eine andere Entdeckung von höchster Bedeutung verdanken wir, wenn auch nur indirect, der Anregung des großen Forschers. Seit den Epoche machenden Untersuchungen von Dubois Reymond wissen wir, daß im lebenden Muskel der Thiere ein elektrischer Strom thätig ist; denn wenn man das eine Ende eines Metalldrahtes, welcher um einen Galvanometer gewunden ist, mit der Oberfläche eines frischen Muskels, das andere mit dem Querschnitt desselben in Verbindung setzt, so lenkt der elektrische Muskelstrom die Magnetnadel des Galvanometers aus ihrer Richtung, und kann dadurch nicht blos nachgewiesen, sondern auch in seiner Stärke gemessen werden. Sobald aber in Folge eines Reizes der Muskel sich zusammenzieht, erlischt der elektrische Strom, und die Nadel kehrt in ihre ursprüngliche Lage zurück. Darwin veranlaßte nun im Jahr 1874 den berühmten Physiologen der Londoner Universität, Professor Burdon Sanderson, zu einer Untersuchung, wie sich in dieser Beziehung das Blatt der Dionaea verhalte, und siehe da! als ein solches Blatt zwischen die Poldrähte des Galvanometers eingeschaltet wurde, zeigte die Magnetnadel sofort eine Ablenkung, kehrte aber in demselben Momente in ihre frühere Lage zurück, wo durch Berührung eines der sechs inneren Stacheln das reizbare Blatt plötzlich zusammenklappte. So ist es erwiesen, daß eine Art von elektrischem Muskelstrom sich durch die Blätter der Dionaea bewegt. —

Ich komme zum Schluß; es lag nicht in meiner Absicht, den Gegenstand zu erschöpfen; insbesondere der Nachweis, in wie weit Darwin's Entdeckungen in den früheren Beobachtungen über Ernährung, Reizbarkeit und Bewegung der Pflanzen eine Ergänzung und Erläuterung finden, würde eine besondere ausführliche Behandlung beanspruchen, die den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten müßte. Auch ist noch zu kurze Zeit seit dem Erscheinen des Darwin'schen Buches verstrichen, als daß sich schon jetzt dessen ganze Tragweite übersehen ließe. Als kühner und genialer Pfadfinder, wie er sich stets bewährt, hat Darwin die Wissenschaft auf eine neue Höhe geführt, von der sich ungeahnte Horizonte in unabsehbare Weite ausbreiten; es wird späteren Forschungen überlassen bleiben, die Grenzen des neu entdeckten Gebietes abzustecken und dasselbe im Einzelnen zu durchwandern. Ein Gedanke aber läßt sich schon jetzt als ein gesicherter Gewinn der Wissenschaft erkennen, der freilich schon längst durch die übereinstimmenden Forschungen der Neuzeit vorbereitet worden ist: die von der Schule her gebräuchliche Eintheilung in zwei streng geschiedene Naturreiche, welche von ganz verschiedenen Gesetzen beherrscht werden, in ein Reich der Pflanzen und ein Reich der Thiere, ist künstlich und widernatürlich; es gibt nur ein einziges

Reich des Lebens, das von den einfachsten Anfängen in unzähligen Zwischenstufen sich zu den höchsten Bildungen erhebt, überall aber denselben Grundgesetzen unterworfen ist; keine neuen Kräfte, keine abweichenden Daseinsbedingungen treten auf, indem wir von den niedersten Pflanzen zu den höchsten Wesen aufsteigen; der Baum des Lebens ist ein einziger und einheitlicher, der seine Wurzeln in den bewußtlosen Gestaltungen der Pflanzen ausbreitet, in den Stämmen der Thiere sich zu vollkommneren Formen mit klarerem Bewußtsein entwickelt, und im Menschen mit seiner, das Unendliche umfassenden Gedankenwelt die höchsten Blüthen auf Erden entfaltet.

Literarische Rundschau.

Memoiren einer Idealistin.

Memoiren einer Idealistin. Drei Bände. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1876.

Einer Idealistin! Ist es nicht unbescheiden, sich selber so zu bezeichnen? Heutigen Tages wol nicht; denn es gilt heutigen Tages nicht für rühmlich, ja kaum wünschenswerth, Idealist zu sein oder dafür zu gelten. Wer aber darf als Idealist bezeichnet werden? Zunächst, wer eine allgemeine Idee festhält, wer ein Programm an die Dinge heranbringt und die Bewahrheitung des innerlich Vorgefaßten von den Erscheinungen der Welt erwartet oder auch in die Erscheinungen der Welt hineinträgt; wer die Belehrung nicht von der Erfahrung hofft, nicht von erhärteten Thatsachen, sondern auf die gegebene Welt aus der reinen Idee heraus zu wirken strebt und die reine Idee in allem Concreten zu erwecken sucht. Der Idealist bewirkt, mit der entsprechenden Kraft ausgestattet und in die Gunst der Verhältnisse versetzt, die großen Wandlungen der Geschichte; der Idealist gleicht dem Magnet, der dem angezogenen Eisen nicht den Magnetismus mittheilt, sondern im Eisen vorhandenen Magnetismus zur Action weckt.

In gewissem Sinne kann man den Idealismus ein Vorurtheil nennen, wie jede andere vorgefaßte Meinung; er hat aber das Recht einer nicht willkürlichen, sondern einer nothwendigen Voraussetzung, weil nur der, der in sich die Wirkung der idealen Motive erkennt und ausbildet, in der objectiven Welt die gleichen oder ähnlichen zu erkennen vermag. Das Ideal ist ein Normalmaß, das, wenn es auch in den Dingen der Welt nie absolut erscheint, dennoch das Wirkliche und das Berechtigte ist. Es gibt keinen Normalmenschen, auch gesundheitlich genommen. Dennoch ist das Ideal der Gesundheit ein Wirkliches, und sind die Variationen daran zu messen.

Ist der Idealist darum ein Schwärmer? In der Bezeichnung Schwärmer ist ausgedrückt, daß Dinge erwartet werden, für die kein zureichender Grund vorhanden ist. Der Idealist baut seine Erwartungen auf einen zureichenden Grund und übersieht nur die Hinderungen, die Abschwächungen, die Bedingtheiten durch andere mitwirkenden Kräfte und Zustände.

Der Idealist strebt zunächst, das Ideal seiner selbst zu bilden, die in ihm selbst erkannte Natur zu ihrer reinen und vollen, vom Widerstreite der Welt nicht gebrochenen und verbogenen Ausgestaltung zu bringen, und von einem ethischen Pathos bewegt will er dies nicht nur zum Selbstgenuß der Selbstvollendung, sondern zur Wirkung für Andere.

Frivolität und Egoismus sind die schärfsten Gegensätze des Idealismus. Die Frivolität betrachtet ihn mit souveränem Hohn als eine Verirrung, der Egoismus dagegen bemitleidet ihn, gelindesten Falls, als einen phantastischen, altväterischen Luxus. Frivolität und Egoismus sind aber in der Regel derart eins, wie der posi-

tive und negative Pol der Elektricität. Pah! wer wird sich so viel Mühe mit seiner Selbstgestaltung geben und sich um das Wohl Andrer kümmern und abmühen, während man sich's mit dem, was man ist, was man hat und was die gegebene Welt darbietet, so wohl sein lassen kann?

Wer so denkt, dem wird das vorliegende Buch mit der Fülle seiner Gedanken und Empfindungen nichts bieten. Wer aber sich freut, eine redliche, an sich selbst arbeitende und für Andere hilfbereite Natur kennen zu lernen, dem wird viel geboten in diesem offenherzigen Buch.

Die Verfasserin verdient den Namen einer Idealistin, sie läßt sich nicht irren und nicht verwirren, sie sucht der inneren Berufung in jeglicher Lage getreu zu bleiben, dienend, helfend und aufopfernd und dabei doch treulich ihr Selbst bewahrend, sie kennt kein Compromiß, kein Pactiren mit realen Interessen und Bedingungen, kein Genügen am momentanen Erfolg, keine Sättigung am Heute, kein Vertragen mit der Halbheit.

Muß man große Thaten vollzogen, Werke von bedeutendem Inhalt vollbracht haben, um sich das Recht geben zu dürfen, die Geschichte seines Lebens zu schreiben? Die Verfasserin könnte erwidern: Wenn mir auch nichts Besonderes gelungen, ich war in eine so bewegte Zeit gestellt, daß ich das Recht und sogar die Pflicht habe, das Erschaute festzuhalten. Es ist aber noch mehr. Dies Buch ist die offenherzige Entwicklungsgeschichte eines Kindes unsrer Zeit und zwar eines solchen, dem der volle Muth der Wahrhaftigkeit eingeboren war.

Eine starke, muthige Frauenseele ringt sich aus der politischen, aus der socialen und religiösen Tradition los. Wenn einst die Gegenwart Vergangenheit sein wird (und ein großer Theil der hier geschilderten Gegenwart ist bereits Vergangenheit), dann wird man den Pulsschlag einer ruhelos suchenden Generation aus diesen mit gedrungener Energie gehaltenen Aufzeichnungen erkennen. In der Schichtenlagerung, aus der die heutige Gestalt des geeinten Vaterlandes erstanden und erwachsen ist, bildet die revolutionäre Periode, in der die Gemüther von Eruptionen das neue Leben erwarten mußten, und in welcher Viele in Kerkern und im Exil zu Grunde gingen, die jüngste Lagerschichte. In Büchern, wie diese Memoiren, sehen wir den lebendigen Drang noch heißflüssig vor uns. Die ganze, die allseitige Erkenntniß unsrer nächsten Vergangenheit ist aber in den vorliegenden Memoiren keineswegs gegeben. Sie sind keine objective Darstellung, sie sollen es auch nicht sein, sie sind ein subjectives Zeugniß, aber ein auf vollem Wahrheitsgrunde ruhendes Zeugniß. Aus mehrer Zeugen Mund wird die Wahrheit kund. Wenn neben Solchen noch Andere erstehen, die von anderen Augenpunkten aus das hier geschilderte Leben fixiren, dann wird eine Synopsis der Begebenheiten ermöglicht, wie sie endlich die geschichtliche Wahrheit erheischt.

Man wird bei diesem Buche an die Memoiren der Oberhofmeisterin Gräfin Voß erinnert. Dort eine lange Reihe der Geschichtsperiode vom Hofe aus gesehen; hier eine Culmination längst vorbereiteter Entwicklung wahrgenommen, mitten aus dem Volke heraus, aus den bewegten Haufen, aus dem hin und her Drängen. Die Idealistin steht mitten im Tumult der Straße, sie tritt den Verirrungen und den Opfern der Volksbewegung nahe, klopfenden Herzens lebt sie alles mit, und mit theilnehmendem und von großen Gesichtspunkten aus gefaßtem Blicke sucht sie es darzustellen.

Die Frau in der Revolution ist das Grundthema dieses merkwürdigen Buches. Eine Revolution vollzieht sich, zunächst im persönlichen und subjectiven Leben, und die Heldin — man darf die Verfasserin so nennen — wird naturnothwendig und schicksalsbestimmt in die Revolution des allgemeinen Lebens versetzt, in die religiöse, politische und sociale.

Der erste Band, der die Entwicklungsgeschichte eines jungen adligen Fräuleins, Tochter eines kurhessischen Ministers, darstellt, hat eben durch diese Entwicklung des Individuums jenen höheren Reiz, den das Wachsen und Entfalten immer vorzugs-

weise für sich hat. Besonders anzuerkennen ist, daß die Verfasserin, hier wie im weiteren Verfolge, strenge dabei bleibt, nie mehr wissen zu wollen und nie mehr darzugeben, als was sich ihrem natürlichen Augenpunkt darstellt. Die Ministerstochter, die in geschlossener Kutsche dahinfährt, die den Krawall miterlebt, ergänzt ihre Wahrnehmungen nicht aus allgemein bekannten gedruckten Quellen, sie hält sich discret und fest in dem Nichtwissen von Vielem, und eben diese Beschränkung gibt festes Leben. Auch in ihrer religiösen Befreiung verfolgt sie die Wirkung des ihr zufällig sich Darbietenden. — Einzelne Partieen dieses ersten Bandes sind von bewunderungswerther Meisterschaft, sie geben das persönliche Empfinden und die sociale und landschaftliche Umgebung wie Melodie und Instrumentalbegleitung. Beispielsweise sei hier auf die Schilderung im Schloßgarten zu Homburg vor der Höhe mit der Erinnerung an Hölderlin und als Parallele hiezu die Schilderung des Friedrichshains in Berlin mit den Gräbern der Märzgefallenen erwähnt.

Vom zweiten Bande an handelt es sich nicht mehr um Entwicklung des Charakters. Dieser ist in sich fertig und hat sich an der Sprödigkeit des großen Weltlebens zu bewähren, an den Mächten des Widerstandes, die noch eine besondere Härte erhalten durch die Empfindungen der Flüchtlingschaft, die eine permanente Eigenart der Isolirung erzeugen und daneben eine auf den Grundton der Emigration gebannte Stimmung. Das Exil gibt eine Mischung von Empfindlichkeit und Trotz, von Selbstvertrauen und dumpfer Resignation, von Uebermuth und Untermuth. Bald heißt der Wahlspruch: die Welt geht mich nichts an, bald das entgegengesetzte: ich will der Welt zeigen ꝛc. Die Flüchtlingschaft bedingt ein Wachhalten messianischer Hoffnungen, ein unwohnliches, reisefertiges Warten und Harren. Und dies führt zu einem gesteigerten Empfindungsleben, zur Anspannung aller Bewegungsnerven.

Vom zweiten Bande an stehen wir in der Emigration, zu welcher Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Rußland das Contingent gestellt. Nahezu alle damals genannten Namen, zumal die der führenden Männer oder doch die sie für Führer hielt, treten in Beziehung zur Erzählerin. Es ließe sich über Berechtigung zur Mittheilung dieses oder jenes Vorganges oder Geredes streiten; aber diese kleinen und manchmal auch kleinlichen Dinge gehören zum Zeitcharakter. Es kann auch fraglich erscheinen, ob die geschilderten Menschen so waren, wie sie der Verfasserin erscheinen, sie sieht einen Heiligenschein um das Haupt der Flüchtlinge, es ist nicht derselbe, der die Kirchenheiligen umkränzt, aber er glänzt doch intensiv golden. Die Verfasserin erhebt aber keinen Anspruch auf historische Objectivität, es handelt sich hier nur darum, ob die subjective Wahrnehmung in reiner Wahrhaftigkeit gegeben ist, und für diese spricht jeder Ton und jedes Wort in diesem Buche. Vom zweiten Bande an wechseln die Figuren, aber die Erzählerin bleibt, und sie bleibt dieselbe, die Idealistin.

Wenn man die Wahrnehmungen der idealistischen Frau mit den Anschauungen eines Mannes wie Friedrich Kapp vergleicht, der in seinem soeben erschienenen Buche*) einen gediegenen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit und zur klaren Erkenntniß des Staatslebens gegeben, wenn man beispielsweise die Abhandlung „Die Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten" mit dem in dem vorliegenden Buche Enthaltenen vergleicht, so stellt sich der Gegensatz von Männer- und Frauenanschauung scharf heraus. Es behält allerdings seinen eigenen Reiz, die politischen, die socialen und religiösen Fragen in der Betrachtung einer starken und muthigen Frauenseele zu erkennen. Hier aber zeigt sich auch die Schwäche, die der Frau bis zu einem gewissen Grade das Urtheil nach allgemein logisch abstracten Gesetzen versagt und die persönliche Incarnation der Idee nicht nur wünschenswerth, sondern auch wirklich erscheinen läßt.

Die Verfasserin ist sich des Widerspruchs nicht bewußt, der in der reinen Demokratie und in dem Ideal besteht. Darum verfällt sie auch in die Anomalie, bei

*) Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse von Friedrich Kapp. 2 Bde. Berlin, Julius Springer. Man vergl. die nachfolgende Besprechung.
Anmerkung der Redaction.

aller demokratischen Gesinnung in einem Einzelnen die Erscheinung des Ideals zu sehen. Aus dem Kampfe gegen das abstracte Dogma entsteht ein Rückfall in die Dogmatisirung durch eine Menschengestalt.

In diesem Betracht ist auch die Verirrung zu erklären und mit der Erklärung vielleicht auch zu entschuldigen, daß die Verfasserin zuletzt in Schopenhauer und Richard Wagner Heilserscheinungen erkennt, die vom gesunden, historisch klaren Standpunkte aus gewiß nicht darin zu finden sind.

Wo bleibt noch eine Spur von Idealismus, wenn das Leben an sich nicht lebenswerth ist? Wo ist da noch ein zu erstrebendes Gut, für das man die ganze Persönlichkeit einzusetzen, nöthigenfalls zu opfern bereit sein sollte, wenn Sterben das Beste vom Leben ist? Wozu sich noch echauffiren mit Beglückungsversuchen und gar mit Beglückungsversuchen an Anderen? Eine Ethik, die die Verneinung des Willens zum Leben setzt, ist die ewige Phrase, ähnlich wie die ewige Melodie Wagners eitel Spuk und Renommage. Und wo ist in einem Künstlerwahn, der alle reinen Gebilde der Heroen verwirft, ein anderer Idealismus zu finden, als der, der nur mit einem pathologischen Attribut zu bezeichnen wäre?

Es ist zu bedauern, daß diese Schlußwendungen der Verfasserin entschieden abstoßend wirken. Darum aber darf das viele Gute, Schöne und Wahrhaftige, das das Buch enthält, nicht vergessen werden, und es wird Jedem, der Gegenwart und nächste Vergangenheit zu erkennen strebt, des Guten und Schönen viel bieten.

Aus und über Amerika und England.

Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse von Friedrich Kapp. Bd. 1. 2. Berlin, Julius Springer. 1876.

Zeiten, Völker und Menschen, von Karl Hillebrand. Bd. 3. Aus und über England, Berlin, Robert Oppenheim. 1876.

Die gewaltige Bewegung und Umbildung, welche sich seit einem Vierteljahrhundert in der germanischen Völkerfamilie vollzieht, gewinnt immer entschiedener die Bedeutung eines für die gesammte Culturarbeit der Gegenwart maßgebenden Factors. Ihre Strömungen beherrschen fast ausschließlich die zeitgenössische Wissenschaft; der Schwerpunkt des politischen Einflusses hat sich unter der Wucht ihrer Entscheidungen in beiden Hemisphären verschoben. Und für die neueste Weltphase der religiös-kirchlichen Entwickelung hat das Mutterland der Reformation neuerdings einen Anstoß gegeben, dem diejenigen am wenigsten sich entziehen werden, die ihm jetzt am lautesten widersprechen. Alles das aber verläuft als ächter organischer Lebensproceß, unter schärfsten Gegensätzen und Rückschlägen, unter scheinbaren Widersprüchen, deren Lösung nicht immer auf der Oberfläche liegt. Abwechselnd haben Amerika, England, Deutschland seit zwei bis drei Jahrzehnten den Neid oder das Achselzucken der Gegner, die Begeisterung oder den ungeduldigen Mißmuth ihrer Freunde herausgefordert. Und diese Schwankungen der Stimmung wurden naturgemäß da am stärksten empfunden, wo einstweilen noch der Gegensatz zwischen dem Gefühl der inneren Kraft und des Berufs, und der thatsächlichen Leistung den Blick für die Kritik schärfte und das Herz mit Sorge erfüllte. Wir haben in Deutschland die Peripetien der amerikanischen Sklavenfrage fast ebenso leidenschaftlich verfolgt, wie die unsers eigenen Einheits- und Freiheitsstrebens. Das Vordringen des Radicalismus, die Siege der Manchesterschule, der Verfall der aristokratischen Ueberlieferung im alten England sind bei uns ernstlich gewürdigt worden, während das neue Deutschland dem Bewußtsein und der Aufmerksamkeit der meisten Engländer und Amerikaner noch weit entrückt ist. Wir sprechen das ohne alle Empfindlichkeit aus, denn wir erkennen das Verhältniß als ein natürlich gewordenes und darum einstweilen nothwendiges und wir wissen überdies sehr wohl, daß unsere wirkliche nationale Macht

dabei reichlich gewinnt, was etwa die Eitelkeit opfert. „Wissen ist Macht", auch in diesen Dingen. Um so weniger darf diese „Einseitigkeit" unserer Beziehungen uns die Freude an neuen und werthvollen Beiträgen für das Verständniß amerikanischer und englischer Dinge vermindern; und so werden denn hoffentlich auch die beiden Führer in die zeitgenössische angelsächsische Culturwelt, welche diese Zeilen veranlassen, nicht vergeblich um Aufmerksamkeit bitten.

Es sind eigentlich nicht zwei „Bücher", sondern nur Sammlungen von Gelegenheitsaufsätzen, um die es sich handelt. „Nur" sagen wir: mit Bedacht. Denn wir mögen nicht verhehlen, daß diese modernste, immerhin von dem Geschäftsgeiste dieses Zeitalters angehauchte Form der Mittheilung für uns ihre Schattenseiten hat. Das reife, abschließende Urtheil, die allseitige, gleichmäßige Ueberschau des Gegenstandes, die harmonische, ästhetisch wohlthuende Formgebung kommt dabei schwer zu vollem Ausdruck. Man ist nicht sicher vor Wiederholungen; Nebensächliches und Bedeutendes drängen sich in bunter Reihe; Eingebungen des Augenblicks wollen vorsichtig von vollwichtigen Entscheidungen gesondert werden. Dafür muß dann allerdings wieder die Frische der Farbe, die Wärme der Stimmung entschädigen, der kecke Wurf der Improvisation, der unmittelbare Eindruck des Lebens. Und die Nöthigung zur Vorsicht, zur Kritik, zur Auswahl hat ja auch ihr Gutes. — So gibt uns denn Friedrich Kapp, der alte bewährte Vermittler zwischen deutschem und deutsch-amerikanischem Geistesleben, eine Reihe von Aufsätzen, Vorträgen, Tagebuchblättern, so zu sagen eine Nachlese seiner gesammten Geistesarbeit von 1852 bis 1875, von den ersten Eindrücken der transatlantischen Welt auf den jungen, grünen „Achtundvierziger" bis zu den reifsten Erfahrungs- und Denk-Ergebnissen des dem nie vergessenen Vaterlande zurückgegebenen ächt deutschen Mannes. Wir begleiten ihn auf Ausflügen nach der Havannah, nach Florida und Texas (1852); die Jahre 1855 bis 1860 bringen lehrreiche, oft unter dem Eindrucke jener schweren Zeit trüb genug gefärbte Berichte über die geschichtliche Entwickelung der Union. Daran schließt sich ein Tagebuch, oder vielmehr eine Sammlung von Correspondenzen aus den Kriegsjahren 1861—1865; und nach dem Kriege, in der neuesten Aera der „wiedergeborenen" Union, richtet sich die Aufmerksamkeit des Verfassers in erster Linie auf die beiden inhaltsschweren Zeitfragen der amerikanischen Staats- und Gemeindeverwaltung und der religiösen Verhältnisse (1871, 1872). Geschichtliche Ausführungen in Vortragsform, über George Washington (1871), über Benjamin Franklin (1875), und über die Unabhängigkeitserklärung (1875) lassen diese Bilder der Gegenwart sich von dem Hintergrunde einer Vergangenheit abheben, deren wirklich sachgemäßer und nüchterner Auffassung man immer noch selten, und darum nur um so lieber begegnet. Endlich ist natürlich der deutschen Einwanderung, ihren Schicksalen, Bedingungen, Aussichten in einer Reihe von Aufsätzen sorgfältig Rechnung getragen. Die berüchtigte Leistung des „Vereins deutscher Fürsten, Grafen und Herren" für Auswanderung nach Texas, aus den Jahren 1842—1847 (die Herren gedachten naiver Weise mit 80,000 Dollars eine große Colonie zu gründen, wie jener Potentat, der die Eisenbahn durchaus haben wollte, und wenn sie ihn tausend Thaler kostete), die Bedeutung der „Achtundvierziger" nicht nur für das deutsche Element, sondern für die Union überhaupt, die höchst lehrreiche und anziehende Statistik der deutschen Gesammteinwanderung, die Behandlung der ärmeren Einwanderer auf den Schiffen und beim Eintritt in das „gastliche Land der Freiheit", endlich die gegenwärtige Stellung und die Zukunft des deutschen Elementes wird gründlich und freimüthig besprochen. So gewährt das Buch eine reiche, in vielen Theilen auf langjährige, eigene Beobachtung, überall auf sorgfältiges Studium gegründete Sammlung von Material zur Beurtheilung amerikanischer Dinge. — Hillebrand seinerseits gibt in erster Linie Eindrücke englischen Geisteslebens, die er während eines Aufenthaltes im Sommer und Herbst 1873 empfing. Er läßt dann einen Bericht über „französische Studien englischer Zeitgenossen" folgen („Pariser Zustände im Lichte des englischen Romans", „Englische Beobachtungen über französisches Familienleben", „J. Mor-

ley's Studien über das 18. Jahrhundert in Frankreich") und gibt dann noch zwei ältere literarhistorische Aufsätze aus dem Jahr 1865 bei, über Fielding's Tom Jones und über Lawrence Sterne. — Kapp's Darstellungen zeigen überall den bekannten Charakter der Arbeiten des Verfassers: Ruhige, sorgfältige, vielseitige Beobachtung, klarer und kühler Menschenverstand, mehr Neigung zur Kritik als zum Enthusiasmus, aber ohne Tadelsucht, vielmehr mit warmer, echt menschlicher Theilnahme für alles Gute und Schöne. Kapp ist so zu sagen, immer auf der Hut gegen seine eigenen Neigungen und Stimmungen. Aber diese kritische Disposition wendet ihre Spitze nicht etwa nur gegen eine, die schwächere Seite, und, was die Hauptsache, sie verdirbt ihm nie die Freude an Menschen und Dingen, noch bricht sie seinen Muth und seine Hoffnung Angesichts schwieriger Verhältnisse. Diesem Grundzuge klarer, bedachtsamer Beobachtung und mäßig bewegter, aber tiefgehender Empfindung entsprechend ist auch seine Darstellungsform einfach, schmucklos, mehr gediegen als glänzend, mehr Vertrauen erweckend als bestechend und aufregend. Hierin, wie in vielem Andern, bildet Kapp gegen Hillebrand's scharf pointirte, die Paradoxie, den rhetorischen Effect, die Form des absprechenden, überraschenden Urtheils nicht verschmähende, aber immer geistreiche, stark anregende, pikante, oft glänzende Art einen scharfen Gegensatz. Um so lehrreicher ist die Uebereinstimmung beider Beobachter in Bezug auf gewisse Zeiterscheinungen, welche für die sich vorbereitende Entwickelungsphase der angelsächsischen Welt diesseits und jenseits des Wassers von entscheidender Tragweite sein dürften. Der Umstand, daß die Beobachtungen auf ganz entgegengesetzten Punkten des ungeheuern Culturgebietes, mit ganz verschiedener Methode und in ganz verschiedener Absicht angestellt sind, erhöht natürlich ihre Bedeutung.

Wie bekannt hat Amerika die Erwartungen seiner begeisterten Verehrer seit dem Frühlinge 1865 nach zwei Richtungen hin bitter getäuscht: in Bezug auf seine Staats- und Gemeindeverwaltung und auf seine religiöse Entwickelung und die damit zusammenhängenden socialen Beziehungen. Was glaubte man den Erstgeborenen der Freiheit, den „Enkeln Washington's und Franklin's" nicht zutrauen zu dürfen, als die Sklavenstaaten besiegt am Boden lagen! Das waren nicht mehr die verzogenen, ungeprüften Lieblinge einer reichen Natur, die Günstlinge einer ganz ausnahmsweise glücklichen Lage! Unter unerhörten Anstrengungen, Opfern, Niederlagen hatte sich die Kraft des Nordens bewährt, vergeblich hatte bei der Präsidentenwahl von 1864 der Verrath im Bunde mit der Selbstsucht und der Entmuthigung seine Verführungskünste versucht. Ein großes, wirklich souveränes Volk hatte in freier, bewußter Abstimmung den Leiden und Opfern eines noch schwankenden, ungewissen Kampfes vor den Verlockungen eines leicht zu erlangenden Friedens den Vorzug gegeben; das nationale Ehrgefühl, der Einheits- und Staatsgedanke hatten sich stärker erwiesen, als die schlimmsten Standes- und Racen-Vorurtheile. Ihr reinigender Gluthhauch hatte den alten bösen Flecken aus der Freiheitsfahne der Sterne und Streifen getilgt. Die Sklaven waren frei, waren Bürger; farbige Senatoren und Richter durften dem Präsidenten die Hand schütteln. Was war da noch unmöglich? Was mußte das Volk im Frieden leisten, welches ruhigen Muthes fünf Milliarden Dollars „für ein Princip geopfert", das für Werke der Wohlthätigkeit, der Bildung, des humanen Fortschritts während der schwersten Kriegsjahre viele Millionen freiwillig hergab? Was bedeuteten die Kabinetsfragen, die kleinen Interessen des „alternden Europa" neben diesen Leistungen des jungen demokratischen Freiheitsprincips?

Und dann — die Johnson'sche Verwaltung, das extreme Mercantilsystem, die Carpet-Baggers und Cuclux-Banden im Süden, die Agiotage, der Schwindel, das Sectenwesen, das Treiben der Spiritisten, die Weiberemancipation, der Beecher-Proceß, und vor Allem die unerhörte Corruption der Grant'schen Verwaltung und die Scandale in New-York! In 31 Monaten, zwischen 1867 und 1870, machte die Tweed'sche Stadtverwaltung 66 Millionen Dollars uncontrolirte Schulden, bei einem jährlichen Budget von 30 Millionen, und 15 Millionen wurden erwiesenermaßen einfach gestohlen. Für die innere Einrichtung eines halbfertigen Gerichtshauses, im Werth

von höchstens 600,000 Dollars, setzte man der Commune 2,817,469 Dollars 19 Cents in Rechnung, worunter für Teppiche 565,731 Dollars 34 Cents, für Stubenmalerei 324,614 Dollars 75 Cents, für Möbel 1,724,784 Dollars 75 Cents. Für Annoncen ließ man sich von einzelnen Zeitungen jährlich mehr als 100,000 Dollars quittiren, z. B. vom „Transscript" zwischen 1867 und 1871 die Summe von 787,498 Dollars 9 Cents, von „Daily News" 489,980 Dollars 17 Cents. Die Hauptmacher Tweed, Commissar für die Straßenbauten, Peter B. Sweeny, Kämmerer, Richard B. Conolly, Schatzmeister, Oakey Hall, Bürgermeister, wurden mehrfache Millionäre und machten fürstlichen Aufwand. Immerhin sind die Versuchungen ungewöhnliche in einer reichen Handelsstadt, die zwischen 1820 und 1870 von 123,706 Einwohnern auf 942,292 Einwohner anwuchs und die im Jahr 1870 auf 70,342 eingeborne, 113,266 zugezogene Stimmgeber, darunter Massen von Irländern, zählte. In Berlin z. B. steht es mit diesen Dingen auch nicht viel anders. Die Bevölkerung unserer Hauptstadt ist bekanntlich zwischen 1815 und 1875 von circa 180,000 auf nahezu eine Million gestiegen; auch manche andere deutsche Stadt hat ihre Bevölkerung vervierfacht, ihren Reichthum verzehnfacht. Jedoch läßt sich eine deutsche Stadt mit einer amerikanischen Stadt nicht in Vergleich stellen; das dortige Leben ist unter ganz andern Bedingungen und nach jeder Richtung hin in riesigen, nahezu unübersehbaren Dimensionen gewachsen. Es ist sehr schwer, wo nicht unmöglich, amerikanische Verhältnisse von hier aus richtig, oder nur gerecht, ohne vorgefaßte Meinung, zu beurtheilen, da wir stets geneigt sind, europäische Maßstäbe anzulegen, mit denen sie absolut nicht gemessen werden können noch wollen. Amerika ist, im modernen Sinne, das Land der Wunder; und bemerkenswerth ist, was Kapp, in den Tagen des großen Freiheitskampfes, dem biedern, viel bewunderten und beweinten Lincoln, Angesichts der in Washington herrschenden Corruption, der zweifelhaften Treue vieler Beamten, ꝛc. am 4. Juni 1863 ausruft: „Es müßte das wunderbarste aller Wunder sein, wenn ein auf solche Weise geführter Kampf Erfolg haben sollte."

Dennoch hat sich dieses „Wunder" kaum zwei Jahre nach jenem Briefe vollzogen und zwar auf sehr natürliche Weise: durch eine Ausdauer, eine Leistungs- und Productionsfähigkeit der nordstaatlichen Bevölkerung, die in der Geschichte nicht übertroffen worden. Und Kapp selbst, der in jener Jeremiade mit Tausenden deutscher und englischer Beobachter übereinstimmt, denkt keinen Augenblick daran, die Mehrzahl oder gar den Kern der New-Yorker, geschweige der Amerikaner mit wegwerfendem, verzweifelndem Urtheil zu treffen. „Die private Moral und Bildung", sagt er z. B. II. p. 32, „ist in New-York in ebenso hohem Grade vorhanden, wie in jeder andern großen Stadt. Die edelsten und gebildetsten Geister der Nation üben in ihren engern Kreisen den natürlichen Einfluß aus, welchen geistige Ueberlegenheit in der ganzen Welt bedingt. Die Presse ist mit den reichsten Hilfsmitteln ausgestattet und viel besser redigirt, als die deutsche. Die Bildungsanstalten blühen, das Familienleben der großen Mehrzahl der Bürger ist rein und unbescholten, der Handel erweitert sich mit jedem Jahre, auf allen Gebieten des bürgerlichen Erwerbslebens herrscht ein gesunder Fortschritt, und die Solidität und Ehrlichkeit der Handel- und Gewerbetreibenden aller Classen ist in Anbetracht der ungeheuern Versuchungen, sowie der Abwesenheit fast jeder polizeilichen Controle größer, als selbst in den besten Städten Europa's." Natürlich gilt das vom Innern und vom Westen in noch höherm Grade, und wenn im Süden Sklaverei, Racenfeindschaft, Ausnahmszustände noch eine böse Nachlese zurück gelassen haben, so wäre die Klage über „Entartung des Volkscharakters," „Indianisirung der amerikanischen Weißen," „senile Rückbildung der Race," ꝛc. auch da arge Uebertreibung. Nein, Amerika altert nicht, seine Race ist nicht krank, nicht moralisch vergiftet. Aber sein gesammter bürgerlicher Zustand in Union, Einzelstaat und Gemeinde leidet schwer an einem organischen Fehler des Verwaltungswesens. Wir meinen die abstracte Durchführung des demokratischen

Grundprincips der Selbstregierung und Selbstverwaltung unter Herrschaft des allgemeinen Stimmrechtes auf Lebenssphären und Verhältnisse, für die dasselbe nicht paßt."

Welche verhängnißvollen Wege die amerikanische Entwickelung von ihren einfachen, naturwüchsigen Anfängen nach dieser Richtung gegangen ist, darüber könnte, wer es noch nicht wüßte, bei Kapp sich ausgiebig belehren. Die Präsidentschaft Jackson's (1829—1837) bezeichnet bekanntlich den schlimmen Wendepunkt. Bei seiner Wahl siegten die Sklavenhalter zum ersten Male mit Hilfe des nordischen Pöbels über den gebildeten, tüchtigen Mittelstand und über die Geistesaristokratie des Nordens. Unter ihm bildete jene Zunft der „Politiker" sich heran, der Demagogen und Stimmenwerber von Handwerk, die für ihre Dienste bei den Wahlen die Bundesämter verlangen und erhalten, nach dem vom Senator L. Marcy aus New-York zuerst cynisch ausgesprochenen Grundsatze: To the victor belong the spoils (Dem Sieger die Beute!). „Damit," sagt Kapp II, p. 88, „begann der nichtswürdige Aemterbettel und Schacher und mit jeder neuen Verwaltung wühlte sich dieser verzehrende Krebs tiefer und verderblicher in den Staatskörper ein." Nur wenige militärische und richterliche Stellungen sind an regelmäßige Vorbereitung geknüpft und gewähren, unabhängig von der Tagespolitik, die Sicherheit für Auskommen und bürgerliche Ehre. Die ungeheure Mehrzahl der Verwaltungsbeamten und Richter sind die auf Kündigung angestellten Diener des souveränen Volks, d. h. der Partei, welche wohl oder übel im letzten Wahlkampfe siegte. Kapp hält eine Beschränkung oder gar Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts da, wo es einmal eingeführt ist, anders als auf revolutionärem Wege nicht für möglich. Gewiß mit Recht. Aber verweisen Mißstände, wie die, unter welchen die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung der Vereinigten Staaten leidet, nicht mit zwingender Gewalt auf einen andern Weg der Abhilfe, nämlich auf den der Beschränkung der Tragweite des allgemeinen Stimmrechts? Es würde dem Uebel sofort die Spitze abgebrochen, wenn ein, längst geplantes und beantragtes, Civildienstgesetz die Grundlagen für einen regelmäßig vorgebildeten Beamtenstand herstellte, die Masse der Beamten von den Schwankungen der Parteipolitik unabhängig machte und die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechtes auf das rein politische Gebiet beschränkte, auf die Wahl der gesetzgebenden und die Staatsgewalt controlirenden Körperschaften. Es sollte uns sehr wundern, wenn die nächste, gewiß nicht ausbleibende, amerikanische Reformbewegung nicht diese Richtung nähme.

Merkwürdig genug übrigens ist es, wie das angelsächsische Leben auf dieser Seite des Wassers in solcher Annäherung an die bewährten Institutionen der festländischen europäischen Culturwelt voran geht. „England amerikanisirt sich," so faßt Hillebrand das Ergebniß einer Reihe seiner feinen und scharfen Beobachtungen über die Erfolge der Manchester-Männer und der Radicalen zusammen. Die Aristokratie scheint ihm fast aus allen politischen Positionen verdrängt; es bleibe ihr fast nur noch die auch schon schwankende Hochkirche und der allerdings noch recht bedeutende sociale Einfluß. Die Wahlreformen von 1832 und 1867 haben ihr nicht nur das politische Vorrecht geraubt, sondern, was schwerer wiegt, auch ihre Gewohnheiten haben sich verändert, ihre politischen Fähigkeiten nehmen ab, ihre Ueberlieferungen verdunkeln sich. Mehr und mehr übernimmt das flüssige Capital, übernehmen die Großmächte des Handels, der Industrie, des Geldmarktes die leitende Stellung, welche früher dem Grundbesitz gehörte. Der Advocat und der Finanzmann theilen den Einfluß. Der freie Gentleman zieht sich wie in Amerika ins Privatleben zurück, lebt entweder seinem Vergnügen, oder wendet auf Wissenschaft und Kunst die Energie, welche seine Väter in der Politik verbrauchten. Und dabei werden denn auch in die alte stolze Burg des berühmten sogen. Selfgovernment starke Breschen gelegt. Freilich hat Alt-England nie, wie Amerika, unter den letzten Consequenzen der Demokratie gelitten. Die Selbstsucht seiner herrschenden Classe und die ihr entspringenden Mißbräuche wurden und werden durch Pietät gegen das Herkommen, durch Achtung vor dem Gesetz, durch die jeder echten Aristokratie beiwohnende Mäßigung in Schranken

gehalten und dürfen neben den Leistungen des amerikanischen „Drahtzieher- und Rowdythums" nicht in einem Athem genannt werden. Und dennoch wollen auch in England die alten Zauberformeln nicht mehr ihre Wunder wirken. Die „Selbstverwaltung" verliert ihr Prestige auch in ihrer aristokratischen Form. „Schon sehe ich," ruft Hillebrand (p. 29) „die ersten Ansätze zur Bildung eines bezahlten, studirten „Fachbeamtenthums; schon höre ich Klagen über Laiengerichtsbarkeit, Geschworne „und Friedensrichter. Wie lange wird's dauern, so haben Vestries, Aldermen und „Magistrates regelmäßigen Bureau's und ihrem red tape Platz gemacht; so gehört „die gerühmte Selbstregierung, welche im Grunde doch eine Regierung durch Andere „d. h. des Volkes durch Notabeln ist, der Vergangenheit an, wie Alles, was sich „überlebt hat oder haben wird, der Lord Mayor von London nicht ausgeschlossen. „Die sogenannte Selbstregierung setzt eben höchst einfache, fast patriarchalische Ver„hältnisse voraus; die verwickelte Maschine moderner Verwaltung will von Leuten „geführt sein, die eine Fachbildung erhalten haben. Auf den Bock einer stage-coach „will ich ebenso gerne und unbedenklich einen Gentleman steigen lassen, als einen „Kutscher von Gewerbe; auf die Locomotive bitte ich mir doch einen Mechaniker aus. „Dieser Natur ist, wenn ich mich nicht täusche, das allgemeine Gefühl des englischen Volkes." Die Beobachtung ist nicht neu, aber um so richtiger. Schon Lothar Bucher u. a. hat am Anfange der fünfziger Jahre über ganz ähnliche Eindrücke berichtet. — Wenn nun England, um gewissen Unbequemlichkeiten und Unvollkommenheiten seines Herkommens zu entgehen, mit den Formen der modernen europäischen Verwaltung sich zu befreunden anfängt: sollte Amerika deren vorsichtige Anwendung und Anpassung auf seine Verhältnisse auf die Dauer umgehen können, wo es um Errettung aus einem System von unerträglichen, das ganze öffentliche Leben vergiftenden und das demokratische Princip discreditirenden Mißbräuchen sich handelt? Wir glauben, eine nicht ferne Zukunft wird das Gegentheil lehren. Der Umstand, daß gleichzeitig unsere deutsche Reformbewegung der „Selbstverwaltung" auf ihre Art zudrängt, illustrirt in ganz eigenthümlicher Weise den augenblicklichen Rollenwechsel zwischen den Germanen diesseits und jenseits des Wassers. Deutschland wird politisch, während England philosophirt; Deutschland schlägt siegreiche Schlachten, während England sich Schiedsgerichten unterwirft, die jonischen Inseln aufgibt, sich an den Gedanken gewöhnt, die Russen als Grenznachbarn Indiens zu begrüßen. Deutschland ruft seine Provinzen, Kreise, Landgemeinden zur Selbstverwaltung auf, während sich England nach studirten Beamten sehnt. Werden deswegen Deutsche, Engländer, Amerikaner ihre Natur, ihren Charakter ändern? Gewiß nicht, wol aber für eine gewisse Zeit ihre Bedürfnisse, Aufgaben, Stimmungen, Bestrebungen. Bismarck und Moltke werden die deutsche Philosophie, die deutsche Kunst, das deutsche Gemüth nicht abschaffen; Buckle, Stuart Mill und Tuttiquanti werden die Engländer nicht in unpraktische Träumer verwandeln; die unausbleibliche Reaction gegen ein unerträgliches Demagogenthum wird die amerikanische Demokratie weder aristokratisch, noch bureaukratisch-monarchisch machen. Deutlich aber, so glauben wir, macht in allen diesen scheinbar widerspruchsvollen Erscheinungen der Zeit das große Grundgesetz der modernen Entwickelung sich fühlbar: der Assimilationsproceß, die convergirende Bewegung der großen Culturvölker, zunächst der drei leitenden Nationen der germanischen Welt.

Damit fällt denn auch ein eigenes Licht auf die vielbesprochene Auswandererfrage, welcher Kapp mit seltener Sachkenntniß und Freimüthigkeit eine Reihe eingehender Mittheilungen und Betrachtungen widmet. Seine Schlußansicht, wie die hier wieder abgedruckten Vorreden seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" sie formuliren, geht bekanntlich dahin, daß die Hoffnung auf Erhaltung oder Bildung eines geistig selbständigen amerikanischen Deutschthums in den Vereinigten Staaten eine illusorische, ja eigentlich nicht einmal in sich berechtigte sei. Der Auswanderer gibt sein Vaterland auf; schon er wird nothwendig ein Anderer unter den fremden Einflüssen, noch mehr seine Kinder, seine Enkel. Eine so energische, selbst-

süchtige, leicht assimilirende Nationalität wie die der englischen Amerikaner vollends wird mit jeder ausländischen Minderzahl früher oder später fertig werden, es wäre denn, jene ergänzte sich beständig durch neuen Zuzug. Und dieser Zuzug wird im vorliegenden Falle, wenigstens was die eigentlich widerstandsfähigen gebildeten Elemente angeht, eher abnehmen als zunehmen, wenn unsere nationale Entwickelung unsere Hoffnungen nicht täuscht. Alles das scheint richtig. Ob aber damit der mögliche Einfluß des amerikanischen Deutschthums lediglich, wie Kapp meint, auf die ästhetische und sociale Seite des amerikanischen Lebens verwiesen wird? Wir möchten doch ein Besseres hoffen. Nicht daß wir es für ein Geringes oder Verächtliches hielten, wenn etwa Amerika von uns einen fröhlichen Sonntag, gute Musik, Sinn für harmlose Geselligkeit und Natur, am Ende gar einige Procente „Gemüthlichkeit" erhielte. Aber unsere Landsleute drüben können noch mehr leisten. Mögen sie immerhin englisch sprechen und bis auf einen gewissen Punkt amerikanisch denken lernen. Sie legten dennoch für deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur, deutsches Denken und Empfinden gewaltige Breschen in die Burg des angelsächsischen Selbstgenügens; sie gewähren in zusehends wachsendem Maße Anknüpfungspunkte für die internationalen Sympathien und die internationale Verständigung hüben und drüben. Sie können und werden es dahin bringen, daß ein Bruch zwischen Deutschland und Amerika so unmöglich und undenkbar wird, wie ein Bruch zwischen Deutschland und England oder Deutsch-Oesterreich.

Die dankenswerthen Mittheilungen über das zeitgenössische Amerika und England, welche diese Zeilen anregten, und denen wir viele Leser wünschen, haben in uns nur die Ueberzeugung befestigt, daß durch alle Conflicte und Mißverständnisse der Gegenwart hindurch sich eine Annäherung der stammverwandten Culturvölker theils schon vollzieht, theils mit Nothwendigkeit vorbereitet. Wir sagen das selbstverständlich ohne alle Sentimentalität oder sanguinische Einbildungen. Wir wissen z. B. sehr wohl, wie es nun auch Hillebrand wieder vortrefflich ausführt, daß die englische Bildung nach Ursprung und Form eine romanisch-französische ist, daß aus tausend nicht erkennbaren Gründen Frankreich immer noch die erste Stelle in der „öffentlichen Meinung" Englands einnimmt, und wir noch lange nicht die zweite. Zwischen ernst schaffenden Culturvölkern aber geben nicht „Sympathien," nicht ästhetische Stimmungen oder Mißstimmungen den Ausschlag, sondern bleibende Interessen und grundlegende, bestimmende Charakterzüge. Und diese Factoren weisen die drei führenden germanischen Nationen mehr und mehr auf eine weite Zukunft gemeinsamer, ruhmvoller Arbeit hin, gemeinsamer Arbeit für die Sicherstellung vernunftgemäßer, freier Entwickelung in Religion, Wissenschaft, Sitte und Staat. Diese Arbeit hat nichts Ausschließendes, nichts Feindseliges gegen irgend Jemand. Sie nimmt ihre Bundesgenossen, wo sie sie findet. Und wenn unsere Rollen in ihr für den Augenblick sich zu verschieben scheinen, so wird auf die Länge das gegenseitige Verständniß und die gegenseitige Achtung dabei nur gewinnen. Wir sehen für uns kein eisernes, für England kein papierenes Zeitalter, für Amerika keinen Verfall der Demokratie im Anzuge, sondern für alle drei Nationen eine Vertiefung der Lebensanschauung, eine Annäherung der Institutionen, eine Steigerung der Kraft. In diesem Vertrauen wollen wir uns in dem eben beginnenden Wettkampfe der Friedenskünste zu Philadelphia begrüßen, und unseren transatlantischen Brüdern und Vettern zu dem stolzen Tage ihrer hundertjährigen Unabhängigkeitsfeier, welcher Friedrich Kapp bereits in eben diesen Blättern begeisterte Worte gewidmet, ein herzliches „Glückauf!" zurufen. —

F. Kreyssig.

Ernst Haeckel's Korallenbuch.

Arabische Korallen. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Von Ernst Haeckel. Berlin, Georg Reimer. 1876.

Die vorliegende neueste Schrift Haeckel's ist von ihm selbst als eine „populäre Vorlesung" bezeichnet und schließt sich somit in formeller Hinsicht den von ihm in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung veröffentlichten populären Vorlesungen an. Die beigegebenen Tafeln und Holzschnitte treten aber für den Beschauer hier so sehr in den Vordergrund, daß der Text fast nur die Rolle einer zusammenhängenden Erläuterung übernimmt; Folioformat, höchst luxuriöse Ausstattung und Einband wirken zusammen, um das Ganze zu einem Prachtwerk zu erheben, das ebenso sehr zu Geschenken für Freunde der Aquarien geeignet ist, als sein verhältnißmäßig billiger Preis es zur Anschaffung für Bibliotheken und Unterrichtsanstalten empfiehlt. Wenn Haeckel's zoologisches Hauptwerk sich mit den Kalkschwämmen beschäftigt hatte, so betritt er hier das Gebiet der mit Nesselorganen versehenen Weichthiere (Coelenterata) und entrollt aus dem Gebiete derselben ein übersichtliches Bild der verschiedenen Korallenarten und ihrer allgemeinen Entwicklungsgeschichte. Während dieser Uebersicht der erste Theil des Vortrags (S. 1—27) gewidmet ist, erstattet der zweite (S. 27 bis 39) einen anschaulichen Bericht über die Reise von Kairo nach Suez und von dort nach den Korallenbänken von Tur. Zur Illustration dienen dem ersten Theil 20 dem Text eingedruckte Figuren und zwei Tafeln, dem Reisebericht dagegen drei Tafeln in Farbendruck nach Aquarellen des Verfassers. Als Anhang folgen dann noch wissenschaftliche Anmerkungen, Literaturnachweise, Erklärungen zu den Tafeln, und ein Stammbaum der Korallenclasse. Der Verfasser selbst äußert sich in einer Anmerkung auf S. 42 wie folgt: „Der Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres, welchem diese Schrift ihre Entstehung verdankt, bildet den Glanzpunkt meiner herrlichen Orientreise und eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens. Niemals habe ich in so kurzer Zeit eine solche Fülle von neuen, großartigen und prachtvollen Naturerscheinungen kennen gelernt und so ungetrübt genossen. Für den Zoologen, dessen Special-Studium vorzugsweise den niederen Seethieren gewidmet ist, erschloß dieser köstliche Ausflug eine neue Welt; den Wanderer, der in den unvergleichlichen Schönheiten der Natur die Quelle des höchsten Lebensgenusses findet, bereicherte er mit den herrlichsten Eindrücken. Dazu kommen die glücklichen und höchst originellen Umstände, unter denen ich die wundervolle Fahrt ausführte. Ein deutscher Professor aus Jena plötzlich zum Gebieter eines ägyptischen Kriegsschiffes erhoben — dieser Maskenscherz glich einem Mährchen aus 1001 Nacht." Daß Haeckel die außergewöhnlichen landschaftlichen Reize jener Gegenden nicht bloß in der Weise eines eindrucksfähigen Touristen hat auf sich wirken lassen, sondern mit künstlerischem Blick in sich aufgenommen hat, davon legen seine Farbenskizzen Zeugniß ab. Tafel IV stellt ein arabisches Zeltlager unter Dattelpalmen neben einigen aus Korallengestein errichteten Dorfhäusern dar, Tafel V das Sinaigebirge hinter dem Küstendorf Tur sich erhebend und von der Abendsonne beleuchtet. Tafel III ist im Gegensatz zu diesen Landschaften eine „Meerschaft", wie unsere Aquarien sie in sehr unvollkommener Weise nachzuahmen bemüht sind. Haeckel glaubt, daß das Interesse an diesen unterseeischen Landschaften mit ihrer von den meisten Menschen ungeahnten Farbenpracht in künftigen Jahrhunderten einen ähnlichen Aufschwung nehmen werde, wie in dem unsrigen die Aesthetik der Landschaften gewonnen hat (S. 43). Immerhin wird das Interesse an einer Wanderung durch diese Gebiete auch heute schon groß genug sein, um dem Verfasser und Verleger für diese anziehende Publication reichlichen Dank einzutragen.

E. v. H.

Wiener Chronik.

Das Stadttheater.

Wien, im Mai 1876.

Es ist ganz überraschend, wie schnell sich unser Stadttheater aus jenem Zustande kläglichen Verfalls wieder aufgerafft hat, dem es seit Laube's Rücktritt (im September 1874) rettungslos anheimgegeben schien. Die Krisis trat bekanntlich in jener Vorstellung von „Nathan der Weise" ein (31. Mai 1875), welche die Schlußvorstellung der Lobe'schen Direction war, sie mußte, wie man sich erinnern wird, noch vor dem Ausgang des ersten Actes abgebrochen werden und ihr folgte ein Act von allgemeiner Auflösung.

Indessen trank Dr. Laube wie gewöhnlich in Carlsbad seinen Mühlbrunnen und dachte wol viel — von einem Becher zum andern — nach seinem Stadttheater an der Seilerstätte hinüber. Während des eigenen Curgebrauches beschäftigte ihn lebhaft das Problem dieser Radicalcur, die hier in's Werk gesetzt werden müßte. Einen starken Willen mit einem gewissen paradoxen Zug — und einen solchen besitzt Laube — reizt es ganz besonders, gerade den aufgegebenen Posten zu behaupten, oder gar wieder zu gewinnen; mit den muthlosen Einwendungen der Anderen wächst ihm die eigene Zuversicht, sobald er nur eine einzige Hilfsquelle in der Nähe unterirdisch rauschen hört. Früher hatte Laube das Stadttheater mit allzugroßer Zuversicht begonnen und mit allzu eigensinniger Verstimmung aufgegeben. Wie vielversprechend gruppirte er sich selbst die ersten Aussichten in die Zukunft! Es sollte „ein freies Theater" werden, auf die Gesinnung des unabhängigen Bürgerstandes — gegründet. In dem Worte „Gründung", das schon längst eine ganz specifisch-finanzielle Bedeutung erlangt hat, lag auch das Schicksal des Laube'schen Plans. Die Männer der Finanzwelt, die als „Gründer" des neuen Theaters zusammentraten und deren Namen noch jetzt in Goldlettern auf einer monumentalen Tafel im Foyer prangen, sollten ihm eine artistische Genugthuung gegenüber den früheren ärgerlichen Einschränkungen bieten, mit denen vordem das Oberstthofmeisteramt seine Burgtheaterthätigkeit gehemmt hatte. Es schien auch Alles im Anfang trefflich zu gehen. Hier brauchte Laube nach keiner Witterungsnorm höherer Rücksichten zu forschen, und dem Directionsrath imponirte er überdies durch seine geistige Ueberlegenheit. Als jedoch die wohlbekannte Börsenkatastrophe einbrach, stellte sich mit der Goldebbe die Opposition gegen seine Theaterleitung erst leise, dann dringlicher ein. Wie früher von den Hofämtern her, schlug ihm jetzt von den Zahltischen der Geschäftswelt ein gleich frostiger Wind in's Gesicht. Der Directionsrath verlangte nach der ihm geläufigen Comptoirlogik von ihm ein solches Theater, das weit weniger koste und weit mehr eintrage als bisher. Trotzend ging Laube da fort, um seine Opponenten auf dem selbstgewählten Weg eine Weile hintraben zu lassen, während er selbst sein „Buch des Unmuths" schrieb,

das wohlbekannte Stadttheaterbuch. Er klagt und knurrt zugleich darin, und rechnet eine complicirte Mitschuld heraus, die ihm seine Absichten untergraben habe; am mitschuldigsten ist dabei natürlich die Kritik. Zuletzt gibt er sich die Miene, als ob er sich unerbittlich-grollend in seine Höhle zurückziehen und dieser bösen Welt nie mehr die Wohlthat seines Theaters gönnen wolle. Nun tritt er jedoch wieder aufgehellten Antlitzes aus jener Höhle hervor — und steht auf einmal neuerdings an der Spitze seiner früheren Schöpfung, die er keinen Moment aus den Augen gelassen.

Worin es sein Nachfolger versehen hatte, das erkannte Dr. Laube ganz genau. Jener war fügsam auf die Meinungen des Gründer-Ausschusses eingegangen; wenn er sich auch in der Folge zu einem artistischen Protest in einzelnen Fällen aufraffte, so drang er damit kaum durch. Das Ziel einer wolfeileren Regie wurde mit ernstlicher Schädigung der künstlerischen Aufgabe zwar angestrebt — doch trotz des Abspielens alter Stücke, der möglichsten Abstinenz im Ankauf von Novitäten u. s. w. verminderten sich die Kosten in einer nur wenig merklichen Weise. Dafür wurde das Theater dem Publicum gegenüber entwerthet, der Besuch verminderte sich in beunruhigendem Maß, die Einnahmen gingen außer allem Verhältniß zu den vermeintlich eingeleiteten Ersparnissen zurück. Es ist für ein Theater verhängnißvoll, wenn einmal die Sage von ihm im Publicum umgeht, daß es uninteressant geworden sei und keine Anregungen mehr biete; und diese Sage ging vom Stadttheater um. Wenige hatten weiter den Muth, sich hineinzuwagen und persönlich sich davon zu überzeugen. Das Deficit wuchs zu einer sehr besorglichen Höhe hinauf.

Als Laube wieder herankam, hoffte man kaum, daß er diesen zu weit fortgeschrittenen Schäden werde beikommen können. Er fing bei der Wiedereröffnung des Theaters hochclassisch, sogar antik an — mit der „Antigone" (1. September 1875). Allerdings folgte bald darauf im Repertoire das bunteste Durcheinander; nun sind wir schon längst von den feierlichen Tempelstufen, die zum Palast des Kreon aus der Orchestra hinanführen, in den kleinen Salon und die Spielzimmer der Vicomtesse von Vernières in Alex. Dumas' „Demi-monde" hinabgestiegen. Der durchschnittlichen Wiener Theaterstimmung gegenüber war jener feierlich-ernste Anfang fast ein Wagniß — und Laube war wol selbst mit seiner eigenen Ueberzeugung nicht recht dabei; hatte er doch erst in seinem Leipziger Theaterbuch (von 1872) die Wiederaufnahme der griechischen Tragödien auf unserer Bühne entschieden abgelehnt. Doch schon bei diesem ersten Experiment spielte er einen sehr praktischen Gedanken aus. Er ließ die Tragödie durch alle Rollen in zwei verschiedenen Besetzungen einstudiren; da er zudem auch zwei neuengagirte, begabte Anfängerinnen von sehr anziehender Erscheinung in der Rolle der Heldin gegenüberstellen konnte, so erhielt dadurch jener scheinbar fernabliegende, classische Versuch einen erhöhten theatralischen Reiz. So brachte es denn auch diese Doppel-Antigone zu einer ansehnlichen Folge von Wiederholungen.

Gleich am ersten Abend der abermals eröffneten Bühne erwiderte Laube, bei solchem Anlaß stets redebereit, den Beifall des Publicums mit den Worten: „er erhebe auf's Neue die Fahne des Stadttheaters — als die der freien deutschen Kunst! Es sei nothwendig, daß sie auch in unserer verarmten Zeit hochgehalten werde." Um nun den Säckel der Besucher in etwas zu schonen, setzte er beim Directionsrath eine Ermäßigung der Eintrittspreise durch. Diese Maßregel war ein reiner Cassagewinn; sie bedeutete soviel, als die Heranziehung eines ziemlich constanten, dem Theater treubleibenden Publicums, das sich sofort einfand, als sich das Repertoire wechselnd zu beleben begann. Allerdings geht bei uns die größere Wohlfeilheit des Theatergenusses mit einer bequemeren, einem mehr laxen Theatergeschmack Hand in Hand. Der Charakter des Publicums und das Maß seiner geistigen Anforderungen verändert sich sofort mit den Preisen. In das Burgtheater gehen auch die weniger Bemittelten wie mit dem aufgesparten Gulden, so mit einem mehr gesichteten, aufgesparten Urtheil hinein. Im Stadttheater hat sich eine gewisse tolerante Familiarität zwischen Bühne und Publicum allmählich herausgestellt; der Beifall ist dort

leichter zu haben, und auch das ganz Mittelmäßige wird nicht allzu schroff abgelehnt.

Eine Neuerung, die Laube sofort in's Leben treten ließ, waren ferner die Nachmittagsvorstellungen an Sonn- und Feiertagen zu halben Eintrittspreisen, denen er die Bezeichnung: „Volksthümliche Theatervorstellungen" ertheilte. Classische Dramen, ebenso auch neuere Stücke von bewährtem Gehalt oder starker populärer Wirkung sollten da zur Aufführung gelangen. Der Gedanke, der inzwischen auch in Berlin Nachahmung gefunden, war an sich sehr glücklich und der äußere Erfolg ein durchgreifender; stets gab es an diesen Nachmittagen ein völlig besetztes Haus. Den wirklichen Werth des volksthümlich bildenden Einflusses dieser Vorstellungen möchte ich aber nicht zu hoch anschlagen. Auf das classische Repertoire, überhaupt auf künstlerische Aufgaben höheren Rangs, ist die Schauspieler-Gesellschaft des Stadttheaters in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung nicht geschult; dem größeren Theil der Darsteller fehlt dafür geradezu der künstlerische Fond, den wenigen Anderen die nöthige Sammlung und Vertiefung, da sie sich im Tagesdienste des Novitätenrepertoires bis zur äußersten Ermüdung beschäftigt sehen. Selbst jene classischen Dramen, die früher mit Hilfe des Vortragsmeisters mühevoll einstudirt und durchprobirt waren, stimmen nicht mehr zusammen, da das alte Ensemble die empfindlichsten Lücken erlitten hat und mit den neu eingetretenen Ersatzkräften nicht immer die Mühe desselben Exercitiums sich verlohnt. Ein vorwiegend äußerliches, sinnlich-derberes Kunstwesen, mehr auf deutliche und starke, als auf geistig durchgearbeitete und veredelte Wirkungen gestellt, prävalirte von Anbeginn auf dieser Bühne.

Im Allgemeinen geht man zustimmend auf die Tendenzen ein, die Laube im klugen Ausgleich mit dem praktischen Calcul verfolgt. Es gibt ein mittleres Bereich von Novitäten, interessant und bedeutsam genug für die dramatischen Strömungen unserer Zeit, das gleichwol auf dem Burgtheater, sei es aus wählerischem Geschmack oder anderen ganz äußerlichen Rücksichten, sei es auch nur aus bequemer Nichtbeachtung keinen Zugang findet. Da greift denn der Director des Stadttheaters muthig und mit raschem Griff, mitunter auch experimentirend hinein, und es ist ihm auf diesem Wege schon jetzt gelungen, ein specifisches Repertoire für seine Bühne zusammenzustellen. Sehr löblich ist hierbei das wohlgesinnte, ja eifrige Entgegenkommen, das er den ernster strebenden Talenten gegenüber an Tag legt: er öffnet ihnen die Thüre seiner Bühne, die anderswo oft mit Protest vor ihnen zugeschlagen wird. So hat er vor allem einem sehr edel angelegten Talent von ganz hervorragender Eigenthümlichkeit, Martin Greif, durch die wiederholte Aufführung seiner historischen Tragödie: „Corfiz Ulfeldt" (zum ersten Male am 27. October 1875) den Weg in die theatralische Publicität mit dem ehrenvollsten Erfolge geöffnet. Weit weniger gelang — aus guten Gründen — diese wohlmeinende Absicht bei dem dilettantisch anspruchsvollen Lustspiel „Sheridan's Modelle" von Hugo Bürger (19. November v. J.), und bei dem spectaculösen Revolutionsstück „Mirabeau" von Murad Efendi (18. December v. J.), dessen Gebrechen Karl Frenzel erst kürzlich in der „deutschen Rundschau" beleuchtet hat.*) Mit der Aufführung der Tragödie „Tiberius" von Julius Grosse (26. November v. J.) kam Laube dem Wilbrandt'schen „Nero" auf dem Burgtheater um einige Tage voran — ein respectables Stück, jedoch ohne nachhaltige Wirkung. Von der bloßen Achtung kann der Eindruck einer schriftstellerischen Production nicht lange sein Leben fristen. — Zu den früheften, bedeutsameren Novitäten unter der neuen Regie gehörte ferner das Stück: „Ein Fallissement" von Björnsterne Björnson (6. October v. J.). Auch hier kann ich auf Frenzel's feinbezeichnendes Urtheil einfach verweisen.**) Bei dem Stammpublicum des Stadttheaters, welches zum guten Theil den kaufmännischen Kreisen angehört, fand das Stück ein fühlbar eindringendes Verständniß, fast so eindringlich, wie der Stachel im Fleisch.

*) Band VI, p. 455.
**) Band VI, p. 138.

Interessant war ferner die Nachwirkung der vielbesuchten Aufführungen jenes Schauspiels, die sich an den Pulten der Leihbibliotheken und Buchhandlungen kundgab. Björnson, früher außer den literarischen Kreisen von unserem größeren Publicum weniger beachtet, hatte mit einem Male zu seinem Theatereindruck auch einen vollen, ganzen Lese-Erfolg. Minder nachhaltig war die Wirkung der „Neuvermählten", der zweiten Novität Björnson's, welche das Stadttheater (im April) brachte.

Neben diesen Werken der ernsten Gattung und von höheren Ansprüchen versäumte Laube nicht, auch für einen ausgiebigen Unterhaltungsstoff zu sorgen. Das Lustspiel „Biegen oder Brechen" (im September 1875) von Wichert amüsirte leichthin, ohne sich länger halten zu können; dagegen war die behaglich-heitere Stimmung, die sich bei den mehrfachen Wiederholungen des übermüthigen Schwanks: „die Frau ist zu schön" von Labiche und Daru immer erneuerte, der erste entschiedene Lustspielerfolg im neuen Repertoire. Das mit feiner Damenschrift zierlich hingeschriebene Lustspiel „Vom Stamm der Asra" von Frau Hedwig Dohm, und die immer dazu gespielte pièce de resistance „Epidemisch" von Dr. v. Schweitzer erlebten in dieser Zusammenstellung zahlreiche Wiederholungen; zwischendurch tritt auch Julius Rosen (mit dem Lustspiel „Citronen", vom 20. März 1876) in seiner leichteren, ja leichtfertig-flüchtigen Art von komischer Anregung mit Glück ein. In eine schwerere Tonart lenkte Bauernfeld in seiner Komödie „Ein altes Recht" (eigentlich „Herrenrecht" — 8. Januar 1876) ab. Er versetzte das mit einigen Aenderungen bearbeitete Lustspiel Voltaire's „le droit du seigneur" mit sentimentalen Elementen und schrieb einen altersmüden, weinerlichen Narren seiner Erfindung herein; dagegen regte sich der echte Schalk bei ihm wieder in dem sonst ganz unhaltbaren, flach hingeworfenen Lustspiel „Eine reiche Erbin", welches inzwischen auch das Berliner Publicum kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Wenn ich noch auf die sehr lustigen Aufführungen des Schwanks „der Herr Präfect" von Gondinet und auf das „historische Lustspieltheater" (nach Hans Sachs, Ayrer und Prehauser) verweise, das im Februar mitten in der rechten Zeit der Fastnachtsschwänke gebracht wurde, so wäre ich mit den jüngsten Lustspielleistungen des Stadttheaters so ziemlich fertig. Den „historischen Lustspielabend" hat man auf zwei Berliner Theatern mit Glück nachgeahmt.

Die einheimische Production wurde vorübergehend auch durch Aufführung des Stücks von Josef Weilen: „An der Grenze" begrüßt. Man kann wol sagen, es bewege sich selbst auch „an der Grenze" des militärisch-historischen Episodenstücks und des Literaturdrama's. Von der Seite der Lagerzelte kommt Friedrich der Große, auf den Krückenstock gestützt, heran — von der anderen Seite tritt Lessing auf. Der Held ist jener berüchtigte Freiherr von Warkotsch, der den König von Preußen in seinem exponirten Quartier von Weiselwitz bei Strehlen (1761) einfach aufheben und als Gefangenen entführen wollte. Carlyle erzählt den Hergang ausführlich nach den „Lebensrettungen" Friedrich's II. von dem Feldgeistlichen Küster. Wir vermögen das Stück des begabten Verfassers nicht durchweg zu loben, müssen aber anerkennen, daß sich, namentlich in der Führung der Hauptscene des 3. Actes sein dramatischer Sinn wirksam bekundet.

Die größte Ergiebigkeit für das Cassaerträgniß des Stadttheaters hatten die Novitäten des französischen Repertoires, von denen Barrière's „Der neueste Scandal" und „die Danischeff" von Peter Newski und Alexander Dumas schon bei Gelegenheit ihrer Aufführung im Berliner Residenz- und Wallnertheater eine kritische Würdigung gefunden haben.*)

Noch ein Curiosum: das Auftreten der Frau Lucca als Almerin Nandl in dem „Versprechen hinterm Herd" auf dem Stadttheater. Es geschah dies (5. Mai) aus Anlaß eines wohlthätigen Zweckes. Auch für den objectiv gestimmten Zuschauer, der gerade nicht zu der enthusiastischen Gemeinde zählt, hatte indeß dieses schauspie-

*) Band VII, p. 312—14.

lerische Probestück der berühmten Sängerin einen großen Reiz. Das war eine ganz prächtige dörfische Genrefigur, in jedem Zug frisch und eigenthümlich und von großer localer Naturwahrheit. — Demnächst will Dr. Laube, die Wanderpfade der Meininger einschlagend, mit seiner ganzen Gesellschaft nach Pest aufbrechen, und dort den Mai hindurch sein ganzes Winterrepertoire von der Seilerstätte, von der Antigone bis auf die Dannischeff hinab, auf einmal abspielen lassen. Ob dies seinen Mitgliedern künstlerisch zuträglich sein wird, möchte ich fast bezweifeln. Manche von ihnen haben junge Vorzüge, die sich noch nicht hinreichend befestigt haben, und dabei ältere Unarten, die leicht weiter verwildern können. Doch wir wollen ohne jegliches Präjudiz sehen, wie uns die Mitglieder des Stadttheaters nach der ungarischen Campagne wieder zurückkommen. Josef Bayer.

Weltliche und geistliche Musik in Wien.

Wien, Mitte Mai 1876.

„Er hat es überstanden, uns andere erwartet es noch!" rief einmal in Wien gerührt ein altes Weib, als sie es eben mit angesehen, wie Einer gehängt worden. Sans comparaison — das alte Weib fiel mir ein, als ich im vorigen Hefte der „Rundschau" den Bericht über die Berliner Aufführung von „Tristan und Isolde" las, und gleichzeitig unsere Blätter uns die frohe Botschaft brachten, die Direction unseres Hofoperntheaters habe sich (endlich) mit dem „Meister" über die Aufführung des genannten dramatischen Tonwerks geeinigt und es werde in der nächsten Wintersaison in Scene gesetzt werden. Die glücklichen Berliner! — sie haben es überstanden; uns andere, uns Wiener, erwartet es noch. Mittlerweile werden auch die Tage von Bayreuth vorbei sein, welche Herr Marr jüngst mit dem Revolutionsjahre 1793 verglich — „also", meint er, „werde in Bayreuth die Guillotine dem bisherigen Opernwesen definitiv und ein für allemale den Kopf abschlagen." Um ein und die andere Kleinigkeit wird es dann aber doch schade sein. Unsere Wagnerianer sehen dem großen und schrecklichen Tage des Herrn mit aller Sehnsuchts- und Glaubensgluth entgegen. Leider sind gerade die völlig außer Rand und Band gerathenen Anhänger, die Walkürenfanatiker und Rheingoldanbeter in zehn Fällen neunmal Leute, bei welchen man, wenn man näher zusieht, für Musik weder Verständniß noch Liebe findet, — aber sie sind enragirte „Wagnerianer", wie sie oft zugleich auch enragirte „Darwinianer" sind, und aus dem gleichen Grunde; sie verstehen von Zoologie, Geologie u. s. w. gerade so viel, wie von Musik, d. h. nichts — aber sie wollen sich „auf der Höhe der Zeitidee erhalten" — das fordert der Anstand, der Credit in der gebildeten Gesellschaft, und wenn das Wesen auch fehlt, die Phrase bietet ja Ersatz. Bemerkenswerth ist es wol, daß gerade jetzt die Firma Breitkopf und Härtel eine Gesammtausgabe der Werke Mozart's ankündigt. Es ist, als wolle die Musik, welche wirklich Musik ist, noch einmal im Namen ihrer ewigen und unveräußerlichen Rechte Protest erheben. Wie wenig es aber möglich ist, sich diesen Fluctuationen zu entziehen, beweist der Umstand, daß selbst unsere italienischen Gäste den „Lohengrin" auf ihr Programm gesetzt hatten — allerdings blieb es beim Programm, denn aufgeführt haben sie ihn nicht. Die „Stagione" hat ein Ende genommen, zwar kein Ende mit Schrecken, aber ein Ende mit Enttäuschung und Verstimmung. Die Italiener sind abgezogen „colle trombe in sacco", wie man in Italien sagt, wenn man andeuten will, daß sich jemand ohne sonderliche Lorbeerkronen und ohne naßgeweinte Sacktücher der Zurückbleibenden davongemacht habe. Doch — an Lorbeerkränzen und Blumenkränzen dazu hat es wahrlich

nicht gefehlt. „On m'étouffe de roses" rief halbverzweifelt der alte Voltaire bei den enthusiastischen Huldigungen, womit man ihn in Paris nicht zu Athem kommen ließ. Er meinte es figürlich — bei uns aber war der Blumenregen an den Abenden, wo die Patti sang, ein unfigürlicher. Ganze Lorbeerhaine wurden der Diva zu Ehren ausgerodet, ganze Blumengärten abgemäht, und dieser ganze botanische Segen flog ihr Abends an den Kopf. Noch ärger war der Schwindel allerdings in der Vorkrach-Epoche, als die Patti noch im Theater an der Wien sang. Waschkörbe, in denen sich Falstaff hätte nochmals retten können, wurden, der rarsten Blumen voll, durch's Orchester auf die Bühne gehoben, Kränze und Bouquets kamen wie Meteore von der Galerie im Bogenwurf geflogen, Kränze und Bouquets von einem Kaliber, daß ein im römischen Recht Bewanderter nothwendig an die „Actio de periculose positis, effusis et dejectis" denken mußte. Uebrigens gilt hier jetzt ein Lorbeerkranz ungefähr schon so viel, wie anderwärts ein simples „Bravo". Wir sahen im Concert eines unbedeutenden, hier kaum beachteten Pianisten eine Dienstmagd in der Vorhalle mit einem riesigen Kranz, von dem ebenso riesige weiße Atlasbänder flatterten, wartend dastehen! Kommt einmal eine wirkliche Kunstgröße, so wird man vielleicht gut daran thun, sie etwa mit faulen Aepfeln zu werfen, damit doch ein Unterschied da sei. Die Patti mußte diesmal wirklich das Alpha und Omega der Stagione bilden — die „Traviata", der „Barbier", „Don Pasquale" — drei Opern, in denen sie wahrhaft glänzte, waren es allein, welche großen Erfolg hatten — eine Anzahl anderer Opern verunglückte dagegen in sehr auffallender Weise. So die „Regimentstochter", so „Fra Diavolo", so der „Ballo in maschera". In letzterer Oper wurde uns eine vierte erste Sängerin (die Patti, die Lucca und die Heilbron waren die drei ersten) vorgeführt — sie kam aus Mailand a dirittura — kam, sang und fiel durch. Sie war in Erscheinung und Gesang das gerade Gegentheil von dem, was sie hätte sein müssen, um zu gefallen. Es hätte übrigens einer solchen Folie für die Patti gar nicht bedurft. Aber selbst die pikante, feine, geniale Lucca konnte diesmal gegen die göttliche Adelina nicht recht aufkommen, und der Versuch, im Publicum eine „Lucca-Partei" zu organisiren, schlug fehl. Director Hellmesberger, dessen Gelegenheitswitze hier Ruf haben und sofort von Mund zu Mund gehen, ermangelte nicht, seinen artigen „Kalauer" zu machen: „wer ist der Lucca sympathisch?" Antwort: „wer antipathisch (anti-Pattisch) ist." Sehr spaßhaft nahmen sich die Theaterzettel aus, da kleinere Rollen, besonders in personenreichen Opern, wie z. B. Gounod's „Romeo und Julie" mit einheimischen Kräften besetzt wurden, welche man durch ein ihren Namen vorgesetztes „Signor" oder „Signora" italienisirte. „Signor Nerepka, Signor Soutschek" u. s. w., das nahm sich ganz wunderbar neben dem Signor Zucchini, Signor Strozzi und Niccolini, der Signora Patti u. s. w. aus — böhmische „Kolatschen" mitten in einer Schüssel Maccaroni. Es erinnerte wirklich an Caligula, welcher, da er einmal für einen Triumphzug nicht genug veritable germanische Gefangene zusammenbringen konnte, eine Anzahl seiner eigenen Soldaten als Germanen maskirte, sie zwang, sich das Haar blond zu färben, „barbarische" (d. h. germanische) Namen anzunehmen und deutsch zu lernen. Signor Nerepka, Signor Soutschek — — „nomi per far sbigottire etc." würde Brenn, der sich über die flamändischen Namen im Gefolge Hadrians VI. so lustig macht, auch hier ausrufen. Einige dieser Herren sangen überdies ihre Partie deutsch, was seltsam und lächerlich gegen das Italienisch der Uebrigen abstach. Die Italiener schieden am 3. Mai, am 4. begann die „deutsche" Opernsaison. Sie begann mit „Don Juan", welchem „Fidelio" folgte. Der Anfang war auffallend glücklich. Die deutschen Sänger nahmen sich zusammen, was das Zeug halten wollte, und so hätte uns die „Stagione" doch wenigstens eine gute Frucht getragen. Auch das Publicum zeigte einen fast demonstrativen Antheil. Das galt keineswegs der italienischen Kunst als solcher (denn Verdi's „Aida" hat, mit italienischen Darstellern und vom Componisten geleitet, im verflossenen Jahr Furore gemacht), sondern es gab den getäuschten Erwartungen hinterher Ausdruck.

Einen wirklichen und großen Erfolg hatte Camille Saint-Saëns, welcher eine Zeit lang als Gast in Wien weilte, und als Componist, Pianist und Organist vor das Publicum trat. Man fand in dem Pariser, dessen Geist wie eine angezündete Rackete „blitzt und platzt und Funken sprüht", endlich einmal etwas Neues, „noch in solcher Art nicht Dagewesenes". Den Musikern gab er durch überaus originelle, zwischendurch bizarr-geniale Compositionen eine fast stachelnde Anregung, der Menge imponirte sein wirklich höchst ausgezeichnetes Klavierspiel. Seine „Danse macabre" — eine Art symphonischer Dichtung — wurde ein Lieblingsstück des Publicums, wurde einigemale aufgeführt und jedesmal da Capo verlangt. „Todtentänze" fangen in unseren Tagen an musikalisch aufzutauchen — man denke an Joachim Raff's geistvolle Walzer zu vier Händen Op. 88 — wie einst zur Zeit Hans Holbein's gezeichnete beliebt waren. Die „Danse macabre" erinnert weniger an Hans Holbein (an welchen Raff dagegen direct mahnt), als an des alten Breughel grausig-tolles, genial-phantastisches Gemälde, welches die hiesige Galerie Lichtenstein besitzt. Die Tonmalerei ist von Saint-Saëns fast auf die Spitze getrieben. Man hört die „Geisterstunde" schlagen, dumpf und schaurig — eigentlich ist es eine geschickt behandelte Harfe; der Tod in eigener Person ergreift eine Geige und präludirt haarsträubend und entsetzlich genug: $\frac{\overline{e}\ \overline{d}}{a\ g}$, $\frac{\overline{e}\ \overline{d}}{a\ g}$ — und so eine Weile fort, Quintenscheue könnten wirklich den Tod davon haben. Dann öffnen sich die Gräber, die Schreckgestalten kommen, tanzen — es „wackelt der Schenkel und hebt sich das Bein, Geberden da gibt es vertrakte, dann klippert's und klappert's mitunter hinein, als schlüg' man die Hölzlein zum Tacte." Und zwar buchstäblich, denn Saint-Saëns ruft Castagnetten zu Hilfe, um das Klippern und Klappern der Gebeine zu schildern — auch an „vertrakten Geberden" — versteht sich musikalisch — fehlt es nicht. Sogar in Johann Strauß' „musikalische Promenade-Abende", wo sonst nur Lebendigentänze erklingen, hat der „Todtentanz" des Pariser Componisten schon seinen Weg gefunden. Ein anderes Tongemälde „Phäëton" gab dem Componisten Gelegenheit, nach Herzenslust zu donnern und zu wettern, zu krachen und zu zerschmettern. „Phaëton" gefiel auch, aber der Gevatter Klapperbein mit seiner quintenkreischenden Geige behielt doch den Preis. Merkwürdig mag es scheinen, daß schon vor beinahe hundert Jahren (1785) Phaëton in Wien einmal musikalisch vom Himmel herunterplumpte. Dittersdorf componirte fünfzehn Symphonien über Ovid's „Metamorphosen" — also richtige Vorläufer der „symphonischen Dichtungen" Liszts — und darunter behandelt die eine auch die tragische Geschichte des Apollon-Sohnes, dem es so übel bekömmt, daß er das Sonnenwagenkutschiren als ungeübter Dilettant versuchen will. Es ist ein Glück, daß die Stücke von Saint-Saëns wirklich einen künstlerischen Kern und einen gewissen keck-genialen Wurf zeigen, sonst könnte man ihnen den Vorwurf kaum ersparen, daß sie etwas Charlatanhaftes haben. Aber Saint-Saëns ist ein Künstler, ein wirklicher Künstler, und der Vorwurf thäte ihm Unrecht. Er kutschirt seine Sonnenrosse viel geschickter als Phaëton, aber sie seltsame Courbetten machen zu lassen — dieses Vergnügen kann er sich nicht versagen. Aeußerst interessant, geistsprühend, durch und durch originell sind zwei Pianoforte-Concerte, welche Saint-Saëns spielte. Man weiß nicht recht, ob man sie für wirkliche, obschon kühne Kunstwerke oder ob man sie für bloße musikalische Raritäten, aber Raritäten ersten Werthes, ansprechen soll. Daß sie über die gewohnten Pfade und Geleise hinausstürmen, der Himmel weiß wohin, ist sicher. Auch hier, will es scheinen, hat die Kunst Maß und Zucht verloren. Man flüchtet gerne in ein Beethoven'sches, ein Mozart'sches Concertstück zurück, auf die Gefahr hin, als „Reactionär" in Verruf zu kommen. Es scheint, als solle die moderne Musik am Ende selbst ein Phaëtonschicksal erleben!

Am wenigsten wollte Saint-Saëns als Bach-Spieler behagen, obschon er Organist der Madeleine in Paris, und unter den modernen Franzosen sicher der beste und

gründlichste Bach-Kenner ist. Man fand „dies sei nicht die Art, mit Johann Sebastian umzugehen." In der That frisirt er die ehrwürdige Perrücke des Thomanercantors ein wenig à la jeune France. In Summa aber darf man sagen, daß Saint-Saëns eine ebenso anziehende als originelle Erscheinung ist. Ob er — der Diener der Magdalenenkirche — auch Kirchenmusik geschrieben? In seinem Programme stand nichts davon.

Es scheint aber auf aller Musica Sacra in Wien überhaupt ein seltsamer Bannfluch zu lasten — und so auch, seit Brahms die Leitung der sogenannten „Gesellschaftsconcerte" niedergelegt, auf dem Oratorium. Ist es glaublich, daß 1876 in dem großen, dem musikalischen Wien, nicht einmal eine Aufführung der „Schöpfung" zu Stande gebracht werden konnte? Eines Oratoriums, das doch schon selbst in Mittelstädten zur Hausmannskost gehört? Der Unstern wollte, daß sich kein habiler Mann fand, um den Adam, und keine habile Dame, um die Eva zu singen. Das Ehepaar Vogel aus München war dazu verschrieben, sagte aber in der eilften Stunde ab. Die Künstler der Hofoper hätten mehr als genügt, aber sie dürfen, laut Mandates vom so und so vielten, nirgendwo anders mehr singen, als in der Hofoper selbst, und so ging denn Vater Haydn's „Schöpfung" in die Brüche. In einer Kirche wurden allerdings während der Charwoche seine berühmten „sieben Worte" aufgeführt. Die Ausführenden fangen sich die Kritik ihrer Leistung selbst, als sie intonirten: „vergieb ihnen, sie wissen nicht" u. s. w. Scherz bei Seite, die Aufführung war sehr mittelmäßig und einer großen Musikstadt kaum würdig. Der Cäcilienverein, eine Societät für kirchliche Tonkunst, welche seit einigen Jahren sich hart und schwer genug durchbringt, ließ Löwe's „Lazarus" hören, es war aber mehr wie eine Aufführung im gemüthlichen Familienkreise, als ein Concert im größeren Styl. — Die Kritik nahm davon so gut wie keine Notiz, wie sie sich denn bei uns Allem, was musikalisch nach Weihrauch riecht, grundsätzlich ferne hält. Palestrina könnte in eigener Person mit einer neuen „Missa Papae Marcelli" wiederkehren — kein Mensch würde sich um ihn kümmern. Viele erhalten von Kirchenmusik wirklich nur durch den vierten Act des „Propheten" einigermaßen eine Vorstellung — denn wie Falstaff wissen sie „seit lange nicht mehr, wie das Innere einer Kirche aussieht", und von den Concertprogrammen sind die hohen Meister der Musica Sacra so gut wie verbannt. In den Kirchen selbst ist die Musik im Ganzen nicht schlecht genug, um sie zu schelten, aber sie ist selten gut genug, um sie loben zu können. Und was für eine Wahl der Stücke! Eine Messe von Haydn ist schon classischer Luxus. Reform thut dringend noth!

In einer abseitigen Kirche der Stadt wirkt allerdings ein braver Musiker — ein Eleve des alten Ett in München — er heißt Michael Bauer. Compositionen von Andreas Gabrieli, Lotti, Viadana u. s. w. wagt er muthig hören zu lassen, ohne Dank zu begehren oder auch nur zu hoffen. Die ausführenden Kräfte, über welche er gebietet, sind mehr als bescheiden, aber man sieht da so recht quid virtus et quid sapientia possit, Liebe und Eifer leisten Ersatz, wo das Material nicht zureichen will. Unsere „Quei in alto" der Musik ignoriren natürlich den sonderbaren Schwärmer. Führte doch der Cäcilienverein vor Jahr und Tag Josquin de Près wunderbare „Missa super Pange lingua" in der Hofkirche von St. Michael ganz würdig auf, die „öffentliche Stimme" hielt aber ein so bedeutendes Kunstereigniß auch nicht der flüchtigsten Erwähnung werth. War es doch keine Operette von Offenbach oder Johann Strauß! —

Doch gibt es allerdings eine Kirche, deren allsonntägliche Musikaufführungen musikalisch und culturhistorisch den Moment so merkwürdig charakterisiren, daß sie wol einer Erwähnung werth sind. Hier wird, was einst nach der anfänglichen und ursprünglichen Bestimmung kirchlicher Musik ein Bestandtheil des Ritus war, Vehikel des eitelsten Dilettantismus, welcher weniger zur Ehre Gottes, wie zu seiner eigenen, seine allerprunkendsten Pfauenräder schlägt. Das sogenannte „Offertorium" bildet das Haupt- und Prunkstück — „gesungen von Fräulein X. oder Y. mit obligater

Clarinette begleitet von Herrn Z." — wie Sonnabends die Zeitungen anzukündigen nicht ermangeln. Fräulein X. oder Y. reicht kaum hin, ein Lied von Abt leidlich zu singen, Herr Z. ist auch kein zweiter Iwan Müller — leichter würde ein Kamel durch ein Nadelöhr, als sie in einen Concertsal eingehen. Aber Kirchenthürme sind bekanntlich weit, und einer geschenkten Sängerin schaut man nicht in den Kehlkopf. Hier ist ein öffentlicher „Erfolg" so wolfeil zu haben! —

Man muß sich wirklich oft fragen, ob man sich in einem Gotteshause oder in einem Salon weltlichster Art, wenn nicht gar in einem Café chantant befinde. Eine dichtgedrängte Phalanx von Zierbengeln nimmt unten die Mitte des Kirchenschiffes ein — Herren jeder möglichen Confession, die meisten vermuthlich von gar keiner. Man kann ihnen nicht einmal zurufen: „Der Chorus dort macht euch zum Wendehals", sie ziehen es vor, gleich mit dem Rücken gegen den Altar, die Nase in einem Winkel von fünfundvierzig Graden zum Sängerchor emporgehoben, so dazustehen, wie sie etwa in einer Reiterbude dastehen würden. Es ist kürzlich geschehen, daß, als eine Altistin, Baronin ***, mit wirklich schöner Stimme gesungen, die Phalanx unten „Bravo" rief!! Es fehlt nur noch, daß sie sich dazu eine Cigarre anzünden, und wer weiß, was noch geschieht! Hat Fräulein X. oder Y. ihren letzten Triller geschlagen, Z. seine letzte Triolenpassage ausklarinettirt, so erfolgt, während sich am Altar der feierlichste Moment der Missa vorbereitet, ein tumultuöser Abmarsch der Phalanx — mit rücksichtslosem, absichtlichem Lärm. Schade, daß der Regens-chori noch nie auf den Einfall gekommen ist, dazu den Psalm „in exitu" 2c. singen zu lassen. Man braucht wahrlich kein „Zelot", kein „Frömmler" zu sein, um den allsonntäglichen Scandal empörend zu finden. Und was für Stücke je zuweilen aufgeführt werden! Wir erinnern uns der Messe einer „Componistin", bei welcher wir es nicht haben begreifen mögen, wie sich die Frau einfallen lassen konnte, Gott den Herrn auf einen so schwachen Milchkaffe der frommen Denkungsart — jeder sächsische ist Mocca dagegen — einzuladen. Daß Italien und Deutschland durch drei Jahrhunderte einige ganz leidliche Kirchencomponisten besessen, scheint, nach den Repertoiren der Kirchenchöre zu schließen, vielen Directoren eine völlig unbekannte Sache zu sein. Reform thut dringend noth, sagen wir noch einmal.

Goethe bemerkt irgendwo: „auf zwei Punkten beweise Musik jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: „Andacht oder Tanz." Sieht es bei uns mit der andachterweckenden Musik nicht zum Besten aus, so steht es um so besser mit der Tanzmusik. Ließe sich nur Johann Strauß an den Kränzen genügen, welche ihm verdienter Weise seine Tanzcompositionen, seine eminenten Aufführungen in Garten und Tanzsaal eintragen. Aber er macht, wie bekannt, dem „Meister" Offenbach Concurrenz, mit Erfolg sogar. Er hat eben eine neue „Operette" vollendet, „Methusalem" betitelt. Vielleicht wirft er sich gar noch auf Kirchenmusik, deren „Retter" — ein zweiter Palestrina — er werden kann. Ein „Requiem" von ihm würde hier Mozart und Verdi aus dem Felde schlagen, wie schön könnte er z. B. die Stelle: „quantus tremor est futurus" durch eine Polka tremblante (nach hiesigem Idiom „Zepperlpolka") malen! Ob sein „Methusalem" gut sein wird oder nicht, ob ihm eine so lange Lebensdauer beschieden sein wird, wie dem biblischen, wissen wir nicht; aber nach den bisherigen Antecedentien dürfen wir einiges erwarten, kennen wir doch „die Fledermaus", den „Carneval in Rom". — Ueber letztere Oper hat ein Ungenannter in der von Albert Hahn in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Tonkunst" (Nr. 10 und 11 dieses Jahrganges) Worte gesagt und Dinge geschrieben, welche uns aus der Seele genommen sind. Auch hier thut Reform noth. Eine so systematische Untergrabung von Zucht, Sitte, Geschmack, eine solche Förderung der Gedankenlosigkeit, gemeiner Sinnlichkeit und Frivolität, wie das Genre der sogenannten „Operette" grundsätzlich betreibt, findet in der Kunst- und Culturgeschichte vielleicht nur in der depravirtesten Epoche der römischen Kaiserzeit seines Gleichen. Kürzlich hat man uns mit einer „Fatinitza" beglückt, die im Text als Hauptmotiv die scandalöse Verkleidungsgeschichte benützt, womit Louvet seinen berüchtigten „Faublas" einleitet,

welcher als „Mademoiselle Duportail" seine bonnes fortunes genießt. Aus einer solchen Partitur werden dann noch Tänze arrangirt, Potpourris zusammengestellt, damit das Meisterwerk nur ja recht in's Volk dringe. Der Absatz ist natürlich ein brillanter — die Leute finden da, was sie wünschen — „die Quelle alles Wohlgefallens ist Homogenität" sagt Schopenhauer. Wer bei uns eine „Operette" componirt, deren Text „Pikanterien" enthält, welche Gelegenheit geben, Herden von Figurantinnen in Tricots auf die Bühne zu jagen, den Maschinisten und den Theaterschneider vollauf zu beschäftigen, der kann sich, wenn er die letzte Note niedergeschrieben, ruhig mit dem Bewußtsein zu Bette legen, daß er sehr bald seine Spur auf den weltbedeutenden Brettern erblicken wird. Ein sehr talentvoller, sehr achtbarer junger Componist hat eine leichte komische, aber anständige Oper, keine Operette, componirt — sie ist in Berlin, in Prag mit dem allerentschiedensten Erfolg gegeben worden. — Hier macht keine Direction im Mindesten die Miene, das Werk aufzuführen. Es ist Ignaz Brüll und dessen Oper „das goldene Kreuz" *) gemeint.

Eine Hoffnung, welche bei allem dem trösten kann, ist aber am Ende doch, daß eine acute Krankheit, eben weil sie acut ist, keine chronische ist. Als acute Krankheit darf aber das Unwesen, dessen wir gedacht, wol gelten — und sie wird eben deswegen vorübergehen. Da eine Steigerung kaum mehr möglich ist, so wird sich der Schwindel allenfalls noch eine Zeit lang, ohne noch ärger zu werden, auf seiner Höhe halten können, dann wird aber auch hier ein „Krach" erfolgen. Die Menge wird es am Ende satt bekommen, und die Stimme der Vernunft und des guten Geschmackes wird wieder zu Worte kommen dürfen. Sic faxint Dii!

A. W. Ambros.

---

*) Soeben „auf Allerhöchsten Befehl" bei Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Berlin als Festoper gegeben.

Anm. der Redaction.

Die Faust-Aufführungen in Weimar.

Der Gedanke, die ganze Faust-Dichtung in irgend einer Form für die Bühne zu gewinnen und sie dadurch dem gesammten Volke in ihrer Weltweite und Welttiefe zu erschließen, ist wiederholt aufgetaucht und wird in Jedem lauter oder leiser sich regen, der das Werk hinter einander durchliest. Nicht umsonst, sagt er sich, kann der Dichter dem Theaterdirector im Vorspiel die Worte in den Mund gelegt haben:

„So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt, mit bedächtiger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Wozu wäre diese Wanderung, wozu der Aufwand von Decorationen, Bildern und Maschinen versprochen, wenn sich auf der Bühne vor unsern Augen nichts weiter abspielen sollte, als der erste Theil der Dichtung, noch dazu in verkleinertem Maßstabe? Mit Auslassung des Prologs im Himmel und der Walpurgisnacht? Mit Kürzungen da und Aenderungen hier? Schwebte Goethe, noch so unklar und nebelhaft, eine scenische Darstellung seiner Dichtung vor, so muß ihre Verwirklichung auch möglich sein. Ueber ganz andere Mittel, als er es sich vorstellen konnte, verfügen jetzt unsere Theater; sie nehmen alle neuesten Entdeckungen der Physik und Mechanik in ihre Dienste und zaubern Himmel und Hölle leicht den erstaunten und geblendeten Zuschauern vor. Freilich, so mühelos wie die äußerlichen Schwierigkeiten lassen sich die inneren nicht beseitigen. Nicht entfernt ist die Faust-Dichtung so aus einem Guß und einem Geiste hervorgegangen, wie der Cyklus der Shakespeare'schen Königsdramen. In einem langen Leben hat Goethe Stein um Stein zu diesem Bau zusammengetragen; das Verschiedenartigste tritt, oft unvermittelt, neben einander auf; Stimmungen, die aus dem tiefsten Herzen strömen und in jeder Brust ein Echo finden, wechseln mit den wunderlichsten Grillen, für die wir mühsam nach einer Erklärung suchen: eben ist an dieser Stelle ein Berufener, Franz Dingelstedt, bei der Arbeit, dies wunderseltsame, verworrene Gespinst aufzulösen.

Mancherlei Versuche werden daher noch gemacht werden müssen, ehe die endgültige Bühnenform der Faust-Dichtung feststeht. Mit Shakespeare's „Hamlet" ist es nicht anders gegangen; seine „Historien" werden im Einzelnen noch manche Umarbeitungen erfahren, sein „Coriolan" ist noch immer nicht der deutschen Bühne vollkommen einverleibt. Zu den werthvollsten und folgenreichsten Versuchen, die hinsichtlich des „Faust" gewagt worden sind, rechne ich die beiden Aufführungen, die am 6. und 7. Mai in Weimar vor einem auserlesenen Publicum stattgefunden haben. Was ich von der Spielweise der Meininger schon im Jahre 1870 prophezeit habe, das sage ich auch von diesen Weimarer Darstellungen: sie werden eine Revolution in unserm Schauspielwesen hervorbringen. Wie jetzt kein größeres Theater es mehr für erlaubt hält, classische Dramen in der unrichtigsten und erbärmlichsten Ausstat-

tung aufzuführen; wie man überall sich bemüht, den Originaltext der Dichter wiederherzustellen und nach dem Vorgang der Meininger das Bild der Zeit heraufzubeschwören, in der Julius Cäsar, Fiesko, die Herrmannsschlacht sich abgespielt: so wird nach einigen Jahren auch die mittelalterliche Mysterienbühne mit ihren drei Räumen: Erde, Brücke, Zinne, ein nothwendiges Requisit für eine Fülle von Scenen und Stücken geworden sein. Denn hierin liegt der schöpferische Gedanke Otto Devrient's, des Regisseurs des Weimarer Theaters, diese Form der Bühne für die Faust-Dichtung wieder zu beleben. Nicht nur der Zusammenhang des Ganzen wird dadurch, auch für das Auge erkennbar, hergestellt, sondern die Unterordnung der einzelnen Scenen gegenüber dem Ganzen, ihr Verhältniß zu der Composition, der Uebergang aus der einen in die andere treten mit scharfer Deutlichkeit hervor. Ungeahnte Wirkungen werden erzielt, die mannigfaltigsten Bilder ziehen, ohne je aus dem fest gefügten Rahmen zu fallen, an uns vorüber, das geheimste Leben der Dichtung offenbart sich uns.

Am Abend des 6. Mai kam der erste, am Abend des 7. der zweite Theil des „Faust" zur Aufführung. Im Stil der alten Mysterienbühne hatte sie Otto Devrient „Tagewerke" genannt. Ein Trompetenakkord — der Vorhang geht in die Höhe. Auf einem schmalen Raum, unmittelbar hinter dem Souffleurkasten, erscheinen im Costüme des vorigen Jahrhunderts, der Dichter in der Maske nicht ungefällig an Goethe erinnernd, die drei Personen des Vorspiels. Diese wohllautenden Verse, so voll Sinn und Schalkhaftigkeit, so gedankenreich und empfindungstief, üben einen unaussprechlichen Zauber aus, es gibt keine bessere Einführung in die Dichtung. Und indem der Director nun eiligen Schrittes, wie Einer, der vom Gedanken zur Handlung übergeht, den Vorhang, der die Scene schließt, aufhebt und nach dem Hintergrunde schreitet, die beiden Andern ihm folgen, ist unsere Aufmerksamkeit auf das Höchste gespannt, unsere Phantasie angeregt, alle holden Wunder hinzunehmen, die uns versprochen sind, die sich nun auf diesem Schauplatz abspielen sollen. Eine feierliche Musik setzt ein und der Himmel thut sich auf. In der Wolkenglorie, auf bläulichem Grunde, schweben drei Erzengel, in tieffarbigen Gewändern, in hellster Beleuchtung. Aus der Wolkenschicht unter ihnen steigen rechts und links breite Treppenstufen nieder, zwischen beiden gähnt der Rachen der Hölle fort und fort flammenlodernd. Aus ihm tritt in rother Kleidung nach dem Weihegesang der Engel Mephistopheles hervor und schreitet — vom Zuschauer aus — die rechte Treppe hinan, fast bis zur obersten Stufe, so daß er den hoch über ihm schwebenden Engeln Auge in Auge gegenübersteht. Um ängstlichen Gemüthern keinen Anstoß zu bereiten, hat man in Weimar die Worte, die Goethe dem „Herren" in den Mund legt, von dem Erzengel Michael sprechen lassen, der in der Glorie mit dem Schwert auftaucht und im Namen Gottes das Gespräch mit Mephisto führt. Nur einmal, bei dem Worte: „Es sei!" leuchtet hoch oben im mächtigsten Glanze das Gottesauge, welches die Jesuiten in den Kuppeln ihrer Kirche als Symbol Gottes anzubringen pflegten. Ich kann eine solche Rücksicht wol in dem besonderen Falle, aber nicht für das Allgemeine billigen. Der „Herr" ist die entscheidende Person des Prologs, und ich vermag nicht einzusehen, welch' besonderer Art von Frömmigkeit seine Reden Pein oder Anstoß erregen sollten. Natürlich kann der Herr nicht sichtbarlich auf der Bühne erscheinen; das Auskunftsmittel, den „Herrn" und den Erdgeist als ein Wesen zu fassen, widerspricht der Absicht und dem Ausdruck des Dichters. Hoch erhaben weilt der „Herr" ob allem Geschaffenen; „ich" — sagt dagegen der Erdgeist — „ich schaffe am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid." Aber hinter einer Glorie von Engelsköpfen, oder in einem mächtigen, die ganze Bühne überfluthenden Lichtschimmer könnte eine Stimme ertönen, die jeder Zuhörer als die des „Herrn" gelten lassen würde. Mit den Worten: „Und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestigt mit dauernden Gedanken" — schließt sich der obere Theil der Bühne ab, Wolken ziehen herauf, die Engel verhüllend. Mephisto bleibt auf der Treppe, wie im Anschaun verloren, einen Augenblick stehen, und während

er hinabsteigt, fällt der Vorhang. Der erste Act spielt in Faust's Studirzimmer, zu ebener Erde. Die Decoration hat nur eine mäßige Tiefe und ist in drei Nischen getheilt. In der mittelsten, der tiefsten, sitzt Faust bei seinen Büchern, durch das an der Seite angebrachte Fenster fällt der Mondschein. In der linken Nische steht der Ofen, hinter dem Mephisto als fahrender Scholast hervortritt — im zweiten Theil arbeitet hier Wagner an seinem Homunculus. Die rechte Nische ist anfangs geschlossen, die Schlafkammer Faustens, hier befindet sich das Ruhebett, mit dem Mephisto und Faust in die Lüfte fliegen: so im ersten wie im zweiten Theile. Das Ganze ist ein hochgewölbtes, gothisches Gemach, das Mauerwerk theilweise zerfallen; die Bilder, die Mephisto dem Schlafenden vorgaukelt, erscheinen in der Wölbung. Zur vollsten Wirkung gelangte die Dreitheilung der Bühne bei vier Scenen: dem Spaziergang am Ostersonntag, dem Zechgelage in Auerbach's Keller, dem ersten Auftreten Gretchen's und dem Tode Valentin's. Rechts auf der Zinne erhebt sich das alte Stadtthor mit einem Theil der Mauer und kleinen Häusern; weiterhin nach der Mitte ragt die Linde auf, um die der Tanz sich schwingt, und steht der Tisch, an dem die Bauern und Städter trinken. Tiefer unten liegt der Felsblock, auf dem Faust Platz nimmt, um den Untergang der Sonne zu beobachten. Die Treppe, als Felssteg verkleidet, führt abwärts; auf mittlerer Höhe führt eine Brücke über die Vertiefung, die im Prolog das Höllenloch war, hier den Bach andeutet und in einer dritten Decoration als der Brunnen erscheint, aus dem Lieschen und Gretchen Wasser schöpfen. Wie sich in diesem Hinauf und Hinab die verschiedenen Gruppen malerisch von einander abheben; wie bei dieser Einrichtung erst das eigentliche „Spazierengehen" sich anschaulich ausprägt, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Auerbach's Keller ist ein hoher gewölbter Raum; eine Galerie theilt ihn in zwei Theile; auf dieser Galerie erscheinen Faust und Mephisto, während die vier Gesellen unten zechen. Als beide die Treppe betreten, die von der Galerie hinabführt, werden sie von den Trinkern bemerkt. Unter den vielen Fässern, die am Boden stehen und liegen, befindet sich auch dicht an den Treppenstufen dasjenige, auf dem beide emporfliegen. Den eigenthümlichsten Eindruck macht die Decoration der Gretchenscenen. Oben rechts das Portal des Domes mit einem Theil der Vorhalle; gegenüber Gretchens Haus; rechts hinabgehend die Steintreppe, an welcher der mächtige Pfeiler mit dem Bilde der Mutter Gottes in der Nische aufragt; mehr zurück in der Vertiefung der Brunnen; aus einem Löwenrachen strömt das Wasser in ein Bassin; links zur ebenen Erde, von der Straße durch einen Zaun getrennt, der Garten Martha's. Faust steht an den Pfeiler gelehnt, während die Orgel ihre letzten Klänge versendet und unter den Andächtigen auch Gretchen den Dom verläßt und die Treppe hinabschreitet. Vor der Madonna betet dann das schuldige Gretchen; aus dem Brunnen füllen die Mädchen ihre Wasserkrüge; oben zwischen dem Dom und dem Hause bringt Mephisto dem schönen Kinde seine Serenade; Valentin stürmt von unten die Treppe herauf; auf den Stufen findet der Zweikampf statt; auf ihnen, halb liegend, halb sitzend stirbt Valentin, das Volk füllt oben und unten die Bühne in röthlicher Fackelbeleuchtung; oben auf der Schwelle des Doms, aus dessen geöffneter Pforte ein voller Lichtschein strömt, sucht Gretchen vergebens ihre Seele zu Gott zu erheben: nicht nur, daß alle diese Vorgänge sich hier in einer ganz andern Plastik und Bestimmtheit, als bei der gewöhnlichen Bühneneinrichtung, darstellen, auch die Einheit der Dichtung und der Zusammenhang der Scenen sind durch die Vermeidung des beständigen Decorationswechsels unvergleichlich besser gewahrt, die einzelnen Begebenheiten schließen sich unmittelbarer und inniger an einander und zugleich geht uns das Bild einer mittelalterlichen Stadt, dieses nothwendigen Hintergrundes für den ersten Theil der Dichtung, lebendig auf. Weniger günstig erweist sich diese Gliederung der Bühne für die Scenen Gretchens in ihrem Gemache und in Martha's Garten; der enge Raum hindert jede freie Bewegung, ja er drückt sogar den Schwung dieser schönsten Verse, die je von des Dichters Lippen quollen, nieder. Ich halte für diese Scenen die alte Einrichtung: ein geschlossenes Zimmer, einen weitläufigen Garten, in dem die Paare auf- und niedergehen, entschwinden und wieder

hervortreten können, für durchaus geboten: eben so durch den Geist der Dichtung wie durch die Schauspielkunst bedingt. Als Verbindung zwischen dem Tod Valentins und dem Ausgang Gretchens dient die Walpurgisnacht. Felsgegend mit wildem phantastischem Wolkengetümmel in Mondbeleuchtung; hin- und herfliegend das Irrlicht. Von außerordentlicher Wirkung ist die Erscheinung Gretchens, die oben auf der Zinne langsam vorüberschwebt. Zum Schluß der Walpurgisnacht hat Otto Devrient mit seinem Verständniß die Scene, in der Faust und Mephisto „auf schwarzen Pferden daherbrausend" am Rabenstein vorüber reiten, genommen. Kaum ist Gretchen entschwunden, so erscheint auf dem dunklen Hintergrund ein Galgen mit schwarzen darum tanzenden Gestalten. Der schauerliche Eindruck bereitet stimmungsvoll auf das Ende vor. Auch für die Kerkerscene eignet sich die gewöhnliche Einrichtung besser, als der hier gewählte Thurm mit zwei Stockwerken, in dessen unterem Gretchens Gefängniß ist, in dessen oberem der Thürmer wohnt.

Es sind eben nur die Linien, die ich wiedergeben kann, nicht die Farben. Aber auch so, trotz der Dürftigkeit dieser Umrisse, wird dem Leser das Geschlossene, Zusammenhaltende dieser neuen Einrichtung einleuchten; je größer die Bühne ist, um so stärker wird der malerische Reiz des Ganzen sein. Eine ausdrucksvolle Musik von dem Kapellmeister Lassen vermittelte alle Uebergänge, sie begleitete harmonisch den Prolog im Himmel, den Ausgang des ersten Actes, das Auftreten Gretchens; sie kündigte Valentins Erscheinen mit einem kräftigen Trommelwirbel an und umgab mit einem feinen Gewebe melodischer Klänge den Spaziergang. Kürzungen hatte der Bearbeiter nur in der Walpurgisnacht vorgenommen. Die ganze Vorstellung dauerte sechs Stunden: offenbar viel zu lang, so daß hier eine Theilung stattfinden muß. Faust kann auf der Bühne nur als Trilogie erscheinen; das Emporfliegen Faust's auf dem Zaubermantel würde den ersten Abend schließen; den zweiten würden die Scenen in Auerbach's Keller und in der Hexenküche, die Geschichte Gretchens, die Walpurgisnacht, der Auftritt im Kerker füllen.

Mit hochgespannten Erwartungen sahen wir alle dem zweiten Abende entgegen: ich halte es für ein untrügliches Zeichen der theatralischen Lebensfähigkeit des Werkes, daß diese Erwartungen nur in zwei Acten getäuscht, in den drei andern über ein mittleres Maß des Genügens weit hinaus befriedigt wurden. Man vergesse nicht, daß es sich hier nur um Versuche handelt. Der erste Act: die Scenen am Hofe des Kaisers, die Erfindung des Papiergeldes, der Maskenzug, die Beschwörung der Helena gehören zu dem Eigenthümlichsten und Anziehendsten, was man auf der Bühne sehen kann. Ein kurzes Vorspiel — Faust schlafend von Geistern bewacht, in einer schönen Landschaft, in der Morgendämmerung — eröffnet weihevoll den weiteren Kreis des Lebens und der Gestalten, in den Faust nun eintritt. Dann erschließt sich unter den Klängen eines heroischen Marsches die Herrlichkeit des kaiserlichen Palastes. Rechts unten der Thron des Kaisers, aufsteigend in der Mitte zwei breite Treppen, die sich zur Brücke vereinigen, darunter, zwischen den Treppenwangen, eine dem Scheine nach unabsehbare Reihe von Gemächern; hoch oben im Stil der Festsäle Paul Veronese's eine Halle mit der kostbar gedeckten Tafel; durch drei Bogenfenster fällt das Tageslicht und bläulicher Himmelsschein hinein. Der Maskenzug, in den verschiedensten Gruppen, tritt mit seinen Emblemen und Geschenken aus der Tiefe der unteren Bühne hervor, zieht an dem Thron des Kaisers vorüber und vertheilt sich zwanglos auf Treppen, Brücke, Zinne. Von den Masken spricht mit Ausnahme des Wagenlenkers Niemand; Faust erscheint als Plutus, Mephisto waltet des Heroldsamtes. Bei der Beschwörung des Paris und der Helena verwandelt sich der obere Raum, in dem vorher die Tafel gestanden, in den Palast des Menelaos: davor erscheinen die beiden schönen Schatten. Während der Kaiser mit seinem Hofgesinde unten, den Rücken den Zuschauern zukehrend, Platz genommen, eilen Faust die rechte, Mephisto die linke Treppe hinan; als die Schatten verschwinden, fängt Mephisto den niedersinkenden Faust, auf der Brücke, in seinen Armen auf. Bei der Lectüre wird man sich nur schwer eine Vorstellung von dem malerischen und theatralischen Eindruck dieser Vorgänge, von der

Spannung, die sie erwecken, von ihrer Verständlichkeit und Durchsichtigkeit machen. Der zweite Act führt uns nach Faust's Studirzimmer zurück. Der Auftakt der Scenen heimelt außerordentlich an; wie Mephisto umherspäht, den alten Mantel vom Nagel nimmt, ihn ausschüttelt, ihn umthut: das ist Alles so schlicht und natürlich. Wir haben die Empfindung, als wären wir von einer langen Reise wieder in die Heimath zurückgekehrt. Das Auftreten und die Reden des Baccalaureus — der Famulus ist gestrichen — erhöhen diese Stimmung, die leider zu bald durch den Homunculus getrübt und gestört wird. Die Weimarer Einrichtung stellte diese chemische Schöpfung durch eine Petroleumlampe in Form einer Flasche dar, wie sie jeder aus anatomischen Museen kennt; hinter der Scene sprach ein Mädchen mit dünnem Stimmchen die Verse, die so unnatürlich altklug und gezwungen sind, daß man unwillkürlich zu der Annahme kommt, Goethe habe sich „bedeutungsvoll" lustig machen wollen. Aber von allen dichterischen Gaben fehlte Goethe gerade die eine, welche den Hörer erlustigt: der Humor. Seine Späße sind schwerfällig und altmodisch, seine ironischen Anspielungen für ein Theaterpublicum durchaus unverständlich. Das zeigte der Ausschnitt, den die Weimarer Bühne in der nächsten Scene vor der classischen Walpurgisnacht gab. Eine wüste Felsgegend; zwischen den beiden Treppen, auf dunklen Postamenten hingelagert, die beiden Sphinxe, dahinter die Höhle, in der die Phorkyaden hausen; auf der linken Treppe, kaum vom Gestein zu unterscheiden, die Greife; auf der rechten, nach der Zinne zu, die Sirenen in hellen Gewändern. Die Kosten des Ganzen trägt die Musik. Anfangs herrscht das Wüste und Unbegreifliche vor; allmählich bei dem beständigen Hinauf und Hinunter des Faust und Mephisto, das zu keinem Ziele führt, sondern herum irrlichterirt, stellt sich Ermüdung ein. Für mich ist die Entscheidung nicht zweifelhaft: die theatralische Darstellung der Homunculusscene und der classischen Walpurgisnacht gehört zu den Unmöglichkeiten. Selbst das Publicum in Weimar, das sich doch in seinen wesentlichsten Elementen auf das Schärfste von den Alltagsbesuchern des Theaters unterschied, fing an Laune und Lust zu verlieren. Zum Glück steht der dritte Act, der die Geschichte der Helena vorführt, wieder auf der Höhe und weiß die Theilnahme mächtig anzuregen. Er gliedert sich in drei Scenen: Helena vor dem Palaste des Menelaos; Faust und Helena in der Burg; Euphorion und Helena's Entschwinden: den Beschluß macht ein toll phantastischer Bacchuszug; der Bearbeiter hat hier die Verse des Dichters in ein lebendes und bewegtes Bild verwandelt. Der untere und der mittlere Theil der Bühne bleiben dieselben: nur das dorische Haus auf der Zinne verwandelt sich in die gothische Burg und die Burg wieder in die starren Felsgipfel, zu denen Euphorion hinanstrebt. Der Act hatte die mannigfachsten Kürzungen erfahren: aber auch in dieser Verstümmelung bewahrt er noch seinen antiken Glanz und seinen mächtigen Kothurnschritt. Ein Geisterhauch hellenischen Lebens umwittert uns; wir sind im Bann dieser Schönheit, in den goldenen Ketten dieser Rhythmen. Unsere Stimmung hob sich wieder, um durch den vierten Act einen neuen Rückschlag zu erfahren. Dem widerstrebenden Alter des Dichters ist er mühsam abgerungen; statt einer scharfen und sicheren Schilderung der Schlacht vermag der Dichter nur noch schwankende Umrisse zu zeichnen, seine Farben haben etwas Verschwommenes, eine ermüdende Redseligkeit preßt in dem Gespräch zwischen Kaiser und Bischof einen winzigen Gedanken bis auf den letzten Tropfen aus. Die drei gewaltigen Gesellen mit der Marketenderin Eilebeute haben jede Greifbarkeit verloren, dem Schemenhaften der Gestalten entspricht die Leere der Reden. Hier wird es sich für künftige Darstellungen vor Allem darum handeln, so kurz und so bestimmt wie möglich die Hauptpunkte hervorzuheben, um die Verbindung mit dem fünften Acte herzustellen. Der Sieg, der durch dämonische Kräfte gewonnen wird; die Belehnung Faustens mit dem öden Meerstrand; die Buße, die der Bischof dafür vom Kaiser verlangt — diese drei Vorgänge müssen dem Publicum klar vorgeführt werden, in großen Zügen, al Fresco. Eine gewisse Leere wird dem Aufzug in jeder Bearbeitung anhaften, er ist die eigentliche Klippe des ganzen zweiten Theils. Ebenbürtig gesellt

sich dagegen der Ausgang Faustens zu den schönsten Stellen des ersten Theils. Von dem Auftreten des Wanderers bis zu Faust's Tode drängt sich Schönheit an Erhabenheit, Idyllisches an Heroisches, die sanfte Rührung an das erschütterndste Pathos; hier ist eine unvergleichliche Schöpfung. Die Decoration war in Weimar keine glückliche; Faust's Palast mit dem Thurm erschien zu eng; es fehlte der Ausblick auf das ferne Meer; es fehlte die Hütte der beiden Alten mit der kleinen Kapelle. Ich möchte eine Wandlung der Decoration für diesen Act vorschlagen: zuerst das Haus von Philemon und Baucis und dann der Palast des Gewaltherrschers mit Garten, Hof und Thurm. Auf dem Thurm singt Lynceus sein Lied; ein vorspringender breiter Altan gestattet Faust in die Weite zu sehen; hier haucht ihn die Sorge an; unten endlich graben ihm die Lemuren das Grab. Weder bei dem Heranschweben der vier grauen Weiber noch bei dem eintönigen Gesang der Lemuren erwehrt man sich des Schauers. Die gewaltigen Worte des sterbenden Faust, den keine irdische Gewalt, den nur die Zeit besiegen konnte, athmen eine solche Größe der Gesinnung, eine solche Herrschermacht aus, daß wir seine Verschuldung vergessen, daß wir ihm selbst die letzte Unthat, die Beraubung und Ermordung der beiden guten Alten, verzeihen und nur seiner Willenskraft und seiner Geisteshoheit gedenken. Eine solche Seele, sagen wir uns, kann nicht für immer verloren sein; sie mag sich der bösen Mächte bedient haben, um Gutes zu schaffen, aber sie gehört nicht zu ihnen, sondern zu den himmlischen Heerschaaren. Da genügt uns nun der Eintritt der Engel, die Fürbitte der Heiligen, der ganze Himmelsspuk der letzten Scenen in keiner Weise. Ein antikes Trauerspiel findet in einer Pantomine mit Gesang und Tanz keine wahrhafte Lösung. Nach Möglichkeit hält die Weimarer Einrichtung auch hier an dem Text fest. Während die Lemuren Faust's Leichnam in die Grube legen, wirft Mephisto das Kleid des Dieners von sich und erscheint mit Flügeln an den Schultern im phantastischen Dämonencostüm. Die großen und kleinen Teufel ruft er herbei: jene um am Grabe zu wachen, diese, um mit ihren mächtigen Armen in die Luft zu greifen, damit Faust's Seele nicht entfliehe. Dies Spiel ist ebenso kindlich wie kindisch, man sehnt sich nach dem Schluß der Sage zurück: Faust, der von dem Teufel geholt wird, steht im Zusammenhang mit seinem Jahrhundert und büßt gerecht seine Thaten; Faust, der nur durch ein Gaukelspiel gerettet und dem betrogenen Teufel listig entrissen wird, paßt weder in die Zeit der Reformation noch in die Gegenwart, er ist durchaus eine problematische Natur. Noch führen die höllischen Fratzen ihre Pantomimen aus, als plötzlich von oben her Gesang erschallt und feurige Rosen niederregnen. Immer näher tönt der Gesang, immer ängstlicher ducken sich die Dämonen vor den Blumengeschossen. Da zertheilen sich die Wolkenmassen, welche die ganze Bühne bedecken — hinten gähnt der feurige Höllenrachen, darüber leuchtet die Glorie des Paradieses. Vor den Engeln, die aus den Wolken niedersteigen, flüchten sich die Dämonen auf Mephisto's Geheiß in den Höllenrachen und er stürzt sich ihnen, nach vergeblichen Liebesbetheuerungen gegen die Cherubim, in die Flammen nach; Faust in einem weißen Gewande schwebt mit den Engeln empor; in der Glorie wird die Himmelskönigin mit dem Jesusknaben im Arme sichtbar, aus den Wolken tritt eine der Büßerinnen in Gretchens Gestalt und sinkt neben dem verklärten Faust zu den Füßen der Jungfrau nieder. Neben die Erhabenheit des Prologs im Himmel gehalten kömmt dieses Schlußbild über die Phantasmagorie nicht hinaus; von einer tieferen Befriedigung des Hörers kann hier nicht die Rede sein — das Irdische ist eben zur Darstellung der Seligkeit unzulänglich. Ich glaube, daß man diesen Theil der Dichtung getrost für eine theatralische Aufführung bei Seite lassen kann. Ein kurzes Musikstück, in glänzender Ausführung das Emporschweben, die Apotheose Faust's scheint mir vollständig zu genügen; jedes Wort schwächt nur den Eindruck, den Faust's Erblinden, den sein Tod hervorbringt. Wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sind nun einmal nicht mehr geneigt, uns über das Jenseits irgendwelche Skrupel zu machen. „Das drüben kann mich wenig kümmern", sagen wir mit dem Faust des ersten Theils.

Dies die Aufführung in Weimar. Mit dem Generalintendanten von Loën, der mit unermüdlicher Energie das schwierige Werk zu einem glücklichen Ende gebracht, und dem Kapellmeister Lassen, dem wir die geniale Musikbegleitung verdanken, verdienen die braven Schauspieler und Sänger der Bühne unsern Dank: in erster Linie die Herren Otto Devrient (Mephisto), Brock (Faust), Milde (Lynceus) und die Damen Frl. Gündel (Gretchen), Fr. Savits (Helena), Frl. Semler (Euphorion). Wol bedarf dieser Versuch noch der mannigfachsten Besserungen und Ausfeilungen, Einzelnes wird sich bei späteren Aufführungen selbst auf der Weimarer Bühne freier und übersichtlicher gestalten — aber der Anfang ist gemacht, eine bedeutende Anregung gegeben. Eng und beschränkt ist der Raum dieser Bühne, bescheiden sind die Geldmittel und die schauspielerischen Kräfte, über die sie verfügt, und doch dient sie, gerade wie die Meininger, allen deutschen Theatern zum Vorbild. Sie hat der dramatischen Kunst wieder einmal ein hohes und edles Ziel gesteckt. Eine Darstellung der Faustdichtung ist ein ganz anderer Vorwurf, als die Einstudirung von einem Dutzend moderner Lustspiele; sie stellt dem Dramaturgen, dem Regisseur, den Schauspielern schwierige Aufgaben, sie erhebt das Publicum aus dem Alltagsgewühl in jene weihevolle Stimmung, in der allein Kunstwerke genossen werden sollten, in der allein aber auch die Bühne zur Schule des Höchsten und Tiefsten wird und, indem sie zu einer gewissen Gleichberechtigung mit der Kirche gelangt, zum vollsten Bewußtsein ihres Werths und ihrer Stellung in dem Leben eines Volkes kömmt. Zu der Lösung einer solchen Aufgabe den Antrieb gegeben zu haben, ist ein Verdienst, das dem Theater vor allen andern schön steht, das Goethe als seinen Begründer preist und ehrt.

Karl Frenzel.

Zwei russische Publicisten der Neuzeit.

Unter den russischen Parteien, welche während der ersten Regierungsjahre Kaiser Alexander's II. den öffentlichen Schauplatz betraten, war die Gruppe der sog. Slawophilen die bekannteste und die merkwürdigste. Sie bestand aus einer Anzahl dem russischen Adel angehöriger Männer, welche schon in den 30er und 40er Jahren, zur Zeit allgemeiner Leblosigkeit und Erstarrung der russischen Gesellschaft, vielfach von sich reden gemacht hatten, weil sie dem herrschenden System eben so kritisch und absprechend entgegentraten, wie dem, westeuropäischen Idealen nachjagenden, Liberalismus, der sich aus den Zeiten Alexander's I. in gewissen aristokratischen Schichten Moskau's und Petersburg's erhalten hatte. „Rußland," so lautete das von diesem Kreise ausgegebene Schlagwort, „muß, wenn es frei und glücklich werden will, umkehren — die wahren Wurzeln seiner Wohlfahrt und nationalen Bedeutung sind in den Zeiten vor Peter dem Großen zu suchen — die Uebel, unter welchen es leidet, sind die Früchte der im achtzehnten Jahrhundert in das alte Land der rechtgläubigen Zaren importirten europäischen Civilisation." Daß diese barocke Doctrin wesentlich auf die Einflüsse der deutschen Romantiker und der Schelling'schen Philosophie zurückzuführen war, und daß sie die Lehre von der weltgeschichtlichen Bedeutung des ungetheilten russischen Gemeindebesitzes zum Ausgangspunkt nahm, ist aus Haxthausen's Darstellungen zu bekannt, als daß es weiterer Erörterungen darüber bedürfte. — Ebenso bekannt dürfte sein, daß von den Begründern dieser Partei nur noch Einzelne leben, die eigentlichen Koryphäen derselben (Konstantin Aksakow, Chomjakow, die beiden Kirejewski u. s. w.) fast sämmtlich in der Blüthe ihrer Jahre verstorben sind. Von denen, die ein höheres Alter erreichten, sind in den letzten Tagen besonders zwei genannt worden: Koscheleff, der Verfasser der Ende vorigen Jahres in Berlin in deutscher Uebersetzung erschienenen Broschüre „Unsere Lage"*) und der in den ersten Apriltagen in der „Maison de santé" zu Schöneberg bei Berlin verstorbene Publicist Juri Samarin. Von sämmtlichen Genossen der Fraction haben diese beiden, anfänglich zu der eigentlichen Führerschaft nicht gerechneten Männer die bedeutendsten und nachhaltigsten Wirkungen geübt: ein Abriß dieser Wirkungen dürfte wegen der Streiflichter, die er auf die russische innere Politik und deren Entwickelungsgang wirft, auch für deutsche Leser von einem gewissen Interesse sein.

Als die Slawophilen gegen das Ende der dreißiger Jahre zuerst auf den öffentlichen Schauplatz traten, spielten sie die Rolle entschiedener Oppositionsmänner. In dem System des Kaisers Nicolaus schien für Politiker, welche den nach deutschen Mustern organisirten, großen Theils von deutschen Beamten und Militärs bedienten russischen Büreaukratismus perhorrescirten, von der Trennung der verschiedenen Stände und dem Uebergewicht des europäischen Adels nichts wissen wollten und die Besei-

*) Unsere Lage. Aus dem Russischen des A. Koscheleff. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann). 1875.

tigung der Leibeigenschaft als Hauptbedingung für die Wiederherstellung des wahrhaft „nationalen Charakters" russischer Monarchie ansahen, — kein Platz übrig zu sein. Als Männer von unabhängiger Gesinnung und wirklichem Freisinn ließen die Aksakow, Koscheleff u. s. w. sich von den nationalen Aushängeschildern des alten Regimes nicht täuschen: sie erklärten sich damit einverstanden, daß der Kaiser die Herrschaft der griech.-orth. Kirche und der russischen Sprache als Hauptzielpunkt der innern, die Vertreibung der Türken aus dem alten Byzanz als letztes Ziel seiner auswärtigen Politik bezeichnete, — von den zur Erreichung dieser Ziele angewendeten Mitteln wollten sie ebensowenig etwas wissen, wie ihre Rivalen, die „europäischen Liberalen". Die Regierung ließ die jungen Schwärmer innerhalb gewisser Grenzen gewähren, sah dieselben jedoch im Allgemeinen mit Mißtrauen an. Nur einer dieser Herren machte den Versuch, diejenigen Tendenzen der Regierung, welche mit den Ueberzeugungen seiner Fraction eine gewisse Uebereinstimmung zeigten, für Rechnung der Fraction auszubeuten und den Beweis zu führen, daß in gewissen Fragen ein Zusammengehen aller „national" denkenden Russen auch unter den gegebenen Umständen möglich sei. Dieser Mann war Herr Juri Samarin, ein reicher, aus altadligem Geschlecht geborener Gutsbesitzer, der Anfang der vierziger Jahre als Beamter im Ministerium des Innern nach Livland gesendet wurde, um an den Arbeiten Theil zu nehmen, mit denen eine außerordentliche, von dem Staatsrath Chanykow geleitete Commission betraut war. Diese Commission hatte die Einrichtungen der livländischen Städte, namentlich Riga's, studiren, gewisse Mißbräuche der Verwaltung abstellen und Vorschläge zu einer Umgestaltung im Sinne strafferer Centralisation und größerer Abhängigkeit der ständischen Corporationen von dem Beamtenthum ausarbeiten sollen. Herr Samarin ließ sich daran nicht genügen: die Verhältnisse, welche er kennen lernte, und die in der That manche Angriffspunkte darboten (es war die Zeit der agrarischen Wirren und der russischen kirchlichen Propaganda unter den protestantischen Letten und Esten Livlands), schienen ihm sammt und sonders das Todesurtheil zu verdienen, weil sie unrussisch, und weil sie nach aristokratischen Principien organisirt waren. Ohne Rücksicht darauf, daß der Kaiser eben damals den Est- und Kurländern in der Person des Fürsten Suwarow einen, der deutschen Sache günstigen Generalgouverneur gegeben hatte, beschloß der junge Beamte „von der neunten Classe", den Einrichtungen des Ostseegebietes von sich aus, „im Namen des nationalen russischen Gedankens" den Krieg zu erklären. Er schrieb eine Anzahl Briefe, welche die baltischen Verhältnisse als Wust feudalen Unsinns und systematischer Feindseligkeit gegen Staat, Kirche und Nation Rußlands denuncirten, der Regierung aus der Duldung dieses deutschen „Status in statu" den schwersten Vorwurf machten und eine totale Umgestaltung im Sinne allgemeiner Unterwerfung unter das eine nationale Gesetz, die eine nationale Kirche und Sprache verlangten. Diese Briefe waren binnen Kurzem in hunderten von Abschriften über ganz Rußland verbreitet worden und auch in die Hofsphäre gedrungen. Trotz seiner Neigung für unterschiedslose Gleichheit aller Theile seines Reichs, war Kaiser Nicolaus nicht der Mann, jungen „Titularräthen" (diesen Rang bekleidete Herr Samarin damals) geistreiches Politisiren auf eigene Hand zu gestatten. Der unbefugte Briefschreiber (der sich außerdem gegen seinen Chef, den Fürsten Suwarow, ziemlich unbotmäßig verhalten hatte) wurde eingezogen und für einige Tage auf die Festung gebracht. Dann ließ der Kaiser denselben vor sich bescheiden, um ihn nach persönlicher Vernehmung wieder auf freien Fuß zu setzen. Dem Monarchen, der sonst keinen Scherz verstand, muß Herrn Samarin's „nationaler" Eifer nicht ganz unsympathisch gewesen sein, denn er zeigte sich Herrn S. so ausschließlich von seiner gnädigsten Seite, daß dieser fünfundzwanzig Jahre später versichern konnte, er sei dem Geschick, für die Gelegenheit persönlicher Bekanntschaft mit dem gefürchtetsten Herrscher s. Zeit seines Lebens dankbar geblieben. „Mir wurde die Gelegenheit," so schrieb Herr S., „dem verstorbenen Kaiser in's Auge zu sehen, seine treuherzige Rede zu hören, das Bild dieses historischen Angesichts, das sich nur für kurze Zeit unerwartet vor meinen Blicken in der strengen, edlen Einfachheit seiner bezaubernden Größe zeigte, in meine Erinnerung mit hinüber zu nehmen."

Nach diesem Rencontre ging Herr Samarin für einige Zeit auf seine im Moskauischen Gouvernement belegenen Güter. Trotz der peinlichen Erfahrungen, die er mit der Regierung gemacht und trotz der Vorliebe seiner Partei für den Verkehr mit dem „rein gebliebenen" Volke scheint es ihn in der ländlichen Stille aber nicht lange geduldet zu haben: zur Zeit des orientalischen Krieges begegnen wir Herrn Samarin in der Kanzlei des General-Gouverneurs von Kiew, des gefürchteten General Bibikow, abermals mit nationaler „Missionsarbeit" eifrig beschäftigt. Die Zeit des orientalischen Krieges war diesem Unternehmen indessen so wenig günstig, daß Herr Samarin sich einem andern, fruchtbareren Beruf zuwandte: in der richtigen Voraussicht, daß die Regierung nach Wiederherstellung des Friedens nicht umhin können werde, eine Totalreform der bäuerlichen Zustände in die Hand zu nehmen, begann er den agrarischen Verhältnissen Kleinrußlands seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und einige höchst brauchbare Schriften über die zweckmäßigste Methode und Umgestaltung derselben zu publiciren. Der Erfolg derselben war so durchschlagend, daß der Verfasser gegen das Ende der 50er Jahre in das Redactionscomité der großen mit der Reorganisation der agrarischen Einrichtungen Rußlands betrauten Commission gezogen wurde und dadurch Gelegenheit erhielt, seine bauernfreundlichen Tendenzen in wirksamster Weise zur Geltung zu bringen. Direkt in den Staatsdienst zu treten nahm er keine Veranlassung, vielleicht weil der allgemeine Zug der Zeit der Entfaltung einer publicistischen Thätigkeit sehr viel günstiger zu sein schien, als der Einordnung in eine bureaukratische Maschine, mit deren Grundsätzen Herr Samarin nur sehr beziehungsweise einverstanden war. Die im Jahre 1861 erfolgte Begründung eines Specialorgans seiner Partei, der von Iwan Aksakow herausgegebenen Wochenschrift „Djen" (der Tag), bot dem alten Slawophilen überdieß so weiten Spielraum für seinen Thätigkeitsdrang, daß derselbe Privatmann zu bleiben beschloß. Diesem Entschlusse blieb er auch treu, als im Jahre 1864 eine beträchtliche Anzahl seiner alten Freunde der Einladung Miljutins, des Reorganisators der bäuerlichen Zustände Polens Folge, leistete und an dem zur Vernichtung des polnischen und katholischen Wesens bestimmten Feldzuge Theil nahm. „Je me réserve pour les provinces baltiques" gab Herr Samarin einer hochgestellten Dame zur Antwort, die ihr Befremden darüber aussprach, daß nicht auch er in der Warschauer Regierungscommission ein Amt genommen habe. Der durch die Erfahrung gewitzigte Mann wartete auf seine Stunde und diese Stunde kam. Nachdem Polen und Litthauen glücklich bezwungen worden waren, gab die Moskauische Zeitung das längst erwartete Signal. Jetzt nahm Juri Samarin den Faden wieder auf, der fünfundzwanzig Jahre früher durch die Hand des Kaisers Nicolaus zerrissen worden war. Im Herbst des Jahres 1867 erschien das erste Heft jener „Russischen Grenzmarken", die in der Geschichte der russischen Publicistik Epoche gemacht haben. Mit unvergleichlichem Geschick wurden das Mißtrauen der Regierung gegen den deutschen „Separatismus" geschürt und Dutzende von Anklagen in die Welt gesendet, welche ebenso gegen die „verbrecherische" Gesinnung der livländischen Stände, wie gegen die angebliche Kurzsichtigkeit und Connivenz der leitenden Staatsmänner, namentlich des höchst ausgezeichneten und sachkundigen Ministers Walujew gerichtet waren. Von den zahlreichen, im Sinne wahren Fortschritts durchgeführten, von der Regierung selbst als genügend anerkannten livländischen Reformen der 50er und 60er Jahre wurde nur insoweit Act genommen, als dieselben geeignet erschienen, im Sinne der Anklage „auf Separatismus" verwerthet zu werden: der Rest wurde einfach bei Seite gelassen und gerade so raisonnirt, als sei an den Mißständen von 1845 nicht das Geringste geändert, weder die Frohne abgeschafft, noch das bäuerliche Eigenthum gewährleistet, noch die vollständige politische Emancipation der Landgemeinden durchgeführt worden.

Der Strom, den der kecke Publicist entfesselt hatte, war stärker als der Widerstand, den die Regierung demselben zu leisten vermochte. Allen Censurverboten zum Trotz druckten die Petersburger und Moskauer Journale die Hauptstellen der Samarinschen Flugschriften ab und die öffentliche Meinung zeigte sich so leiden-

schaftlich erregt, daß Fürst Gortschakoff das verhängnißvolle Buch als ein „événement, qui pourrait devenir un accident" bezeichnete. Binnen weniger Monate war die „baltische Frage" zu einer brennenden geworden, fabelte die weitverzweigte Nationalpartei von einer großen Verschwörung, welche auf nichts Geringeres als die Losreißung Liv-, Est- und Kurlands von Rußland abzielen sollte und wurde das russische Publicum von für und wider Samarin erschienenen Schriften überschwemmt. In den Augen des russischen Publicums war der angestrengte Proceß von vornherein entschieden: von den zahlreichen zur Vertheidigung der Ostsee-Provinzen geschriebenen Antworten nähere Kenntniß zu nehmen, hielten gewisse Kreise nicht erst für nöthig, zumal ein Theil derselben gar nicht in das Innere des Reichs drang. Jahrelang war der Verf. der giftigsten Denunciationsschrift, die vielleicht jemals geschrieben worden, der gefeierteste russische Publicist seiner Zeit, der Heros des „liberalen jungen Geschlechts". Als solcher ist er im vorigen Monat nach kurzer Krankheit gestorben und von seinen Anhängern über das Grab hinaus gefeiert und verherrlicht worden.

Minder günstig ist das Loos von Samarin's altem Parteigenossen Koscheleff gewesen, obgleich dieser dem Rufe, der 1864 an die Slawophilenpartei erging, Folge leistete und während der ersten Hälfte seiner öffentlichen Thätigkeit sehr viel größere Erfolge aufzuweisen hatte, als der Verfasser der „Grenzmarken". Ein Vergleich zwischen diesen beiden Männern liegt um so näher, als sie entschieden die bekanntesten der aus der Periode der 30er Jahre überlebenden Slawophilen waren. Es ist bereits angedeutet worden, daß diese Fraction im Jahre 1864 die Stunde für die praktische Betheiligung ihres bis dazu wenig beachteten Programms gekommen glaubten. Die Schwärmer für eine „rein-nationale", auf die griechische Kirche und das „rechtgläubige", von der europäischen Civilisation unberührte Bauernthum gegründete Entwickelung, sahen in der damals begonnenen Russificirung des aristokratisch-katholischen Weichsellandes eine Aufgabe, die ihnen die Möglichkeit bot, zugleich ihren Principien und den Absichten der Regierung zu dienen. Auf die Empfehlung Murawjew's traten mehrere von ihnen (Fürst Tscherkasski, Baron Mengden) in den Staatsdienst; die Theorie, nach welcher es zur Herstellung der wahren Freiheit einer uneingeschränkten Dictatur bedürfe, schien für diese Bauernfreunde eigens erfunden zu sein, und wurde von ihnen nach Kräften ausgebeutet. Sie waren es, welche nicht nur in Polen, sondern auch in Rußland systematische Begünstigung des Bauernstandes, Vernichtung des Adels und Knebelung desjenigen Theils der Presse verlangten, der entgegengesetzte Anschauung vertrat. —

Unter den demokratischen Warschauer Regierungsmännern dieser jetzt glücklich überwundenen Periode war auch Herr Koscheleff zu finden, wenn wir nicht irren, als oberster Leiter des Finanzwesens, und zugleich als Mitglied des für das Königreich eingesetzten obersten Regierungs-Collegiums. Daß ein Mann seines Schlages, d. h. ein steinreicher, unabhängiger, bereits in vorgerückten Jahren stehender Gutsbesitzer, aus purem Patriotismus das Joch des Staatsdienstes auf sich genommen, hatte für eine Art Ereigniß gegolten und es verstand sich von selbst, daß der eifrige Parteigänger der demokratisch-nationalen Schule den auf ihn gesetzten Erwartungen in allen Stücken zu entsprechen versuchte. — Die ganze Herrlichkeit war aber von nur kurzer Dauer. Im Sommer 1867 erkrankte der Schöpfer des in Polen inaugurirten Systems, der Staatssecretär und Geheimrath Miljutin so schwer, daß er sich von den Geschäften für immer zurückziehen mußte; seines principiellen Gegners, des Statthalters von Polen, Grafen Berg, gemäßigte Rathschläge gewannen beim Kaiser und in den maßgebenden Regierungskreisen die Oberhand und die Tscherkasski, Mengden, Koscheleff u. s. w. hielten ihre Position für so gefährdet, daß sie freiwillig resignirten und in das Privatleben zurückkehrten.

Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte Herr Koscheleff jetzt auf seine im Gouvernement Rjäsan, Kreis Saposchkow belegenen Güter zurück, um die Bewirthschaftung derselben selbst zu übernehmen. Wenige Jahre überzeugten ihn davon, daß sein Glaube an die politische Reife des russischen Bauernstandes und dessen Mission, die

Grundlage einer neuen Staatsordnung zu bilden, ein Irrthum gewesen sei. Zum Entsetzen seiner Parteigenossen trat er im Jahre 1869 mit einer Schrift vor das Publicum, in welcher er die Behauptung aufstellte, daß die ökonomischen und sittlichen Zustände des flachen Landes sehr viel schlimmer geworden seien, als sie vor der Emancipation gewesen, und daß es einer ganzen Reihe rettender Thaten, namentlich einer fundamentalen Umgestaltung der erst kürzlich erlassenen neuen Gerichts- und Verwaltungsordnungen bedürfen werde, wenn der gänzliche Ruin abgewendet werden sollte. Von seinen theoretischen Aufstellungen früherer Jahre nahm der Verf. Nichts zurück, er ließ sich auf principielle Erörterungen überhaupt nicht ein, sondern stellte sich auf den Standpunkt des praktischen Beobachters, der vor Allem da Hilfe schaffen will, wo sie am Dringendsten Noth thut, und diejenigen Mittel vorschlägt, welche am Nächsten zu liegen scheinen. Die von Koscheleff entworfenen Schilderungen der eingerissenen ökonomischen und administrativen Verwirrung, die er einestheils auf die zu weit ausgedehnte Selbstverwaltung der Bauergemeinden, zum Andern auf die Unmöglichkeit zurückführte, unter den primären Verhältnissen des russischen flachen Landes die Trennung der Justiz von der Verwaltung durchzuführen, waren zu schlagend und zu direct aus dem täglichen Leben hergeholt, als daß sie widerlegt oder der Unwahrheit geziehen werden konnten. Die liberale russische Presse griff daher zu dem bequemen Mittel, das Buch des ehemaligen Parteigenossen möglichst zu ignoriren und, soweit das nicht möglich war, mit allgemeinen Phrasen abzuthun. Es lag dies um so näher, als die „Stimme aus der Landschaft" (so war Koscheleff's Buch betitelt) zum Theil wörtlich dieselben Beschwerden erhob, die um dieselbe Zeit von conservativer Seite her, namentlich durch die viel besprochene anonyme Brochüre „Land und Freiheit" geltend gemacht worden waren:*) hüben wie drüben war insbesondere die Ersprießlichkeit der sogenannten Provinzial-Institutionen, d. h. der Gouvernements-Landschaftsverbände in Zweifel gezogen und behauptet worden, daß die ungeheuren auf dieselben verwendeten Kosten, wegen des Mangels an wahrem Sinn für Selbstverwaltung und ehrenamtliche Thätigkeit der Berufenen, so gut wie weggeworfen seien. — Das wurde im liberalen Lager um so bitterer empfunden, als man auf diese Organe des „sich selbst wiedergegebenen" Volks die ausschweifendsten Hoffnungen gesetzt und dieselben vielfach als Vorstufen für die Aufrichtung des constitutionellen Systems angesehen hatte.

Herr Koscheleff scheint von der damals gemachten Erfahrung gelernt zu haben. Er hat sich so eingerichtet, daß er auf ein gewisses Maß von Beifall bei seinen alten Freunden rechnen darf. Seine neueste Schrift sieht als Hauptgrund für die Unersprießlichkeit der gewordenen Verhältnisse die Halbheit der von der Regierung gefaßten Entschließungen und das Bestreben des Beamtenthums an, auf administrativem Wege wieder zurückzunehmen, was die aus der großherzigen Initiative des Kaisers hervorgegangne Legislative der sechziger Jahre gegeben hatte. Die dem russischen Volke gewährte Scheinfreiheit sei ebenso schlimm, wie die frühere Unfreiheit: Bevormundungssucht, Aengstlichkeit und Dünkel des Beamtenthums ließen die reich ausgestreuten Saaten der liberalen Periode nicht zur Reife und Entfaltung kommen und hätten einen Zustand fauler Gährung geschaffen, dessen Bedrohlichkeit von Tage zu Tage zunehme. Weder in wirthschaftlicher noch in moralischer Rücksicht seien in den letzten Jahren irgend welche Fortschritte erzielt worden. Die Macht des Adels habe zugenommen, das Beamtenthum städtische und ländliche Verwaltungen um den Rest freier Bewegung gebracht, die Presse geknebelt und die Unzufriedenheit derjenigen Schichten der Gesellschaft, welche an den Errungenschaften der vorhergegangenen Jahrzehnte den Hauptantheil gehabt, auf die Spitze gedrängt. — Wo diese tugendhaften, eine bessere Zukunft verbürgenden, der Freiheit würdigen Schichten

*) Deutsche Uebersetzungen dieser Schriften enthielt das 1869 in Leipzig erschienene Buch: „Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft" von J. Eckardt.

der russischen Gesellschaft eigentlich zu suchen seien, wird aber von Herrn Koscheleff nirgend gesagt. Einerlei ob er von Großgrundbesitz, der Bureaukratie, der Geistlichkeit, dem Kaufmannsstande oder der Presse handelt, sein Urtheil über all' diese Classen lautet gleich ungünstig und bezüglich des Bauernstandes wiederholt der Verf. unaufhörlich, daß auf diesen erst zu rechnen sein werde, wenn er sich mit Hilfe eines wirklich brauchbaren, vom Einfluß des Adels emancipirten Schulwesens zu höherer Bildung emporgearbeitet haben werde.

Im Einzelnen enthält das Koscheleff'sche Buch manche zutreffende Urtheile und Beobachtungen: was über den moralischen Zustand der Presse, die Eigenthümlichkeiten des modernen Beamtenthums, die Stagnation des kirchlichen Lebens, die Kurzsichtigkeit der landläufigen ökonomischen Anschauungen, die Entstehung und den Einfluß des „Nihilismus" gesagt wird, ist zum größten Theil völlig der wirklichen Lage der Dinge entsprechend, wenn auch für ausländische Leser nicht immer verständlich — mit der Argumentation des Verfassers ist aber schlechterdings Nichts anzufangen. Weil ein großer Theil der Uebel, welche Herr Koscheleff beklagt, gerade durch das System hervorgerufen worden ist, zu dessen eifrigsten Dienern er seiner Zeit selbst zählte und das darauf hinauslief, in dem angeblichen Interesse der bäuerlichen Massen die gebildeten Schichten zu terrorisiren — ist der Verf. außer Stande, die Dinge bei dem richtigen Namen zu nennen. Er beklagt z. B. daß die Oberpreß-Verwaltung die in Moskau und Petersburg erscheinenden Zeitungen in unerträglicher Weise vergewaltige, ganze große Gebiete des politischen und wirthschaftlichen Lebens von der Discussion ausschließe, übersieht aber, daß das vielgelobte „ursprüngliche" Preßgesetz von 1865 der Freiheit des gedruckten Worts sehr viel größeren Schaden that, als die Gesammtheit der dasselbe einschränkenden späteren Reglements: damals, d. h. zur Zeit der Geltung der Koscheleff'schen Principien, nicht erst später, wurde die Censur für die (im nationalen Lager stehende) Presse der beiden Hauptstädte abgeschafft, für die Provinzial-Presse verschärft. Auch in anderen Fragen zeigt Herr Koscheleff sich als der geistreiche, aber befangene Parteimann, der er immer gewesen: seine Urtheile über Deutschland und die Deutschen, seine Abneigung gegen das System des classischen Schulunterrichts, die Einseitigkeit seiner Gesichtspunkte für die Beurtheilung der allgemeinen Wehrpflicht beweisen, daß er es, trotz seines großen Beobachtungstalentes und seiner vieljährigen Erfahrungen im öffentlichen Leben, zu mehr als einem geistreichen politischen Dilettantismus nicht gebracht hat. Seine Ausführungen sind überdies zu fragmentarisch gehalten, zu wenig in's Detail gehend, um auf die Regierung besonderen Eindruck machen zu können: er sagt derselben manche höchst empfindliche Wahrheiten, er bringt Dinge zur Sprache, an welcher die Mehrzahl anderer Kritiker gedankenlos vorübergegangen, aber er schwächt den Eindruck, den seine Polemik an und für sich wol machen könnte, dadurch selbst ab, daß er sich, so oft es sich um Verbesserungsvorschläge handelt, in unlösbare Widersprüche verstrickt. — Die eine Thatsache, daß das von der absoluten Unfähigkeit der Landschaftsvertretungen zu wirksamer Selbsthilfe handelnde Capitel mit der Forderung von constitutioneller Verfassung endigt, dürfte hinreichend sein, dem Verfasser in den Augen der praktischen Staatsmänner Rußlands allen Credit zu nehmen. —z.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Von uns bis 20. Mai zugegangenen Neuigkeiten und Fortsetzungen verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andersen. — H. Ch. Andersen's Werke. Neu übersetzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrirte Ausgabe. 1. Lieferung. Berlin, Julius Imme's Verlag. 1876.

Bärenbach. — Vom Baume der Erkenntniß. Novellen von Friedrich von Bärenbach. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1876.

Bibliothek. — Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 5. Band. Historische Abtheilung. 2. Band. Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte, bearbeitet von Dr. Franz Krones. 1. 2. Liefrng. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1876.

Bibliothèque. — Bibliothèque universelle et revue suisse. 81me année, nouvelle période. Tome LVI. Nr. 221. Mai 1876. Bâle et Leipzig, H. Georg. 1876.

Blätter. — Oesterreichisch-ungarische Militärische Blätter. III. Jahrgang 1876. Erster Band. Viertes bis Sechstes Heft. Teschen, Verlag der Buchhandlung für Militär-Literatur.

Bretschneider. — Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland. Von Dr. E. Bretschneider. Mit einer Originalkarte. Gotha, Justus Perthes. 1876.

Cappilleri. — Zeitlichtln. Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Wilhelm Cappilleri. 2. Auflage. Wien, Stemler & Lorins.

Carmina Clericorum. — Studenten-Lieder des Mittelalters. Edidit Domus quaedam vetus. Supplement zu jedem Commersbuch. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausg. von Fr. von Holtzendorff und W. Oncken. Jahrgang V. Heft 67—70. Berlin, Carl Habel. 1876.

Dulk. — Stimme der Menschheit. Christliche Glaubenslehre. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. Von Dr. Albert Dulk. I. Theil. Kritische Glaubenslehre. Leipzig, J. G. Findel. 1876.

Eliot. — Daniel Deronda. Von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. Zweiter Halbband. Zweites Buch: Sich begegnende Strömungen. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Ende. — Mississippi und Rhein. Centennial-Phantasie von Heinrich Ende. Milwaukee, Verlag von Carl Doerflinger. 1876.

Farina. — Dalla spuma del mare. Racconto di Salvatore Farina. Milano, Brigola. 1876.

Fischer. — Das Princip des Wechsels im Bildungsgange der Organismen. Vortrag, gehalten im Casino zu Ham bei Hamburg von Dr. J. G. Fischer. Hamburg, Lucas Gräfe. 1876.

Folgerungen. — Die letzten Folgerungen aus den Zeitansichten und den heutigen Zuständen. Vermächtniß eines Civilisirten. Berlin, Elwin Staude.

Freihold. — Die Lebensgeschichte der Menschheit. Culturgeschichtliche Forschungen und Betrachtungen von Friedrich Freihold. Erster Band. Jena, Hermann Costenoble. 1876.

Goll. — Die französische Heirath. Frankreich und England 1624 und 1625. Von Dr. J. Goll. Prag, J. G. Calve'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 1876.

Götzinger. — M. W. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger, Professor an der Cantonsschule zu St. Gallen. Lieferung 12. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1876.

Grieben's Reise-Bibliothek Nr. 60. Italien. Praktisches Handbuch für Reisende. Mit besonderer Berücksichtigung Ober-Italiens und der klimatischen Curorte. Von Emil J. Jonas. Mit vielen Karten und Plänen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1876.

Grote. — Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Bd. IV. Horacker. Von Wilhelm Raabe. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Hallberger. — Hallberger's Pracht-Ausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von J. Moscheles. 7. Auflage. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. 1. Lieferung. L. von Beethoven. Sonate Nr. 1. op. 2. (Fmoll). Sonate Nr. 2. op. 2. (Adur). Stuttgart, Eduard Hallberger.

Hagen. — Der Zeichenunterricht. Eine methodische Anleitung von Eduard v. Hagen. Mit 10 Tafeln bildlicher Darstellungen. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Heinsius. — Religion oder Philosophie? Eine hochwichtige Zeitfrage. Beantwortet von A. Heinsius. Zürich, Verlags-Magazin. 1876.

Hellwald. — Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch von Friedr. von Hellwald. Lieferung 1. 2. Stuttgart, W. Spemann.

Hösler. — Führer von Tölz und Umgebung (Tegernsee, Schliersee, Miesbach, Kochel- und Walchensee, Achensee). Von Hofrath Dr. Hösler. Mit einer Karte. Zweite verbesserte Auflage. München, Joh. Ant. Finsterlin. 1875.

Hopfen. — Verfehlte Liebe. Roman von Hans Hopfen. 2 Bde. Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1876.

Höpfner. — Potsdamer Lieder-Chronik. Von A. Höpfner, Berlin, Alfred Weile.

Jaenich. — Lieb und Leid. Vier Novellen von Albert Jaenich. 2 Bde. Berlin, Wedekind & Schwieger. 1876.

Jedina. — Um Afrika. Skizzen von der Reise Sr. Majestät Corvette „Helgoland" in den Jahren 1873—75. Von Leopold von Jedina. Mit 70 Illustrationen, einer Karte und mehreren Beilagen. 1. Lieferung. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Keller. — Altfranzösische Sagen, gesammelt von Adelbert von Keller. Zweite Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1876.

Krieg. — Der Krieg 1870—1871. Die Cernirungs-Operationen bei Metz. Kritische Beleuchtung der militärischen und politischen Ereignisse bis zur Schlacht bei Noisseville im Allgemeinen und bis zur Waffenstreckung der französischen Armee im Besonderen. Nach den Proceßacten Bazaine's und anderen officiellen Schriften von J. N. Teschen, Verlag der Buchhandlung für Milit.-Literatur. 1875.

Kunst und Künstler. — Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. Robert Dohme, Hofbibliothekar Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm. 7. 8./9. 10. Lief. Leipzig, E. A. Seemann. 1876.

Langen. — Das vaticanische Dogma von dem Universal-Episkopat und der Unfehlbarkeit des Papstes

in seinem Verhältniß zum Neuen Testament und der kirchlichen Ueberlieferung. Von Dr. Joseph Langen. 4 Theile in einem Bande. 2. Ausgabe. Nebst Namenregister für alle vier Theile. Bonn, Eduard Weber's Verlagsbuchhandl. 1876.

Linke. — Blumen des Lebens. Fünf Bücher Gedichte von O. Linke. Berlin, Denicke's Verlag. 1876.

Mainländer. — Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Berlin, Theobald Grieben.

Matthes. — Allgemeine Kirchliche Chronik, begründet von K. Matthes, fortgesetzt von Aug. Werner. 22. Jahrgang, das Jahr 1875. Gotha und Hamburg, Haendcke & Lehmkuhl. 1876.

Michaelis. — Die Ergebnisse der zu Berlin vom 4. bis 15. Januar 1876 abgehaltenen orthographischen Conferenz, beleuchtet von Prof. Dr. G. Michaelis. Berlin, Verlag von Barthol & Comp. 1876.

Mittheilungen. — Mittheilungen und Auszüge aus dem Aerztlichen Intelligenzblatt. II. Serie. Nr. 5. Hygienische Studien. a) Ueber Assanirung der großen Städte mit besonderer Bezugnahme auf hiesige Verhältnisse. b) Ueber Leichenbeschau. Drei Vorträge von Dr. Moriz Hemmer. III. Serie. Nr. 4. Vorträge über Canalisation und Abfuhr. Von Dr. Max von Pettenkofer. 1.—3. Vortrag. München, Jos. Ant. Finsterlin. 1876.

Müller. — Leben und Tod. Aerztliche Betrachtungen über das Greisenalter. Von Dr. Friedrich Wilh. Müller. München, Joh. Ant. Finsterlin. 1876.

Nothomb. — Essai historique et politique sur la révolution belge. Par Nothomb. Quatrième édition. Précédée d'un avant-propos et suivie d'une première continuation par l'auteur et d'une deuxième par Théodore Juste. 2 vols. Bruxelles, C. Muquardt. 1876.

Oberbreyer. — Zur „Doctor-Frage". Ein Beitrag von Dr. Max Oberbreyer. Düsseldorf, Jacob Joseph Olbertz. 1876.

Paloschi. — Annuario Musicale Universale compilazione di Giovanni Paloschi. Milano, R. Stabilimento Musicale Ricordi. 1876.

Paulsen. — Til Begreberne af den frie Gjerning og Virksomhederne i den. Af Tobias Paulsen. I. & II. Bind. Kjobnnhavn, C. A. Reitzel. 1876.

Pfafferott. — Zur Frage der Amtsgerichte. Von H. Pfafferott. Berlin, Fr. Kortkampf. 1876.

Pierer. — Pierer's Universal-Conversations-Lexikon. Neuestes encyklopädisches Wörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten, Plänen und Illustrationen. 8. — 10. Halbband. Oberhausen und Leipzig, Ad. Spaarmann.

Pilgerfahrt. — Ein Spottgedicht in 18 Kapiteln von Tannhäuser dem älteren. Zürich, Verlags-Magazin. 1876.

Ratzel. — Städte- und Culturbilder aus Nordamerika. Von Friedrich Ratzel. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

Revue. — Revue de France. Sixième année. No. 52. Avril. Paris, Bureaux de la Revue de France. 1876.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur 2c. 14.—15. Liefg. Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Ricordi. — Catalogo delle Pubblicazioni del R. Stabilimento Ricordi. Milano. 1875.

Rivista. — La Rivista Europea. Anno. VII. — Vol. II. — Fasc. II. — 1° Aprile 1876. Firenze. 1876.

Röseler. — Nordische Eichen. Meinec Heimath Chronik in Dichtungen von Wilhelm Röseler. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1876.

Saar. — Angebetete Elisabeth! Lustspiel in einem Act von Carl Saar. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung.

Sammlung. — Sammlung gemeinnütziger populärwissenschaftlicher Vorträge. 1. Heft. Die Nordpol-Expeditionen der Zukunft. Vortrag, gehalten von Carl Weyprecht. 2. Heft. Entdeckungen im Gebiete der geistigen Verrichtungen des Centralnervensystems. Vortrag, gehalten von Dr. Josef Raith. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Sammlung. — Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 244—248. Berlin, Carl Habel. 1876.

Schauenburg. — Hygieinische Studien über die Sonntagsruhe. Von Dr. C. Hermann Schauenburg. — Berlin, Theobald Grieben.

Schmidt-Cabanis. — Wenn Frauen lächeln. Humoristische Novelletten und Skizzen für und über die schönere Hälfte des Menschengeschlechts. Von Richard Schmidt-Cabanis. Mit 14 Holzschnitten. Berlin, Denicke's Verlag. 1876.

Schweiger-Lerchenfeld. — Unter dem Halbmonde. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker. Nach eigner Anschauung und Erfahrung geschildert von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. Jena, Hermann Costenoble. 1876.

Schweizerland. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame 2c. Lfg. 4. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Seyffarth. — Allgemeine Chronik des Volksschulwesens. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. 11. Jahrg. Gotha, Haendcke & Lehmkuhl. 1876.

Shelley. — Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Acten von Percy Bysshe Shelley. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, L. Rosner. 1876.

Smith. — Mohammed and Mohammedanism. Lectures delivered at the Royal Institution of Great Britain in february and march 1874. By R. Bosworth Smith, M. A. Second edition. London, Smith, Elder & Co. 1876.

Stand. — Der ärztliche Stand und das Publicum. Eine Darlegung der beiderseitigen und gegenseitigen Pflichten. Vierte unveränderte Auflage. München, Jos. Ant. Finsterlin. 1875.

Stöber. — Alsatia. Neue Beiträge zur elsässischen Landes-, Rechts- und Sittengeschichte, Sage, Sprache und Literatur. 1875—1876. Herausgegeben von August Stöber. (Mit Abbildungen) Colmar, E. Barth. 1876.

Stöber. — Einige Worte an die Freunde elsässischer Geschichte und Literatur über die zehn ersten Bände der Alsatia 1850—1874. Systematisches Gesammtregister derselben nebst Auszügen aus einigen Beurtheilungen und Inhaltsverzeichniß des Bandes 1875—1876. Colmar, E. Barth. 1876.

Traun. — Gedichte von Julius von der Traun. Dritte vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1876.

Wolffhügel. — Ueber die neue Wasserversorgung der Stadt München. Referat an den ärztlichen Verein von Dr. med. Gustav Wolffhügel. München Jos. Ant. Finsterlin. 1876.

AP
30
D4
Bd.7

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY